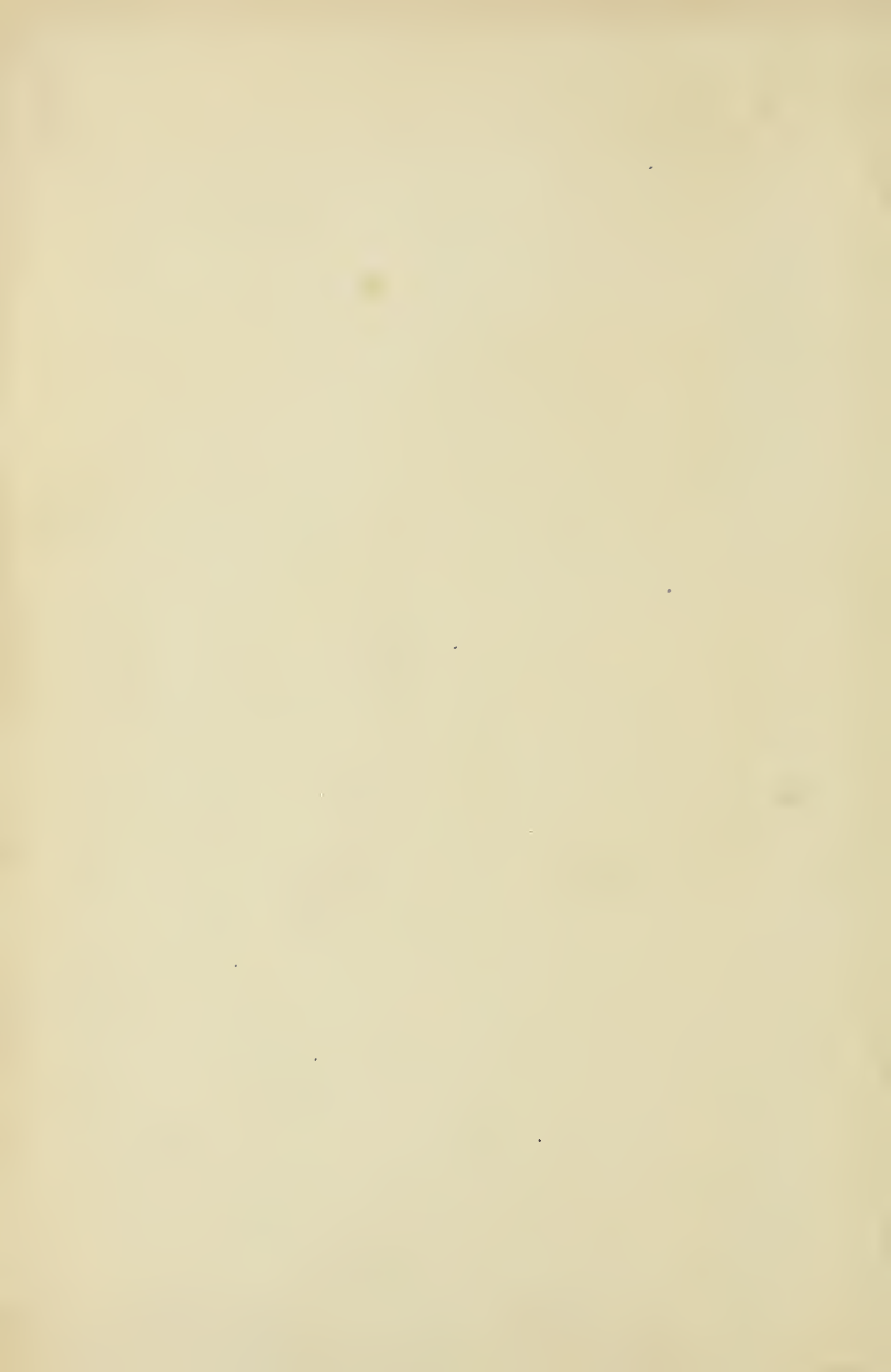
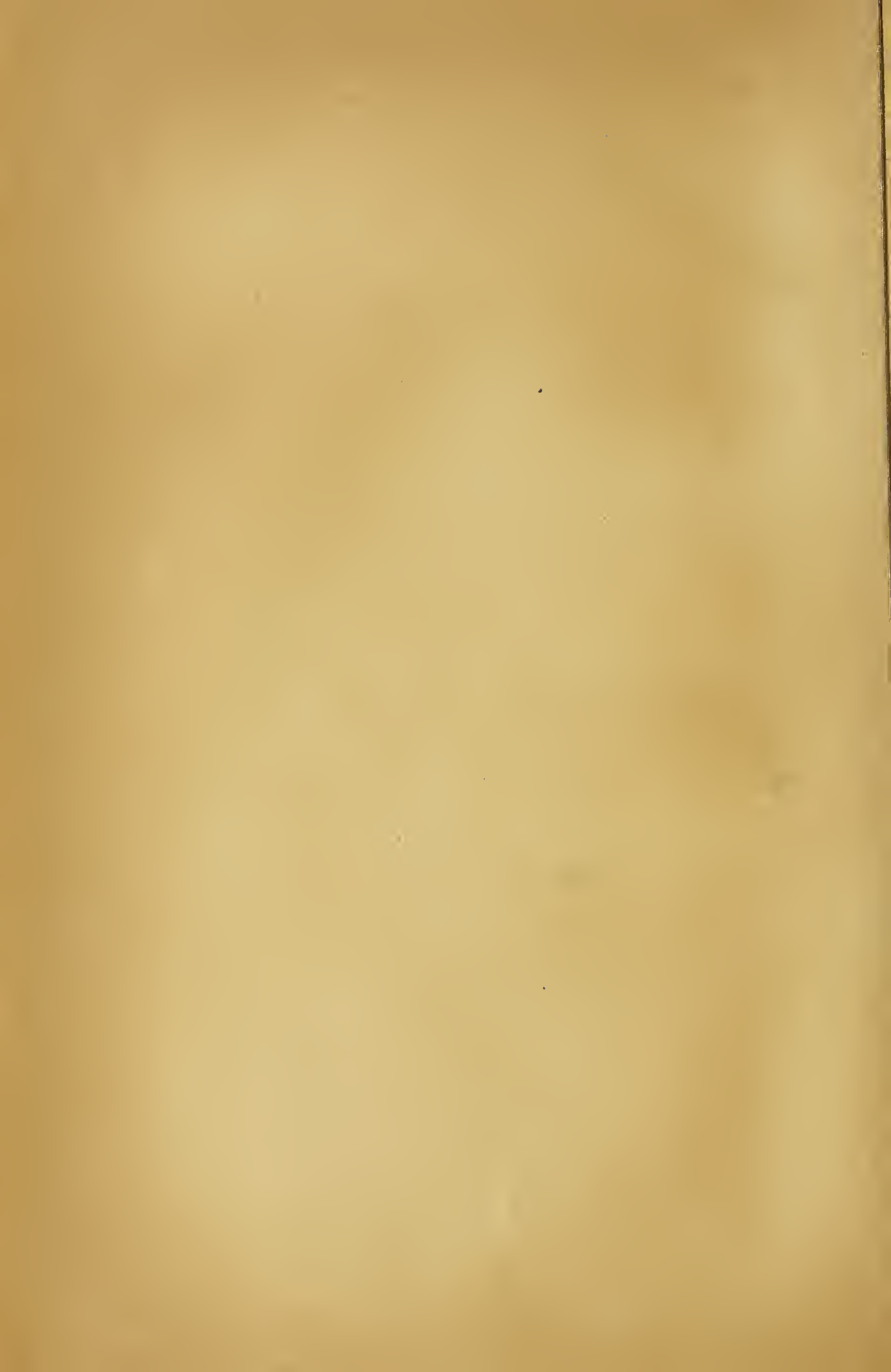




J. du Plessis
1922.





Allgemeine Evangelische Missionsgeschichte

Band III

Missionsgeschichte Afrikas

Gütersloh 1922
Druck und Verlag von C. Bertelsmann

Geschichte der evangelischen Mission in Afrika

von

Professor D. Julius Richter
Berlin-Steglitz.

Gütersloh 1922
Druck und Verlag von C. Bertelsmann

Seinem verehrten Mitarbeiter

Professor J. Du Plessis B.D.

dem fleißigen Erforscher der afrikanischen Missionsgeschichte,
dem treuen Freunde der deutschen Missionen in Süd-Afrika.



Inhalt.

Einleitung.

I. Die christliche Kirche und Afrika.

Der Apostel Paulus ist, zumal zu der Zeit, als er auf der Höhe seiner Missionswirksamkeit stand, von einem lebendigen Gefühl der Verpflichtung gegen die ganze Menschheit gewesen. „Griechen und Barbaren, Weisen und Unverständigen bin ich Schuldner" Röm. 1, 14. „Die Gnade ist mir von Gott verliehen, daß ich ein Priester Christi Jesu sei an der Menschheit im heiligen Dienst am Evangelium Gottes, damit die Menschheit werde eine Opfergabe, wohlgefällig, geheiligt im Heiligen Geiste" (ib. 15, 16). Es ist eine der großen Aufgaben der heimatlichen Missionspflege, die Christenheit unserer Tage wieder mit einem solchen Gefühl der Verpflichtung gegenüber der nichtchristlichen Menschheit zu erfüllen; nur dann wird ihr das Augenmaß aufgeschlossen für die Größe und Dringlichkeit der Missionsaufgaben, die ihr obliegen. Afrika allein stellt eine Missionsaufgabe von gigantischem Ausmaß: ein Erdteil dreimal so groß wie Europa, der von etwa einem Achtel der Menschheit bewohnt wird. Es ist in der Hauptsache dem letzten Jahrhundert vorbehalten gewesen, diese Aufgabe in Angriff zu nehmen, und dieses hat den Hauptteil der Arbeit unserem Jahrhundert hinterlassen. Was dem Anfang des 18. Jahrhunderts in Afrika vorausging, war einerseits ein großes und glänzendes Kapitel der alten Kirchengeschichte und andererseits ein in der Hauptsache gescheiterter Missionsversuch der katholischen Kirche zu Beginn der Neuzeit. Da es sich beide Male um im wesentlichen abgeschlossene Unternehmungen handelt, die für die afrikanische Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts sogar kaum als Wegebahnung oder Pfadfindung in Betracht kommen, werfen wir nur im Vorübergehen einen Blick auf sie.

1. Die Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten erfaßte in schneller Folge alle Länder um das Mittelmeerbecken.

Die Länder längs des Nordrandes von Afrika wurden in diese Entwicklung von Anfang an lebhaft hineingezogen. Gehörten sie doch damals durchaus in den einheitlichen Kulturkreis der Mittelmeervölker hinein, der den Kern des griechisch-römischen Weltreiches ausmachte. Ägypten hatte seit den ältesten Zeiten eine hervorragende und sehr tätige Rolle in dem Werden dieser Mittelmeerkultur gespielt und hat auch in jenen Jahrhunderten diese Bedeutung durch die überragende Stellung seiner Hauptstadt Alexandria behauptet. Und das eigentliche Nordafrika, Tunis, Algier, Marokko und Tripolis, war erstmalig durch die ausgedehnte punische Kolonisation und dann noch intensiver seit der Eroberung Karthagos 146 v. Chr. als römische Provinz in diese Entwicklung hineingezogen. Im Osten und im Westen waren es zwei Städte, Alexandrien und Karthago, von denen aus die Lebensströme der Mittelmeerkultur sich über Nordafrika ergossen. Der Aktionsradius, der von ihnen aus umfaßt wurde, reichte in beiden Fällen außerordentlich weit. Von Alexandrien aus folgte er in der Hauptsache dem Flußlaufe des Nil stromaufwärts bis zu den wildzerrissenen Alpenländern von Habesch in seinem Quellgebiete. Das schmale, überaus fruchtbare Niltal bis zu den ersten Katarakten bei Assuan war der Haupt- und Stammsitz dieser Kultur; jenseits davon im Süden entstand eine zweite, oft Äthiopien, genannte Kulturprovinz mit Meroë als Mittelpunkt, ein selbständiges Reich auf nubischem Volksgrund und mit dem Nubischen als Volkssprache, in seiner Kultur eine Tochterprovinz der ägyptischen. Noch weiter hinauf in den Bergen kam man zu einer uralten Einwanderer- oder Siedlerzone der Semiten, die bis in vorgeschichtliche Zeit hinein in lebhaftem Verkehr mit den öden gegenüberliegenden Landschaften Arabiens gestanden haben, so daß sogar die wohl irrige Vermutung aufgestellt ist, in den abessinischen Alpen sei die Urheimat der Semiten zu suchen. Jedenfalls entstand dort oben in den Bergen eine dritte Kulturprovinz, Abessinien, die den Anschluß an Alexandrien suchte und pflegte. Am Gestade des Mittelmeeres kam im Westen eine vierte Kulturprovinz dazu, die Kyrenaika oder Pentapolis, politisch zwar zu Kreta gehörig, aber kulturell im Lebenszusammenhang mit Unterägypten. Das war der ägyptische Kulturkreis mit Alexandrien als Hauptstadt und Lebensmittelpunkt. Die Gliederung war nicht ganz so einfach in der Africa proconsularis, weil hier eine langhin gezogene Küste von den öden, menschenleeren Syrten im Osten bis über die Säulen des Herkules hinaus an der atlantischen

Küste im Westen zahlreiche Häfen und damit Anknüpfungspunkte für den Weltverkehr bot. Doch stand Karthago beherrschend im Mittelpunkte, und je nach der näheren oder weiteren Entfernung von dieser Hauptstadt stufte sich das Kultur- und Staatsleben, später auch das kirchliche Leben ab. Die eigentlichen Kulturprovinzen waren Africa proconsularis, in der Hauptsache das heutige Tunis, dichtbevölkert, überaus fruchtbar, lachend und blühend wie ein Garten; durch einen lebhaften Handelsverkehr und gute Militärstraßen mit ihm verbunden, lag dahinter Numidien, das sich schon in die Täler des Atlasgebirges hinein erstreckte. Von Mauretanien im fernen Westen war in der Hauptsache nur der schöne, reiche, aber schmale Küstenstreifen zwischen den Schneeketten des Atlas und dem Mittelmeer in die Kulturentwicklung hineingezogen. Diese beiden großen Kirchenprovinzen, mit Alexandrien und Karthago als ihren Hauptstädten, sind geradezu mit die Hauptsitze der alten Kirchengeschichte gewesen. Pantänus, Clemens Alexandrinus, Origenes und Kyrill von Alexandrien in Ägypten, Tertullian, Cyprian und Augustin in Karthago und Nordafrika waren leuchtende Sterne ersten Ranges. Und die Ausbreitung der christlichen Kirche ging in beiden Provinzen überraschend schnell von statten, wiewohl wir bei dem Mangel an zuverlässigen Einzelnachrichten nicht in der Lage sind, sie im einzelnen zu verfolgen. Ägypten und Africa proconsularis gehörten am Anfang des vierten Jahrhunderts zu den am intensivsten christianisierten Teilen der alten Welt. Von Ägypten war sicher schon im dritten Jahrhundert das Evangelium nach Äthiopien, im vierten nach Abessinien vorgedrungen. In Nordafrika nahmen schon 220 an einer Synode in Karthago 70 Bischöfe teil; für das Jahr 310 lassen sich etwa 250 und für die Zeit um 410 ungefähr 600 Bistümer im römischen Afrika berechnen. Allerdings mit der Mitte des 5. Jahrhunderts hatten die ägyptische wie die afrikanische Kirche den Höhepunkt ihrer Blüte überschritten. In Ägypten begannen seit dem Konzil von Chalcedon die kirchenpolitischen Streitigkeiten und Gegensätze zwischen den orthodoxen Melkiten, der kirchlich-kaiserlichen Regierungspartei, und den monophysitischen Nationalisten. Und Nordafrika wurde erst durch das donatistische Schisma Jahrzehnte hindurch bis in den Grund erschüttert und zerrissen. Dann folgte 439 die Eroberung des Landes durch die arianischen Vandalen und mit ihnen nicht nur eine bittere Verfolgung der orthodoxen Kirche, sondern auch eine gewissenlose Ausplünderung des Landes durch die allzu schnell erschlaffenden und

entarteten Germanen. Als 533 Justinian durch seinen großen Feldherrn Belisar Nordafrika erobern und dem Byzantinischen Reiche eingliedern ließ, gab auch das nur ein kurzes Aufatmen. Und dann folgte in den Jahrzehnten nach Mohammeds Tod der unwiderstehliche Siegeslauf der moslemisch-arabischen Beduinenhorden, die Nordafrika von der Sinaihalbinsel im Osten bis zu den Säulen des Herkules im Westen durchfegten und ihrer Herrschaft unterwarfen. Seitdem ist Nordafrika unter dem drückenden Joche der arabisch-islamischen Herrschaft begraben. Die christlichen Kirchen sind in Nordafrika ganz, in Ägypten bis auf dürftige Reste untergegangen. Dieser Verlust zweier der größten und blühendsten Kirchenprovinzen ist der schwerste Schlag, der die christliche Kirche in ihrer langen Geschichte betroffen hat. Man hat, soweit die lückenhaften Quellen dazu Gelegenheit geben, Untersuchungen angestellt, wie der Untergang der ägyptischen und nordafrikanischen Christenheit zu erklären sei. Ist es doch ein längst widerlegtes Vorurteil, daß die siegreichen Mosleme den Unterworfenen nur die Wahl zwischen dem Islam und dem Tod gelassen hätten. Es sind überhaupt nur von einzelnen Herrschern und in einzelnen Perioden gewaltsame Bekehrungsmethoden angewandt. Die Juden haben sich auch in Tunis, Algier und Marokko trotz aller Bedrückungen mit einer erstaunlichen Zähigkeit behauptet. Und auch die Armenier und die kleinasiatischen Griechen haben überwiegend ihr Volkstum und ihre nationale Kirche trotz aller Verfolgungen bis in die Gegenwart hindurchgerettet. Warum ist das Christentum in den Ländern eines Tertullian und Augustin fast vollständig zugrunde gegangen? Daran ist wohl außer dem Vernichtungswillen der Feinde und der innern Haltlosigkeit und Zerfahrenheit der christlichen Volksmassen die eigentümliche soziale Schichtung der Bevölkerung schuld gewesen. Das Christentum hatte seinen Halt in der griechisch-lateinischen Oberschicht, die seit der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts eingewandert war; sie bildete die städtische Bevölkerung mit ihren verfeinerten Kulturinteressen, mit Theater und Akademie, mit ausgedehntem Handel, die Soldaten und Beamten bis in die abgelegenen Landstädte, vor allem auch die Großgrundbesitzer, in deren Händen weitaus der größte und wertvollste Teil der Ländereien war. Dem oberflächlichen Beobachter bot sich Nordafrika als griechisch-römische Kulturprovinz. Griechisch und lateinisch waren auch die Sprachen der Verwaltung, des Handels, der Kirche, der literarischen Bestrebungen. Nordafrika war fast in demselben Umfang griechisch-

römische Kulturprovinz wie die westliche Kapkolonie heute englisch-burische. In diesen Kreisen wirkten und für sie schrieben Tertullian, Cyprian und Augustin. Allein immerhin bildeten sie nur eine zahlenmäßig wohl nicht sehr starke Oberschicht. Darunter lag zunächst und zwar wohl hauptsächlich überall in den Küstenstädten und in der breiten, fruchtbaren Ebene der Africa proconsularis und von Numidien eine breite punische Schicht, die von der alten, phönizischen Einwanderung her sich durch alle Stürme behauptet und sich anscheinend im Laufe der Jahrhunderte stark vermehrt hatte. Sie bildete wohl in der Hauptsache den Mittelstand und setzte sich aus Kleinhändlern, Handwerkern und selbständigen Bauern zusammen. Obwohl einige christliche Bücher in punischer Sprache verfaßt sind, hat es dem Anschein nach keine Bibelübersetzung im Punischen gegeben. Nur ausnahmsweise wurde punisch gepredigt. Es war eine ideale, aber schwer durchführbare Forderung, daß die Kleriker in Stadt und Land zweisprachig sein sollten. Der Erfolg war aber naturgemäß, daß das Christentum in diesen punischen Volkskreisen nicht so fest wurzelte wie in den lateinischen. Die donatistischen Wirren hatten wahrscheinlich dazu beigetragen, den Gegensatz der Landeingesessenen gegen die lateinischen Herren zu betonen, und der soziale Gegensatz der schwer reichen, üppigen, lateinischen Landbesitzer und der verarmenden und zu Tagelöhnern herabsinkenden Kleinbauern brachte noch einen giftigen wirtschaftlichen Stachel dazu. Neben und hinter den Puniern saßen aber drittens in ihren Bergen und den weiten öden Steppen ungebrochen, freiheitsdurstig und stolz die Berber. Sie waren von der Küste und aus der lachenden, fruchtbaren Ebene verdrängt; auch in den Bergen wurde ihnen ein Tal nach dem andern, eine Quelle nach der andern geraubt. Zu ihrer Christianisierung wurde kaum je ein ernstlicher Versuch gemacht. Kein Wunder, daß sie all den Entwicklungen und Verwicklungen, die sich da unten zu ihren Füßen in den Kreisen, die sie aus dem Lande ihrer Väter verdrängt hatten, nur immer in der Erwartung zuschauten, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um mit Sturm und Drang über ihre Bedränger herzufallen und sie aus dem Lande zu jagen. So war es ein langsamer, aber mit einer gewissen Notwendigkeit sich vollziehender Vorgang, daß sich die lateinischen Einwanderer nach Italien und Spanien verzogen, derselbe Prozeß der Muhadjirs, den wir immer wieder beobachten, wenn ein bisher unter türkischem Regiment stehender Landstrich diese Herrschaft

abschüttelt und die landeingesessene christliche Bevölkerung die Unabhängigkeit erringt, die moslemischen Herren aber abziehen. Die punischen Bauern und Kleinbürger hatten sich zwar spröde und langsam, aber doch im Laufe der Jahrhunderte in die lateinische und kirchliche Kultur eingelebt; sie taten das, wie die ägyptischen Fellachen auch an die neu ins Land gekommene arabisch-islamische, die ihnen im Grunde vielleicht näher stand. Und die Berber oben in ihren Felsenbergen sahen die neuen Herren gerade so ungern wie die früheren; sie nahmen unter dem Drucke der Verhältnisse jetzt nach Zeit und Umständen ebenso einen dünnen islamischen Firnis an wie früher einen lateinisch-christlichen; im Grunde blieben sie auch jetzt, was sie immer gewesen waren, die stolzen, freien Herren der Berge und Steppen. Von den entsprechenden Entwicklungen in Ägypten, Nubien und Abessinien haben wir in dem Buche: „Mission und Evangelisation im Orient", S. 253 ff. berichtet. Das Gesamtergebnis war niederschlagend; der Bankrott einer kirchengeschichtlichen Entwicklung eines halben Jahrtausends.

Wir fragen, wie weit denn wohl das Christentum in der vormoslemischen Zeit in Afrika vorgedrungen sei, bezw. ob von diesen gewaltsam von dem Leibe der christlichen Kirche abgetrennten und zur Verkümmerung verurteilten Gliedern eine ähnliche weitausgreifende Missionstätigkeit zu berichten sei wie von der unter ähnlich schwierigen Verhältnissen lebenden nestorianischen Kirche in Süd- und Hochasien. Auch diese Frage muß wahrscheinlich verneint werden. Es scheint, daß von Abessinien aus das Christentum zu Zeiten noch weiter in das Herz Afrikas vorgedrungen ist; man glaubt speziell in der Landschaft Kaffa alte Spuren davon aufweisen zu können. Vielleicht ist auch auf den uralten Karawanenstraßen durch die Sahara ab und an ein versprengtes Samenkorn bis in den Sudan geflogen. Man will im mittleren Nigergebiet einige uralte Kirchenruinen aufgefunden haben. Im ganzen erwiesen sich die Sandwüsten der Sahara im Westen und die Sümpfe und Urwälder in dem weiten Stromgebiete des Bahr el abiad und des Bahr el Ghazal im Osten als eine undurchlässige Isolierschicht, welche in der Hauptsache die zum Mittelmeergebiete und der Alten Welt gehörigen nordafrikanischen Küstenländer von Mittelafrika absperrten. Das Afrika südlich der Sahara und der Sümpfe des oberen Nil ist aber ein Afrika ungleich verschiedener von dem Kleinafrika von Tunis und Algier, als etwa das angelsächsische Nord- oder das spanisch-portugiesische

Mittel- und Südamerika verschieden ist von Europa. Es ist eine andere Welt.

2. Es gehörte zu dem Verhängnis, das die Aufrichtung der islamischen Weltreiche über das christliche Abendland gebracht hatte, daß nicht nur die alte christliche Kulturwelt um das Mittelmeer herum mitten entzweigerissen und dadurch die durch alle natürlichen Verhältnisse und eine jahrtausendelange Entwicklung aufeinander-angewiesene Nord- und Südhälfte der Mittelmeerländer voneinander getrennt wurden; obendrein wurde das christliche Abendland von der ganzen übrigen Welt und Menschheit durch unübersteigliche Grenzwälle undurchdringlicher, feindlicher moslemischer Länder getrennt. Das christliche Abendland hatte durch Dreivierteljahrtausend wie auf einer Insel isoliert zu leben. Selbst die dürftigste Kenntnis der übrigen Welt ging in diesen Zeiten der Abschnürung verloren; sogar der Name Mohammeds war jahrhundertelang abhanden gekommen. Da brachte das Zeitalter der Entdeckungen und Eroberungen die Sprengung dieser Fesseln. Die Türen in die Weiten der Welt wurden wieder aufgetan. Durch die abenteuernden, immer planmäßiger unternommenen Entdeckerfahrten des Prinzen Heinrich des Seefahrers von 1418 ab wurde ein Stück der afrikanischen Küste nach dem andern erforscht, bis 1486 Bartolomeo Dias das Kap der Guten Hoffnung umschiffte und Vasco da Gama 1498 den Seeweg nach Ostindien entdeckte. Von den neuen Welten, die so durch eine lange Reihe glänzender Eroberungen in schneller Folge aus dem Dunkel auftauchten, lag ja am nächsten Afrika, und man hätte demnach meinen sollen, daß sich ihm in erster Linie die Aufmerksamkeit zuwenden werde. Das war aber nicht der Fall. Die ungleich reicheren Schätze, welche die Tropenprodukte Indiens oder die Gold- und Silbergruben Amerikas in Aussicht stellten, und die öden Küsten, die feuchtheißen, pfadlosen Urwälder, die Unkultur der Bewohner sowie die anscheinende Armut der Länder verschoben die portugiesischen Kolonialinteressen zu Ungunsten Afrikas teils nach dem indischen Osten, teils nach dem amerikanischen Westen. Afrika wurde in der Hauptsache stiefmütterlich beiseite gelassen. Es waren nur zwei afrikanische Gebiete, welche die Portugiesen stärker anzogen, das Königreich Kongo an der Mündung des Kongostromes als Hauptausfuhrgebiet der in immer größeren Massen in den amerikanischen Pflanzungen und Bergwerken gebrauchten Sklaven, und das „Goldland" des „Goldkaisers Monomotapa" im Hinterlande von Sofala,

von dessen Goldreichtum man sich phantastische Hoffnungen machte. Wie überall in der portugiesischen Kolonisation, so ging auch bei diesen fragwürdigen afrikanischen Kolonialunternehmungen die kirchliche Mission Hand in Hand mit der kolonialen Ausbreitung. So wurden das 16. und 17. Jahrhundert eine erste christliche Missionszeit für das „dunkle" Afrika. Leider ist sie über sporadische Anfänge nicht hinausgekommen. Weitaus die wichtigste dieser katholischen Missionsunternehmungen war die im Königreiche Kongo.[1]) Im Jahre 1482/3 entdeckte Diego Kam im Auftrag König Johanns II. (1481—1495) die Mündung des Kongostromes, oder wie er damals meist hieß, des Zaire, und zog Nachrichten ein über das südlich davon gelegene barbarische Königreich Kongo mit seinen Provinzen Tembu (der Königsprovinz mit der Hauptstadt, die später den Namen San Salvador erhielt), Sogno (an der Kongomündung), Bamba, Sundi und Inkussu. Schon im folgenden Jahre 1485 wurde hier eine portugiesische Staatsmission eingerichtet, die bald große äußere Erfolge erzielte. Die Negerkönige, ein Johann, Alfons, Dom Pedro, Diego, Alvaro, waren froh, mit der Weltmacht Portugal in ein nahes Verhältnis zu treten und dessen Kultur auf ihr Land zu übertragen. Sie traten mit ihrem Hofe zum Christentum über, und ihre Untertanen folgten freiwillig oder gezwungen in Scharen ihrem Beispiele. Bald hörte man unter diesen Negern viel von allen Klassen des portugiesischen Adels, von Doms, Marquis, Grafen, Fürsten usw. Dabei bestanden Vielweiberei und Sklaverei ungescheut weiter. Die Basis der Handelsbeziehungen Portugals mit dem Lande war ein schwunghafter Sklavenhandel, an dem sich auch die Missionare und Geistlichen beteiligten. Man trug kein Bedenken, das neue Kloster der Jesuiten in San Paolo di Loanda mit 12000 Sklaven auszustatten. Bastian (Ein Besuch in San Salvador, Bremen 1859) schreibt darüber bitter: „Wie trefflich die Priester die ihnen gewordene Aufgabe der Bekehrung verstanden, bewiesen sie besonders zu der Zeit, wo die Regierung die regelmäßige Menschenausfuhr nach Brasilien betreiben ließ. Wenn die geraubten Sklaven in die Bote geschmiedet wurden, um in fremden Landen ein qualvolles Dasein hinzuschleppen, saß der fromme Bischof von Loanda auf dem

[1]) AMZ. 1888, S. 201. 257. 324. 373. 410. 460: Die katholischen Kongomissionen. Noble, Redemption of Africa. New York 1899. Bd. I, S. 360—419. Schwager, Die katholische Heidenmission der Gegenwart. Heft 2: Afrika. Steyl 1908.

jetzt noch erhaltenen Steinsitze am Ende der Werft und garantierte ihnen durch seinen apostolischen Segen die unaussprechliche Seligkeit einer Zukunft, wogegen die kurze Prüfungszeit auf Erden nicht in Betracht kommen konnte. Die armen Neger verstanden freilich nichts von der Zeremonie, als daß ihnen durch den Fetisch des weißen Mannes jetzt auch ihre letzte Hoffnung, nach dem Tode in ihre Heimat zurückzukehren, genommen sei; aber ihre Namen standen in dem von der Gesellschaft de propaganda fide dem römischen Statthalter eingeschickten Berichte, um von demselben bei St. Peter seinerzeit beglaubigt zu werden." Der Aberglaube wucherte trotz des christlich-portugiesischen Kulturfirnisses weiter. Die einzige beständig unterhaltene Missionsstation scheint die Hauptstadt San Salvador gewesen zu sein; im übrigen wurden im Lande nur gelegentliche Reisen zu massenhaften Taufen u. dgl. unternommen. Als ein Jahrhundert später die portugiesische Weltherrschaft bis in den Grund erschüttert war und selbst die Herrschaft in Indien nur noch mit Mühe aufrecht erhalten wurde, trat das Kongoreich in den Hintergrund des kolonialen Interesses. Es wurden zwar zwei Strafzüge zur Aufrechterhaltung des portugiesischen Prestiges unternommen, durch denjenigen zu Ende des 16. Jahrhunderts wurde das Kongoreich gedemütigt und San Paolo di Loanda als Küstenstützpunkt Portugals gegründet, durch den zweiten, 1660, wurde der König Antonio völlig besiegt, aber dann das Land einer trostlosen Anarchie überlassen. Inzwischen hatten 1645 die Kapuziner die arg vernachlässigte Staatsmission übernommen und führten sie noch ein halbes Jahrhundert (bis 1703) weiter. Sie suchten wirklich religiös und missionarisch zu arbeiten und legten endlich auch in den Provinzen Missionsstationen an. Um sich aber bei Hofe und bei den „Grafen" in den Provinzen zu behaupten, griffen sie zu kleinlichen politischen Intrigen; die Einehe suchten sie den „Grafen" dadurch schmackhaft zu machen, daß sie ihnen Frauen aus „königlichem" Geschlecht besorgten. Sklavenhandel durfte nur mit katholischen Händlern, nicht mit den Häretikern (den Holländern und Engländern!) betrieben werden. Mit solchen Mitteln war die Mission nicht wieder hoch zu bringen. Staat und Kirche gingen miteinander unter. Von dem Christentum sind nur ein paar als Fetische und Amulette gebrauchte Kreuze übrig geblieben. Im Jahre 1698 faßte der ehrliche Zuchelli sein Urteil so zusammen: „Der Jammer ist groß. Da ist weder Ehre noch Reputation, weder Wissen noch Gewissen, weder Glaube noch Gottes Wort, weder Staat

noch Familie, kein Regiment oder Zivilisation, keine Zucht oder Scham, kein Anstand oder Rechtschaffenheit, keine Gottesfurcht oder Seeleneifer: man kann von ihnen nur sagen, daß sie getaufte Heiden sind, die eben nur diesen Namen, aber nichts von seiner Kraft haben. Dem Lande, dem Volke, der Mission droht gänzlicher Untergang. Da ist keine Weisheit, keine Vernunft, keine Politik, kein Rat; niemand kümmert sich um das Gemeinwohl. Bürgerkriege, Feindschaft, Mord, Raub, Aberglauben, Teufelswerk, Blutschande und Ehebruch sind des Volkes und seiner Fürsten Tugenden." So endete ein vielgerühmtes, im Grunde trostloses Kapitel älterer katholischer Missionsgeschichte in Afrika. — Schon 1550 wurde auch die Mission in Angola begonnen. So hieß später das Land der Ambundus (a-Mbundu) zu beiden Seiten des Kuanza, von dessen zahlreichen Häuptlingen sich damals einer zum Ngola, d. h. König, aufgeschwungen hatte, daher der Name. Den ersten Missionsversuch machten die Jesuiten; er scheiterte an der heidnischen Hartherzigkeit des Ngola, der die Mission nicht aufkommen ließ und die Missionare wie Gefangene und Sklaven hielt, bis sie elend dahinstarben. — Im Jahre 1591 wurde das Bistum San Salvador gegründet, zu dem außer dem Kongoreiche auch Angola und Benguella gehörten. Im Jahre 1576 war von den Portugiesen St. Paolo di Loanda, der Hauptort an der Küste von Loanda, besetzt und wurde allmählich zum Hauptstützpunkt der portugiesischen Herrschaft und auch der Mission an dieser Küste. Leider herrschte auch hier der Sklavenhandel durchaus vor. Nach einem an den König Philipp von Spanien erstatteten Bericht von 1592 wurden von 1575—1591 52000 Sklaven von Angola nach Südamerika verschifft. Benguella war von 1620—1753 missionarisch besetzt. Als Livingstone auf seiner ersten großen Reise (1854) in jenes Gebiet kam, freute er sich, diese Mission noch einigermaßen im Gang zu finden. „Es ist ganz erstaunlich, wieviele lesen und schreiben können. Das ist die Frucht der Arbeit der Jesuiten- und Kapuziner-Missionare. Seit der Vertreibung dieser Lehrer durch Marquis Pombal (1759) haben die Eingeborenen fortgefahren, sich selbst zu unterrichten. Jene Lehrer werden aber noch immer in hohen Ehren gehalten. Jedermann spricht gut von ihnen. Ich hätte nur wünschen mögen, diese Mitchristen hätten es als ihre Pflicht empfunden, den Leuten die Bibel zu geben, um ihres Fußes Leuchte zu sein, nachdem die Lehrer selbst gegangen waren."

Von 1525 an haben die Katholiken, deren Führung auch hier bald die Jesuiten übernahmen, ein Jahrhundert hindurch (bis 1633) Abessinien heiß umworben, um diese entartete schismatische Kirche für Rom zu gewinnen. Der erste in das Land gekommene Katholik, Bermudes, ließ sich abessinisch ordinieren und wurde Abuna. Die Portugiesen retteten 1540 das Reich des Negus vor dem übermächtigen Ansturm der Mosleme, hatten dafür aber Unterwerfung unter den Papst gefordert, die ihnen auch zugesagt war. Deshalb kamen 1541 die Jesuiten in das Land. Einige Negus, wie Zadanghel (1624), Susneus (Segued) und Basilides begünstigten den Romanismus, zu dem sie selbst übertraten. Sie machten den fanatischen und unnachsichtigen lateinischen Patriarchen Mendez, zum Erzbischof. Um so heftiger war nun aber die nationale Reaktion; Bürgerkriege und Revolutionen erschütterten das Land. Schließlich vertrieb Basilides 1633 die Jesuiten und stellte die nationale Kirche wieder her. Spätere Missionsversuche der römischen Katholiken schlugen fehl.

Von 1560—1773 unterhielten die Jesuiten auch eine Mission im portugiesischen Ostafrika, in den Ländern zwischen dem Limpopo und Sambesi, wo damals Monomotapa (Mwenema-tapa) ein großes Reich aufgerichtet hatte. Hier hatten die Portugiesen bald nach der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien (1498) angefangen, ihre Herrschaft wenigstens in den arabischen Küstenstädten aufzurichten und hatten in Sofala und Kilwa (1505), später in Mozambique (1507) Flottenstationen und Stützpunkte ihrer Herrschaft angelegt. Wie überall ging auch hier die Aufrichtung der politischen Herrschaft Hand in Hand mit der Einrichtung des kirchlichen Betriebes. In den Küstenstädten wurden Kirchen und Klöster gebaut und mit Mönchen verschiedener Missionsorden besetzt. Der Herrschaftsbereich dieser Forts reichte aber meist nicht viel über ihre Mauern hinaus. Nur im Süden, im Hinterlande von Sofala, bemühte sich die portugiesische Kolonisation ernstlich, weiter vorzudringen, weil man phantastische Vorstellungen von dem Goldreichtum des Manika- und Maschonalandes oder, wie es damals hieß, des „Kaiserreiches" des „Monomotapa"[1]) hatte. Im Jahre 1531 wurde Sena am Sambesi, 1544 Kilimane an der Sambesimündung, Inhambane und Lourenzo

[1]) Dr. Kilger, Die erste Mission unter den Bantustämmen Ostafrikas. Münster 1917. — A. Wilmot, Monomotapa (Rhodesia), monuments and history. London 1896. — Theal, Portuguese in South Africa. — Hall, Prehistoric Rhodesia.

Marques an der Delagoa-Bai besetzt. Im Jahre 1560 kamen die beiden Jesuiten, Pater Gonzalo da Silveira und Frater Fernandes, an den Hof des Monomotapa. Sie tauften den „Goldkaiser“ nebst seiner Mutter und einigen hundert Stammesgenossen nach ungenügender Vorbereitung. Monomotapa nahm als Christ den Namen Sebastian an. Kurze Zeit darauf brach, wohl durch Intrigen von moslemischen Händlern, welche die unbequeme Konkurrenz der Portugiesen mit Gewalt zu beseitigen bemüht waren, ein Streit zwischen dem König und den Missionaren aus, und da Silveira wurde grausam hingemordet. Auch im näheren Hinterland von Inhambane waren inzwischen fast 1000 Eingeborene getauft. Trotzdem verließ 1562 Fernandes entmutigt das Land. Den Portugiesen war es vielleicht ganz erwünscht, daß sie wegen der Ermordung Silveiras einen Rachezug gegen den Monomotapa unternehmen konnten. Denn eben damals betrieb der romantische König Sebastian von Portugal den abenteuerlichen Plan, in Südafrika ein großes Kolonialreich zu gründen, das mit Mexiko und Peru rivalisieren sollte. Der frühere Generalgouverneur von Indien, Fr. Bareto, kam 1570 an der Spitze einer großen Expedition nach Mozambique und rückte nach sorgfältigen Vorbereitungen 1578 über Sena nach dem Maschonalande vor. Er stieß indessen durch Klimakrankheiten und Verpflegungsnöte auf so große Schwierigkeiten, daß er sich unverrichteter Sache zur Rückkehr entschließen mußte. Die Jesuiten hielten Mozambique, den Hauptstützpunkt der Portugiesen in Südostafrika, bis zu ihrer Austreibung aus dem ganzen portugiesischen Weltreiche unter Marquis Pombal (1769) besetzt. Neben ihnen traten 1586 die Dominikaner in Sofala ein; ihr erster Priester war Joao dos Santos; auch sie suchten vor allem Beziehungen zu dem Karanga-Häuptlinge oder „Monomotapa“ anzuknüpfen. Die Portugiesen suchten intrigant ihre Herrschaft dadurch zu befestigen, daß sie sich in die unablässigen Erbfolgestreitigkeiten und Eifersüchteleien um die Herrschaft mischten. Es gelang den mit ihnen Hand in Hand arbeitenden Dominikanern, einen dieser Häuptlingssöhne katholisch zu erziehen, zum Dominikanermönch zu machen und sogar zum Doktor der Theologie zu promovieren. Ein anderer wurde bei seinem Regierungsantritt (1652) feierlich getauft. Allein da die portugiesische Herrschaft in den Gebieten südlich des Sambesi auf schwachen Füßen stand und um 1760 gänzlich zusammenbrach, vermochte ihr auch diese zweideutige Kirchenpolitik keinen Rückhalt zu geben. Es muß übrigens im Maschona-

lande zu Zeiten eine zahlreiche christliche Gemeinde gegeben haben; und man setzte auf sie um so größere Hoffnungen, als die dortigen Eingeborenen einen besonders starken Einschlag von asiatischem Blut zu haben schienen. Aber die Hoffnung hielt nicht stand. Besetzt blieben Mozambique (1610—1759) und Tete; vielleicht reichte die Mission den Sambesi hinauf bis in das heutige Barotse-Land. Leider ist von ihr, außer den romantischen Anfängen, wenig bekannt. Livingstone konnte bei seiner ersten Reise am Sambesi (1856—1860) nur noch einige Kirchen- und Stationsruinen feststellen.

Auch die Kapuziner haben, außer am Kongo, noch einige andere Missionen in Afrika angefangen; so auf den Kap-Verde-Inseln seit 1636, in Benin seit 1646, in Loango seit 1649; aber auch über diese Missionen ist wenig bekannt. Und dauernde Spuren haben sie nicht hinterlassen. Sie stützten sich auf die portugiesische Kolonisation — und gingen mit ihr unter.

Was als Rest dieser beträchtlichen katholischen Missionsperiode auf unsere Zeit gekommen ist, ist nicht viel: Die Afrika im Westen vorgelagerten Inselgruppen der Azoren, der Kanarischen und der Kapverdischen Inseln sind von den Portugiesen kolonisiert und christianisiert. In den portugiesischen Besitzungen in Westafrika, Kabinda (nördlich von der Kongomündung) und Angola, wird in den Küstenstrichen vielfach noch portugiesisch gesprochen oder wenigstens verstanden, und so weit wie diese Sprache reicht meist auch der Einfluß des Christentums, das von einem verwahrlosten einheimischen Weltklerus dürftig gepflegt wird. Man zählt etwa 85000 Katholiken. Auf der Insel San Thomé, wo schon 1534 ein Bistum eingerichtet wurde, nebst der Nachbarinsel Principe, scheint die Mehrzahl der Bevölkerung nominell katholisch zu sein; die Angaben schwanken merkwürdigerweise zwischen 48000, fast der Gesamtbevölkerung der Inseln, und 5000 Katholiken. In den Küstengebieten von Guinea, zumal an der Goldküste, in Togo, Dahome und Lagos haben sich in Verbindung mit dem Sklavenhandel und häufig als Träger desselben Gruppen portugiesisch sprechender, stark vernegerter Familien erhalten, deren dürftiger Katholizismus sich oft kaum noch vom Fetischismus unterscheidet. Immerhin boten sie für die in der Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende neue katholische Mission einen bequemen Anhaltspunkt.

Zu diesen von den Portugiesen besiedelten und mehr oder weniger oberflächlich katholisierten Gebieten kamen im 18. Jahrhundert im

Indischen Ozean die von den Franzosen kolonisierten und missionierten Inseln, das seit 1814 britische Mauritius, das seit 1649 französische Réunion und die Seychellen. Mauritius mit etwa 400000 Einwohnern trägt dank seiner früheren Zugehörigkeit zu Frankreich noch heute vorwiegend französisches und katholisches Gepräge; allerdings fast zwei Drittel seiner Bevölkerung, 260000, sind Hindu-Kuli, die aus ihrer Heimat die indischen Religionen mitgebracht haben und ein modernes Missionsobjekt sind. Aber unter den 111500 älteren Einwohnern zählen die Katholiken noch 60000 Anhänger. Auf der Insel Réunion hatten von 1658—1780 die Missionare des Vinzenz von Paul gewirkt und von den etwa 201000 Einwohnern eine beträchtliche Anzahl eingekircht. Aber um 1820 lagen nur noch vier altersschwache Priester der Seelsorge ob. Die kirchliche und Missionsarbeit ist seither von den Kapuzinern neu in Angriff genommen, sie rechnen 120000 zu den Ihren. Auf den Seychellen werden 18000 Katholiken gezählt.

Die neuere, umfassende katholische Missionsperiode setzt nach der protestantischen Mission ein, wird uns also erst am Schlusse beschäftigen.

3. Auch als mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts eine Kolonisationsperiode großen Stils[1]) einsetzte, an der sich nach und nach alle Völker Europas beteiligten, war Afrika, der nächstliegende Erdteil, der letzte der ernstlich in Angriff genommenen Kontinente. Süd- und Nordamerika und sogar das abgelegene Australien erlangten den Vortritt; Nordamerika und Australien boten im großen und ganzen so günstige Siedlungsbedingungen, daß dort Tochtererdteile Europas mit europäischen Kulturverhältnissen entstehen konnten. Die spärliche Bevölkerung von Ureinwohnern legte dem kein ernstes

---

[1]) Noble, The redemption of Africa. 2 Bde. New York 1899. — Parsons, Christus liberator. London 1905. — J. Stewart, Dawn in the dark continent. Edinburgh 1903. — Thornton, Africa waiting. London 1897. — Naylor, Daybreak in the dark continent. New York 1912. — Macdonald, Light in Africa. London. — Afrika in Wort und Bild, mit besonderer Berücksichtigung der evangelischen Missionsarbeit. Calw 1904. — H. Johnston, A. History of the Colonisation of Africa. New York 1905. — Latimer, Europe in Africa in the 19th century. Chicago 1895. — Nordenskiöld, Etnografiska bidrag af svenska missionarer i Africa. Stockholm 1907. — Gundert-Kurze, Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. 4. Aufl. Calw 1903. — Für die Geschichte der Kolonisation und der Aufteilung Afrikas unter die europäischen Mächte vgl. Darmstaedter, Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas. Bd. 1: 1415—1870. Berlin 1913.

Hindernis in den Weg, zumal sie, in zahlreiche Stämme zersplittert, politisch und wirtschaftlich widerstandsunfähig war. Das tropische Klima Süd- und Mittelamerikas erleichterte die Kolonisation nicht in gleichem Maße; zudem wohnten hier die Ureinwohner ungleich dichter und hatten es in verschiedenen Ländern zu einer ansehnlichen originalen Kultur gebracht. Die europäische Kolonisation setzte sich deshalb in der Hauptsache nur ringsherum in den Küstenprovinzen fest und hat erst in den letzten Jahrzehnten angefangen, mit intensiver Kulturarbeit in das weite Innere vorzudringen. Was ließ die europäischen Kolonialvölker über das näher gelegene und bequemer zu erreichende Afrika weggehen zu jenen ferneren Kontinenten? Afrika präsentiert sich dem Kolonisator von allen Seiten her unvorteilhaft. Im Norden breitet sich die ungeheure, fast menschenleere Sahara als ein selbst heute noch schwer zu überwindendes Verkehrshindernis. Längs der Ost- und Westküste ist das Tropenklima in hohem Maße ungesund; weite Gebiete, zumal in Westafrika, waren verschrieen als des „weißen Mannes Grab". Afrika ist im Vergleich mit andern Tropenländern, wie Indien, Holländisch Indonesien und selbst Südamerika weitaus der ungesundeste Erdteil. Nicht die reißenden und giftigen Tiere wie Löwen, Leoparden und Schlangen sind die größte Gefahr, sondern die Milliarden von Anopheles-Moskiten, die Tsetsefliege,[1]) die glossina palpalis, die Trägerin der Schlafkrankheit, der Guineawurm und andere Filarien, die Blutparasiten in Mensch und Tier; und alle diese Schädlinge scheinen im afrikanischen Klima die

---

[1]) Die Tsetsefliege (glossina morsitans) war schon lange bekannt als die Todfeindin der Rinder und Pferde und damit als einer der ärgsten Hemmschuhe der Kultur in allen von ihr heimgesuchten Gebieten Afrikas. Neuerdings wurde festgestellt, daß eine ihr nahe verwandte Fliegenart, die glossina palpalis, die Hauptüberträgerin der furchtbaren Schlafkrankheit ist, und daß sie sich von den beschränkten westafrikanischen Gebieten, in welchen sie von jeher einheimisch war, mit der durch die allgemeine Aufschließung des äquatorialen Afrikas herbeigeführten Freizügigkeit der Weißen und der Schwarzen, aber auch der großen und kleinen Tiere schnell und verhängnisvoll über fast das ganze Becken des Kongo und seiner Nebenflüsse, die Gestade des Viktoria Njansa und des Tanganjika-Sees und weite Gebiete von Uganda, Britisch- und Deutsch-Ostafrika ausgebreitet und überallhin die Schlafkrankheit verschleppt hat. Im Jahre 1913 mußte man weiter feststellen, daß in den Ländern um den Njassa-See die Tsetsefliege die Überträgerin auch der Schlafkrankheit ist und eine gefährliche Epidemie derselben hervorgerufen hat; ferner daß als Träger des tödlichen Gifts hauptsächlich das Großwild der afrikanischen Steppen in Betracht kommt, so daß man schon den fast undurchführbaren Vorschlag gemacht hat, um die Schlafkrankheit

günstigsten Lebensbedingungen zu finden und sich ebenso wie Heuschrecken, Wanderameisen u. dergl. ins Ungemessene zu vermehren. Dazu ist der Erdteil schwer zugänglich und ermangelt der natürlichen Wasserstraßen, an denen z. B. Amerika so reich ist. Die großen Ströme Afrikas sind meist durch Stromschnellen und Wasserfälle für die Schiffahrt unbrauchbar, und das fast überall unfern der Küste aufsteigende Bergland verschließt die dahinter liegenden Hochebenen. Schließlich schien auch der Erdteil im Vergleich zu den anderen arm an natürlichen Bodenschätzen zu sein; er bot dem auf schnellen Erwerb und großen Gewinn erpichten Abenteurer nur Gefahren, aber geringen klingenden Lohn.

Ungeheure Aufgaben hatte die europäisch-amerikanische Kulturwelt in Afrika zu lösen: die erdkundliche Erforschung des Erdteils, dreimal so groß als Europa; die Aufschließung des schwer zugänglichen Kolosses durch Land- und Wasserwege; die Erforschung und Überwindung der zahlreichen, das Leben der Weißen und der Schwarzen, der Menschen und der Tiere bedrohenden Krankheiten und Seuchen; die Beseitigung des trostlosen Kampfes aller gegen alle in den unablässigen Stammeskriegen; die Beseitigung vor allem des Sklavenhandels, dieses furchtbaren Aderlasses, durch den das Lebensblut der afrikanischen Völker in mitleidloser Selbstsucht vergeudet wurde. Dieser Kampf gegen den Sklavenhandel und die Sklaverei lief während des 19. Jahrhunderts parallel den mühsamen evangelischen Missionsversuchen, von der Missionsliebe getragen, von den Freunden der Missionssache gefördert, durch die Glaubens- und Liebeskräfte des evangelischen Christentums schließlich zum Siege geführt. Aber freilich in diesem Ringen mußten auch andere Kräfte eingesetzt werden als der Missionssache zu Gebote standen, starke philanthropische, weltwirtschaftliche und weltpolitische Faktoren mußten in Wirksamkeit treten. Immerhin ist die Überwindung des Sklavenhandels und der Sklaverei eine der größten und wertvollsten Leistungen der christlichen Kultur um Afrika. In einer Missionsgeschichte des Erdteils muß man ihrer deshalb gedenken.

---

im äquatorialen Afrika einzudämmen, dessen ganzen Wildreichtum zu vernichten. (Journal of Afr. Soc. 1913 Act., 23; Transact. of Soc. of Trop. Medic. and Hyg. 1913, IV. 4. JRM. 1914, 50.)

II. Die europäische Kolonisation und Afrika.

1. Dies große Kapitel afrikanischer Kulturgeschichte gliedert sich in zwei Hauptteile, den Kampf gegen den christlichen Sklavenhandel, hauptsächlich von Westafrika nach Amerika, und den Kampf gegen den islamischen Sklavenhandel, hauptsächlich in Ost- und Nordafrika.

Die erste große Verbindung zwischen Europa und Afrika knüpft sich an den Handel mit Negersklaven.[1]) Von den ältesten Zeiten sind Sklaven der Hauptausfuhrartikel Afrikas gewesen; sie begegnen uns in Scharen auf den altägyptischen Denkmälern; sie spielten eine Rolle im römischen Staatswesen, zumal in Rom selbst, in Unteritalien und in den nordafrikanischen Provinzen. Seit der Islam die Sklaverei religiös legitimiert hat, ist Afrika das Hauptversorgungsgebiet der ganzen Welt des Islam mit Sklaven gewesen und bis heute geblieben. Auch im christlich-abendländischen Kulturkreise galt es als selbstverständliches Recht, die Kriegsgefangenen und die Kriegsbeute an Männern, Frauen und Kindern zu Sklaven zu machen und als Sklaven zu verkaufen. So bürgerte sich die Anschauung ein, daß die afrikanischen Heiden von Gott dazu bestimmt seien, als Sklaven den weißen Herren zu dienen. Schon 1442, also im ersten Beginn des Zeitalters der Entdeckungen, fand in Lissabon ein Sklavenmarkt statt. Im Jahre 1452 ermächtigte Papst Nikolaus V. ausdrücklich den König von Portugal zum Handel mit Negersklaven. Als in Westindien und den verschiedenen Guyanas unter der barbarischen Behandlung der spanischen Kolonisatoren die schwachen Indianerstämme dahinschmolzen wie Schnee vor der Sonne, waren es auch Männer wie der edle Dominikanermönch Bartholomäus de las Casas, die Negersklaven zur Bearbeitung der Plantagen in Westindien und Südamerika einzuführen empfahlen. Seitdem kam die Sklavenausfuhr von Westafrika nach Amerika in größtem Stile in Schwung.

---

[1]) Clarkson, History of the abolition of the slave trade. New York 1836. 3 Bde. — Du Bois, Chronological conspectus of colonial and state legislation restricting the African slave trade. 1896. — Ingram, A history of slavery and serfdom. — Du Bois, The suppression of the African slave trade. — Warneck, Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Gütersloh 1889.

Es ist unmöglich, genaue Zahlen über die Millionen der verschleppten Neger anzugeben. Jahrzehnte hindurch sollen Jahr für Jahr 200 000 Neger exportiert sein; von einem Punkte im Nigerdelta sollen im ganzen 3 200 000 Neger ausgeführt sein. Allein in den Jahren 1680—1700 führten die Engländer 300 000 Sklaven aus (du Plessis, Christ. Miss. S. 29).[1]) Im ganzen befinden sich jetzt 12 Millionen Neger und 10 Millionen Mischlinge in Amerika, sie bilden ein Achtel der Gesamtbevölkerung des Erdteils. Alle Völker Europas waren darauf erpicht, an diesem äußerst gewinnreichen Sklavenhandel Anteil zu gewinnen. Die Küste Afrikas wurde von der Mündung des Senegal bis zu dem portugiesischen Angola hinunter mit einer Kette von Forts besetzt, die in der Hauptsache Sklavenmärkte waren. England riß den Hauptanteil dieses schändlichen Handels an sich. Aber auch als das kleine Kurbrandenburg das Fort Friederichsburg an der Goldküste gründete, war der eigentliche Zweck der Niederlassung Sklavenhandel. Um die entsetzlichen Verwüstungen dieses Handels in Afrika richtig einzuschätzen, muß man nicht nur die Hunderttausende in Rechnung setzen, die nach Amerika verschifft wurden, sondern auch die drei- bis fünfmal soviel Menschen, die in

[1]) Im Jahre 1737 wurde die amerikanische Einfuhr auf jährlich 200 000 Neger geschätzt; bis 1742 fiel sie auf 30 000, stieg dann aber bis 1747 wieder auf 100 000. In einer Provinz Brasiliens wurden in den Jahren 1746—1749 allein 173 000 Neger importiert. Bis 1730 ging der Sklavenhandel unter der Flagge Frankreichs, Spaniens und Portugals. Als diese Mächte sich dem von England in Anspruch genommenen Durchsuchungsrecht nicht entziehen konnten, flüchtete sich der illegitime Handel unter die Flagge der Vereinigten Staaten; diese gewährten erst am 7. Juni 1862 ein beschränktes Durchsuchungsrecht. Im 17. und 18. Jahrhundert hatten zwar alle europäischen Mächte sich an dem Handel beteiligt, England hatte sich aber mehr und mehr ein Monopol dafür gesichert; zwar die mit königlichem Freibrief für den Sklavenexport gegründeten Gesellschaften konnten sich gegenüber der „wilden" Konkurrenz nicht behaupten; seit 1688 wurde die Sklavenverschiffung freigegeben; im Jahre 1771 segelten 192 Schiffe von England nach Afrika und verschifften 47 146 Sklaven. In den Jahren von 1700—1786 wurden allein nach Jamaika 610 000 Sklaven gebracht. Dennis, Christian missions and social progress II, 285, Anm. 3; I, 136, Anm. 3. Nach Haiti wurden 1700—1789 wenigstens 900 000 Neger importiert. Im Jahre 1768 betrug die Ausfuhr von Afrika nach Amerika 97 000, 1793: 74 000. Man berechnet, daß nach Westindien auf englischen Schiffen im 18. Jahrhundert 2 130 000 Sklaven eingeführt sind. Im Jahre 1732 verhandelte Liverpool 22 720 Sklaven mit einem Reingewinn von 4 292 340 M. Warneck, a. a. O. S. 88. Anm. 3. Derartige Einzelzahlen lassen sich viele anführen. Vgl. Darmstaedter, Die Geschichte der Aufteilung Afrikas. 1913, S. 36/37 Anm.

den Sklavenkriegen und bei den Sklaventransporten um das Leben kamen, und den Umstand, daß die Sklavenhändler an der Küste ein Interesse daran hatten, das Inland nie zur Ruhe kommen zu lassen, weil der beständige Krieg aller gegen alle ihnen den regelmäßigen und reichlichen Sklavenzufluß sicherte.

Der Kampf gegen den Sklavenhandel kam langsam in Gang. Am ehesten hatte sich unter dem Einfluß der philanthropischen Strömung und der Anregungen William Penns und seiner „Freunde“ (der Quäker) in verschiedenen Staaten Nordamerikas der Widerspruch des christlichen Gewissens geregt. 1760 verbot Süd-Karolina die Sklaverei; aber Großbritannien genehmigte das betreffende Gesetz nicht. 1777 verbot der Staat Vermont die Sklaveneinfuhr durch die Grundrechte seiner Verfassung; 1778 folgten die übrigen Neuengland-Staaten und Maryland, 1789 auch Georgia. Im Jahre 1802 verbot Dänemark den Sklavenhandel nach seinen westindischen Kolonien. Aber weitaus die entscheidendsten Kämpfe fanden in England statt; sie wurden für die Beseitigung des christlichen Sklavenhandels entscheidend. Bis 1772 war es in England selbst Brauch gewesen, daß wohlhabende Familien Negersklaven besaßen; da ihnen vielfach in Westindien Plantagen gehörten, wurden von dort Sklaven auch nach England gebracht und z. B. in Liverpool offen auf dem Markte verhandelt. Es war ein erster Schritt zur Besserung, als 1772 eine Verfügung des obersten Gerichtshofes den Sklavenbesitz auf dem Boden Englands für ungesetzlich und damit alle sich damals auf dem Boden Englands aufhaltenden Sklaven für frei erklärte. Allerdings hatte das die unbequeme Folge, daß nun zahlreiche, ihren Herren entlaufene Sklaven sich als arbeitsscheue Bettler in den Straßen der englischen Städte, zumal Londons, herumtrieben, ein Antrieb, daß Granville Sharp und andere Philanthropen seit 1786 die Rückwanderung der englischen Neger nach Sierra Leone betrieben. Im Jahre 1785 hatte Will. Wilberforce eine aufrichtige Bekehrung erlebt und war von nun an bis zu seinem Tode, am 29. Juli 1833, der unermüdliche Vorkämpfer der Sklavenbefreiung. Es schien damals, als ob der erste große Sieg, das Verbot des überseeischen Sklavenhandels von Afrika nach den britischen Besitzungen in Amerika, schnell errungen werden sollte; denn die drei glänzendsten Redner und Staatsmänner jener Zeit, Pitt, Fox und Burke, traten dafür ein, und zumal der damals fast allmächtige Pitt interessierte sich lebhaft dafür. Zudem war durch die religiöse, philosophische und

kulturelle Atmosphäre der Aufklärung und des Deismus eine Stimmung für die „Menschenrechte" und für eine höhere Einschätzung des Naturlebens der Primitiven geschaffen, die sich in Jean Jacques Rousseaus idealistischen Träumereien und in den zeitgenössischen Reisebeschreibungen, zumal James Cooks und R. Forsters, glänzend empfahl. Die Ideale, die wenig später in der französischen Revolution sich mit Strömen von Blut durchsetzten, wirkten sich bei den praktischen, nüchternen Engländern wie in Reform der Gefängnisse und sonstiger Philanthropie, so in dem zum Teil mit Leidenschaft und hinreißender Beredsamkeit geführten Kampf gegen den Sklavenhandel aus. Andererseits allerdings standen große Interessen auf dem Spiele. Ein gut Teil des britischen Handels auf dem Atlantischen Ozean schien mit dem Sklavenhandel zu stehen und zu fallen. In Sklaven war in Westindien ein gut Teil englischen Vermögens gerade der führenden Familien, der Oberschicht, angelegt. Da diese Interessenten zugleich die Nachrichtenquellen über den Übersee-Transport der Sklavenschiffe in ihrer Hand hatten, ließ sich schwer ein beweiskräftiges Material über die Greuel des Sklavenraubs und aller mit dem Einkauf verbundenen Ungerechtigkeiten und über die Unmenschlichkeiten des Schiffstransportes beschaffen. Zudem stellte sich die von religiösen und humanitären Interessen wenig beeinflußte königliche Familie auf die Seite der Sklavenhändler. So mißglückte der erste Vorstoß im Parlamente 1789 trotz einer glänzenden $3^1/_2$ stündigen Rede von Wilberforce, und auch die folgenden Versuche in den Jahren 1795—1799 führten nicht zum Ziele. Im Jahre 1804 nahm Wilberforce den Kampf wieder auf, jetzt unter günstigeren Vorzeichen, weil die ungeheure Erregung der Napoleonischen Kämpfe das englische Volk bis in seine Tiefen aufgeregt hatte; nun war der Boden bereitet, der Widerstand brach in sich zusammen; im März 1807 wurde die Bill von beiden Häusern angenommen und erhielt die königliche Genehmigung; der Handel in Sklaven wurde für ungesetzlich erklärt.

Nach dieser ersten großen Anstrengung folgten anderthalb Jahrzehnte der Abspannung. Die Sklaverei selbst bestand in allen britischen Besitzungen noch uneingeschränkt. Sie wurde von den Interessenten geradezu als ein „Rühr mich nicht an" angesehen, nicht nur wegen der großen, in Sklaven angelegten Kapitalien, sondern weil man nicht ohne Grund besorgte, daß allein schon die Aufrollung der Emanzipationsfrage die Freiheitsgelüste der Sklaven mächtig an-

regen und zu Aufständen führen werde, und weil das wirtschaftliche Gedeihen, ja sogar der Fortbestand der westindischen Pflanzungen von der billigen Zwangsarbeit der Sklaven abzuhängen schien. Im Jahre 1823 nahm Wilberforce, der inzwischen in Fowell Buxton einen fähigen und eifrigen Mitstreiter gewonnen hatte, den Kampf wieder auf. Es entstand die Englische Antisklaverei-Gesellschaft, die seitdem durch das ganze Jahrhundert hindurch unermüdlich für die Beseitigung der Sklaverei gewirkt hat. Buxton beantragte die Aufhebung der Sklaverei als mit den Grundsätzen der britischen Verfassung und der christlichen Religion unverträglich. Man faßte zunächst ins Auge, daß die vorhandenen Sklaven ruhig in ihrem Dienstverhältnis bleiben, aber besser behandelt werden sollten; alle in der Sklaverei geborenen Kinder sollten frei sein, und es sollte den Sklaven freistehen, sich loszukaufen. Nun entspann sich ein Jahrzehnt lang ein erbitterter parlamentarischer Kampf, in welchem die Missionare, zumal diejenigen der baptistischen und der Londoner Missionsgesellschaft, unermüdlich die Vorkämpfer mit den wichtigsten Informationen versorgten, allerdings andererseits die unruhig und erwartungsvoll gewordenen Sklaven mit blutigen Aufständen, die rücksichtslos niedergeworfen wurden, die Freiheit erzwingen wollten. Hauptsächlich drehte es sich um das Recht der Neger auf christlichen Religionsunterricht und auf gottesdienstliche Zusammenkünfte in den Abendstunden. Endlich am 28. August 1833 wurde das Gesetz angenommen, wodurch am 1. Januar 1834 in allen britischen Besitzungen die Sklaverei aufgehoben wurde; die Sklavenbesitzer erhielten eine Entschädigung von 20 Millionen Pfund Sterling = 400 Millionen Mark, eine für die damalige Finanzwirtschaft große Summe; die Sklaven sollten bei ihren bisherigen Besitzern noch eine vierjährige Lehrlingszeit durchmachen, aber am 1. Januar 1838 völlig freie Verfügung haben. Damit war die Entscheidung für das ganze britische Kolonialreich gefallen; diese Entscheidung in England wirkte aber auch in anderen Staaten nach: 1819 verbot Frankreich den überseeischen Sklavenhandel; bis 1830 folgten die übrigen europäischen Staaten, als letzter Portugal, nach. Als 1863 durch eine Proklamation des Präsidenten Lincoln die Sklaverei in den Vereinigten Staaten aufgehoben wurde, erlangten mit einem Schlage 6 Millionen Neger-Sklaven die Freiheit. Die übrigen Staaten Amerikas folgten, als letzter Brasilien 1889.

Damit war in Amerika das furchtbare Übel der Sklaverei beseitigt. In Afrika selbst erhielten sie drei Faktoren noch lange in Kraft. Einmal war die Sklaverei von jeher eine der Grundlagen der Gesellschaftsordnung bei fast allen afrikanischen Völkern südlich der Sahara bis an die Grenzen Südafrikas. Die im Kriege erbeuteten Gefangenen, das unersättliche Bedürfnis der Vielweiberei, die mangelhafte Hackkultur des Bodens und der auf Trägerkarawanen angewiesene Handelsverkehr schienen einen starken und immer wieder sich ergänzenden Stand von Sklaven unentbehrlich zu machen. Bei vielen, auch größeren Völkern, berechnete man die Sklaven auf mehr als ein Drittel der gesamten Bevölkerung. Zweitens war der Bedarf der moslemischen Staaten in Vorderasien, längs der Nordküste Afrikas, in den Haussa- und Fulbestaaten und an der Ostküste kaum zu befriedigen. Im Islam ist eben die Sklaverei gesetzliche Ordnung. In den Haussastaaten nördlich des Niger und Binue, die außer dem eigenen großen Bedarf an Sklaven den gesamten Zwischenhandel nach Nordafrika in Händen hatten, blühte der Sklavenhandel schwunghaft. Drittens war es auch für die auf starke Arbeiteranwerbung angewiesenen europäischen Kulturen immer wieder eine Versuchung, auf den Sklavenhandel zurückzugreifen, und schlecht verwaltete Kolonien, wie die Portugals, duldeten solche mehr oder weniger offene Sklaverei in den Pflanzungsgebieten.

2. Der islamische Sklavenhandel war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts überall in Afrika mit der Ausbreitung der islamischen Religion und Kultur eng verknüpft; denn da durch den Koran und die Sunna die Sklaverei als soziale Einrichtung legitimiert ist, aber nur Nichtmohammedaner in die Sklaverei gebracht werden dürfen, war das heidnische Afrika der bequemste und ergiebigste Jagdgrund und Handelsplatz für Sklaven. Die moslemische Kulturausdehnung hat, zumal von Norden her, durch die Sahara in das äquatoriale Afrika eine verhältnismäßig bedeutende und eigenartige, bodenständige Kultur getragen; aber überall sind die Haupthandelsstraßen zugleich Sklavenkarawanenstraßen, und die Sklaven — neben Goldstaub und Elfenbein — einer der wichtigsten Handelsartikel, womit das unentwickelte Inland die begehrten Kulturgüter der islamischen Mittelmeerrandstaaten bezahlte. Wenn die Araber im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts von der Ostküste, im dritten Drittel von Ägypten und dem ägyptischen Sudan her in das Innere vordrangen, so waren ihre Züge in erster Linie Sklavenraubzüge,

ihre Handelszüge Sklavenkarawanen, ihre meist losen Staatengebilde Stützpunkte zur Ausbeutung des weiten Umkreises der Sklavengründe. Weitaus das meiste von diesem schwunghaften Sklavenhandel war Binnenhandel, und zwar vielfach in den für die Europäer abgelegensten und am wenigsten zugänglichen Gebieten Afrikas. Der Übersee-Export fand in erster Linie an der Ostküste statt, und zwar hatte sich hier die vorgelagerte Insel Sansibar mehr und mehr zum Hauptumschlagsmarkt des Sklavengroßhandels entwickelt; hieher leiteten die Sklavengroßhändler aus dem Innern, aus Uganda, dem oberen Kongo und dem Njassasee ihre Sklavenkarawanen; von hier exportierten sie die arabischen Dhaus nach Ägypten, Arabien und Persien. Die nördlich von Sansibar gelegenen Häfen kamen mehr nur für den Kleinhandel und den Schmuggel in Betracht. Das christliche Europa lernte die unermeßlichen Greuel dieses menschenunwürdigen Menschenhandels, diese „eiternde offene Wunde Afrikas" im Zusammenhang mit der geographischen Entdeckung kennen. Zumal David Livingstone war unermüdlich, die Christenheit zum gemeinsamen und großzügigen Kampf gegen dies größte Übel Afrikas aufzurufen. Noch sein Grabstein in der Westminsterabtei trägt als Inschrift die Worte seiner letzten Botschaft: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit sagen kann, ist: Möge des Himmels reicher Segen auf jeden — Amerikaner, Engländer, Türken — herabkommen, der die offene Wunde der Welt heilen hilft." Der Kampf mit diesem arabischen Sklavenhandel an der afrikanischen Ostküste wurde ein Vierteljahrhundert hindurch eine der Losungen der europäischen Kolonialpolitiker. Er drängte sich den kolonisierenden Mächten um so mehr auf, als die Araber überall die Konkurrenten waren und ihre Herrschaft nur auf dem Papiere stand, solange nicht die Macht der Araber gebrochen war. Fünf Episoden treten in diesem langhingezogenen, zähen Ringen heraus: zuerst die Bekämpfung des Übersee-Transports der Sklaven auf den arabischen Dhaus und die Schließung des Hauptsklavenmarktes in Sansibar; hierzu war eine kriegerische Aktion kaum nötig, da der Sultan von Sansibar weder zu Lande noch zu Wasser größere militärische Machtmittel zu entfalten in der Lage war; Sir Bartle Frere konnte 1873 dem Sultan den Vertrag einfach aufnötigen, der den Sklavenhandel in seiner ganzen Herrschaftssphäre, vor allem auf der Hauptinsel Sansibar, verbot, und da in Sansibar ein englischer Konsul saß, ließ sich hier die Durchführung des Vertrages leicht kontrollieren; mühsam war

nur die Beaufsichtigung der Küste und der Wasserstraßen, um den Schleichhandel mit Sklaven einzudämmen, der sich begreiflicherweise nun von der Insel Sansibar wegzog und sich in den zahlreichen Schlupfwinkeln, Krieks und Mangrovedickichten der Küste versteckte. Die vielen, von den arabischen Dhaus befreiten Sklaven, Männer, Frauen und Kinder bevölkerten bald die evangelischen und katholischen Missionsstationen; es war für die humanitäre britische Antisklaverei-Politik geradezu eine Lebensfrage, daß ihr die Missionen die Fürsorge für diese Haufen von befreiten Sklaven abnahmen. Die zweite Episode bildeten der Buschiri-Aufstand und die Antisklaverei-Expeditionen in der jungen Kolonie Deutsch-Ostafrika; in diesem von Deutschland in Beschlag genommenen Teile der Ostküste und ihres Hinterlandes liefen die Hauptstraßen des ostafrikanischen Sklavenhandels zusammen. Da das Innere des späteren Britischen Ostafrika durch die Horden der Massai und Galla gesperrt war, suchte sich der Verkehr von und nach Uganda seinen Weg durch die deutsche Interessensphäre; ebenso war für die Sklavenkarawanen vom oberen Kongo und von diesseits und jenseits des Njassa-Sees die deutsche Interessensphäre der bequemste Durchgang. Wenn also die Araber ihre Sache nicht von vornherein verloren geben wollten, mußten sie es hier auf eine Machtprobe ankommen lassen; und die lächerlich geringen Machtmittel der unerfahrenen „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“ luden geradezu dazu ein. Allerdings mußten sich Buschiri und seine Helfershelfer bald überzeugen, daß sich hinter diese Gesellschaft das Deutsche Reich stellte, und der Reichskommissar Hermann von Wißmann wurde der Aufständischen in den Jahren 1888/9 bald Herr. Die in den folgenden Jahren unternommenen ziemlich planlosen Antisklaverei-Expeditionen hatten wenigstens den Erfolg, die deutsche Flagge auch im entlegenen Innern zu zeigen und die Aufrichtung der deutschen Herrschaft vorzubereiten. Die dritte Episode war der Kampf um die Herrschaft in Uganda unter dem zuchtlosen, launischen König Mwanga. Dessen Vorgänger hatte ein für zentralafrikanische Verhältnisse ziemlich gefestigtes Reich aufgerichtet, dessen Haupteinnahmequelle aber die von den schwächeren Stämmen ringsum planmäßig geraubten Sklaven bildeten; Mtēsa hatte also die Araber an seinen Hof gezogen und mit ihnen einen schwunghaften Handel zum Austausch der Sklaven gegen Flinten, Pulver und andere Kulturprodukte unterhalten. Als sein schwacher, schwankender Nachfolger Mwanga hilflos zwischen den an seinem Hofe rivalisierenden dre

Parteien der Protestanten, Römischen und Mohammedaner, oder politisch ausgedrückt, der Engländer, Franzosen und Araber hin und her gezerrt wurde, hätten um ein Haar die skrupellosen Mohammedaner die Oberhand gewonnen, zumal als die Engländer den Fehler begingen, die mohammedanischen Sudanneger Emin Paschas in ihren Dienst zu nehmen und in Uganda einzustellen, wo sie alsbald in einer geradezu kritischen Stunde rebellierten. Aber die Engländer konnten unmöglich hier im Herzen Afrikas eine moslemische Hochburg entstehen lassen; sie halfen den beiden christlichen Parteien, die mohammedanische niederzuwerfen und niederzuhalten. Die vierte Episode war der erbitterte und gefährliche Kampf 1888/9 am oberen Kongo, im belgischen Kongostaate. Hier hatten sich tief im Innern einige der mächtigsten arabischen Sklavenhändler wie Tippu Tip und Rumalisa festgesetzt; von der Westküste, dem Stützpunkte der Belgier, führten damals in diese abgelegenen Gebiete noch kaum Verbindungen, die Araber dagegen hatten ihre alten, bequemen Wege nach der Ostküste. Immerhin handelte es sich für die Belgier darum, ob sie Herren im eigenen Hause werden wollten; dazu mußten aber die erforderlichen Machtmittel aufgeboten werden. Die fünfte Episode war das Abenteuer mit den Sklavenhändlern am Njassa-See. Hier hatten sich die Araber teils in den hohen Felsenbergen der Yao an der Ostküste des Sees und nach dem Innern zu, teils an verschiedenen Punkten der Njassa-Seeküste wie Makandjira, Mponda, Kotakota und Karonga, teils bei den großen Raubvölkern auf den westlichen Hochebenen wie den Ngoni und den Wemba festgesetzt, und der Njassa-See war einige Jahrzehnte vielleicht ihr fruchtbarstes, aber auch am ärgsten verwüstetes Raubgebiet. Hier nahm der bekannte englische Reisende und Kolonialpolitiker Sir Harry Johnston den Kampf auf (1887—1896) und richtete die englische Herrschaft auf.

Der arabische Sklavenhandel und sein furchtbares Gefolge, die Sklavenkriege, die Sklavenkarawanen und die offenen Sklavenmärkte waren durch die in den zwei Jahrzehnten von 1873—1893 durchgeführten Unternehmungen beseitigt und insofern die „offene Wunde Afrikas" geheilt. Aber freilich damit war nur ein Teil des nord- und ostafrikanischen Sklavenhandels getroffen; dieser reichte eben so weit wie die vom Norden und Osten her sich vorschiebende religiöse und kommerzielle Kulturpropaganda des Islam. Wenn der beständige Aderlaß des aus hundert Wunden blutenden Innerafrika infolge des Sklavenhandels, -raubs, und -exports beseitigt werden sollte,

mußte durch eine umsichtige, auf eine wirksame Zivilverwaltung gestützte Gesetzgebung dagegen vorgegangen werden.

3. Die Gesetzgebung zur Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei ist von den verschiedenen Kolonialmächten nach verschiedenen Gesichtspunkten und in einem verschiedenen Tempo durchgeführt worden. Das hing teils mit den verschiedenen wirtschaftlichen und kommerziellen Verhältnissen, teils mit den zur Durchführung zur Verfügung stehenden Machtmitteln, bezw. den zu überwindenden Widerständen, teils mit dem Grade ernster Entschlossenheit zur Beseitigung der Sklaverei zusammen. Die Aufgabe war z. B. anders bei den rohen Heidenstämmen Südnigeriens, wo von je her weitaus die Masse des Volkes Sklaven waren, und bei den Haussa in Nordnigerien, welche die in ihren Bereich kommenden Heidenstämme zerbrachen und versklavten und einen schwunghaften Sklavengroßhandel sowohl im Inlande wie nach Nordafrika trieben. Auf der Insel Sansibar waren von 1897 von 400000 Einwohnern 266000 Sklaven; hier machten die Engländer dem mißlichen Zustande mit einem Schlage ein Ende, indem sie durch Gesetz die Sklaverei in jeder Form aufhoben. In Uganda beschlossen 1893 vierzig protestantische Häuptlinge die Aufhebung der Haussklaverei. In Britisch-Ostafrika wurde die Sklaverei als gesetzlich geduldete Ordnung 1907 aufgehoben; die Regierung zahlte 40000 Pfund Sterling für den Freikauf aller noch vorhandenen Sklaven.

In Deutsch-Ostafrika wollte man die Sklaverei langsam und gründlich dadurch überwinden, daß alle in der Sklaverei geborenen Kinder freigesprochen wurden und jeder Sklave das Recht hatte, sich loszukaufen; da keine frische Sklavenzufuhr stattfand, hoffte man, daß die Sklaverei in einigen Jahrzehnten aussterben werde. Auf der Insel Madagaskar wurde die Sklaverei von der französischen Regierung im September 1897, in Nord-Nigerien von der Königl. Niger-Kompanie aufgehoben.

Das öffentliche Gewissen des christlichen Europa erträgt die Sklaverei und den Sklavenhandel nicht mehr und reagiert kräftig dagegen, wo immer sie ihm begegnet. Trotzdem wird es noch einige Jahrzehnte dauern, bis dieses eingewurzelte Erbübel Afrikas mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist. Als Stammesinstitution und heidnische soziale Einrichtung besteht die Sklaverei bei zahlreichen Heidenstämmen fort und läßt sich durch papierene Paragraphen nicht beseitigen. Diese Haus- und Feldsklaverei, die vielfach in ein mildes

Hörigkeitsverhältnis übergeht, läßt sich nur durch das Eindringen einer höheren Gesellschaftsordnung, einer intensiveren Bodenkultur, einer anders fundamentierten Schätzung des Menschenlebens und der Menschenrechte, kurz durch die Einwurzelung der christlichen Weltanschauung überwinden. Die beiden schlimmsten Gegenden mit offenbarer Sklaverei oder der Sklaverei sehr nahekommenden Arbeiterverhältnissen scheinen zur Zeit das kulturrückständige Marokko und das portugiesische Angola zu sein, wo zumal die Kakaopflanzungen der Inseln St. Thomé und Prinzipe sich bis in die neue Zeit durch Arbeiterzwangsanwerbungen auf dem Festlande rekrutieren.[1])

Es ist unstreitig eines der Ruhmesblätter der Beziehungen des christlichen Europa zu dem dunklen Erdteil, daß der Sklavenhandel mit seinen namenlosen Greueln und in beträchtlichem Umfange auch die Sklaverei beseitigt ist, wiewohl es eine immerwährende Schmach des Christennamens bleibt, daß eben christliche Völker sich vier Jahrhunderte lang skrupellos am Sklavenhandel bereichert und ihn zu seiner höchsten Blüte entwickelt haben. Es ist eines der großen Zeichen der Kraft des christlichen Geistes und des erwachten christlichen Gewissens, daß die Beseitigung der Sklaverei allen Kolonialvölkern zum Gewissensanliegen geworden ist. Allerdings darf man sich dabei nicht verhehlen, daß durch die planmäßige Beseitigung der Sklavenarbeit die Arbeiterfrage in Afrika nur um so brennender und schwieriger geworden ist.

4. Mit dem Aufhören des westafrikanischen Sklavenhandels erlosch das Hauptinteresse Europas an Afrika. Die Faktoreien an der Küste Westafrikas verödeten, die Besitzungen wurden billig losgeschlagen oder sich selbst überlassen. Ein neues Interesse an Afrika setzte an zwei Punkten ein, einmal im Süden. Seitdem Vasco da Gama den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatte, war das Kap der Guten Hoffnung, — solange der Suezkanal noch nicht eröffnet war, — der Schlüssel des Seeweges von Europa nach Indien. Deswegen hielten es im 16. Jahrhundert die Portugiesen; im 17. Jahrhundert entrissen es diesen die Holländer. Seit der Aufrichtung der britischen Herrschaft war es für England eine Lebensfrage, Herr am Kap zu werden. Die Wirren der Napoleonischen Kriege boten die erwünschte Gelegenheit, die Hand auf die Südspitze Afrikas zu legen. Nun vollzog sich aber eine eigentümliche Ent-

---

[1]) Swan, The slavery of to-day. Glasgow 1909.

wicklung. Die Holländer hatten in den zwei Jahrhunderten ihres Besitzes als „Buren" bodenständige Siedelungen geschaffen, die sich auch ausdehnten, als die Briten das Kap besetzt hatten. Den Engländern lag nur an dem Seeweg; sie hatten nichts dawider, daß die kulturarmen, politisch untüchtigen Buren sich im Innern Südafrikas lebensunfähige Republiken schufen, die für sie keine Gefahr zu bedeuten schienen. Freilich als sich die Buren in Natal an der Küste festsetzen wollten, trat ihnen sofort der britische Imperialismus in den Weg, Natal wurde zur Kronkolonie erklärt. Und als die ungeheuren Diamanten-, Gold- und sonstigen Mineralschätze im Innern aufgefunden wurden und damit den Buren große Mittel zur politischen und wirtschaftlichen Erstarkung zufielen, sahen es die Briten als ihre selbstverständliche Aufgabe an, diese aufstrebenden Burenrepubliken zu unterjochen. Dieses Ringen der Buren und Engländer in und um Südafrika ist die Tragödie des Südens. Davon mehr bei Südafrika.

Der andere Punkt, wo Europa ein neues Interesse an Afrika gewann, war Westafrika; leider knüpfte es sich an den Branntweinhandel.[1]) Die afrikanischen Völker haben es von je her reichlich verstanden, aus Palmsaft, Mais, Hirse, oder anderen Früchten leicht oder schwer berauschende Getränke herzustellen. Es war aber für den europäischen Handel eine Entdeckung, daß sich durch alkoholische Getränke ein Geschäft großen Stils mit den Negern machen lasse. Die willensschwachen Neger mit ihrem leicht erregbaren Nervensysteme sind für die starken Reizmittel von Branntwein, Gin usw. nur allzu empfänglich. Der Branntweinhandel hat sich in Westafrika mächtig entwickelt. Im Jahre 1885 berechnete Geheimrat Rösing im deutschen Reichstage die gesamte deutsche Ausfuhr nach Afrika auf 31 718 000 Mark; davon waren 12 Millionen (38 %) Spirituosen. Von Hamburg wurden im Jahre 1884 531 501 Doppelzentner Waren nach Westafrika exportiert, davon 345 000 Doppelzentner Spirituosen. Nach den britischen Kolonien Westafrikas wurden im Jahre 1906: 4,7 Millionen Gallonen (à $4^1/_2$ Liter), im Jahre 1911: 6,8 Millionen Gallonen, im Jahre 1912: 30 109 500 Liter Branntwein ausgeführt, davon 20 Millionen Liter allein nach Süd-Nigerien. Nach Französisch-Westafrika wurden 1908: 3,6 Millionen Liter, 1912: 7,3 Millionen

[1]) Zahn, Der überseeische Branntweinhandel. Gütersloh 1886. — Derselbe, Der westafrikanische Branntweinhandel. Ebd. 1886. — AMZ. 1886, S. 268. — Ch. Miss. Rev. 1910, 16, 141: Furness Smith, The Liquor Trade in Southern Nigeria. — Sir H. Johnston, Alcohol and the Empire. Contemp. Rev. 1915, May.

Liter Branntwein exportiert. Nach Kamerun wurden seit 1891 in jedem Jahre im Durchschnitt 5/4 Millionen Liter eingeführt, nach Togo 1 Million Liter. Diese ungeheuren Massen von alkoholischen Getränken wurden zum weitaus größten Teile von der Küstenbevölkerung konsumiert, weil bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen die Kisten mit den Flaschen nur auf den Köpfen landeinwärts geschafft werden konnten, was sich auf weitere Strecken von selbst verbietet. Es ist bedauerlich, daß an diesem Branntweinexport Europas nach Afrika Deutschland stark beteiligt war. Unsere Großlandwirtschaft zumal in Ostelbien glaubte sich zuzeiten lebens- und leistungsfähig nur dadurch erhalten zu können, wenn sie die Landwirtschaft industrialisierte, und eines der Mittel dazu schien die Produktion großer Mengen Kartoffeln und ihre Umsetzung in Kartoffelschnaps für den Export nach Afrika zu sein. Ein Handel, der dem Käufer keine Kulturgüter zuführt, ist aber unsittlich.

Es hat an einem energischen Protest gegen den Branntweinexport nicht gefehlt. In England bildete sich 1887 ein „Vereinigtes Komitee zur Verhinderung der Demoralisation der Eingeborenen durch den Branntweinhandel", veröffentlichte das ihm zugängliche Beweismaterial und wandte sich in Druckschriften an die britische Regierung und an die Öffentlichkeit. In Deutschland brachte der Bremer Missionsinspektor Michael Zahn die Sache bei der Tagung der deutschen Missionsgesellschaften im Oktober 1885 zur Verhandlung, veröffentlichte sein Material unter dem Titel: „Der überseeische Branntweinhandel, seine verderblichen Wirkungen und Vorschläge zur Bekämpfung desselben", und führte dann schneidig eine öffentliche Polemik gegen den Reichstagsabgeordneten A. Woermann als dem Vertreter des deutschen Großhandels durch. Im Jahre 1896 trat eine deutsche Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels zusammen. Im März 1908 veröffentlichte das Reichskolonialamt eine wichtige Denkschrift über „Alkohol und Eingeborenen-Politik", in welcher sie energisch für die gründliche Beseitigung des Alkohol-Handels eintrat. Im Februar 1910 erweiterte sich die deutsche Kommission durch den Hinzutritt anderer, an der Bekämpfung der Trunksucht interessierter Verbände zu einem „Deutschen Verband zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels", und im September 1911 zu einer „Internationalen Föderation zum Schutze der eingeborenen Rassen gegen den Alkoholismus". Der Versuch, durch internationale, in Brüssel (1899 und 1906) tagende Konferenzen

dem Übel durch zwischenstaatliche Abmachungen an die Wurzel zu gehen, scheiterte noch bei der Brüsseler Konferenz 1912 wieder an den Gegenvorschlägen Frankreichs, die ein einheitliches Vorgehen unmöglich machten. Auch der in England gemachte Versuch, die Alkohol-Einfuhr auf dem dort üblichen Wege durch eine parlamentarische Untersuchungs-Kommission unmöglich zu machen, scheiterte. Die aus zwei Kolonialbeamten und zwei Großkaufleuten bestehende Kommission stellte sich auf den Standpunkt, daß der Branntweinhandel im ganzen ziemlich harmlos sei, und das Zeugnis der anglikanischen Bischöfe Tugwell und Johnson kam dagegen nicht auf. Es fiel schwer ins Gewicht, daß auch der bekannte Philanthrop E. Morel und seine einflußreiche Zeitung „African Times“ sich für den Branntweinhandel einlegten. Die einzelnen Kolonien mußten gesondert vorgehen. Am energischsten tat das der Kongostaat, der 1913 den Verkauf und die Bereitung von alkoholischen Getränken vollständig verbot; auch in der Portugiesischen Kongo-Provinz von Angola wurde 1913 der Kauf und die Herstellung von Branntwein generell verboten. Deutschland, Frankreich und Großbritannien gingen mit der Erhöhung des Einfuhrzolls und der Einrichtung von Sperrzonen gegen den Branntweinimport vor. Die Lage war nicht nur deswegen schwierig, weil sich der deutsche Exporthandel nach Westafrika großenteils auf Alkoholika gründete, — das fiel mit dem Ausbruch des Krieges von selbst mit der Sperrung des deutschen Schiffsverkehrs weg, und der wenig edelmütige Versuch des skrupellosen Nordamerika, durch Massenexport von dort her den deutschen Branntwein-Handel an sich zu reißen, glückte nur teilweise. Sondern das Budget der westafrikanischen Kolonien war großenteils auf den Branntweinzöllen aufgebaut. In Nigerien z. B. bildeten diese von dem Gesamteinkommen von 65 Millionen Mark mit 23 Millionen Mark mehr als ein Drittel. Um diesen Ausfall zu decken und das Gleichgewicht des Haushaltes herzustellen, müssen die andern Einfuhrprodukte erheblich höhere Steuern tragen, aber vor allem auch die Ausfuhrartikel wie Palmkerne, Palmöl, Kopra, Erdnüsse stark herangezogen werden. (Ch. M. R. 1918, S. 287. 479.) Zur Beurteilung der Alkoholeinfuhr-Frage muß man im Auge behalten, a) daß Afrika heißes Tropenland ist, das im allgemeinen wenig gesundes Trinkwasser hat. Wenn die Einfuhr der hochprozentigen europäischen Branntweine verhindert werden soll, müssen gesunde und minder kostspielige Getränke, einheimische oder ausländische, an deren Stelle

gesetzt werden. b) Es geht nicht an, die Alkoholika für die Eingebornen zu verbieten, aber für die Weißen, vielleicht sogar auch für Inder und Chinesen im Lande zu gestatten. Das heißt, mit zweierlei Maß messen und wird von den Eingeborenen als Heuchelei empfunden; alles sittliche Pathos im Kampf gegen die Trunksucht verpufft dabei.

5. Eine neue Zeit der Beziehungen Europas zu Afrika begann mit der Ära der Entdeckungen und der geographischen Aufschließung. Es war bemerkenswert, daß die letztere nicht auf der von Europa aus am leichtesten zugänglichen Westküste einsetzte, sondern in Nord-, Süd- und Ostafrika; ferner daß sie in weitem Umfang sich die geographischen Kenntnisse der Araber zunutze machte, und daß ihre Pfadfinder vielfach Missionare waren. Von Nordafrika her drangen deutsche Reisende auf den Wegen der arabischen Handelskarawanen durch die Sahara nach den Reichen um den Tschadsee, nach dem Niger und dem Binue vor und erforschten die mohammedanischen Reiche vom mittleren Nil bis an die Grenze des ägyptischen Sudan. An der Ostküste Afrikas sammelten seit 1844 die einsamen deutschen Missionare in der Umgegend von Mombas die zerstreuten Nachrichten über die großen Seen und Gebirge im Innern und stellten sie zu einem dürftigen Kartenbilde zusammen, sie entdeckten und erforschten auch selbst die interessantesten, der Ostküste nähergelegenen Gebiete wie Usambara und Ukamba, den Kilimandscharo und den Kenia. Sie gaben den Anstoß zu den geographischen Problemstellungen der nächsten Jahrzehnte und zu den epochemachenden Entdeckungsreisen, die mit der Befahrung des Kongostromes durch Stanley 1875/7 ihren Höhepunkt und vorläufigen Abschluß erreichten. Viele dieser Pfadfinder gingen von der Ostküste Afrikas aus. In Südafrika war es ein günstiger Umstand, daß der unternehmungslustige Missionar David Livingstone auf dem vorgeschobensten Missionsposten nach dem unbekannten Innern zu stand, und daß Reibungen mit den Buren ihn vorwärts drängten. Er leitete mit seiner epochemachenden Durchquerung Afrikas im Gebiete des Sambesistromes 1850—1856 die große Ära der afrikanischen Entdeckungen ein und gab ihnen für ein Vierteljahrhundert das Gepräge. Indem so während der drei Jahrzehnte von 1844—1877 mehr und mehr die Schleier von dem dunklen Erdteil fielen, gestaltete sich dessen Bild gänzlich um. Hatte man vorher das Innere Afrikas für eine menschenleere Sandwüste ohne Wert gehalten, so lernte man nun, daß es dort große Gebirge, Ströme und Seen, zahlreiche starke Stämme, üppig fruchtbare

Gebiete, große Mineralschätze und unübersehbare Entwicklungsmöglichkeiten gab. So wurde das Zeitalter der Entdeckungen abgelöst von dem der kolonialen Besitzergreifung. Und zwar hieß es dabei vielfach: wer am schnellsten und am kräftigsten zugreift, bekommt das meiste und das beste. König Leopold von Belgien riß durch schnelles Zufassen das ungeheure Gebiet des Kongostaates an sich. Die Franzosen besetzten und eroberten ein Kolonialreich von der Größe ganz Europas, ein Drittel des ganzen Erdteils Afrika. In wiederum drei Jahrzehnten (bis 1912) war Afrika unter die europäischen Mächte vorläufig aufgeteilt.

Diese gründliche Umgestaltung der Anschauung vom Innern Afrikas wirkte auch tiefgreifend auf die Entwicklung der Mission ein. Diese hatte sich bis dahin an den Küsten gehalten und war nur in Südafrika einigermaßen in das Innere vorgedrungen, wenigstens so weit und etwas weiter als die Kolonisation der Buren. Im Westen hatte sie überall Todesland getroffen, im Süden Einöden und Wüsten, im Osten besaß sie nur einige verlorene Posten. Bei dieser Sachlage war es kein Wunder, daß auch das Missionsinteresse daheim für Afrika gering war. Das wurde nun anders. Knüpften sich doch für die Missionskreise die großen neuen Erkenntnisse mit Vorliebe an Missionsnamen, an Krapf und Rebmann im Osten, an Hugo Hahn und Robert Moffat im Süden, an Grenfell und Comber auf dem Kongo, vor allem an David Livingstone und seinen großen Schüler Henry Stanley. Zumal Livingstones Tod (1873) wurde ein großes Missionssignal für Zentralafrika. Man kann dies Jahr geradezu als Grenze der beiden Missionsperioden Afrikas ansehen, bis dahin die Zeit der Anfänge, von da an die Zeit der Ausdehnung; bis dahin die Zeit der Küstenmission, von da an das Vordringen in das Innere.

III. Die Völker Afrikas.[1])

Vom Missionsstandpunkte aus konzentriert sich unsre Aufmerksamkeit in erster Linie auf die etwa 180—200 Millionen Bewohner Afrikas. Wir sondern von ihnen zunächst die Einwanderer

[1]) Meinhof, Afrikanische Religionen. Berlin 1912. — Ders., Die Dichtung der Afrikaner. Berlin 1911. — Ders., Die moderne Sprachforschung in Afrika. Berlin 1910. — Ders., Afrikanische Rechtsgebräuche. Berlin 1914. — Rowley,

aus. Wir unterscheiden außer der europäischen Einwanderung eine malaiische im Osten und eine semitische[1]) im Nordosten. Die Malaien, deren Kultur- und Sprachverwandte auf den großen Sundainseln leben, finden wir vor allem auf der Osthälfte der Insel Madagaskar, wo sie als die Hova die zentralen Hochebenen von Imerina und Betsileo besiedelt und ihre Herrschaft über einen großen Teil der Insel aufgerichtet haben. Ihr Kultureinfluß reicht nach dem Kontinent selbst hinüber. Das in Ostafrika weit verbreitete indische Buckelrind und manche spezifische Kulturerzeugnisse wie z. B. das Xylophon, das Holzklavezimbel mit der Kalebassen-Resonanz und dem sich sonst nur unter den Malaien wiederfindenden von dem europäischen und afrikanischen abweichenden Tonsystem, sind Reste dieser malaiisch-indischen Kulturbeeinflussung. Sehr viel stärker ist von alten Zeiten an die semitische Einwanderung über das Rote Meer und die Landenge des Suezkanals gewesen. Abessinien ist eine semitische Sprach- und Kulturinsel; das heute dort gesprochene Amharische ist eine Tochter des Altäthiopischen, einer der ältesten, uns in literarischen Denkmälern erhaltenen semitischen Sprachen. Auch das jüdische Element ist in Abessinien wahrscheinlich älter und bodenständiger als sonst in Nordafrika. Im Mittelalter haben die Falaschas mehrere Menschenalter hindurch die Herrschaft des Landes inne gehabt; sie bilden noch jetzt einen interessanten, wenn auch unterdrückten Bevölkerungsteil und haben das kirchliche Leben, Sitte und Brauch der abessinischen christlichen Kirche tiefgreifend beeinflußt. Ungleich wichtiger war die semitische Völkerwelle, die sich mit der arabischen Eroberung seit der Mitte des 7. Jahrhunderts über Nordafrika ergoß. Sie hat den ganzen Norden Afrikas arabisiert und ihm in Religion, Sprache und Kultur von Grund auf einen neuen Stempel aufgedrückt. Soweit überhaupt bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts außer Abessinien und den schmalen, von den Europäern besetzten Küstenstrichen eine höhere Kultur in Afrika verbreitet war, war es die arabisch-islamische; und die arabische Schrift war im Brauch. Bernhard Struck berechnet, daß zur Zeit in Afrika zehn semitische Sprachen mit zwölf Dialekten gesprochen werden. (Edinburg World Miss.-Conf. I, 89.)

Religion of the African. London. — A. Werner, The language families of Africa. London 1915. — Ratzel, Völkerkunde. 2. Aufl. I, 655 ff.

[1]) von Luschan, Fremde Kultureinflüsse in Afrika. Kol.-Kongreß 1910, 110.

Lassen wir die Einwanderer beiseite, so gliedern sich die afrikanischen Völker in vier große Familien, die Buschmänner, die Sudanneger, die Hamiten und die Bantu. Allerdings ist seit Jahrtausenden, vielfach bis in die vorgeschichtliche Zeit hinein, durch Sklaverei und Völkerverschiebungen eine weitgehende, die Rassenunterschiede verwischende Blutmischung eingetreten, und zwar in solchem Maße, daß ein so besonnener Ethnologe wie Fr. Ratzel darauf verzichtet, unter den afrikanischen Völkern Rassenunterschiede und Völkerfamilien nachzuweisen. (Ratzel, Völkerkunde 2. Aufl. Bd. I. 655 ff.)

a) Die Ureinwohner scheinen überall die Buschmänner und Zwergvölker gewesen zu sein, untermittelgroße, zwergartige Gestalten, deren Männer bequem unter dem ausgereckten Arm eines mittelgroßen Europäers stehen, während die Frauen noch einen halben Kopf kleiner sind. Sie sind meist heller oder gelbbrauner Farbe, vielfach am ganzen Körper stark behaart, mit dünnem, zu kleinen Büscheln sich zusammenrollendem und pfefferkornähnlich den Kopf umstehendem Haupthaar, meist zartem Knochenbau und zu Faltenbildung geneigter Haut. Weitaus die bekannteste Gruppe aus dieser Familie sind die Buschmänner Südafrikas, die noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in dem sogenannten Buschmannlande (im Norden der Kapkolonie, südlich vom Oranje) und in der westlichen Kalahari ziemlich zahlreich wohnten, jetzt aber auch dort bis auf kümmerliche Reste verschwunden sind. Offenbar sind ihnen verwandt die Zwergvölker, die Akka, Batwa, Okoa usw., die über den mittleren Süden Afrikas bis zum Tanganjika-, Viktoria- und Albert-Eduard-See wohnen und fast im ganzen Stromgebiet des Kongo und seiner Nebenflüsse am Ogowe und im Batangagebiet in kleinen Gruppen hausen. Sie sind nomadische Jägervölker, deren Konstitution fast ausschließlich auf Fleischnahrung eingestellt ist. Wo deshalb viehzüchtende Völker sich in ihren Jagdgründen niederließen und das Jagdwild abschossen, entwickelte sich meist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den Eindringlingen und den Buschmännern, die sich bei der Verminderung des Jagdwildes an den Herden der Viehzüchter schadlos hielten und von letzteren als freche Viehdiebe abgeschossen wurden. Die Sprachen der Buschmänner sind einsilbig, haben wie die meisten andern monosyllaben Sprachen den musikalischen Ton und sind reich an seltsamen Schnalz- und Klixlauten. Die Buschmänner haben aber vielfach ihre Sprachen im Verkehr mit benachbarten, höher kultivierten Hirten- und Ackerbauervölkern verloren, haben diesen aber dafür ihre Schnalz- und

Klixlaute vermacht, so den Hottentotten und den Xossakaffern. Wo immer sich bei Bantuvölkern die ihren Sprachen von Haus aus fremden Laute finden, muß man sich an diesen Austauschprozeß mit untergegangenen Buschmannsprachen erinnern. Nach Struck werden zur Zeit in Afrika noch elf Buschmannsprachen und drei Dialekte gesprochen. Die Buschmänner sind keineswegs kulturunfähig. Ihre Sagen und Überlieferungen zeigen vielfach eine sinnige Naturbetrachtung. Und ein starker, ihnen einwohnender künstlerischer Trieb hat sie befähigt, ganze Höhlenwände mit Szenen aus ihrem Jägerleben zu bedecken, wobei sie zumal den Jagdtieren eine erstaunliche Lebenswahrheit geben. Sogar an Skulpturen, besonders Ornamenten in harten Steinen, haben sie sich mit ihren unzureichenden Steinwerkzeugen versucht. Man hat vermutet, daß die berühmten prähistorischen Höhlenmalereien in den neuerdings aufgefundenen südfranzösischen und nordspanischen Höhlen mit den afrikanischen Buschmännern zusammenhängen. Die Buschmänner haben es nie zu einem geordneten staatlichen Gemeinwesen gebracht; sie sind zu kleinen Trupps und zusammenhangslosen Häuflein zusammengeschmolzen.

b) Die Nigritier oder Sudanneger haben den ausgesprochenen Negertypus mit dunkelschokoladenbrauner Hautfarbe, wolligem Haar, vorstehenden Backenknochen, wulstigen Lippen, einer starken Ausdünstung der Haut und einem massigen Knochenbau. Sie wohnen in der ganzen Breite südlich von der Sahara bis nördlich vom Äquator quer durch Afrika hindurch. Sie sprechen einsilbige Sprachen, die mehrsilbige Worte nur durch Aneinanderfügung unveränderlicher Silben bilden. Hervorragende Gelehrte haben sich um die Erforschung ihrer Sprachen bemüht. Der Bahnbrecher der Ägyptologie Lepsius schrieb eine Grammatik der Nubasprache, der Sprachvergleicher Prof. Steinthal eine solche der Mandeneger. Sprachbegabte Missionare wie Koelle in Sierra Leone, Christaller an der Goldküste, Bürgi und Knüsli im deutschen Togo und der Ägyptologe Professor Leo Reinisch schrieben wertvolle Monographien über einzelne oder über Gruppen der Sudansprachen. Man versuchte sie nach verschiedenen Gesichtspunkten zu kombinieren und in Familien zu gliedern. Aber ihr Stoff und Gefüge waren so spröde, daß mit all dieser intensiven wissenschaftlichen und praktischen Arbeit das Grundgesetz dieser Sprachen nicht ergriffen war. Das scheint erst neuerdings dem Professor am Orientalischen Seminar in Berlin, Diedrich Westermann, früher Missionar in Togo, gelungen zu sein. Er hat grundlegend in seinem

Wörterbuch der Ewesprache[1]) und seine These wissenschaftlich gründlich fundamentierend in seiner vergleichenden Grammatik der Sudansprachen den Beweis geführt, daß die Sudansprachen einsilbige Wurzelsprachen sind.

Prof. Carl Meinhof[2]) charakterisiert diese Sudansprachen so: „Sie haben keine Formenlehre. Das Hauptwort, das Zeitwort, das Eigenschaftswort, das Fürwort sind in der Hauptsache unveränderlich; nur durch die Stellung dieser verschiedenen Satzteile gegeneinander wird die logische Beziehung ausgedrückt. . . . Die verschiedenen Zeiten des Verbs werden durch verschiedene Hilfszeitwörter angedeutet; es gibt keine abgeleiteten Verba, sondern „hineingehen", „herausgehen" und „gehen" sind drei ganz verschiedene Worte. Kann man einen Begriff nicht durch ein Verbum ausdrücken, so nimmt man deren drei oder vier, bis der Gedanke wiedergegeben ist, z. B. „holen" durch: „hingehen, nehmen, zurückkehren, geben". Dabei ist es unendlich schwer, ja unmöglich zu sehen, ob eine Gruppe von Wortstämmen nur ein Wort oder ein Satz ist. „Ding zeigen er", also „jemand, der den Leuten etwas zeigt", ist ein Lehrer; „Eisen Kopf breit", ein „Eisen mit einem breiten, platten Kopf" ist ein Nagel, ein „Eisen schlägt selbst", ein „Eisen, das von selbst schlägt", ist eine Uhr. So kann man auch Wortverbindungen, die wir als Sätze ansehen, mit einem Demonstrativum als Artikel versehen und in den Genitiv setzen und gewinnt so höchst verwickelte Konstruktionen, bei denen grundsätzlich alles an den Schluß zu kommen pflegt, was wir an den Anfang stellen. Es bedarf des schärfsten Nachdenkens, um sich darin zurecht zu finden. Dazu ist bei diesen Völkern der musikalische Ton sehr ausgebildet, und die genaue Kenntnis der Tonhöhe ist bei jedem Worte zum Verständnis unentbehrlich. Das hat es auch ermöglicht, daß bei diesen Völkern jene eigentümliche, urafrikanische Erfindung der Trommelsprache ausgebildet ist, mittels derer man durch geschickte Verwendung und Gruppierung hoher und tiefer Töne ganze Sätze und Geschichten flußauf und -abwärts trommeln kann."

Bei diesen Sudanvölkern finden wir manche der entartetsten Formen des afrikanischen Heidentums. Hier liegen die blutgetränkten Reiche von Asante, Dahome und Benin. Hier ist jene angeblich

---

[1]) Berlin 1905, Dietr. Reimer.

[2]) Die Sprachen des dunklen Weltteils 9.

niedrigſte Form religiöſer Vorſtellungen, die man Fetiſchismus nennt, ausgebildet. Genaueres Studium, wie es beſonders der Bremer Miſſionar D. J. Spieth in ſeinem monumentalen Werk „Die Eweſtämme" vermittelt hat, hat allerdings die überraſchende Tatſache ergeben, daß das religiöſe, ſoziale und allgemeine kulturelle Leben dieſer Stämme verhältnismäßig hoch entwickelt iſt, daß beſonders ihre religiöſen Vorſtellungen von einer Mannigfaltigkeit und Höhe ſind, wie man ſie im dunklen Afrika nicht zu finden erwartet hätte.

Die Sudanſprachen ſind ungewöhnlich zerſplittert. Nach Bernhard Struck werden zur Zeit Sudanſprachen geſprochen

am Nil	60 Sprachen und	18 Dialekte,
in Oberguinea	103 Sprachen und	78 Dialekte,
im Zentralſudan	71 Sprachen und	15 Dialekte,
insgeſamt	264 Sprachen und	111 Dialekte.

Die Sudanneger ſind faſt alle ſeßhafte Ackerbauer und Viehzüchter; manche Völker unter ihnen haben es zu einer reſpektablen Kultur gebracht. So haben die Nuba am oberen Nil ein Jahrtauſend lang ein chriſtliches Königreich gebildet und eine einheimiſche chriſtliche Literatur, Bibelüberſetzung und dergl. gehabt.

c) Zwiſchen die Sudanneger haben ſich von Norden her Einwanderer geſchoben, die man mit einem Sammelnamen als H a m i t e n bezeichnet. Ihre Baſis bilden die nordafrikaniſchen Berbervölker, die noch in den alten Stammſitzen wohnen. Sie zeichnen ſich durch einen hohen, ſchlanken Wuchs aus; Körperlängen von 1,80—2,20 Meter ſind unter ihnen nicht ſelten. Ihre Hautfarbe iſt hell; auch blaue Augen und blonde Haare ſind nicht ſelten. Die Geſichter ſind fein und ſcharf geſchnitten, oft mit ausgeſprochener Adlernaſe. Sie ſind nomadiſche Hirten und Herrn. Sie haben eine beſondere Gabe als Herrn ſich unter Sudan- oder Bantuvölker zu ſetzen und Reiche zu gründen. Zum Teil haben ſie Sprache und Volkstum behauptet, ſind aber in ihrem Körperbau, in Sitte und Brauch vernegert, ſo die Somali, die Galla, die Maſſai und vor allem die entartetſten Glieder dieſer Völkerfamilie, die Hottentotten Südafrikas. Anderenteils haben ſie zwar ihren hohen, ſchlanken Wuchs und ihre Herrſcherſtellung in bemerkenswerter Weiſe behauptet, haben aber die Sprache der unterworfenen Völker angenommen und haben vielfach eine dunkle Hautfarbe bis zum tiefen Schwarz, ſo die Hima in Uganda, die Tutſi in Ruanda uſw. Die Hamiten haben auf die

Gestaltung der Geschicke Afrikas sowohl in politischer wie in kultureller und religiöser Hinsicht den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Sie sind die Träger der vorwärtsdrängenden mohammedanischen Propaganda. Und daß der Islam diese Herrenvölker Afrikas zu Trägern seiner Geisteswelt und Sitte gewonnen hat, gibt ihm einen unvergleichlichen Vorsprung vor der christlichen Mission. Man zählt jetzt 47 hamitische Sprachen mit 71 Dialekten; für eine große Anzahl einzelner Sprachen liegen wertvolle Vorarbeiten vor, so für das Berberische (von Bossett), das Massai (von Hollis), das Ful (von Westermann), das Haussa (von Robinson u. a.). Eine erste große, zusammenfassende Arbeit hat Meinhof in seinem Werke „Die Hamitensprache" geliefert. Der Unterschied zwischen ihnen und den Sudansprachen ist in die Augen fallend. Sie haben das grammatische Geschlecht, die Umlautung des Stammvokals, Deklination und Konjugation; sie stehen also den semitischen und europäischen Sprachen bedeutend näher, in der Tat so nahe, daß man sie als „Prosemiten" gleichsam als eine Vorstufe sprachlicher Entwicklung vor den in literarischen Formen vorliegenden Semitensprachen verstehen will und von ihrem eindringenden Studium bedeutsame Aufschlüsse über die Entstehung seltsamer grammatischer Formen in den semitischen Sprachen erhofft. Merkwürdig ist dabei, daß jene die semitischen und europäischen Sprachen beherrschenden grammatischen Grundformen in den Hamitensprachen zum Teil noch im Flusse, offenbar noch in der Bildung begriffen sind. So hat z. B. das Ful schon die Grundunterscheidung von Personen- und Sachenklasse, aber diese hat sich noch nicht als männliches und weibliches bezw. sächliches Geschlecht konsolidiert.

d) Daneben nimmt nun die ganze äquatoriale Mitte und außer den kleinen, von Hottentotten besetzten Landstrichen den ganzen Süden des Kontinents die Familie der Bantuvölker[1]) und -sprachen ein, und diese große Sprachfamilie hat weitaus die am schärfsten ausgeprägte Eigenart. An ihrem Studium hat sich die afrikanische Linguistik geradezu emporgearbeitet. Nachdem schon Lichtenstein, der Schöpfer des Berliner Zoologischen Gartens, auf diese eigentümlichen Bantusprachformen aufmerksam geworden war, stellte sie zuerst der

[1]) Dr. Molema, The Bantu — past and present. Edinburgh 1920; eine geschichtlich-völkerkundliche Darstellung von einem jungen Betschuanen-Arzte ohne fachwissenschaftliche Schulung, der mit Fleiß und Geschick viel Material zusammengetragen, vielfach nur ausgezogen hat.

bedeutende deutsche Sprachforscher Bleek[1]) im Zusammenhang dar. Dann veröffentlichte der Berliner Missionar Endemann auf Grund eindringender, genialer Studien seine grundlegende „Grammatik der Sothosprache" (Berlin 1876) und wies damit der afrikanischen Linguistik die Bahnen strengwissenschaftlicher Forschung. Nachdem nun von den verschiedensten Bantusprachen die Unterlagen für ein umfassendes vergleichendes Studium beschafft waren, stellte Professor Meinhof in zwei klassischen Werken zusammenhängend die Phonetik und den grammatischen Aufbau[2]) dieser Sprachen dar. Die Sprachen werden in der Gestaltung und Umgestaltung ihrer zum Teil fremdartigen Laute durch Lautgesetze von einer Regelmäßigkeit beherrscht, die selbst das Grimmsche Lautgesetz in den indogermanischen Sprachen in Schatten stellt. Wenn man die Lautverschiebung von einer Sprache zur andern kennt, ist es verhältnismäßig leicht, in einer neuen, unbekannten Sprache einen großen Teil des Wortschatzes zu identifizieren oder selbst zu konstruieren. Die Hauptwörter werden in verschiedene große Gruppen wie die Menschen-, die Tier-, die Sachenklasse, die Klasse für große und die für kleine Gegenstände usw. eingeteilt und diese Gruppen durch konstante Vorsilben sowohl im Singular wie im Plural bezeichnet, und zwar in der Weise, daß alle mit demselben Hauptworte im Satze zusammenhängenden Worte dieselbe Vorsilbe erhalten.[3]) Das Zeitwort ist von einer fast unbegrenzten Mannigfaltigkeit der Formen; nicht nur werden die verschiedensten Zeiten

---

[1]) Comparative Grammar of South African Languages.

[2]) Lautlehre der Bantusprachen. 2. Auflage. Berlin 1910. Grundriß einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin 1906.

[3]) Dies Gesetz des „euphonischen Gleichklangs" (Euphonic concord) wies zuerst der südafrikanische wesleyanische Missionar ~~W. Boyen~~ nach in seiner „Kafir Grammar" ~~1823.~~ Z. B. **bo**hole **bo**nabo **bo**halo bopheiloe: das große Brot wird gebacken. *m*-ti ein Baum, *mi*-ti Bäume. **mi**ti **mi**refu **min**gapi? **mi**ti **mi**ne. Wieviele große Bäume? 4 Bäume (Suaheli). Daher auch der Name dieser Völkerfamilie von m-tu, plur. ba-ntu = Mensch. Ein Beispiel der Nominalklassen von dem Lande Ganda am Viktoria-See:

	in der Landessprache	in Suaheli
das Land:	buGanda	uGanda
die Sprache:	luGanda	kiGanda
ein Einwohner:	muGanda	mGanda
Mehrzahl:	baGanda	

Wir schreiben in der Regel bei Bantu Stammesnamen das Stammwort groß, das Nominalpräfix klein.

gebildet, sondern ähnlich wie im Hebräischen das Qal, Niphal, Pi'el, Pu'al usw. werden die mannigfaltigsten Modulationen des Zeitworts durch Präfixe, Infixe und Suffixe abgeleitet, und aller dieser fast nicht auszuschöpfende Reichtum ist von einer Regelmäßigkeit und Konsequenz, die die Freude des Linguisten sind. Der Stamm selbst bleibt dabei unverändert. Während also die Sudansprachen zu der großen Gruppe der isolierenden, die Hamitensprachen zu den flektierenden Sprachen gehören, sind die Bantusprachen eins der regelmäßigsten und mannigfaltigsten Beispiele der agglutinierenden Sprachen.

Woher ist nun diese Völkerfamilie und dies geniale Meisterwerk menschlicher Sprachkunst gekommen? Die Linguisten, ihnen voran der Pfadfinder der afrikanischen Linguistik, Professor Meinhof, sind eifrig bemüht, den Nachweis zu führen, daß die Bantusprachen ihre Entstehung der hamitischen Einwanderung verdanken. Indem die Hamiten mit ihren flektierenden Sprachen die isolierenden Sprachen der Sudanvölker durchdrangen, schufen sie aus ihnen einen neuen Typus. Wo die Durchdringung mit dem hamitischen Sauerteige am vollständigsten gewesen ist — in Ostafrika, — da sind die Bantusprachen am reinsten entwickelt. Andererseits wo die hamitischen Einflüsse relativ schwächer gewesen sind und die Sudansprachen sich in angrenzenden Gebieten behauptet haben wie im nördlichen Westafrika, in Kamerun und am Kongo, da finden sich in den Bantusprachen stärkere sudansprachliche Spuren. Wir haben in dieser Hypothese über die Entstehung der Bantusprachen aus einer Verschmelzung der hamitischen und der sudanischen Sprachen eine geniale Konstruktion vor uns, die von Professor Meinhof mit Geschick und Beredsamkeit vertreten wird, und für die sich auch von anthropologischen, religionsvergleichenden und andern Gesichtspunkten manches beibringen läßt. Sollte sie sich bewähren, so hätten wir mit ihr den Schlüssel zu den Völkerwanderungen und -Verschiebungen in Afrika, und die wichtigsten Fragen der Afrikanischen Ethnographie ließen sich beantworten. Bernhard Struck zählt 152 Bantusprachen mit 119 Dialekten. Es handelt sich also um eine weitverzweigte Völkerfamilie.

Kann man von einer einheitlichen „afrikanischen" Völkerfamilie so wenig reden wie von einer europäischen, so weisen doch die Religionen der Afrikaner eine merkwürdige Übereinstimmung auf. Sie sind alle „animistische" Religionen und zeigen die Grundzüge dieser auf der ganzen Erde verbreiteten und bei den primitiven

Völkern vorherrschenden Religionsform mehr oder weniger vollständig: die Seelenstofflehre, den Manismus oder Ahnenkult, den Totemismus oder die Sippengliederung entsprechend einer angenommenen Verwandtschaft von Mensch und Tier, den Dämonismus oder Geisterkult und ein wild wucherndes Zauberwesen. Den Hintergrund dieser religiösen Welt bilden die animistischen Vorstellungen von Seelen und Geistern. Die Seele macht sich in verschiedenen Teilen des Körpers geltend; sie kann sich in Tieren verkörpern; sie wohnt mit besonderer Lebenskraft im Eisen, in Werkzeugen und in gewissen Pflanzen. Durch Zauberei ist es möglich, die Seelen und Geister zu beherrschen. Es gibt berufsmäßige Zauberer und Medien, die gegen ihren Willen von Geistern in Besitz genommen sind. Dabei fehlt es nicht an Spuren von höheren religiösen Vorstellungen, sogar einem monotheistischen Einschlag, wiewohl es möglich ist, daß bei ihm sich Kultureinflüsse höherer Religionen aus dem Mittelmeerbecken oder Indien geltend machen. Dagegen ist der Fetischismus, den man früher als die charakteristische Religionsform Afrikas ausgab — die willkürliche Konzentration der religiösen Verehrung auf einen beliebigen Gegenstand, ein Tier, einen Baum, ein Stück Holz, einen Stein u. dergl. — überhaupt nichts spezifisch Afrikanisches. Lehrreich ist nun, wie jeder dieser Grundtypen des Animismus bei einzelnen Völkern eine mehr oder weniger groteske Ausgestaltung gewonnen hat. Die Seelenstoffvorstellungen haben eine weitreichende Verwendung von Menschenfleisch und Blut als der stärksten Seelenstoffträger zur Folge; auch der im Innern des Erdteils weitverbreitete Kannibalismus geht hier wie überall auf Erden auf ähnliche Vorstellungen zurück.[1] Hierin wurzeln die größten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten der Afrikaner, auch der Blutdurst der barbarischen Königreiche Asante und Dahome. Die Vorstellung von Seelentieren hat sich weniger mit Vögeln, als mit Kriechtieren, besonders Ichneumons, und mit Schlangen kombiniert. Häuptlinge und große Eroberer verkörpern sich in Riesenschlangen. Nicht selten ist solch ein Kult einer bestimmten Riesenschlange der Ausgangspunkt einer aufrührerischen Bewegung geworden. Der Manismus oder Ahnenkult hat seinen Rückhalt darin, daß der stets von Gefahren umdrohte Neger sich als Individuum schutzlos und verloren findet;

[1]) Allerdings wurde die Gier nach Menschenfleisch dann verstärkt durch den Mangel anderer Fleischnahrung, zumal in den Urwäldern.

nur der Stammeszusammenhang gibt ihm Halt und Schutz. In den Stammesverband werden die Jünglinge bei den Pubertätsfeiern aufgenommen, indem sie wochenlang weiß angemalt (wie die Ahnen) im „Lande der Ahnen" weilen, deren Sprache sprechen und bei dieser Gelegenheit in Sitte und Brauch des Stammes so wie ihn die Ahnen geübt haben, eingeweiht werden. Da das Leben im Jenseits genau dem auf Erden entsprechen soll, gibt man dem Toten alle Gebrauchsgeräte in diesem Leben mit; man versorgt ihn mit Speise und Trank; man verschafft ihm vor allem Dienerschaft und Hausgenossen. Daher werden einem verstorbenen Häuptling seine Frauen und Sklaven, oft hunderte und tausende seiner Untertanen in das Grab oder in den Tod nachgesandt, wieder ein ergiebiger Anlaß zu sinnloser Verwüstung zahlreicher Menschenleben. Im Ahnenkult wurzelt der Konservatismus der Afrikaner; sie können auf keinen Schutz und Segen der Ahnen rechnen, ja müssen deren Fluch und Strafen fürchten, wenn sie von dem überlieferten Brauch abgehen. Der Totemismus, der Zusammenhang von Mensch und Tier, die Gliederung der Stämme in Clans unter einem bestimmten Totem und die bunte Mannigfaltigkeit und Willkür der Tabuvorschriften, die dem ganzen Stamme oder dem Clan oder einem der Geschlechter oder einem Manne und einer Frau in bestimmten Lebenslagen gebieten und noch vielmehr verbieten, was sie essen und nicht essen dürfen[1]) — diese ganze krause Welt von Vorstellungen liegt den Afrikanern wegen ihres engen Zusammenhanges mit der Natur nahe und am Herzen, und besonders bei den Jäger- und Hirtenvölkern spielt sie eine große Rolle. Die Tabuvorschriften sind wie ein engmaschiges Netz, daß z. B. den Dschaggamann von der Geburt bis zum Tode auf Schritt und Tritt hemmt und einengt. Im übrigen ist dieser starke Einfluß von Totemismus eine unerschöpfliche Quelle für Fabeln, Sagen und Märchen,[2]) in denen die Tiere wie Menschen handeln und reden und in buntem Wechsel Menschen zu Tieren und Tiere zu Menschen werden. Werwolf-Vorstellungen sind überall den Afrikanern geläufig. Hexen sind besonders deshalb so gefährlich und müssen so unbarmherzig ausgerottet werden, weil sie sich in unbegreiflicher Weise in Leoparden oder andere reißende Tiere verwandeln und dann großen Schaden anrichten. Der Dämonen- und Geisterkult ist vielleicht das getreuste Spiegelbild der sinnlosen Furcht, mit welcher der Neger schutzlos und

---

[1]) Gutmann, Die Tabuvorstellungen der Wadschagga. AMZ. 1913, 204. 242.

[2]) Carl Meinhof, Afrikanische Märchen. Jena 1921.

einsichtslos den verschiedensten Naturerscheinungen gegenübersteht, den schädlichen Ausdünstungen der Sümpfe und Wälder bei der Nacht, der Malaria und dem Heere anderer endemischer und epidemischer Krankheiten, die ungesehen den Menschen anfliegen — können sie etwas anderes sein als boshafte Geister, die von dem Menschen Besitz ergreifen? Ebenso die Sandbänke und Untiefen in den Flüssen, plötzliche Sturmwinde und Gewitterstürme, Regen und Dürre, hinter allem wittert er Geister. Er sieht sie, hört sie und setzt sich mit ihnen in Verbindung. Der Einfluß der Priesterschaft beruht darauf, daß Menschen — Männer oder Frauen — die Gabe haben, mit den Geistern zu verkehren, ihre Befehle zu hören und zu übermitteln; auch ihnen die Gaben und Wünsche der Menschen zu überbringen. Je unbedingter dieser Glaube an den persönlichen Verkehr der Priester mit den Geistern ist, um so größer ist ihre Macht; und sie ist unkontrollierbar und ist in den Händen gewissenloser Schurken — und das sind die meisten — das willkommene Mittel zur Erpressung und Schreckensherrschaft. Zauberei und Magie endlich ziehen sich durch alle Formen und Phasen der animistischen Vorstellungen und Religionsformen hindurch. Den Brauch, das Wort, das Schutzmittel muß man kennen, wodurch man schädliche Einflüsse abwehren, die Geister vertreiben oder herbeizwingen, oder einem Zauber durch einen stärkeren Gegenzauber begegnen kann. Immer heißt es Macht gegen Macht zu setzen. Nur der kann sich behaupten, der den stärkeren Zauber besitzt. Zauber ist das Ordal, meist ein Gifttrank, der schwierige Rechtsfragen entscheidet und Schuld oder Unschuld des Angeklagten an das Licht bringt; durch Zauber sucht man in dem regenarmen Lande rechtzeitig den befruchtenden Regen herbeizuzwingen; durch Zauber macht der Fürst die in den Kampf ziehenden Krieger gegen Hieb und Stich fest; durch Zauber sichert er die Grenzen seines Landes. Weil der Neger selten eine ethische Persönlichkeit ist und in seiner Umgebung keine kennt, ahnt er auch in der unsichtbaren Welt keine und fühlt nicht, daß die Beziehungen zu den unsichtbaren Mächten auf eine ethische Grundlage gestellt werden müssen.

Lebhaft ist nun die Frage erörtert worden, ob der „Neger" nach seiner ganzen geistigen Veranlagung imstande sei, sich zu der Höhe der abendländisch-christlichen Kultur emporzuarbeiten,[1]) ob er

[1]) Dr. Oetkers, Die Negerseele und die Deutschen in Afrika. 1907. — A. W. Schreiber, Die Negerseele und ihr Gott. Bremen 1907. — Jul. Richter, Das

vor allem die Persönlichkeitsreligion des Christentums mehr als nur äußerlich aufzunehmen imstande sei. Da ist zunächst zu betonen, daß man in bezug auf die Kulturfähigkeit nicht von dem „Neger" schlechthin sprechen kann. Afrika birgt Gruppen verschieden veranlagter und geistig verschieden organisierter Völker. Es ist eine interessante Tatsache, daß von zwei der großen Völkerfamilien Afrikas die Hamitenvölker ihre Bildungs- und Kulturfähigkeit in den Zeiten der griechisch-römisch-christlichen Kultur wie im Rahmen der arabisch-islamischen längs des Nordrandes von Afrika erwiesen haben; von den Sudanvölkern hat wenigstens eins, das Nubavolk am oberen Nil, ein Jahrtausend lang ein christliches Königreich mit einer reichen christlichen Literatur besessen. Haben einzelne Zweige dieser Völkerfamilien sich zu solchem Anteil an der Kulturgemeinschaft emporgearbeitet, wer will den andern Gliedern derselben Völkerfamilien die Fähigkeit dazu absprechen? Es ist richtig, daß die Völker Afrikas südlich von der Sahara aus eigener Kraft auch im günstigsten Fall nur eine bescheidene Kulturhöhe erarbeitet haben, die mit der Höhe literarisch-ästhetischer Kultur in Europa selbst im Mittelalter keinen Vergleich aushält. Aber beweist nicht die Entwicklung der europäischen Kultur, daß auch begabte Völker nur in gegenseitigem Austausch und in lebendiger Berührung in die Kulturbewegung hineingezogen und von ihr emporgetragen werden? Von diesem lebendigen Zusammenhang aber waren die Völker des äquatorialen und südlichen Afrika bis zum Anbruch der kolonialen Ära vor einem Menschenalter abgeschnitten. Ihre Isolierung durch den breiten Wüstenwall der Sahara und die Sümpfe des oberen Nillaufes war ihr Verhängnis. Dadurch sind sie hinter den schnell voraneilenden Völkern Europas um Jahrtausende zurückgeblieben. Zudem ist dann doch die Behauptung eine grobe Übertreibung, die afrikanischen Völker hätten aus eigener Kraft keine Kultur hervorgebracht. Das Volk, welches neben den Sumerern und Akkadern die Hauptgrundlagen der europäischen Kultur erarbeitet hat, die Ägypter, waren ein echt afrikanisches, das linguistisch und anthropologisch in den Rahmen

---

Problem der Negerseele. Kol. Kongreß 1910, 609ff. — Dr. Paul Rohrbach, Kulturpolitische Grundsätze. Berlin 1909, 10. 86. — P. Hennig, Zum Kampf um die Negerseele. Bremen 1907. — Dr. Schönhaußer, Das Seelenleben der Dschagganeger. Erlangen 1910. — Vor allem Franke, Die geistige Entwicklung der Negerkinder. Ein Beitrag zur Frage nach den Hemmungen der Kulturentwicklung. Heft 35 der „Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte". Leipzig 1915.

der afrikanischen Völker gehört. Das erste und originalste Geistesprodukt einer Völkergruppe ist ihre Sprache; die Sprachen z. B. der Bantu gehören zu den linguistisch vollendetsten und eigenartigsten, welche der sprachenschöpferische Genius der Menschheit hervorgebracht hat. Die Tierfabel ist wahrscheinlich ursprünglich auf afrikanischem Boden gewachsen und von da aus in die Kulturen der asiatischen und europäischen Völker gewandert; jedenfalls hat sie in Afrika ihre mannigfaltigste Ausbildung gefunden. Die Bearbeitung des Eisens, diese Grundlage der Gegenwartskultur, ist nach den Untersuchungen Professor von Luschans wahrscheinlich in Afrika zuerst in Angriff genommen, wie man denn auch heute noch in verschiedenen Teilen Afrikas originale Hochöfen und Eisenschmelzstätten antrifft. Der geistige Schatz der Afrikaner an Überlieferungen, Märchen, Sprichwörtern und Liedern ist bei vielen Völkern sehr reich und enthält neben vielem Krausen und Sinnlosen auch eigenartige, sinnige Züge, in den Sprichwörtern eine Fülle gesunden Menschenverstands und eines feinen ethischen Empfindens, in den Märchen nicht selten ein Grübeln über die tiefsten Probleme der Menschheit. Man darf auch nicht vergessen, daß die Afrikaner nicht nur von dem Strome der Menschheitsentwicklung abgeschlossen waren, sondern daß ihr Land unter allen Erdteilen für primitive Völker weitaus die ungünstigsten Entwicklungsbedingungen bietet. Die Tsetse-Fliege allein ist imstande, die Kulturentwicklung der Völker um Jahrhunderte aufzuhalten. Sie läßt keinen Herdenbesitz, damit keine Bestellung des Feldes durch Rindvieh, keine Milchernährung der Kinder aufkommen. Sie zwingt zu der mühseligen Ackerbearbeitung mit der Hacke; sie ist damit einer der wichtigsten Förderer der Vielweiberei, und sie beschränkt trotzdem den Ackerbau auf das unumgänglich Notwendige. Hemmende Elemente sind ferner die äußerst unzuverlässigen Regenzeiten, die den Ackerbau jederzeit unsicher erscheinen lassen, die allgemeine Ungesundheit des Landes, welche die Bevölkerung dezimiert, das Heer der Schädlinge und Parasiten, die ungeheuren Heuschreckenschwärme, die überall gegenwärtigen, zerstörungswütigen Termiten und dergl. mehr. Einer so widrigen und widerspenstigen Natur gegenüber kann etwa der Europäer im Besitz aller modernen Kulturmittel wagen den Kampf aufzunehmen. Der Primitive erlahmt daran und ergibt sich in Resignation.

Wo die Afrikaner mit einer höheren Kultur in einen wirklichen Lebenskontakt getreten sind, haben sie sich auch als bildungsfähig

erwiesen. In dem breiten Gürtel von Völkern und Staaten südlich der Sahara von den Mandingo im Westen bis Bagirmi und Darfur im Osten sind neben einer wenig zahlreichen Einwanderung von nordafrikanischen Kulturträgern in der Hauptsache zentralafrikanische Völker, Sudanneger und Hamiten die Träger einer respektablen Kulturentwicklung gewesen. Es ist in diesem Zusammenhange gleichgültig, daß die Kulturgrundlage allgemein der Islam war; jedenfalls hat sich bei afrikanischen Völkern auf diesem Grunde eine beträchtliche Kultur entwickelt und durch die Jahrhunderte behauptet. Auch die Suaheli längs der Ostküste mit ihrer reichen und zum Teil schönen Literatur sind ein Beweis, wie völlig und relativ selbständig afrikanische Völker eine fremde, ihnen nahe gebrachte Kultur aufnehmen und selbständig verarbeiten können. An den Negern der nordamerikanischen Südstaaten mag man noch soviele Kritik üben; jeder Unvoreingenommene wird zugeben, daß sie im Lebenszusammenhange mit den Weißen außerordentliche Fortschritte in wirtschaftlicher und intellektueller Kultur gemacht haben, und Negerbildungsstätten wie das Hampton-Institut, die Howard Universität in Washington und Booker Washingtons Tuskegee beweisen, welcher brennende Kulturhunger und Fortschrittsdrang in ihnen lebendig ist. Nicht bloß in Amerika, auch in Afrika macht man immer wieder die Erfahrung, daß einzelne Neger unter geeigneter Pflege und in günstiger Umgebung sich zu führenden Menschen, zu wirklichen Kulturträgern emporarbeiten; wir erinnern nur an den erwähnten Booker Washington und Professor Dubois in Nordamerika, an die Bischöfe Crowther und Ferguson und Blyden in Westafrika, an Tiyo Soga, Adam Oppermann und König Khama in Südafrika und an viele Namen, die uns auf den folgenden Blättern begegnen werden. Gewiß, eine Schwalbe macht keinen Frühling. Aber es ist auch verkehrt und grausam, die Völker eines ganzen Erdteils, die solche Männer und Charaktere hervorgebracht haben, hoffnungslos zur Inferiorität zu verurteilen. Es ist eine andere Frage, ob die Neger in dieser gegenwärtigen oder in der nächsten Generation aktiven Anteil an unserer modernen komplizierten Kultur zu nehmen oder sie selbständig durch eigene Forschungen und Entdeckungen zu fördern imstande sein werden. Die europäischen Völker haben Jahrtausende gebraucht, um diese Kulturhöhe zu erklimmen, und auch heute wandeln bei uns auf den Höhen der Menschheit verschwindend wenige, weitaus die Mehrzahl sind mit einem bescheidenen Plätzchen im Schatten dieser Weltkultur zufrieden.

Die afrikanischen Völker werden Generationen brauchen, um sich in die modernen Kulturverhältnisse hineinzufinden. Man lasse ihnen diese Zeit. Daran kann nach der Erfahrung des letzten Jahrhunderts, von der auch die nachfolgenden Blätter Zeugnis ablegen, kein Zweifel sein, daß die Afrikaner imstande und willens sind, sich über die Zustände ihrer Barbarei und Unkultur hinauszuarbeiten, und daß wir ihnen dazu behilflich zu sein verpflichtet sind.

Die immer wieder in der Erziehung von Negern gemachte Erfahrung lehrt, daß rein intellektuell die Negerkinder an Begabung im Durchschnitt gleichaltrigen europäischen Kindern nicht nachstehen. Die Begabung ist vielleicht nicht ganz gleichartig. Gebiete, die ein exaktes Nachdenken erfordern, wie Mathematik und Philosophie, liegen den Negern nicht; dagegen was die Phantasie beschäftigt oder den Nachahmungstrieb anregt, gelingt ihnen besser als ihren weißen Altersgenossen. In der Musik leisten sie hervorragendes. Die eigentliche Schwäche liegt auf dem Gebiete des Willens; hier hat sich die jahrtausendelange durch die widrige Umgebung aufgezwungene Apathie und stumpfe Ergebung gerächt, abgesehen davon, daß Zielstrebigkeit des Willens und Charakterstärke den primitiven Völkern fast durchgängig fehlt. Der Afrikaner ist leicht zu leiten; in einer straffen, aber gerechten Hand ist er zu großen Leistungen fähig und willig. Sein Gefühlsleben ist leicht an- und aufzuregen, und er gerät dann leicht in eine hochgespannte Ekstase, auch auf religiösem Gebiete. Aber wenn die Spannung nachläßt, so ist die Reaktion, die Erschlaffung um so größer. Nach heiliger Erregung des ganzen Wesens am Sonntag eine apathische religiöse Indifferenz am Montag — das ist die Not des Missionars in Afrika. Dazu im Zusammenhang mit der sittlichen Entartung von Jahrhunderten und dem üblen Einflusse der Vielweiberei und des schlechten Vorbildes des Weißen eine peinliche Versuchlichkeit zu sexuellen Verirrungen, die oft selbst die Besten wie im Handumdrehen zu Fall bringt. In seinem innersten Wesen ist der Neger nicht auf dem Wege des abstrakten Denkens und nicht auf dem des Willens zu fassen; soll er aus den Angeln und über sich selbst hinaus gehoben werden, so muß den Hebel dazu das religiöse Gefühl bieten. Eine wirkliche Erziehung der Neger ist nur auf dem Wege der Religion möglich. Will Europa die in der Entwicklung der Menschheitskultur zurückgebliebene Völkerwelt Afrikas in ihre Schule nehmen, so hat den Hauptdienst dabei die christliche Mission zu leisten.

Eine auffällige Tatsache ist es, daß die Negerkinder in der Regel nach normaler Entwicklung in den ersten Schuljahren frühzeitig einhalten und sich dann geistig schwach weiterentwickeln. Die Stammeserziehung wird gekennzeichnet einmal durch unbedingte Unter- und Einordnung in die Stammessitte, andererseits durch eine starke Betonung des Geschlechtslebens. Durch beides wird eine freie und höhere Entwicklung der Seele des Negers unterbunden. Aufgabe einer höheren christlichen Kulturerziehung ist es demnach, statt einseitig die Gedächtniskraft und Nachahmungsfähigkeit auszubilden, dem Neger ein höheres Geistesleben einzupflanzen und ihn vom Sexuellen abzulenken. —

Es ist von Interesse, die Gesamtbeurteilung des Afrikaners aus dem Munde eines so erfahrenen und besonnenen Mannes wie Dr. James Stewart zu hören, der als Präsident des größten Schulinstituts für Afrikaner, Lovedale in der Kapkolonie, ein halbes Jahrhundert fleißiger Arbeit an ihre Erziehung gesetzt hat. Er schreibt: „Nimmt man den durchschnittlichen eingeborenen Afrikaner, wie wir ihn in weiten Gebieten finden, so wird ein billiges, unvoreingenommenes Urteil zugestehen, daß er mehr gesunden Menschenverstand, ein festeres Gefüge seiner geistigen Struktur und eine höhere geistige Begabung besitzt, als man ihm gewöhnlich zubilligt. Der wirkliche Afrikaner ist nicht der gedankenlose, stets lachende, unerziehbare Wilde, oder das Kind, als das er auch heute noch von vielen angesehen wird. Aber er ist auch nicht ganz gelehrig, lerneifrig und plastisch, so daß man alles aus ihm machen könnte, wenn man ihn mit rein philanthropischen Augen ansieht. Er ist tatsächlich ein ganz anderes Wesen: stärker und schwerer zu bilden, dabei aber meist leichtherzig und fröhlichen Gemüts. Er ist auch nicht das schlechthin und unverbesserlich faule Geschöpf, das nur unter dem Zwang der Peitsche arbeitet. Es mag solche Neger geben, aber sie sind nicht für die Rasse im ganzen charakteristisch. Das Wesen des Afrikaners kann nicht entschuldigt, wohl aber zum Teil erklärt werden. Er ist nie durch jenen erfolgreichen Lehrmeister, die Not, zur Arbeit erzogen. Er hat nicht mehr angebaut, als er für seinen Bedarf braucht, weil keine Märkte vorhanden waren. Eine Tonne Getreide war für ihn in Zentralafrika genau so viel wert wie 100 Tonnen, denn die andern 99 wären einfach verdorben. Beständige Kriege und Raubzüge ließen ihn zu keinem Gefühl der Sicherheit und zu keinem festen Landbesitz kommen. Er hat seine Wohnung nicht verbessert, denn er hat nie bessere gesehen; und sah er in den Küstenstädten die steinernen Paläste, so gingen solche Stein- und Backsteinbauten weit über sein Vermögen . . . Im Afrikaner ist eine seltsame Mischung von kindlicher Einfalt und Verstocktheit, von Offenheit und Zweizüngigkeit, die es schwer macht, ihn kurz und gerecht zu charakterisieren. Er ist anschmiegend und freundlich, aber in seiner Wut bisweilen wild; er ist fast stets loyal, selten oder nie verräterisch, wie manche Ostasiaten. Er ist von Natur ein Redner; obwohl nicht streng logisch, ist er ein ausgezeichneter Anwalt und vertritt meist in jeder Gerichtsverhandlung seine Sache. Vorläufig ist er noch mehr rezeptiv als reflexiv. Er besitzt einen großen Lerneifer, unterscheidet allerdings nicht immer zwischen Unterricht und Erziehung. Sein Verlangen nach Buchwissen wird ihm in seiner Emporentwicklung von Nutzen sein.“ (Dawn of the Dark Continent 362—364.) „Gefühligkeit liegt stark in seiner Natur und kommt auch in seiner Religion zum Ausdruck, so daß oft ein Abstand zwischen Religion und Sittlichkeit entsteht. Diese fehlerhafte Seite seines religiösen Charakters kommt

teils von seiner fehlerhaften Auffassung der Anforderungen des Christentums, teils vielleicht auch von einer mangelhaften Darstellung des Christentums seitens der Weißen, mit denen er in Berührung kommt . . . Musik liebt er über die Maßen; er scheint instinktiv eine Kenntnis der Harmonien zu haben, dazu ein ungewöhnliches Taktgefühl. Es ist ein gänzliches Mißverständnis zu meinen, daß er unfähig sei, die neue Zivilisation anzunehmen. Im Gegenteil, er ist nur zu geneigt, minder gute Züge derselben sich anzueignen" (366). „Die Beobachtung eines Lebensalters hat auch zu dem Schluß geführt, daß nichts den Neger hindert, aus seinem jetzigen Zustand in einen viel höheren und für ihn selbst und die Welt nützlicheren aufzusteigen. In diesem Urteil steckt kein bloßer Negrophilismus, keine Farbenblindheit, die urteilsunfähig macht, sondern nur eine Beobachtung von kaum zu umgehenden Tatsachen. Natürlich, wer von der Meinung ausgeht, daß der Afrikaner einer „andern Species" angehört, und nicht nur dem Grade, sondern der Art nach von der weißen Rasse verschieden ist, „daß er nach seiner Kindheit keinen geistigen Fortschritt mehr macht, sondern nur noch zurückgleitet", der wird zu einem ganz andern Schluß kommen. Bei dem Fortschritt der afrikanischen Rassen besteht eine Gefahr. Sie beruht in dem übermäßigen Selbstbewußtsein und der Selbstüberhebung vieler halberzogener Neger und der völlig irrigen Meinung mancher, daß es für sie möglich sei, in einem oder zwei Menschenaltern das gleiche Niveau zu erreichen, das zu ersteigen die andern Rassen viele Jahrhunderte gebraucht haben. Auf Grund dieser irrigen Annahme sind sie geneigt, eine soziale und politische Gleichberechtigung zu fordern, für die sie noch nicht reif sind" (369 f.).

IV. Der Islam in Afrika.[1])

Während die europäisch-christlichen Völker seit der Aufrichtung des Grenzwalles islamisch-arabischer Staaten in Nordafrika und Vorderasien von Afrika auf acht Jahrhunderte abgeschnitten waren, grenzten diese islamischen Völker, nur durch die Sahara getrennt, in breitester Front vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean mit den Völkern Innerafrikas. Von Norden her führten seit den ältesten

[1]) Int. Rev. Miss. 1912, 618—653 (West- und Zentral-Sudan; deutsch „Welt des Islam" 1913, 85—108); ebd. 1913, 454—485 (Ost-Sudan). „Welt des Islam" 1914, 188—276 (Togo und Kamerun). — Atterbury, Islam in Africa. New York 1899. — Pruen, Arab and the African. London 1891. — Sanderson, Africa in the 19th century. New York 1898. — Jul. Richter, Die Propaganda des Islam als Wegbestreiterin der modernen Mission. Missionswiss. Studien. Berlin 1904, 129. — AMZ. 1888, 449. 504. 576; 1891, 545; 1894, 145; 1897, 145; 1910, 16. — Berliner Kol.-Kongr. 1910, 629—672. — Klamroth, Der Islam in Deutsch-Ostafrika, auch „Welt des Islam" 1913, 21. — „Der Islam" II, 18. — Kol. Rundschau 1909, 266. — Strandes, Die Portugiesenzeit in Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Berlin 1899.

Zeiten Karawanenwege durch die Sahara. Im Osten beförderten die Nähe Arabiens und die günstigen Monsune einen lebhaften Schiffsverkehr von Arabien und dem Persischen Meerbusen nach der Ostküste. Es hat sich bis heute nicht feststellen lassen, wie weit über die Kette altchristlicher Völker und Kirchen in Nordafrika bis Nubien über Abessinien hinaus sich in der altchristlichen Zeit bereits christliche Einflüsse über die Sahara nach Süden ausgedehnt haben. Verstreute Kirchenruinen in den Nigerländern lassen auf das Vorhandensein christlicher Gemeinden in jener Zeit schließen. Leider hat diese Untersuchung nur ein kirchengeschichtlich-antiquarisches Interesse. Die islamische Durchdringung setzte seit dem Ende des 9. Jahrhunderts mit dem Eindringen hellfarbiger Hamitenvölker aus der Gruppe der nordafrikanischen Berber durch die Sahara in den Sudan ein. So entstanden im Nigergebiete die Reiche Ghana, Melle und Songhai. Drei Völker wurden dann für das Vordringen des Islams von entscheidender Bedeutung, die friedlichen und wirtschaftlichen Mandingo, die Handel treibenden Haussa, und die fanatischen, kriegerischen Fula oder Fulbe. Im 10. Jahrhundert gründete der Berber Abdallah ibn Yassina mit seinen Schülern ein Kloster auf einer Insel im Senegal. Im Jahre 1076 bemächtigte sich der Berberstamm der Senhadja des Königreiches Ghana. Damals siedelten sich Araber im Sudan an, um mit Gold, Salz und Sklaven Handel zu treiben. Um dieselbe Zeit erhielt Gao, die Hauptstadt von Songhai, einen mohammedanischen König. Im Jahre 1213 finden wir den ersten mohammedanischen König in Melle. 1326 unternahm König Mansa Musa von Melle eine großartige Pilgerfahrt nach Mekka und erbaute Moscheen in Gao und Timbuktu. 1498 griff der kühne Eroberer Mohammed Askia von Songhai die Länder Mossi, Borgu und Agades im Dienste einer fanatischen, islamischen Religionspropaganda an und legte sich den Titel eines „Emir el Momenin, Khalifa el Moslemin" bei. Dies war die alte westsudanische Expansion des Islam. Wir erwähnen gleich noch, daß hier wie in den östlichen Ländern die Entwicklung in der Weise weiterging, daß einzelne kühne Eroberer und Staatengründer sich zu Trägern des islamischen Gedankens machten. In Massina bestand schon seit Jahrhunderten ein islamisches Königreich mit Fula-Herrschern. 1816 eroberte der Mallam Ahmed Lobbo von Sifaua bei Gando das Königreich und legte sich eine neue Hauptstadt Hamdallahi („Gepriesen sei Allah") an. 1850 begann Hadsch Omar seine Eroberer-Laufbahn

bei den Mandingo von Bambuk und den Tukulor am Senegal, 1861 eroberte er das Futa Djallon, dann Segu, die alte Hauptstadt der heidnischen Bambara, dann unterwarf er die Fula von Massina. Die Franzosen entthronten Omars Sohn, Ahmadu von Segu, worauf die Bambara zum Heidentum zurückkehrten. Seit 1874 gründete Samory, der „Almamy", am oberen Niger ein großes Reich, das sich bis nach Sierra Leone hinein erstreckte. Die erstarkende französische Kolonialherrschaft, welche sich wie eine eiserne Faust seit 1885 auf den ganzen westlichen Sudan legte, unterwarf alle diese islamischen Reiche am oberen Niger und am Senegal.

Eine zweite, nicht minder umfangreiche Infiltration islamischer Einflüsse vollzog sich von Tripolis und Tunis her auf den uralten Verkehrsstraßen durch die Oasen von Murzuk im zentralen Sudan. In dem Reiche Bornu am Tschadsee herrschte der Islam bereits am Ende des 11. Jahrhunderts, in Bagirmi am Anfang des 17. Jahrhunderts. In den Haussastaaten dehnte er sich von Bornu her in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Gobir, Katsina und Kano aus. Um 1550 begegnen wir dem ersten mohammedanischen König von Katsina, Madji. Am Anfang des 19. Jahrhunderts trat dort der kühne Eroberer Othman Dan (Sohn des) Fodie auf und schuf sich im zentralen Sudan ein großes Reich mit der Hauptstadt Sokoto, das sich im Osten bis an den Tschadsee, im Süden mit Adamaua, den von dem Feldherrn Adama eroberten Provinzen, bis tief in das heutige Kamerun erstreckte. Allerdings zerfiel auch dies Reich nach Othmans Tode 1817 unter seinem Sohne und Nachfolger Bello schnell wieder in eine Reihe mehr oder weniger selbständiger Fürstentümer unter Emiren und Lamidos. Nun vollzog sich ein langsamer aber anscheinend fast unaufhaltsamer Islamisierungsprozeß. Seine Träger waren weniger die kriegerischen, staatengründenden Fulbe, als die friedlichen, handeltreibenden Haussa. Soweit sich in dem Stromgebiete des Niger und Binue die Herrschaft der Fulbe ausdehnte, und noch darüber hinaus trugen die Haussa die begehrten Handelswaren, die sie überwiegend auf den alten Karawanenstraßen durch die Sahara aus den Handelsstädten am südlichen Mittelmeerufer bezogen und die sie gegen Sklaven, Gold, Kolanüsse, Elfenbein und andere wertvolle Landesprodukte eintauschten. Wo sie sich niederließen, bauten sie eine wenn auch noch so einfache Moschee, richteten für ihre Kinder Koranschulen ein und übten im fünfmaligen täglichen Salat, im Fasten des Monats Ramadhan und sonst die

rituellen Pflichten des Islam, ein wirksamer und anziehender Anschauungsunterricht für die wilden Sudanheiden. Als mit der fortschreitenden Kolonisation der europäischen Herrenvölker der Handel von der atlantischen Küste, von Süden und Westen her in das Innere des Sudan vordrang und die teils durch die pfadlosen, ungesunden Urwälder, teils durch den Sperrhandel der Küstenstämme aufgerichteten Schranken niedergelegt wurden, drangen die Haussahändler auf den neugebahnten Handelswegen zur Küste durch und durchsetzten so in weitem Umfang das ihnen früher unzugängliche wilde Heidenland. Die Kolonialpolitik Englands und Frankreichs, die in Westafrika den Ausschlag geben, begünstigte die Handelszüge der Haussa, weil sie in hohem Grade kulturfördernd wirkten. Sie nahm die damit gegebene, mächtige Ausbreitung des Islam mit in Kauf, ja förderte sie sogar durch Einrichtung von Koranschulen, Auszeichnung des Mallams u. dergl.

Im Ostsudan fand die Islamisierung ein halbes oder mehr als ein halbes Jahrtausend oder mehr später statt als im Westsudan. Sie basierte hier nicht auf dem höheren Kulturstande der städtischen Mosleme, sondern wurde von kulturarmen, nomadischen Araberhorden getragen. Der Prozeß vollzog sich meist in der Weise, daß allmählich hamitische und arabische Stämme als Nomaden einwanderten und in der neuen Umgebung ihre nationale Eigenart aufgaben, aber ihre Sprache und Religion behaupteten und ausbreiteten. So vollzog sich die Infiltration fast unmerklich in Kordofan. In Darfur waren die ersten entschieden islamischen Herrscher Suleiman Solon und Ahmed Bokkor. Wadai war islamisch seit der Herrschaft Abd el Kerims. In Sennaar, der sogenannten Dschesireh zwischen dem Blauen und Weißen Nil, behauptete sich das heidnische Reich Funji bis ins 16. Jahrhundert; dann überwog auch hier der Islam. Das große Reich Soghawa zwischen dem Nil und dem Tschadsee wurde im 13. Jahrhundert islamisch. Ein mächtiger Impuls für das Vordringen des Islam kam durch die Mahdi-Herrschaft im ägyptischen Sudan 1881—1899, da mit ihr nicht nur eine mächtige Steigerung des islamischen Selbstbewußtseins, sondern auch eine starke Ausbreitung des Sklavenhandels verbunden war. Der Hauptvorstoß richtete sich gegen das christliche Königreich Abessinien, das damals um ein Haar von den siegesgewissen, blutdürstigen Derwischhorden zertrümmert wäre. Aber auch in die weiten, menschenleeren Gebiete zwischen dem Bahr el Ghasal und dem MBernu und Uelle drangen die Sklavenjäger vor. Im Südwesten

gründete Zubeir, der größte und rücksichtsloseste der Dschallaba, der ägyptischen Sklavenhändler, ein Reich. Einer seiner Vasallen, Rabeh, schuf sich ein Königreich in Süd-Wadai, das eine Zeitlang Bornu und Bagirmi einschloß, aber 1900 mit der Besiegung Rabehs durch die Franzosen unterging. In dem von alters her heidnischen Ostsudan im Gebiete des Weißen Nil, in den südlich von Wadai und Darfur gelegenen Sultanaten Dar Kretsch, Dar Bongo, Dar Kuti und Dar Runga und in den noch weiter südlich bis zum Ubangi hin gelegenen Sultanaten Semio, Rafai und Bangassa vollzieht sich die Infiltration des Islam erst in neuster Zeit im Zusammenhang mit der Aufschließung dieser abgelegenen und schwer zugänglichen Länder. Die Islamisierung ist bereits am weitesten in den Ländern Dar Kretsch und Dar Runga vorgeschritten. Meist scheiden sich deutlich zwei Perioden der islamischen Einsickerung. In der ersten traten die Mohammedaner als gewalttätige Sklavenräuber auf, zettelten überall Sklavenkriege an und fischten in dem künstlich erzeugten Wirrwar im trüben. Gegen diese rücksichtslose Gewaltpolitik, die weite Gebiete fast entvölkert hat, erhob sich denn doch zu Zeiten eine starke Gegenbewegung, besonders bei den Sande, welche die arabischen Sklavenhändler vertrieben. Und vor allem machte das Vordringen der kolonialen Herrschaft der Engländer vom Osten, der Franzosen vom Westen, und der Belgier vom Süden, vom Kongostaate aus, diesem wüsten Treiben ein Ende. Es wurde mit starker Hand Frieden aufgerichtet, und zumal die Franzosen überzogen das weite, von ihnen in Anspruch genommene Gebiet Tschad-Schari mit einem Netz von Militärposten. Allein gerade unter den veränderten Verhältnissen nahm die islamische Infiltration einen neuen Aufschwung. Sie schmiegte sich nun überall den großen, von den Kolonialmächten eröffneten Straßen an. Früher waren die gewaltigen Sudd's (Schilfbänke) des Nil fast unübersteigliche Verkehrshindernisse gewesen; nun hielt die Kolonialverwaltung eine Fahrstraße offen und richtete einen regelmäßigen Dampferverkehr bis Redschef am oberen Nil und in den günstigeren Monaten auch auf den wasserreicheren Nebenflüssen des Nil ein. Vom Tschad bahnte die französische Kolonialverwaltung einen bequemen Wasser- und Landweg nach dem Ubangi, und der Niger und Binue wurden geradezu Hochstraßen des Handelsverkehrs. Es vermehrte den Einfluß und das Ansehen des Islam, daß meist die niedere Beamtenschaft und die Truppe aus den Moslemen rekrutiert wurde, oder sich wenigstens meist schnell islamisch durchsetzte.

Die Askari waren „Sudanesen", und es galt fast als selbstverständlich, daß sie Mosleme, vielfach sogar fanatische Mosleme waren, selbst wenn sie beim Eintritt in die Truppe noch nichts vom Islam gewußt hatten. Nicht zu unterschätzen war auch die Protektion, die den islamischen Einflüssen durch die Kolonialpolitik — am intensivsten die französische, aber auch die britische — zuteil ward. Um die Empfindlichkeiten dieser „Kulturträger" und Vermittler eines gewinnreichen Handels zu schonen, behandelte man den Islam und seine Einrichtungen bis zu den Mallam hinunter pflegsam, während man der christlichen Mission Schwierigkeiten in den Weg legte, ja sie in moslemischen Gebieten direkt verbot.

Überall vertritt der Islam eine höhere Stufe der kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und sozialen Organisation im Vergleich zu den vorausgegangenen Zuständen des Heidentums. Es ist deshalb nicht zufällig, daß gerade die begabteren und geistig regsameren Völker des Sudan, wie die Hamitenstämme, den Islam angenommen haben. Berichte auch aus der jüngsten Vergangenheit bestätigen, daß in der Regel gerade der intelligentere Teil der Bevölkerung dem Islam geneigt ist. Die Ausbreitung des Islam vollzieht sich aus innerer Kraft ohne besondere Missionsveranstaltungen. Sie ist meist eine Begleiterscheinung anderer, politischer, sozialer oder wirtschaftlicher Bewegungen. Der Islam kommt mit dem Handel, mit einem Aufschwung der Industrie, er gründet Städte. Der Mohammedaner kleidet sich besser als der Heide, hat schönere Häuser, ist wohlhabender, er hat einige Erziehung genossen, benimmt sich würdig und mit Anstand, hält auf sich selbst und trägt selbst im Umgange mit Europäern Selbstbewußtsein und ein Gefühl der Ebenbürtigkeit zur Schau. Allerdings die Stellung der Frau ist niedrig. Sie steigt durch den Übertritt des Stammes zum Islam nicht empor. Im Gegenteil, sie sinkt infolge der zahlreichen Ehescheidungen und der sittlichen Ausschweifungen. Die körperliche Arbeit ist in der Regel wegen des Bestehens der Sklaverei verachtet. Der Islam bringt die Kunst des Lesens und Schreibens. Führer der aufstrebenden islamischen Bewegung waren oft auch literarische Männer. Othman dan Fodie ist der Hauptschriftsteller der Fulbe, der Verfasser auch von theologischen Werken. Sein Sohn Bello hat eine Grammatik der Fulbe-Sprache abgefaßt. Meist dringt der Islam nur schrittweise vor. Die erste Generation ist nur oberflächlich und äußerlich gewonnen. Sie macht nur einige Riten mit. Später treten die Derwischorden in die Arbeit

der religiösen und theologischen Vertiefung ein. Ihre Vorläufer sind die Marabut oder Mallam, die sich in noch mehr oder weniger heidnischen Dörfern niederlassen und Amulette mit Koransprüchen verkaufen. Ihr Bestreben ist, den zunächst noch rohen Islam mit dem korrekten, rechtgläubigen Islam in Einklang zu bringen. Mehrere Orden haben im Sudan eine umfassende Tätigkeit entfaltet. Die Kadirije hat sich von Süd-Marokko aus seit dem 15. Jahrhundert im West-Sudan bis nach Sokoto hin verbreitet. Die von dem Algerier Sidi Achmed el Tidschani († 1800) gegründete Tidschanije ist besonders durch Hadsch Omar ausgebreitet und zur Macht gekommen; ihr Einfluß reicht bis Nigerien und Adamaua. Vielleicht der einflußreichste und interessanteste afrikanische Derwischorden ist die Senussije, gegründet von dem Algerier Ibn Ali es Senussi (geboren 1792 in Tlemcen). Er ist besonders weit ausgebreitet im Hinterlande von Tripoli und hat seine Anhänger durch den ganzen Ostsudan bis Bagirmi und Bornu. Er hat bei der Eroberung von Tripoli durch die Italiener und in dem Weltkriege eine Rolle als Vertreter eines fanatisch intransigenten, aber zu keiner großen entschlossenen Tat fähigen Islam gespielt. Im Ostsudan ist der allgemeine Eindruck, daß die Neger, die Mohammedaner geworden sind, den Islam innerlich noch nicht assimiliert haben. Sie sind ihm deshalb auch längst nicht in dem Grade ergeben wie die Westsudaner. Die Annahme der neuen Religion entsprang nicht einem inneren Bedürfnis; die neue Religion wird deshalb auch nicht als ein wertvoller geistiger Besitz angesehen. Sie breitet sich hauptsächlich im Zusammenhang mit politischen Faktoren aus. Wenn Mohammedaner in einer Landschaft die Herrschaft an sich reißen, nehmen meist die Untertanen allmählich auch die Religion ihrer neuen Herrn an.

Eine vierte Woge islamischer Einflüsse ergießt sich vom Osten her nach Afrika. Seit dem 9. oder 10. Jahrhundert hatten die Araber einzelne Handelsposten an der Ostküste, von denen aus sie mit Sklaven und Elfenbein ein schwunghaftes Geschäft trieben. Nur vorübergehend auf zwei Jahrhunderte (1498—1729) machten die Portugiesen den Arabern diese Ostküste streitig, als sie zum Zwecke der Beherrschung des Seeweges nach Indien die arabische Schiffahrt im Ozean vernichteten und dann auch deren Stützpunkte an der ostafrikanischen Küste in ihre Gewalt brachten. Die beiden Hauptstützpunkte ihrer Herrschaft waren im Süden Mozambik, im Norden Mombas. Missionsarbeit unter den Moslemen wurde stets von ihnen

nur schwächlich betrieben, erst von den Dominikanern, später von den Augustinern; nur daß man in der bei den Portugiesen üblichen Weise den Islam durch Regierungsmaßregeln, Verbot der Beschneidung und des Fastens im Ramadhan-Monat, Einschränkung des Sklavenhandels der Mohammedaner, Entfernung der letzteren aus den Regierungsämtern und einflußreichen Stellungen, zurückdrängen wollte. Im Süden, dem jetzigen portugiesischen Ostafrika, erreichte man auf diesem Wege in der Tat eine Unterbindung der islamischen Einflüsse, die sich bis über den Sambesi hinaus zumal in das Reich des „Goldkönigs" Monomotapa erstreckt hatten. Im Norden wichen die Portugiesen trotz teilweise loyaler Unterstützung durch die mohammedanischen Türken, mit denen sie früher auf diesen Gebieten allein zu tun gehabt hatten, vor den aus dem Lande Oman in Südostarabien seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts erobernd vordringenden Arabern. Als 1729 die Feste Mombas entgültig von den Portugiesen geräumt wurde, war damit ihr Einfluß an der nördlichen Küste gebrochen.[1]) Ihre Nachfolger waren die ibaditischen (chasiditischen) Araber von Oman, deren Fürst der Imam von Maskat ist. Sie breiteten sich an der Ostküste vom Kap Guardafui bis in die Gegend der Rovuma-Mündung aus. Ihr Einfluß erstreckte sich aber bis in das 19. Jahrhundert hinein nur wenige Meilen von der Küste landeinwärts. 1833 wurde Sansibar ein selbständiges Sultanat. Seitdem wurde es auch ein wichtiger Handelsmittelpunkt. In den Schamben der Insel und der gegenüberliegenden Küste wurden Gewürznelken im Großen gebaut. Sansibar wurde einer der Hauptmittelpunkte des Sklavenhandels. Auch das afrikanische Elfenbein stieg auf dem Weltmarkte stark im Werte. Damals dehnten sich die Züge der arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändler bis an die zentralafrikanischen Seen und an den oberen Kongo aus. Tabora und Udschidschi wurden Zentralpunkte im Innern und Hochburgen des islamisch-arabischen Einflusses. Glücklicherweise war die religiöse Propagandakraft dieses arabischen Sklavenhandels gering. Da nur Heiden zu Sklaven gemacht werden durften, hatten die sklavenhandelnden Araber kein Interesse an der Bekehrung der Schensi des Innern. In der Hauptsache islamisierten sie nur die Küstenbevölkerung, die Suaheli (von Sahel = Küste), und allenfalls ihre Hauptdepots im Innern. Als seit 1889 die deutsche und die britische Kolonialherrschaft an der Ostküste aufgerichtet wurden, war es die erste Aufgabe der neuen

[1]) ZM. 1919. 16.—36.

Herrn, den politischen und wirtschaftlichen Einfluß der alten Herrn, also das Arabertum und den Sklavenhandel, zu beseitigen. Das geschah schnell und gründlich. Es brach eine neue Zeit für Ostafrika an; die unaufhörlichen Stammesfehden machten geordneten, friedlichen Verhältnissen Platz; durch das ganze Land wurden Straßen angelegt und Eisenbahnen gebaut; Verkehr und Handel blühten auf. Merkwürdigerweise kam damit wider den Willen der Weißen, aber ohne daß sie es hindern konnten, eine große Zeit der islamischen Propaganda. Die Kulturbewegung entwickelte sich in Ostafrika von der Küste nach dem Innern zu; die Städte an der Küste und die Küstenleute wurden von den Schensi des Innern als Träger der Bildung und Kultur bewundert und nachgeahmt. Suaheli entwickelte sich in dem sprachlich von zahlreichen Dialekten zerrissenen Lande zur Sprache des Handels, der Verwaltung und des Gerichts. Damit blühte der Weizen der moslemischen Suaheli, denen ihre Sprache gleichsam einen Passepartout im ganzen Lande verlieh. Die Suaheli waren auch als Handwerker (fundi), als Askari (Schutztruppler), Jumben (Unterhäuptlinge), Akiden (Schulzen), Karani (Schreiber) u. dergl. den Weißen im Innern unentbehrlich; sie stellten sich überall ein, wohin die weißen Herrn kamen, und folgten ihnen wie ihr Schatten. Und wenn die weißen Beamten und Kaufleute geringes Interesse für die Verbreitung des Christentums an den Tag legten und bisweilen törichterweise sogar eine Verachtung farbiger Christen zur Schau trugen, empfahlen die Suaheli um so geflissentlicher ihren Islam, vermöge dessen die Schensi ihre gleichberechtigten Brüder wurden. Es leuchtete ihnen dabei besonders ein, daß sich die Braunen in der Religion des braunen Mannes im Gegensatz zum weißen Mann zusammenschlossen. Und mußte man einmal den primitiven Animismus aufgeben, — daß das unvermeidlich sei, konnten sich die intelligenteren Schensi nicht verhehlen, — dann war es bequemer, den Islam anzunehmen, der ihnen die Sklaverei und Vielweiberei, die Geister und Amulette ließ und keine Sinnesänderung forderte und keine hohen sittlichen und religiösen Ansprüche stellte. So ist die islamische Bewegung in Ostafrika anders orientiert und bedingt als im Sudan; sie ist eine ungesunde Parallelentwicklung zu der europäischen Kulturexpansion. Aber sie ist deshalb nicht minder bedenklich und erfolgreich.

Der Islam hat im Norden wie im Osten vor dem Christentum einen Vorsprung von Jahrhunderten voraus. Er ist auch ein Kultur-

träger, und seine Kultur steht dem Schwarzen näher, ist ihm besser verständlich und bequemer als die der strengen, vielfordernden weißen Herrn und ihre Religion. Das macht den Islam in Afrika zum gefährlichen Konkurrenten des Christentums. Erst hat er dem letzteren in vergangenen Jahrhunderten fast seinen ganzen Besitzstand in Afrika entrissen; nun will er ihm auch das Herz der Afrikaner stehlen. Kein Zweifel, die große religiöse und kulturelle Zukunftsfrage Afrikas ist: soll der Erdteil moslemisch oder christlich werden? Die Sachverständigen, welche sich mit diesem wichtigen Probleme beschäftigt und sich dabei auf die Seite des Islam gestellt haben, teilen sich in zwei Gruppen. Die einen meinen aus der bisherigen Kulturentwicklung Äquatorialafrikas schließen zu müssen, daß die Islamisierung ein unaufhaltsamer Prozeß ist, mithin Afrika im Grunde für das Christentum verloren sei, vielleicht mit Ausschluß von Südafrika und einiger sonstiger Küstenstriche; die Kolonialpolitik, die mit gegebenen Größen zu rechnen habe, müsse sich auf eine islamische Zukunft des Erdteils einstellen. Die andern gehen noch einen Schritt weiter und erklären, der Islam sei in der Tat für den Afrikaner die bessere Religion; das Christentum liege ihm nicht; es sei zu metaphysisch und gehe über die Denkfähigkeit des Negers hinaus; und es vertrete eine zu ideale Ethik, die für den Neger unerreichbar sei. Der Islam habe eine knappe, klare Lehre und passe sich in seiner Kulturgebarung, in seiner Lebenshaltung und in seiner schonsamen Pflege der Vielweiberei, der Sklaverei und der Zauberei aufs glücklichste den Instinkten des Negers an. Deshalb solle die Kolonialverwaltung die Ausbreitung des Islam befördern und die Mission hemmen oder wenigstens nicht begünstigen. Müsse sie sich doch klar sein, daß bei dem empfindlichen Fanatismus der Mosleme die christliche Mission leicht als eine Beleidigung und Reizung empfunden werde. „Die Anwesenheit von Missionaren in moslemischen Gebieten wirkt wie ein Mann, der auf einem Pulverfasse sitzend seine Pfeife raucht." Aus solchen Erwägungen heraus hat nicht nur die antichristliche französische Kolonialpolitik sowohl in den nordafrikanischen Randstaaten wie in ihrem riesigen äquatorialen Kolonialreich die Ausbreitung des Islam durch Einrichtung von niedern und höheren Islamschulen, durch den Bau von Moscheen usw. gefördert und die christlichen Missionen gehemmt; sondern auch die britische Kolonialverwaltung hat in Ägypten, noch mehr im ägyptischen Sudan und in Nigerien eine proislamische, der christlichen Mission abgünstige

Politik verfolgt. Und dieser Standpunkt hat hervorragende Verteidiger gefunden.[1]) Macht man geltend, daß auf dem derzeitigen Kulturniveau der afrikanischen Völker die Vielweiberei die normale Form der Familie sei, so hat dagegen die Kongokommission von 1913 tatkräftige Maßregeln zur Unterdrückung der Polygamie vorgeschlagen, weil sie in ihr eine der schwersten Hemmungen des sozialen Fortschritts der Kongoneger erkannte, und der deutsche Gouverneur von Kamerun, Dr. Seitz, verfolgte die gleiche Politik. Man kann nämlich zwar das Problem der Vielweiberei keineswegs mit dem Vorwurf der Sinnlichkeit der Neger abtun; sie ist in dem gesamten kulturellen Gefüge der Lebenshaltung der Neger begründet und fand in früheren Zeiten durch den allgemein herrschenden Sklavenhandel und die — Scharen von Frauen und Mädchen als Beute heimbringenden — Raubzüge stets neue Nahrung; solange auch unter dem Banne der die Zugtiere mordenden Tsetsefliege die Hackkultur die einzig mögliche Form der Ackerbearbeitung war, waren in der Tat viele Frauen das einzige Mittel, größere „Gärten" in Kultur zu nehmen und dadurch einen größeren Speisevorrat zu beschaffen. Aber diese primitive und unproduktive Art des Ackerbaus muß in ganz Afrika überwunden werden. Seit der Unterdrückung des Sklavenhandels und der Stammeskriege stellt sich auch in Afrika wie sonst überall das Gleichgewicht der Geschlechter her, und das Weiterbestehen der Vielweiberei hat zur Folge, daß zwar die Alten, Mächtigen und Reichen mehrere Frauen, die Jungen, in der Blüte des Lebens Stehenden dagegen keine erhalten. Zudem ist es durch eindringende statistische Untersuchungen zweifelhaft geworden, ob die Vielweiberei selbst den scheinbar nächstliegenden Dienst einer gesicherten und starken Volksvermehrung leistet. Nach den Feststellungen katholischer Missionen in Deutsch-Ostafrika hatten 372 monogame Ehen 406 Kinder, dagegen 375 Frauen in 169 polygamen Ehen nur 296 Kinder. Außerdem behauptet man, die christliche Mission sei von dem Europäertum unablösbar und schaffe darum nur groteske Kulturkarikaturen. Hier liegt allerdings eine Achillesferse der Mission in ihrem üblichen Betriebe; sie ist sich wohl in der Tat zumal in früheren Zeiten und in ihrem überwiegend angelsächsisch-amerikanischen

[1]) Z. B. kürzlich in dem bekannten, auch in Deutschland geschätzten englischen Philanthropen E. D. Morel, Nigeria, its people and its problems. London 1911.

Gewande der Schwierigkeit der Aufgabe nicht genügend bewußt gewesen, ein bodenständiges und deshalb an die Psyche und die kulturelle Umwelt der Neger schonsam anknüpfendes Christentum zu pflanzen; sie hat durch die Einführung der englischen Sprache, der europäischen Kleidung und der angelsächsischen Lebensgewohnheiten das afrikanische Volkstum zersetzt und hat es nicht verstanden, wie die Haussa und Fulbe einen afrikanischen Typus des Gentleman zu schaffen. Aber dieses Einströmen der europäischen Kultur ist unter allen Umständen unvermeidlich, und die andern Volkskreise, welche denselben Standpunkt vertreten, die Kolonialbeamten, Kaufleute, Pflanzer — gar nicht zu reden von den Soldaten und Matrosen — bringen dem afrikanischen Volkstum, rühmliche Ausnahmen abgerechnet, in der Regel viel geringeres Verständnis und weniger Rücksicht entgegen als die Missionskreise, und diese werden sich doch immer intensiver der auf diesem Gebiete vorliegenden Gefahren und Aufgaben bewußt und bemühen sich, ihnen zu begegnen. Man darf sich auch durch den Kulturstand z. B. der großen Handelsstädte im Haussalande oder am Niger nicht blenden und sich durch die drohende Gefahr eines leicht erregbaren Fanatismus z. B. im ägyptischen Sudan nicht einschüchtern lassen. Die Tatsache liegt glücklicherweise vielseitig vor, daß die evangelische Mission sowohl in fanatisch islamischen Provinzen Indiens wie in besonders bedrohten Gebieten Afrikas ihre Arbeit Jahrzehnte hindurch in aller Ruhe und Besonnenheit betrieben hat, und es ist nicht nur zu den von überängstlichen Gemütern gefürchteten fanatischen Explosionen nicht gekommen, sondern die Missionen sind vielmehr ein hervorragendes Mittel gewesen, das Vertrauen der argwöhnischen Bevölkerung für die britische Verwaltung zu erwerben und der kolonialen Arbeit den Weg zu bahnen. Das große Problem ist und bleibt doch eben, daß, soweit wir sehen können, die Aufschließung auch des heidnischen Afrika für die europäische Kultur sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit vollzieht, und die Negerstämme haben diesem unaufhaltsamen Prozeß keine dauernden Widerstände entgegenzustellen, — wenn ihnen nicht der Islam die Kraft zum Widerstande einflößt. Hier stoßen also zwei Welten und zwei Kulturen aufeinander, die orientalisch-moslemische und die europäisch-christliche. Die orientalisch-moslemische hat in der Tat die Neigung und die Kraft, die ihr verfallenen Völker gegen das Europäertum in jeder Form, nicht nur in der der Mission, ablehnend zu machen,

und ihnen ein Sonderleben beizubringen, dessen Wunsch und Ziel es ist, die drückende Herrschaft der Weißen abzuschütteln und die Freiheit des schwarzen Mannes unter der Ägide des braunen wiederzugewinnen. Gewiß braucht man die dadurch gegebene Gefahr von Aufständen nicht tragisch zu nehmen; die Machtmittel der europäischen Völker konsolidieren sich auch in Afrika, sogar in den Berberstaaten, langsam aber sicher so sehr, daß dagegen der Widerstand der Eingeborenen aussichtslos ist. Aber die immer wiederholten Aufstände gegen die französische Herrschaft in Marokko, der seit der italienischen Besitzergreifung 1911 noch nicht zur Ruhe gekommene Kampf in Tripoli, die nationalistische Strömung in Ägypten und die sich erfahrungsgemäß so leicht mit der islamischen Propaganda verknüpfende „äthiopische" Bewegungen zeigen doch, wie leicht und wie fest durch den Islam die Herzen gegen die neue, mit der abendländisch-christlichen Kultur anbrechende Zeit verschlossen werden. Die europäische Kolonisation beraubt sich also eines wichtigen Bundesgenossen, wenn sie die christliche Mission hemmt oder stört. Sie kann ihre Kulturaufgabe in Afrika ohne deren Mithilfe gar nicht durchführen. — Zudem ist für die christliche Mission das Maß von Verständnis für ihre religiösen Aufgaben, das sie bei den Vertretern der Kolonialherrschaft findet, nicht der ausschlaggebende Faktor ihres Handelns; sie wird, an die modernen Grundgesetze der Freiheit und der Berechtigung aller edlen, wahren, großen christlichen Bestrebungen anknüpfend, nicht ablassen, von der Ängstlichkeit engherziger Politiker oder Beamten an das Gewissen ihrer Nation und der Kulturwelt zu appellieren, um die ihr zustehende Wegfreiheit sicherzustellen. Und sie weiß sich auch in der Arbeit in den vom Islam schon besetzten oder erst bedrohten Gebieten unter der Pflicht, in dem Wettbewerbe Mohammeds und Christi um das Herz Afrikas loyal für ihren Herrn und Heiland Jesus Christus zu werben. Dabei kann allerdings die Kolonialverwaltung von jedem Missionar in so zarter Lage verlangen, daß er sich mit großem Takt benehme, die Empfindlichkeiten der Mosleme nicht reize und die erfahrungsgemäß förderlichen Einflüsse eines gleichmäßig freundlichen Verhaltens, ärztlichen Samariterdienstes und guter Schulen reichlich zur Verwendung bringe.

Die Zahl der Mohammedaner beträgt nach den Berechnungen von Professor Westermann (Moslem World 1914, 150 ff.):

Belgisch-Kongo	60 000
Portugiesisch-Guinea	200 000
Portugiesisch-Ostafrika	130 000
Span. Rio de Oro	130 000
Abessinien	500 000
Liberia	280 000
Italienisch Libyen	690 000
Eritrea	275 000
Somali	400 000
	2 665 000
Französisch Senegal	650 000
Französisch Guinea	1 000 000
Französisch Niger	2 000 000
Mauretanien	225 000
Elfenbeinküste	250 000
Dahome	80 000
Äquatorialafrika	1 500 000
Somali	200 000
Madagaskar	75 000
Réunion	90 000
Kamerun	80 000
Marokko	3 100 000
Algier	4 175 000
Tunis	1 660 000
Französisch Afrika	15 085 000

Togo	60 000
Kamerun	720 000
Ostafrika	700 000
Ehemal. Deutsch Afrika	1 480 000
Britisch Gambia	120 000
Sierra Leone	250 000
Goldküste	180 000
Nordnigerien	7 000 000
Südnigerien	2 000 000
Somali	345 000
Ostafrika	500 000
Uganda	600 000
Njassaland	60 000
Sansibar und Pemba	190 000
Mauritius u. Seychellen	41 000
Kapland	24 189
Natal	13 475
Oranje und Transvaal	8 240
Basutoland, Betschuana und Rhodesia	8 000
Ägypten	10 269 445
Sudan	1 200 000
Britisch Afrika	22 809 349

Insgesamt also 42 Millionen Mohammedaner. Heiden sind von den etwa 185 Millionen Einwohnern Afrikas etwa noch 133 Millionen. Unter ihnen geht von Norden und von Osten her der Aufsaugungsprozeß durch den Islam erheblich stärker und schneller vonstatten als der Christianisierungsprozeß von Süden und von Westen.

Wenn wir im folgenden einen Überblick über die Geschichte der evangelischen Mission in Afrika zu geben versuchen, halten wir uns gegenwärtig, daß weder das islamische Nordafrika noch das volle Drittel Afrikas, das unter französischer Herrschaft steht, bisher für die evangelische Missionstätigkeit ernstlich in Betracht kommen. Die kolonialen und Kulturverhältnisse liegen in dieser Hälfte Afrikas dadurch anders, daß die französische Kolonialpolitik wohl

auch den Einstrom der europäischen Kultur begünstigt. Da sie aber entsprechend der herrschenden Richtung der Regierungsparteien daheim antichristlich und antikirchlich orientiert ist, hat sie kein Interesse daran, die Ausbreitung des Christentums, zumal des protestantischen, zu begünstigen. Sie hat diesem früher fast durchweg ablehnend gegenübergestanden, zumal seine Träger meist Engländer oder Amerikaner waren, von denen sie wohl gar eine Durchkreuzung ihrer kolonialen Intentionen befürchtete. Erst neuerdings haben die eigentümlichen politischen Verschiebungen der Ententepolitik sie genötigt, gegen die protestantischen Missionen eine weniger ablehnende Haltung einzunehmen. Frankreich ist bei seinem Menschenmangel nicht in der Lage, seinen riesigen Kolonialbesitz auch nur annähernd ausreichend aufzuschließen und zu verwalten; es hat in dieser Beziehung zum Teil mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie im 16. Jahrhundert die portugiesische Kolonialpolitik, die wesentlich mit an ihrem Mangel kolonialen Nachwuchses zugrunde ging. Es ist kein Vorteil, sondern eher eine weitere Erschwerung, wenn Frankreich den seinen militaristischen Ansprüchen nicht genügenden Zufluß von Soldatenmaterial daheim durch die unverbrauchte, rohe Kraft der Neger ergänzt und damit auch in seine afrikanischen Kolonien einen uferlosen Militarismus überträgt. Allein aus dem tropischen Afrika rekrutiert es ein Heer von 300000 Mann, von denen sich 100000 Mann beständig in Frankreich befinden. Im Kriege bestand nach der „Humanité" Frankreichs schwarze Armee aus 695000 Kämpfern, zu denen noch 283000 Hilfsmannschaften kamen. Die Rekrutierung artete in Sklavenjagden aus. „Die Häuptlinge der einzelnen Stämme mußten eine Anzahl von Rekruten liefern. Dafür wurden sie bezahlt oder bestraft, je nachdem es ihnen gelang oder nicht. Auf diesem Wege haben sich Unternehmer dieser neuen Art von Sklavenjagden bereichert. Als hoher Kommissar hat der Abgeordnete Diang (ein Negerabgeordneter der französischen Kammer) mindestens 60000 Rekruten auf die Schlachtbank geliefert." Über das Wirken dieser Kulturkämpfer im Weltkriege gibt die „Humanité" eine für Frankreich beschämende Schilderung: „Wir alle haben diese Senegalneger auf ihrem Marsch zur Front oder auf ihrem Rückmarsch in Paris gesehen. Es waren wirkliche Wilde, für die der Krieg des Rechtes und der Zivilisation kein Krieg in ihrem Geiste war. Diese Söldner mordeten serienweise selbst wehrlose Gefangene, und mancher unter ihnen — die Zeugnisse darüber sind zahlreich — spazierte in den

Städten hinter der Front mit aufgereihten Ohren deutscher Soldaten als Halsbändern. Einer von ihnen wurde im Oktober 1914 am Bahnhof von Versailles gesehen, der stolz einen abgeschnittenen Kopf bei sich trug." Die „Humanité" sagt dann weiter, daß Frankreich am 30. Juli 1919, also lange nach Kriegsende, die allgemeine Militärpflicht für alle Neger West- und Zentralafrikas eingeführt habe und mit diesem Soldatenmaterial heute die Hauptbesatzungskontingente in den besetzten Rheinlanden stellt; die schmachvollen Skandale, die sie dort erregen, seien ja sattsam bekannt. Schließlich hebt das Blatt die Gefahr hervor, die ein so starkes Kolonialheer in den Händen einer kapitalistischen Klassenregierung bedeutet, wenn es gegen das eigene Volk eingesetzt wird. Das gibt also kulturell und missionarisch einen ganz andern Hintergrund, als den, welchen unsre Blätter voraussetzen.

I. Westafrika.[1])

A. Oberguinea.

Als Westafrika fassen wir das Gebiet zusammen, das nördlich durch die Sahara, östlich durch den Albert-, Albert Eduard-, und Tanganjika-See und südlich durch den Kunene-Fluß begrenzt wird, ein reichliches Drittel von Afrika und größer als der Flächeninhalt Europas. Den eingeborenen Völkern nach gliedert sich das Gebiet in Ober- und Niederguinea; Oberguinea von dem spanischen Rio de Oro bis zum britischen Nigerien ist das Hauptgebiet der Sudansprachen und der Nigritier, Niederguinea von dem bisher deutschen Kamerun bis zum portugiesischen Mossamedes ist ein Land der Bantusprachen und -völker. Weitaus die vorherrschende Kolonialmacht ist Frankreich, das von Marokko, Algier und Tunis im Norden bis zum Kongo im Süden mit großer Tatkraft und vielen Opfern an Menschenleben ein zusammenhängendes Kolonialreich von 11 1/2 Millionen qkm geschaffen hat. Dieser große Kolonialbesitz nimmt das Hinterland ein; vor ihm sind längs der Küste die Kolonien und Gebiete anderer Länder, die spanischen Länder Rio de Oro und Rio Muni, die britischen Kolonien Gambia, Sierra Leone, die Goldküste und Nigerien, Portugiesisch Guinea, die Republik Liberia und die bisher deutschen Kolonien Togo und Kamerun gleichsam nur wie Kulissen vorgelagert. An fünf Stellen streckt sich das französische Kolonialreich zwischen den Gebieten anderer Länder zur Meeresküste hinunter. Südlich an das französische Kolonialreich grenzen die beiden gleichfalls gewaltig großen Kolonialgebiete des Belgischen Kongo mit 2 1/3 Millionen qkm und Portugiesisch Westafrika (Angola) mit 1 1/4 Millionen qkm. Wir wiesen schon darauf hin, daß die Ungesundheit des Klimas überall in den Küstengebieten Westafrika bisher vor einer stärkeren weißen Einwanderung bewahrt hat. Erst die moderne

[1]) J. L. Wilson, Westafrica, its history, condition, and prospects. London 1856.

Kolonialpolitik ist darauf eingestellt, planmäßig die Bodenschätze und das Menschenmaterial auch dieser Gebiete zur Entfaltung zu bringen; sie hat deshalb ein Interesse daran und ist erfolgreich damit beschäftigt, die klimatischen Hemmungen durch eine wissenschaftliche Tropenhygiene zu überwinden. Die ältere Kolonialwirtschaft beschränkte sich in Westafrika in der Hauptsache auf den Handel und hielt sich meist an den schmalen Küstenstreifen, den man von den zahlreichen Forts einigermaßen beherrschen konnte. Der Handel war bis in das 19. Jahrhundert hinein überwiegend Sklavenhandel. Aus seiner Bekämpfung und Überwindung oder wenigstens aus dem durch das Mitgefühl mit den Sklaven angeregten Interesse gingen fast alle älteren evangelischen Missionsunternehmungen in diesem Gebiete hervor: Erst handelte es sich darum, den von den Sklavenschiffen befreiten oder zur Rückwanderung nach Afrika veranlaßten Negern Gottes Wort und christliche Kultur zu bringen; dann wollte man den in den westindischen Negerkirchen angefachten Eifer für afrikanische Missionen zu neuen Unternehmungen in dem Todeslande mit Hilfe farbiger Evangelisten nutzbar machen. Seit der großen Ära der geographischen Entdeckungen und in ihrem Gefolge der kolonialen Besitzergreifungen haben sich die Missionen längs der westafrikanischen Küste stark vermehrt und haben sich auch in das Innere des Erdteils vorgeschoben. Wir geben zur Übersicht eine Liste der Anfangsjahre der wichtigeren Missionen:

1737—1775. Brüdergemeine. Goldküste.
1751—1816. Soc. f. the Prop. of the Gospel. Goldküste.
1804. Engl.-Kirchl. Mission (CMS). Sierra Leone.
1811. Wesleyaner. Sierra Leone.
1821. Wesleyaner. Gambia.
1825. Zwei bapt. Denomin. Liberia.
1827—1831. Basler Missions-Gesellschaft. Liberia.
1828. Basler Missions-Gesellschaft. Goldküste.
1833. Bischfl. Meth. Am. Liberia.
1833. Am. Nördl. Presb. Liberia.
1835. Engl. Wesleyaner. Goldküste.
1836. Am. Protest. Bischfl. Kirche (Angl.). Liberia.
1842. Am. Nördl. Presb. Franz. Kongo.
1847. Engl.-Kirchl. Mission (CMS). Nigerien (Yoruba).
1845—1886. Engl. Bapt. Kamerun.
1846. Verein. schott. Freikirche. Nigerien (Alt Calabar).

1847. Norddeutsche Mission. Sklavenküste (Togo).
1850. Am. Südl. Bapt. Nigerien (Yoruba).
1851. Westind. Miss.-Ver. Rio Pongas.
1854. Engl. Wesleyaner. Nigerien (Yoruba).
1857. Vereinigte Brüder in Christo. Sierra Leone.
1859. Verein. Meth. Freikirchen. Sierra Leone.
1860. Am. Luth. General-Synode. Liberia.
1863. Pariser Ev. Missions-Gesellschaft. Senegal.
1870. Primit. Meth. (Engl.). Nigerien.
1879. Engl. Bapt. Mission. Belg. Kongo.
1881. Am. Board Com. For.-Mission. Angola (Bihé).
1884. Am. Bischfl. Meth. Angola.
1884. Am. Bapt. Mission. Belg. Kongo.
1885. Schwed. Miss.-Bund. Belg. Kongo.
1885. Am. Nördl. Presb. Kamerun.
1885. Christian Missions in Many-Lands (Arnot). Angola.
1886. Basler Missions-Gesellschaft. Kamerun.
1886. Christian Missions in Many-Lands. Belg. Kongo.
1887. Qua Iboe Mission. Nigerien.
1888. Kongo Balolo Mission. Belg. Kongo.
1890. Am. Südl. Presb. Belg. Kongo.
1890. Christ. und Mission. Alliance. Sierra Leone.
1891. Deutsche Bapt. Mission. Kamerun.
1892. Pariser Ev. Missions-Gesellschaft. Franz. Kongo.
1893. Sudan Interior Mission. Nigerien.
1898. Bapt. Frei-Mission. Goldküste.
1899. Foreign Chr. Mission (Disciples). Belg. Kongo.
1904. Verein. Sudan Mission (Dr. Kumm). Nigerien.
1909. SPG. Angl. Bistum. Goldküste.
1911. Basler Missions-Gesellschaft. Nordtogo.
1911. Afrika Inl. Miss. Kongo Inl. Miss. Bischöfl. Meth. des Südens. Belg. Kongo-Miss. Belg. Kongo.
1913. Goßnersche Missions-Gesellschaft. Kamerun.
1914. Adventisten des 7. Tages. — Pfingstbund von Großbritannien und Irland. — Herz Afrikas Mission.

---

1. Senegal.

Das erste Missionsfeld, das wir an der Westküste Afrikas betreten, ist die französische Kolonie Senegambien. Bei der Schroffheit der kolonialen Grundsätze dieses Landes, zumal in bezug auf die Vorherrschaft der französischen Sprache in den Schulen, ist es nichtfranzösischen Missionen kaum möglich, in diese große Arbeit einzutreten; sie muß auf den Dienst und die Opferwilligkeit der freilich auch sonst schon über ihre Kräfte in Anspruch genommenen französischen Protestanten warten. Die Pariser evangelische Missionsgesellschaft hat 1863 einen vereinzelten Missionsposten für dies Gebiet gegründet, zuerst in Sedhin am Casamance, seit 1869 in St. Louis an der Senegal-Mündung. Meist ist diese Station nur mit einem Missionar besetzt gewesen. Erst in letzter Zeit haben zeitweilig wenigstens drei Franzosen, darunter ein Arzt, dort gestanden. Die buntgemischte Bevölkerung von St. Louis und seinen weit vorgeschobenen Vorstädten und die fast durchweg islamisierte Wolof-Bevölkerung des näheren Hinterlandes haben sich als wenig empfänglich erwiesen. Dagegen fand man unter den zahlreich zu- und abziehenden heidnischen Bambara aus dem oberen Nigergebiete bisweilen empfänglichen Boden. Etwa 200 von ihnen sind in den letzten 15 Jahren als getaufte Christen in ihre ferne Heimat zurückgekehrt und damit allerdings aus dem Gesichtskreise der Missionare entschwunden. Eine Schule in der Vorstadt Sor, Katechumenen-Klassen in der Bambara-Lokation Pont de Khar, eine kleine Gemeinde, die mit Einschluß der Anhänger kaum 150 Seelen zählt, sind das spärliche Ergebnis eines halben Jahrhunderts mühsamer, von viel Krankheitsnot unterbrochener Arbeit. Unter dem nachwirkenden Einfluß der Edinburger Missions-Konferenz 1910 hat sich der französischen Missionsleitung dringender als je die Verpflichtung für das weite „französische Nordwest-Afrika" auf die Seele gelegt. Aber allen Ausbreitungsplänen hat der Krieg ein unmißverständliches „Zurück" entgegengesetzt; die ohnehin schon so kleine Mission ist seitdem noch mehr eingeschränkt worden.

---

2. Gambia.

An der Mündung des Gambiaflusses und den breiten, wasserreichen, auf hunderte von Meilen landeinwärts schiffbaren Fluß hinauf hatten die Engländer seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Faktoreien, die damals dem Sklavenhandel dienten. Die Engländer behaupteten auch im 19. Jahrhundert diese vereinzelten Posten. Im Jahre 1888 wurde die kleine Kolonie mit der Hauptstadt Bathurst (nur 10 qkm mit 8807 Einwohnern) und ein Protektorat (von 11700 qkm mit 152000 Einwohnern) dem britischen Kolonialreiche angegliedert. Die englischen Wesleyaner haben sich 1821 in dem später sogenannten Bathurst, dem Hafen und der Hauptstadt auf der Marieninsel, und 1823 auch stromaufwärts am Endpunkt der großen Flußschiffahrt auf der Mac Arthy-Insel niedergelassen.[1]) McCarthy Die Mission stand jahrzehntelang im Vordergrunde des Missionsinteresses jener Gesellschaft. Im Jahre 1833 gründete ein leistungsfähiger Hilfsverein in Southampton unter Dr. Lindoe auf der Mac Arthy-Insel eine Industrie-Mission für die in der dortigen Gegend bedrückten, damals noch heidnischen Fulbe. Auch in Bathurst wurden 1902 eine derartige technische Arbeitsschule und je eine höhere Schule für Knaben und Mädchen eingerichtet. Die mühsame und wenig erfolgreiche Arbeit ist bis zur Gegenwart fortgesetzt, meist nur mit einem oder zwei Missionaren, in der Hauptsache durch farbige Gehilfen. Die gesammelten Gemeinden zählen nur 672 volle, 231 Probeglieder und 678 Anhänger. Die vier Elementarschulen sind die Hälfte der Volksschulen in der Kolonie. Dies Gebiet ist bereits fast ganz vom Islam überschwemmt. Außerdem wohnen verschiedene Völker mit stark voneinander abweichenden Sprachen nebeneinander, die Dscholof, die Dschola, die Mandingo u. a. In Dscholof hat Dixon die Evangelien St. Matthäus und St. Johannes übersetzt und ein kleines Gesangbuch gedruckt. Die schwachen christlichen Lichtfunken drohen von dem aus dem Innern zur Küste vordringenden Islam erstickt zu werden.

---

[1]) Für die westafrikanischen Missionen der englischen Wesleyaner: Will. Fox, A brief history of the Wesleyan Missions in Westafrica. London 1851, 624 S.; sehr ausführlich, für jene ersten Jahrzehnte ausgezeichnet. Da Fox Missionar am Gambia war, ist die dortige Mission besonders lebendig und anziehend dargestellt. — J. T. F. Halligey, Methodism in Westafrica. London 1907, 128 S., eine gute Skizze. — C. W. Armstrong, The Winning of Westafrica. London 1920, besonders für die Goldküste und die Neuzeit.

Zwischen dem Gambia und der Sierra-Leone-Kolonie, in dem jetzt französischen Gebiete am Rio Pongas begann 1851 die „West Indian Association for the furtherance of the Gospel in Western Africa“ die Arbeit. Diese in Barbados im Anschluß an das dortige Codrington-College gegründete Missionsgesellschaft wollte die anglikanischen Negerkirchen in den verschiedenen westindischen Diözesen zu einer gemeinsamen Missionsunternehmung in dem westafrikanischen Heimatlande der Neger zusammenschließen. Ihr Pionier Leacock ließ sich 1856 bei dem christlichen Häuptling Richard Wilkinson nieder und fand guten Eingang. Die Arbeit schien auch einige Jahrzehnte hindurch einigermaßen aufzublühen, da die englische SPG. dem finanziell wenig leistungsfähigen westindischen Missionsverein kräftig zu Hilfe kam. Es wurden neben Fallangia einige weitere Missionsstationen wie Domingia, Farringia und die gesunderen Los-Inseln (Ilhas di los idolos) besetzt. Die Missionare waren allerdings spärlich und wechselten unter dem Einfluß des mörderischen Klimas oft. In den ersten Jahrzehnten traten wenigstens auch einige Engländer ein; allmählich aber überließ man die Arbeit ganz den farbigen Westindiern. Verschiedene Umstände ließen dann später die Mission verkümmern. Frankreich, dessen Kaufleute schon seit Jahrhunderten an diesen Küsten den Handel in den Händen gehabt hatten, richtete sein Protektorat auf und führte in den neunziger Jahren auch hier wie in andern Kolonien seine rigorose Schulpolitik durch, die mit ihren hohen Anforderungen an französischen Sprachunterricht den englischen Missionsschulen ein Ende machte. Auch die bis dahin britischen Los-Inseln wurden an Frankreich abgetreten und bald darauf die blühende dortige Schulanstalt der Mission in Kassa geschlossen. Die Mission pflegte zwar die kleinen Gemeinden weiter. Aber unter der einheimischen Susubevölkerung setzte sich unter dem Einfluß der stärkeren und intelligenteren mohammedanischen Mandingo, die unaufhaltsam aus dem Innern nach der Küste vordrangen, immer mehr der Islam durch und verschloß die Herzen für die Mission. Diese suchte sich eine neue Operationsbasis in Kambia am großen Scarzies-Flusse, das bereits zu dem Protektorate Sierra Leone gehört und den mohammedanischen Einflüssen weniger ausgesetzt ist. Dort scheint sich eine hoffnungsvolle, größere Arbeit zu entwickeln. Die Missionskraft der westindischen anglikanischen Kirche erweist sich jedoch als unzureichend. Der erste Eifer für die romantische Mission ist längst verflogen. Die Kirche in Barbados ist zu schwach, und die andern

Diözesen lassen sich nur je und dann zu größeren Opfern anregen. Auch sind die farbigen Westindier kaum religiös und sittlich gefestigt genug, um selbständig eine Missionsunternehmung durchzuführen. So hat die Statistik nach sechs Jahrzehnten einer opferreichen, aber wenig kontinuierlichen Arbeit nur drei oder vier Stationen, die wichtigste Kambia am Großen Scarzies-Flusse, und einige Hundert Christen aufzuweisen.[1])

---

3. Sierra Leone.

Die Mission in Sierra Leone hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Vordergrunde des Missionsinteresses gestanden. Es wurden glänzende Berichte darüber verbreitet und große Hoffnungen darauf gesetzt. Im Jahre 1772 war in England, auf eine Entscheidung des Oberrichters Mansfield hin, ein Gesetz erlassen, daß jeder Negersklave die Freiheit erlange, der seinen Fuß auf englischen Boden setze. Seitdem fanden sich Scharen von Negern in Liverpool und London zusammen. Im nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg hatten zahlreiche Negersoldaten an der Seite der Engländer gefochten. Sie wurden für frei erklärt und teils nach Neuschottland, teils nach den Bahama-Inseln gebracht, wo ihnen aber das Klima nicht zusagte. Zudem war in England bereits die große Agitation gegen die Sklaverei im Gange, welche sich an die Namen der Philanthropen William Wilberforce, Sir Fowell Buxton, Granville Sharp, Zach. Macaulay u. a. knüpft, und hatten eine günstige humanitäre Strömung für die Neger geschaffen. So wurden 1787 zum ersten Male 400 Neger und 60 Weiße von England nach Afrika überführt, die „Original Settlers". Man erwarb von den Temne auf der Halbinsel Sierra Leone zu ihrer Ansiedlung einen Landstreifen von 50 qkm. Im Jahre 1792 kam von Neuschottland eine zweite Schar von 1131 freien Negern, 1800 kamen weitere 500 Maronneger (Freigelassene) aus Britisch Westindien dazu. Granville Sharp hatte 1790 die „Afrikanische Gesellschaft" gegründet, der ein beträchtliches Kapital (von mehr als 5 Millionen Mark) zur Verfügung stand, um die Ansiedlung

---

[1]) Pascoe, 200 years of SPG. 259 ff.; Grundemann, Kl. Miss.-Bibl. 2. Aufl., II, 1, 161 ff. Jahresberichte der SPG. — A. H. Barrow, 50 years in Westafrica. (Geschichte der Rio-Pongas-Mission.) London 1900. — Caswell, J. H. Leacock. London 1857.

in Sierra Leone zu unterstützen und auszubauen. So schienen die Voraussetzungen für eine gedeihliche Entwicklung der Siedelung gegeben. Allein bald stellten sich große Schwierigkeiten ein. Die Neger waren zuchtlos und mochten sich keiner Autorität fügen; sie gehörten den verschiedensten Stämmen und Sprachen an und hatten untereinander kein Zusammenhangsgefühl. Das fürchterliche westafrikanische Klima mähte sie in Scharen dahin. Die Sklavenhändler, weiße wie schwarze, sahen die Ansiedelung mit scheelen Augen an und beunruhigten sie oft. Obendrein unternahmen die Franzosen 1794 einen Raubzug gegen die Kolonie. Für geistliche Pflege war wenig, für Schulen und Erziehung unzureichend gesorgt. Kurz, die Siedelung war mehr als einmal am Ruin. Das wurde erst anders, als 1807 das britische Parlament das Gesetz gegen den Sklavenhandel (Abolition bill) erlassen und dadurch jeden seegehenden Sklavenhandel im Atlantischen Ozean für ungesetzlich erklärt hatte. Die „afrikanische Gesellschaft" oder, wie sie damals hieß, die „Sierra Leone Kompanie" trat die Siedelung 1808 an die britische Krone ab. Diese bestimmte Sierra Leone zu der Stätte, wo alle aufgebrachten Sklavenschiffe untersucht und zerstört, die befreiten Sklaven angesiedelt wurden. Nun wuchs die Ansiedlung rasch. Im Jahre 1810 zählte sie 10000 Einwohner; im Jahre 1819 wurden von 73 Sklavenschiffen 11200 Neger befreit; bis 1833 war die Zahl auf 29500 angewachsen. Heute unterscheiden wir das „eigentliche Sierra Leone" (S. L. proper), die wundervolle, malerische Halbinsel, die von einem etwa 2000 Fuß hohen Gebirge durchzogen und von dem „Zuckerhute" überragt wird (740 qkm mit 58448 Einwohnern), die „Kolonie Sierra Leone", 10000 qkm mit 76655 Einwohnern und das vom französischen Kolonialgebiete umschlossene „Protektorat Sierra Leone", 83160 qkm mit 1402785 Einwohnern.[1]) Wir beschäftigen uns zunächst mit dem „eigentlichen Sierra Leone" und der „Kolonie".

In diese Gegend sandten gemeinsam die Glasgower, die Edinburger und die Londoner Missionsgesellschaft 1797 eine erste afrikanische Missionskolonne von sechs jungen Missionaren. Der Versuch scheiterte gänzlich. Die Missionare veruneinigten sich schon auf der Reise, zum Teil über theologischen Streitfragen. In Westafrika angekommen, gingen zwei an den Pongasfluß; der eine wurde bald darauf von einem habsüchtigen Eingeborenen, dem er europäische

[1]) Die folgenden Zahlen schließen immer die vorhergehenden ein.

Waren gezeigt hatte, ermordet; der andere verließ mit schwer erschütterter Gesundheit das Land. Zwei andere ließen sich in Sierra Leone nieder und versuchten die Timne-Sprache zu lernen. Aber der eine entwickelte sich bald zum Sklavenhändler, der andere kehrte als Gottesleugner nach Hause zurück. Ein tief schmerzlicher Anfang englischer und schottischer Mission in Afrika!

Im Jahre 1809 sandte hierher die englische Kirchenmissionsgesellschaft (CMS)[1]) ihre ersten Missionare; es war ihr erster Missionsversuch überhaupt. Es standen der jungen, 1799 gegründeten Gesellschaft wohl ausreichende Geldmittel, aber keine englischen Missionare zur Verfügung. Diese mußten vielmehr erst die Jaenicke'sche Missionsschule in Berlin und später die Basler Missionsschule stellen. Die Missionsleitung hatte anfänglich nicht die Absicht, unter den befreiten Sklaven der Siedelung zu arbeiten; man hoffte, unter den heidnischen Stämmen in der Nachbarschaft, besonders unter den Susu am Rio Pongas, ein befriedigenderes Arbeitsfeld zu finden. Allein diese Missionsversuche schlugen fehl. Die Stumpfheit der Heiden, die verborgenen und offenen Widerstände der Sklavenhändler, welche in den Missionaren unbequeme Spione sahen, die Abgelegenheit der Missionsplätze bei den damals noch spärlichen Schiffsverbindungen, und das tödliche Klima machten die Anstrengungen vergeblich. Und man mußte sich überzeugen, daß die wilden, wüsten Sklavenhaufen in und bei Freetown ein dringenderes und dankbareres Missionsobjekt waren. Die Visitationsreise des Rechtsanwalts E. Bickerstedt 1816 führte dann auch zu einer Umstellung der Arbeit auf die befreiten Sklaven der Kolonie. Auch hier waren ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Der Tod hielt unter den Missionaren eine fürchterliche Ernte. In den ersten 19 Jahren (1804—1823) waren 89 Männer hinausgesandt, davon waren 53 dem Klima zum Opfer gefallen, 31 im Laufe des ersten Jahres. In 7 Monaten des Jahres 1823 wurden von 8 Missionaren 4, von 7 Lehrern 2, außerdem 2 Regierungskapläne und 3 Missionarsfrauen dahingerafft; in $5^1/_2$ Monaten des Jahres 1825 von 9 Missionaren 3, von 7 Lehrern 1, außerdem 3 Missionarsfrauen. In den ersten 25 Jahren hatte die



[1]) Stock, History of the Church Miss. Soc. 4 Bände. London 1899 ff. — Proceedings of the CMS. — Intelligencer und Church Miss. Review in allen Jahrgängen. — Boethius, Sierra Leone och Jomba. 1898. — Ingham, Sierra Leone after 100 years. London 1894 (CMS.-Mission). — Symons, Nina Castle. London 1904. — The Jubilee volume of the Sierra Leone Church. London 1918.

Gesellschaft 109 Todesfälle von Männern und Frauen ihres Arbeiterstabes zu beklagen. Das war in der Tat eine Mission, die an den Glauben und die Liebe ihres Freundeskreises die höchsten Anforderungen stellte. Und doch war die beständige, reichliche Zufuhr frischer Missionskräfte die unerläßliche Bedingung des Gedeihens, und es darf der CMS. zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie hauptsächlich durch die Hilfe der Basler Missionsgesellschaft wenigstens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sich den ungeheuren Anforderungen dieses Missionsgebietes gewachsen gezeigt hat. Ihre Geschichte ist ein erschütternder Anschauungsunterricht davon, was eine solide westafrikanische Mission an Menschenleben kostet. Aber auch die Schwierigkeiten in den Objekten der Mission waren riesengroß. Die ersten 1100 aufgebrachten Sklaven redeten 22 verschiedene Sprachen; bis 1846 waren 50000 Sklaven aus 117 verschiedenen Stämmen, Sprachen und Mundarten beisammen. Da konnte wohl ein Sprachgenie wie der Missionar Koelle das reiche Material für sein viel beachtetes Werk „Polyglotta Africana" (1854)[1]) sammeln, aber für die praktische Missionsarbeit schien kaum etwas übrig zu bleiben, als das Englische als Umgangssprache einzuführen; freilich was für ein verstümmeltes und gebrochenes Pidgin-Englisch war das zunächst, und welche riesige Aufgabe wurde dem Schulwesen gleich anfangs dadurch gestellt, daß alle Neger an Stelle ihrer Muttersprache sich das Englische als Umgangs- und Verkehrssprache aneignen sollten. Zunächst sorgte man allerdings dafür, daß soweit als möglich die Glieder derselben Stämme auch in der Kolonie sich beieinander, mindestens in denselben Dorfteilen einer vielleicht aus fünf oder mehr Stämmen und Sprachen zusammengewürfelten städtischen Siedelung anbauten. Und wie mangelhaft blieb noch auf lange die gegenseitige Verständigung für die Missionare in Kirche und Schule, da sie an der Aufgabe verzweifelten, die zahlreichen Negersprachen zu lernen! Und diese Neger waren fast alle in Grund und Boden verdorben, faul, sinnlich, zu den gröbsten sexuellen Ausschweifungen geneigt, unbotmäßig, an keinerlei Zucht gewöhnt. Ehen gab es unter ihnen kaum. Und sie ließen sich lieber von ihren weißen Wohltätern füttern, als daß sie dem Boden die Nahrung abgerungen hätten.

Es war eine heroische Arbeit, hier die Zucht und Ordnung eines christlichen Gemeindelebens zu schaffen. Einige der deutschen Missionare

---

[1]) Koelle, Polyglotta Africana. London 1854.

haben sich darum hervorragend verdient gemacht, vor allem Bernh. Jansen (Johnson),[1]) der 1816—1823 in Regent eine schöne Erweckungsbewegung erlebte und eine noch lange nachwirkende, tiefgrabende geistliche Wirksamkeit entfaltete. Nachdem einmal das Eis gebrochen war, strömten die Scharen der Neger in die christliche Kirche; die Christianisierung vollzog sich so rasch und selbstverständlich wie bei den Negern in Nordamerika; die Widerstände und der Halt des heimatlichen Volkstums fehlten, und die leiblich und geistig von der väterlichen Umgebung Losgelösten gaben sich widerstandslos den religiösen Eindrücken der sie umgebenden Missionsatmosphäre hin, zumal sie auch ihre Muttersprache schnell verlernten und das mangelhafte Pidgin-Englisch sprachen. Allerdings weil das Heilsgut nicht im Kampfe errungen war, blieb im Grunde die zuchtlose Heidennatur ungebrochen, und die Gemeindepflege in Kirche und Schule war unendlich mühsam.

Die CMS. ließ sich die geistliche Pflege der 1860 auf 13000, 1882 auf 14000 Seelen angewachsenen Gemeinden[2]) hauptsächlich nach zwei Richtungen hin am Herzen liegen. Schon 1815 wurde ein Versuch mit einem Gehilfeninstitut gemacht, zuerst in Leicester, dann in der lebendigsten Gemeinde Regent, dann seit 1827 in einem College an der Fourah-Bai vor den Toren von Freetown. Hier scheint sich aber doch ein Mangel an missionarischer Erfahrung und eine anglikanisch-kirchliche Befangenheit der Missionsleitung zu zeigen. Für die streng kirchlich gerichtete Mission war das Hauptgemeindeamt ohne weiteres das Pfarramt mit der bischöflichen Ordination, und wenn auch in den Bildungsansprüchen für diese Ordination selbst in England eine ziemliche Latitude herrscht, so erfordert sie doch eine andersgeartete und höhere Bildung als für die primitiven Helfer-Verhältnisse eben aus dem rohesten Heidentum auftauchender Gemeinden erforderlich und nützlich ist. Diese „Studenten" im Fourah-(Furrah)-Bai College mußten nicht nur ein tadelloses Englisch sprechen und schreiben und sich die allgemeine englische Durchschnittsbildung aneignen, sie wurden zuzeiten auch mit Lateinisch, Griechisch und Hebräisch traktiert und lasen das Alte und das Neue Testament im Urtext. Ja 1876 wurde das College — eine Konzession an eine damals erregte Agitation für höhere Bildung

[1]) Pierson, Seven years in Sierra Leone. New York 1897. — Danach AMZ. 1903, Beibl. 61. — EMM. 1869, 349. — Auch A. T. Pierson, J. W. A. Bernhard. New York 1897.

[2]) 1919 zählten sie 13549 Getaufte und 318 Katechumenen.

der Neger in der Kolonie — an die Universität Durham affiliiert und eröffnete seinen Studenten dadurch die Möglichkeit, sich durch schriftliche Examensarbeiten ebenso wie englische Studenten akademische Grade zu erwerben. Den afrikanischen Studenten fehlte es für diese über die nächstliegenden Bedürfnisse hinausgehende Bildung nicht an der geistigen Begabung. Es sind tatsächlich aus dem College eine Reihe sehr tüchtiger Geistlicher hervorgegangen, wie die Negerbischöfe Samuel A. Crowther und James Johnson, der Archidiakon Henry Johnson u. a.[1]) Aber schon für den Durchschnitt der Pfarrer, die man eben zur Versorgung der Gemeinden in wachsender Zahl brauchte, war diese Art englischer Bildung unzweckmäßig und übertrieben, und für die Ausbildung der so dringend notwendigen Lehrerkatechisten und Evangelisten versagte sie. Für eine immerhin beschränkte Schar von 14000 Christen, Männer, Frauen und Kinder zusammen, in den besten Zeiten, war eine theologische Fakultät mit dem Ehrgeiz einer englischen Universität ein Unding. Kein Wunder, daß gleichzeitig oft nur 10 Studenten[2]) vorhanden waren. Fast wichtiger als das anspruchsvolle Fourah-Bai College waren die beiden Mittelschulen, die sog. Grammar-School für Knaben und die Annie-Walsh-Memorial-School für Mädchen. Die Sierra Leoner waren bildungseifrig und wollten lernen; die harte Arbeit auf dem Acker reizte sie nicht; es war einträglicher und bequemer, Händler, Beamter, Lehrer oder Kaufgehilfe in einem europäischen Geschäft zu werden; und zu allen diesen Berufen eröffneten die Mittelschulen die Bahn. Das ist für die britische Kolonisation in Westafrika bedeutsam geworden. In Ostafrika stützt sich bekanntlich die europäische Kolonisation auf die Suaheli, die als Jumben und Akiden, als Fundi und Schreiber, als Askari und Händler überall dahin dringen, wohin die Verwaltung der Weißen gelangt, und überall hin den Islam verschleppen. Ihre Stelle in Oberguinea vertreten zum Teil die Sierra Leoner, ebenso wanderlustig und geistig beweglich, körperlicher Arbeit abgeneigt und zuchtlos wie jene, aber doch eben Christen und unter christlichen

---

[1]) Überhaupt fehlt es unter den Sierra Leonern nicht an hervorragenden Persönlichkeiten. Ein schwarzer wesleyanischer Rechtsanwalt, Sam. Lewis, wurde wegen seiner Verdienste um das öffentliche Wohl geadelt. Ein alter Schüler des Fourah-Bai College stiftete $1^1/_2$ Millionen Mark für eine landwirtschaftliche Hochschule.

[2]) Neuerdings hat sich die Zahl wieder auf 25 gehoben; auch hat die Wesleyaner Mission das College in „cooperation" mit übernommen.

Einflüssen aufgewachsen. Neben den Mittelschulen lagen die Dorf- und Volksschulen ziemlich im argen; ein gleichmäßig durchgebildeter Stand von Lehrern war nicht vorhanden; die häufig wechselnden Missionare hatten weder Begabung noch Zeit, die Schulen regelmäßig zu visitieren und zu fördern; und die Massen in den Gemeinden hatten für den Wert der Schulbildung kein Verständnis.

Die andere Richtung der geistlichen Pflege in den Gemeinden der CMS. war die Einbürgerung der kirchlichen Sitten und Ordnungen der Heimatkirche; die Kirche von Sierra Leone wurde ein getreues, wenn auch etwas groteskes Nachbild des anglikanisch-kirchlichen Lebens in England, wie die Sierra Leoner auch sonst in allen Stücken, in Kleidern und Putz, in Benehmen, häuslichen und öffentlichen Gewohnheiten das Engländertum nachahmten. Vielleicht hing es mit dieser peinlichen Nachahmung des heimatlichen Kirchentums zusammen, daß sich die sonst so weise Missionsleitung der CMS. über den Grad der geistlichen Reife in den Sierra Leone-Gemeinden in verhängnisvoller Weise täuschte. Im Jahre 1815 hatte die Kolonialverwaltung das Gebiet in Parochien eingeteilt und sich zum Bau von Kirchen verpflichtet; der CMS. lag es ob, für die Geistlichen zu sorgen, und sich um die Schulen zu kümmern. Die eigentliche Missionsarbeit im Bereiche der Kolonie war um 1850 abgeschlossen; Heiden waren kaum noch vorhanden; die Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke war groß; die Gemeinden brachten den Bedarf für Kirche und Schule auf. Mußte man ihnen da nicht auch volle Selbständigkeit in der Verwaltung ihrer kirchlichen Angelegenheiten einräumen? Die Missionsleitung tat einen ersten wichtigen Schritt, indem sie 1852 die Errichtung eines Bistums Sierra Leone veranlaßte. Auch die Männer, die diesen Posten inne gehabt haben,[1] haben dem gefährlichen Klima ihren Tribut entrichtet; aber sie haben auch an der Vertiefung und Pflege des geistlichen Lebens in den Gemeinden treulich gearbeitet. Noch wichtiger war der zweite Schritt, die Einrichtung einer synodalen Verfassung, des sog. Church Council Systems (1861). Danach wurden die Gemeinden, welche ihre kirchlichen Bedürfnisse selbst bestritten, aus der Pflege der CMS. entlassen und zu einer sich selbst regierenden Synode zusammengeschlossen. Im

[1]) Vidal, Weeks, Bowen, alle drei innerhalb der ersten drei Jahre ihres Amtes gestorben; Beckles 1860—1870; Cheetham 1870—1882; Ingham 1883—1896; Taylor Smith 1897—1901; Elwin 1902—1909; seitdem J. Walmsley, Vergl. EMM. 1859, 461: Das anglikanische Bistum in Sierra Leone.

Jahre 1861 erlangten die ersten neun Gemeinden diese Selbständigkeit, im Laufe der nächsten drei Jahrzehnte (bis 1890) auch der Rest der Gemeinden.[1]) Die CMS. behielt sich nur die Leitung (und Unterhaltung) des Fourah-Bai College, der Grammar-School und der Annie-Walsh-Mem.-School vor. Nur an diesen waren fortan noch Europäer tätig. Die Gemeinden waren alle in die Hände farbiger Pastoren übergegangen. Diese frühe kirchliche Verselbständigung hat sich nicht bewährt. Negergemeinden scheinen nun einmal des starken Rückhaltes der strafferen sittlichen Persönlichkeiten der Weißen nicht entbehren zu können. Sie erlagen immer wieder der Gefahr, bei äußerlicher kirchlicher Korrektheit, vielleicht sogar einem hervorragenden Kirchenbesuche und großen Beisteuern auf ein flaches geistliches Niveau und eine kaum zu bändigende sittliche Zuchtlosigkeit herabzusinken; äußerlich gute Kirchenmänner, innerlich faul und hohl! Die Missionsleitung suchte in Verbindung mit den Bischöfen durch Evangelisationen sog. Missioners an der Erweckung und Vertiefung der Gemeinden zu arbeiten, aber immer nur mit vorübergehendem Erfolge. Auch die Pflege des Missionssinnes durch die 1875 begründete „Sierra Leone-Missionsgesellschaft" bot kein Gegengewicht, wenn sie auch zuzeiten einen regen Eifer entfaltete und allmählich alle Missionsposten der CMS. im heidnischen Protektorate übernahm und neue begründete. Leider wird der etwaige Zuwachs durch Taufen von Heiden seit Jahren mehr als aufgewogen durch Abfälle zum Islam. Die englisch redenden „Befreiten" (Liberated) fühlen sich über die wilden Heiden erhaben und ziehen sich von ihnen zurück.

Neben der CMS. haben die Hauptarbeit in der Kolonie die englischen Wesleyaner geleistet. Unter den mehreren tausend Negern, die im nordamerikanischen Freiheitskriege auf der Seite der Engländer gefochten und sich dann nach Neuschottland zurückgezogen hatten, weil sie aber dort das rauhe Klima nicht vertragen konnten, nach Sierra Leone überführt wurden, waren besonders viele Methodisten gewesen. Aus ihnen hatte sich bereits eine Gemeinde von 223 Gliedern gebildet, und diese bat dringend um Missionare zur geistlichen Pflege. Der rastlose Pfadfinder der wesleyanischen Missionare, Dr. Coke, sandte ihnen 1796 einige fromme Handwerker zu;

[1]) Das fünfzigjährige Jubiläum dieser Kirche 1916 wurde benutzt, um ein Dotationskapital von 140000 M. zu sammeln.

das Unternehmen scheiterte aber durch ärgerliche Zwistigkeiten unter ihnen. Erst 1811 waren die Wesleyaner in der Lage, eigentliche Missionare auszusenden, G. Warren und drei Schullehrer. Allein auch in den Reihen der wesleyanischen Missionsarbeiter hielt der Tod eine furchtbare Ernte. Warren starb schon im Juli 1812. Im Jahre 1823 starben wieder die beiden einzigen Missionare; bis 1829 gab's fünf weitere Todesfälle. In den ersten 100 Jahren wesleyanischer Missionsarbeit starben 95 der ausgesandten Arbeiter. Die Missionsleitung beschloß, daß ihre Missionare in Sierra Leone nur drei Jahre bleiben und dann auf ein gesunderes Arbeitsfeld versetzt werden sollten; allein in so kurzen Arbeitsperioden war eine gründliche und zusammenhängende Arbeit kaum möglich, und auch so noch hatte man mit beständigen Krankheiten und Todesfällen zu kämpfen. Auch sonst litt die wesleyanische Mission unter denselben Schwierigkeiten wie die CMS. Indessen die bunt aus den verschiedensten Volksstämmen zusammengewürfelte, durch die Sklaverei verdorbene Bevölkerung setzte der Predigt des Evangeliums bald keine Hindernisse mehr entgegen. Und die auf Gefühlserregung angelegte Missionsweise der Wesleyaner sagte hier wie in Nord- und Mittelamerika den Negern besonders zu. Die wesleyanischen Gemeinden schwollen bis 1881 nach dem offiziellen Zensus auf 17090 Gemeindeglieder an. Die Durchführung einer straffen christlichen Zucht war zumal bei dem unzureichenden und beständig wechselnden europäischen Arbeiterstabe nicht möglich. Neuerdings sind meist nur zwei weiße Missionare im Lande. Man war überwiegend auf eingeborene Mitarbeiter angewiesen. Es wurde denn auch 1844 ein Gehilfenseminar in King Tonis Point eingerichtet; allein auch das wurde nur mit Unterbrechungen fortgeführt und blieb oft jahrelang geschlossen. Wenn einmal ein ernster Superintendent auf sorgfältige Handhabung der Kirchenzucht drängte, wie in dem Jahrzehnt 1864—1874, B. Tregaskis, schmolzen die Zahlen der wesleyanischen Gemeinden um Tausende zusammen. Seit der Mitte des Jahrhunderts kann die Christianisierung der eigentlichen Sierra Leone-Kolonie als abgeschlossen angesehen werden; jeder Erwachsene rechnet sich zu einer der bestehenden Kirchengemeinschaften; es gehört zum guten Ton, Christ zu sein. Zu den Wesleyanern zählen nach vielen Schwankungen etwa 7345 volle Kirchenglieder, 441 Probeglieder, 2397 Anhänger, zusammen also 10183 Christen. Ein Gehilfeninstitut, etwas anspruchsvoll Theologisches College genannt, bestand bis 1910 in Richmond,

einer Vorstadt von Freetown, gedieh aber nicht recht und ist seither nach der Goldküste verlegt worden. Auch das sonstige Schulwesen der Wesleyaner ist nicht sonderlich entwickelt. Die 44 Schulen mit etwa 2393 Schülern sind meist primitve Gemeindeschulen. Nur die 1873 gegründete und fast drei Jahrzehnte von dem tüchtigen Negerchristen Rev. Claudius May geleitete High School und die seit 1904 von Wesley-Diakonissen geleitete Mädchenanstalt (Girls High School mit Kostschule) werden gut besucht und genießen Ansehen. Erfreulich ist, daß die Eingeborenen die Kosten ihres kirchlichen Betriebes fast vollständig tragen und finanziell eine große Opferwilligkeit zeigen. Das ist um so anerkennenswerter, als die wirtschaftlichen Aussichten nicht günstig sind; die einwandernden Neger und Heiden ziehen den Kleinhandel an sich und zwar so gewaltsam, daß es gelegentlich darüber sogar zu Unruhen gekommen ist (1919). Die unsteten Sierra Leoner zerstreuen sich als Händler, Unterbeamte und Schreiber über die ganze Westküste und weit landeinwärts und sind für ihre Heimatgemeinde oft auf Jahre verschollen. Darunter leidet ihr sittliches und kirchliches Leben empfindlich, und es müssen bei Revisionen der kirchlichen Listen hunderte von Namen gestrichen werden. Wenigstens eine Zeit lang haben sich die eingeborenen wesleyanischen Gemeinden an der Missionsarbeit unter den bunt zusammengewürfelten Stämmen des Protektorates Sierra Leone rege beteiligt. Sie unterhielten Missionsposten unter den Scherbro in Bonthe, unter den Limba in Furikaria und Bandajuma, unter den Temne und Susu in Kambia am Großen Scarziesflusse, und in Songo am Ribbiflusse. Romantisch waren die Anfänge unter den Limba. Ein farbiger Wesleyaner, Booth, ließ sich 1880 mit Zustimmung des Häuptlings in Furikaria nieder und fand Eingang. Es wurde eine Gemeinde von 65 vollen Kirchengliedern und 64 Katechumenen gesammelt, und 1500 Limba hielten sich zu den Gottesdiensten. Der Häuptlingssohn Lahai bekehrte sich und lehnte beim Tode seines Vaters die Häuptlingswürde ab, um Christ zu bleiben. Allein 1891 brach in jener Gegend Krieg aus, die Gemeinde wurde gesprengt, die Missionare mußten fliehen; erst nach Jahren konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden. Auf der Scherbro-Insel ist eine Gemeinde von 400 Seelen gesammelt; die Gemeinden auf den andern Missionsposten sind klein. Diese Missionsanfänge sind aber in den letzten Jahrzehnten durch die Teilnahmlosigkeit der Gemeinden verkümmert.

An der grundlegenden Arbeit und der Einkirchung der Massen in der Kolonie haben sich in bescheidenem Umfang noch einige andere Kirchen beteiligt. Die methodistische Lady Huntingdon's Connexion war dadurch auf Sierra Leone gewiesen, daß eine große Zahl der 1792 aus Neuschottland eingeführten Neger zu ihrer Denomination gehörten; sie zählen 1650 Christen. Die englischen „Vereinigten Freimethodisten-Kirchen" wurden 1859 von einer Gruppe „afrikanischer Methodisten" nach Sierra Leone eingeladen und haben etwa 3800 Christen in ihren Gemeinden und in 17 Schulen etwa 1000 Kinder.[1]) „Afrikanische Methodisten" in Verbindung mit einer amerikanisch-bischöflichen Methodisten-Negerkirche werden 5300, Baptisten in Verbindung mit der „Native Baptist Union" in Lagos 400 gezählt. Im ganzen wurden bei dem Zensus 1901 von den 76655 Einwohnern der Kolonie 40790 als Protestanten registriert; davon entfielen 11000 auf die Anglikaner, 12200 auf die englischen Wesleyaner, 17600 zersplitterten sich teils auf die erwähnten kleineren Denominationen, teils gehörten sie überhaupt zu keinem kirchlichen Verbande, bildeten also sozusagen ein kirchliches Proletariat. Von den übrigen 36000 Einwohnern waren 571 römische Katholiken, 7396 Mohammedaner und 28000 Heiden, hauptsächlich in der 1862 zu der Kolonie geschlagenen Landschaft Quaia.

Die Kolonie[2]) Sierra Leone bildet nur einen kleinen Teil des Protektorates Sierra Leone. Die $1^1/_3$ Millionen Einwohner dieses Schutzgebietes sind überwiegend Heiden, die 27 verschiedenen Stämmen angehören; sie sind sprachlich und volklich selbst für westafrikanische Verhältnisse ungewöhnlich zersplittert. In dem Hinterlande der „Kolonie" haben sich die Temne oder Timane aus dem Innern nach der Küste zu vorgeschoben und haben die Ureinwohner, die Bullom, nördlich und südlich zur Seite gedrängt; sie bilden zwischen dem Sierra Leone-Fluß und dem Scarziesflusse im Norden, und dem Ribbi- und dem Bompeflusse im Süden und auf der Scherbro-Insel die Hauptmasse der Bevölkerung. Nördlich vom Scarziesflusse wohnen bis in das Französische Guinea und das Gebiet des Rio Pongas die zahlreichen Stämme der Susu, südlich vom Bompeflusse die Mendi. Weiter landeinwärts nach der französischen Sudangrenze

[1]) J. Kirsop, The Life of Thomas Truscott, Missionary to Sierra Leone. London (1889?).

[2]) Northcote, Thomas, Anthropological report of Sierra Leone. 3 Bde. London 1916. (Vgl. JRM. 1917, 476.)

zu wohnen die Stämme der Limba, der Yalunka, der Kuranko, Mandingo u. a. Der Islam dringt aus dem Innern mächtig nach der Küste vor und hat sich besonders längs den Haupthandelsstraßen, an den schiffbaren Flußläufen festgesetzt. Orte wie Port Lokko sind ihm bereits fast ganz verfallen. In Freetown gab es 1860 erst 1734, 1901 bereits 7396 Mohammedaner, und sie erfreuten sich einer geflissentlichen Protektion seitens der Behörden, die durch sie die wichtigen Handelsverbindungen nach dem Innern hin glaubten pflegen zu können. Soll die Sierra Leone-Kolonie nicht eine vereinzelte christliche Insel vor einem vom Islam überschwemmten und beherrschten Kontinente werden, so müssen die Missionen eifrig darauf bedacht sein, das Christentum zu den zahlreichen Stämmen des Protektorates zu tragen. An Versuchen dazu hat es nicht gefehlt. Wir sahen, wie die CMS. ursprünglich für diese Heidenstämme bestimmt war und sich erst unter dem Drucke widriger Umstände auf die Kolonie einstellte. Sie nahm seit 1840 die Missionsbestrebungen unter den Heiden des Protektorates wieder auf, zuerst unter den Temne in Port Lokko (1840, wieder besetzt 1878), weiter landeinwärts in Ro Gbere, und in Ma Dunke in der Landschaft Quaia (1862); unter den Mende in Bendul (1863); in Bonthe auf der Scherbro-Insel und in Bo; neuerdings auch weiter landeinwärts unter den Limba in Katimbo (1900), unter den Yalunka in Sinkunia (1897), in Manonkhon (1900) und Mussaja (1900). Alle diese Missionsposten sind seither von der eingeborenen Sierra Leone-Missionsgesellschaft übernommen. Die Missionsposten der Wesleyaner bei den Heidenstämmen erwähnten wir schon. Die aus Amerika gekommenen afrikanischen bischöflichen Methodisten haben am Großen Scarziesfluß eine Station unter den Temne; die amerikanischen „Baptisten des siebenten Tages" eine solche (seit 1894) in Ayan Maim gleichfalls unter den Temne; die „vereinigten freien Methodisten-Kirchen" eine Station in Senehu an der Karamanka unter den Süd-Bullom. Diese zersplitterten Arbeiten werden ausschließlich mit farbigen Arbeitern, hauptsächlich Sierra Leonern betrieben, und es ist überall eine wichtige Aufgabe dieser Missionsposten, die über das Land zerstreuten Sierra Leone-Christen kirchlich zu sammeln und vor der religiösen und sittlichen Verwahrlosung zu behüten. Daneben stehen noch zwei amerikanische Missionen, die mit einem größeren ausländischen Personale selbständig Heidenmission treiben:

Die stark philanthropische, 1846 ins Leben getretene „American Missionary Association“ wurde fast unmittelbar nach ihrer Begründung in eigentümlicher Weise nach Westafrika gewiesen. Negersklaven hatten 1842 ein spanisches Sklavenschiff, auf dem sie nach Amerika exportiert wurden, überwältigt und die Schiffsmannschaft ermordet. In New York vor das Gericht gezogen, wurden sie freigesprochen und durch Vermittlung jenes Vereins nach Afrika zurückgebracht und in Ka Mende im Gebiete der Mendi angesiedelt. Der Missionsverein sandte ihnen vier Jahrzehnte lang Missionare und Lehrer, die unter den Mendi mit wechselndem Erfolge und häufigen Unterbrechungen arbeiteten. Neben ihnen hatten 1857 die amerikanischen „United Brethren in Christ“ eine Station in Schenge gegenüber den Platanen-Inseln angelegt, wo erst der spätere Missionsinspektor D. K. Flickinger[1]) und dann der farbige Missionar J. Gomer (1871—1892) mit Erfolg arbeiteten. Beide Missionen wurden 1882 vereinigt, und als „Vereinigte Brüder“ dehnten sie die Arbeit mit (heute) 8 Missionaren und 6 Missionsschwestern auf 6 Haupt- und 68 Nebenstationen in den beiden Bezirken Bompe und Schenge aus, auf denen sie (1912) 3500 Christen, darunter 880 abendmahlsberechtigte gesammelt haben.[2]) Im Frühjahr 1898 ging ein furchtbarer Sturm über diese Mission. Die Temne empörten sich gegen die englische Herrschaft, weil sie das ungebundene, wilde Leben des Heidentums nicht aufgeben wollten. Außer einem Missionar der CMS. (Humphrey) wurden 7 Missionsgeschwister der „Vereinigten Brüder“ (2 Ehepaare und 3 Missionsschwestern), darunter 5 in Rotifunk, von den Wilden erschlagen und aufgefressen. Auch von den Christen fielen wahrscheinlich mehr als 1000 den wilden Banden zum Opfer. Unter dem Schrecken dieser Greuel war eine Zeit lang die ganze Missionsarbeit im Innern stillgestellt. Fast noch unerfreulicher war ein Prozeß im Jahre 1910, in den auch Christen der „Vereinigten Brüder“, sogar einer ihrer früheren Pfarrer, hineingezogen waren. Es kam zutage, daß in jenen Kreisen eine menschen-

---

[1]) Flickinger and Makee, Missions among the Sherbro and Mendi tribes. Dayton 1885. — Mills, Mission Work in Sierra Leone. Dayton.

[2]) Die Zahl ist auffallenden Schwankungen unterworfen. Im Jahre 1901 zählte sie 3500 Getaufte und 1600 Abendmahlsberechtigte; 1908: 2858 Christen und 705 Abendmahlsberechtigte. Leider haben sich die „Vereinigten Brüder“ 1889 in zwei Denominationen gespalten, und dieser Riß geht auch durch ihre kleine afrikanische Mission.

fressende Geheimgesellschaft, die „Leoparden-Gesellschaft“[1]) bestand, der zahlreiche Morde nachgewiesen wurden. 30 Eingeborene wurden unter dem schweren Verdachte, sich an diesen Menschenmahlzeiten beteiligt zu haben, hingerichtet. Der Häuptling Wilberforce, früher Pfarrer einer Christengemeinde in Bonthe, der schon vorher einmal unter dem Verdacht der Menschenfresserei eingezogen war, entging nur mit Mühe der Verurteilung; er soll übrigens persönlich wirklich an den Greueln unschuldig sein. Der peinlichstes Aufsehen erregende Fall zeigte, mit einem wie entarteten Heidentum man es dort zu tun hat, und wie selbst die Christengemeinden noch mit einem Fuße im barbarischen Heidentum stehen. Um so wichtiger ist eine solide Gemeindepflege. Die „Vereinigten Brüder“ haben in Shenge ein ziemlich einfaches Seminar (Rufus Clark Training School) und seit 1907 in Freetown ein Realgymnasium (Albert-Akademie). Leider sind die Berichte dieser Mission so enthusiastisch und so wenig präzis, daß man zu der Nüchternheit der Arbeit kein großes Zutrauen hat,[2]) zumal die Mehrzahl ihrer Arbeiter Kreolen sind.

Die andere Mission ist die amerikanische „Christian and Missionary Alliance“. Ihr Plan ist, von Sierra Leone aus als Basis in den mohammedanischen und französischen Sudan vorzudringen. Sie hat (mit einem stark wechselnden Personale, z. Z. aber nur noch 5 Missionaren und 5 Missionsschwestern) seit 1890 zunächst eine Etappenstraße von Freetown durch das Temneland in das Innere angelegt; Magbele am Rokelleflusse dient als Transportstation, Ro Bethel und Makompe als erste Arbeitsstationen. Ihr bisher vorgeschobenster Posten ist Tibebadugu im Kurankolande hart an der französischen Sudangrenze. Ihre Gemeinden sind klein. Angesichts des tödlichen Klimas ist das Personal, das noch dazu auf 6 Stationen zersplittert ist, so schwach, daß zeitweilig der Plan erwogen wurde, diese Mission aufzugeben.

Von diesen zerstreuten Missionsversuchen im Innern haben nur die „Vereinigten Brüder“ einen größeren Missionserfolg erzielt. Sie bilden das einzige christliche Zentrum außerhalb der „Kolonie“ in dem weiten Bereiche des Protektorates. In allen andern Gemeinden

---

[1]) K. J. Beattie, Human Leopards. London 1915. (Bericht über die bezüglichen Gerichtsverhandlungen mit einer Studie über die Geschichte von Sierra Leone).

[2]) Our Foreign Mission Enterprise, Dayton (1908), 1—71. Open Doors, Dayton 1912.

handelt es sich um zerstreute Anfänge und wenige hundert Christen. Wenigstens in einer der Sprachen des Hinterlandes, in Temne, liegt das Neue Testament in Übersetzung vor.

---

4. Liberia.[1])

Bei dem Anwachsen der philanthropischen Gesinnung lag den christlichen Kreisen in Nordamerika immer dringender das Los der Freineger auf der Seele, die sich scharenweise meist in den ärmlichsten Verhältnissen in den Nordstaaten herumtrieben und ein schweres soziales Problem bildeten. Man kam auf den naheliegenden Gedanken, sie in ihre afrikanische Heimat zurückzubefördern und dort anzusiedeln. Die am 1. Januar 1817 von dem tatkräftigen S. Mills begründete „Afrikanische Kolonisationsgesellschaft" nahm die Sache in die Hand. Nach einem vergeblichen Versuche auf der Scherbro-insel, wo man sich an die Sierra Leone-Kolonie glaubte anlehnen zu können, gelang ein zweiter Versuch am 22. Juli 1822 am Kap Monserrado oder Mesurado,[2]) und wenn auch unter schweren Kämpfen mit den benachbarten Negerstämmen und herben Enttäuschungen durch das tödliche Klima kam eine Ansiedlung zustande, die auch durch Zuzug aus Amerika wuchs. Andere ähnliche Unternehmungen wurden weiter östlich an derselben „Pfefferküste" bis zum Kavalla-flusse hin von ähnlichen Gesellschaften ins Werk gesetzt. Diese Gruppe von amerikanischen Freinegerkolonien nahm den Namen „Liberia" an. Die Grenzen, zumal nach dem Innern zu, waren unbestimmt. Als seit 1884 die Aufteilung Afrikas begann und im Westen das britische Sierra Leone, im Norden und Osten das länderhungrige Frankreich ihren afrikanischen Besitz „abrundeten", verlor das macht-lose Liberia Tausende von Quadratkilometern; der ihm verbliebene Besitz umfaßt 85340 qkm und soll von $1^1/_2$—2 Millionen Schwarzen bewohnt sein. Es ist etwas größer als das Königreich Bayern. Wenn jene Philanthropen gehofft hatten, auf diesem Wege das Negerproblem der Vereinigten Staaten lösen zu können, so irrten sie sich; die Zahl der Auswanderer blieb trotz aller Agitation gering; es werden im ganzen etwa 20000 Freineger[3]) nach Liberia gezogen

[1]) Stockwell, The Republic of Liberia. 1868.

[2]) Die Hauptsiedelung nannten sie Monrovia nach dem damaligen Präsidenten Monroe.

[3]) Bis 1830 wanderten 1162 Neger aus, bis 1840 weitere 2403; 1865 betrug die Zahl der Amerikо-Afrikaner 19000.

sein; heute zählt man 11850 „reinblütige“ „Afroamerikaner“ und 40000 mischblütige Liberianer. Auch das Kolonisationsproblem hatten sich die Philanthropen zu leicht gedacht. Der Boden des Landes ist außerordentlich fruchtbar; es wäre bei rationeller Wirtschaft und im Plantagenbetrieb nicht schwer, ihm große Werte abzuringen. Aber die amerikanischen Freineger hatten meist keine große Lust, sich ihr täglich Brot durch harte Arbeit zu verdienen und sich im Schweiß ihres Angesichts zu Wohlstand emporzuarbeiten. Ist der Neger an sich zu körperlicher Arbeit nicht übermäßig geneigt, so hatte bei diesen obendrein die Sklaverei die Ackerarbeit mit einem Makel behaftet als eines freien Mannes unwürdig. Dazu brachten diese Freineger die amerikanische Großspurigkeit mit; sie dachten nicht daran, zu den bescheidenen Verhältnissen des primitiven Afrika herunterzusteigen oder sich wie die Neger in Sierra Leone von wohlwollenden Missionaren bemuttern und erziehen zu lassen. Sie gaben sich 1847 eine Verfassung nach dem Vorbilde der Union und bildeten eine Republik mit einem Präsidenten und Vizepräsidenten, sechs Ministern, einem Senat und Unterhause usw., und zu den Grundgesetzen des Staates gehörte es, daß in ihm kein Weißer Bürgerrecht erlangen, ein Amt verwalten oder Grundbesitz erwerben dürfe. Sie schlossen sich also gegen die Weißen soweit als möglich ab. Sie wollten selbst Kulturträger sein und amerikanische Kultur nach Afrika bringen. Dazu langte es nun aber nach keiner Seite hin. Liberia ist von Natur ein reiches Land. Es hat im Innern ungeheure Wälder, vielfach mit großen Beständen von edlen Hölzern; Gold und Eisen sind an mehreren Stellen in abbaufähiger Menge nachgewiesen. Aber dazu eine zentralafrikanische Kolonie aufzuschließen, gehört viel Kapital, große, weitschauende Umsicht und technische Schulung. Da müssen Straßen angelegt, Eisenbahnen gebaut, Flüsse reguliert, widerharige Stämme unterworfen, eine den Verhältnissen angepaßte, geordnete Verwaltung eingerichtet werden. Das alles ging über das Vermögen der Liberianer. Ihr Kultur- und Machteinfluß geht meist nicht über eine Tagereise von der Küste hinaus. Das Hinterland gehört zu den unbekanntesten Gebieten Afrikas, zu den wenigen, auf denen gute Karten auch heute noch den ominösen weißen Fleck aufzeigen. Die Finanzen des Negerstaates liegen im argen, Verschleuderung der öffentlichen Gelder und liederliche Wirtschaft sind an der Tagesordnung. Die englisch sprechenden „Liberianer“ fühlen sich als den Adel des Landes, erheben sich über ihre „armen, um-

nachteten Brüder“ mit ihren wilden Sprachen und meinen, der Staat sei hauptsächlich dazu da, ihnen auf möglichst bequeme Weise ein Schmarotzerdasein zu gewähren. Bisher muß man leider urteilen, diese „Republik“ ist nicht lebensfähig und existenzberechtigt. Die „gebildeten“ Neger haben in ihr den Beweis ihrer Fähigkeit, einen modernen Staat aufzurichten und zu regieren, nicht erbracht. Kein Wunder, daß die Vertreter der Anschauung von der hoffnungslosen Inferiorität der Neger mit Fingern auf diese Karikatur hinzeigen.[1])

Uns interessiert nicht die unerfreuliche politische Entwicklung,[2]) sondern die Mission. Die einwandernden Freineger waren schon in Amerika Christen gewesen und hatten meist zu methodistischen und baptistischen Denominationen, zum kleineren Teile auch zu den Anglikanern und den Presbyterianern gehört. Es lag nahe, daß diese Kirchen sich um die Auswanderer bekümmerten. Sie haben mit beträchtlichen Mitteln ein großes Maß von Liebe und Dienst daran gewandt, den Liberianern zur Beschaffung eines geordneten kirchlichen Betriebes, zur Einrichtung von Gemeinden, zum Bau von Kirchen, Schulen, Pfarrhäusern usw. behilflich zu sein. In erster Linie stand die methodistisch-bischöfliche Kirche des Nordens (seit 1833), und die farbige „afrikanische bischöfliche Methodistenkirche“, dann zwei baptistische Denominationen (seit 1825), von denen sich besonders die sog. Providence Baptists ausgebreitet haben, die protestantischen Episkopalen (die amerikanischen Anglikaner, seit 1836), die nördlichen Presbyterianer (seit 1833), seit 1876 auch noch die (farbigen) „afrikanischen episkopalen Zion-Methodisten“. Die Arbeit war trotz des ausgesprochen kirchlichen Sinnes der Liberianer wegen ihrer Armseligkeit nicht gerade erfreulich; sie hatten ja nichts dagegen, daß ihnen ihre reichen weißen Freunde Kirchen und Schulen bauten und bei der mühseligen Pastorationsarbeit in das Grab sanken; aber daß sie hernach diese kirchliche Versorgung und den Betrieb der Schulen selbst übernehmen und Jahrzehnte hindurch regelmäßig fortführen

---

[1]) Im Jahre 1910 haben die Vereinigten Staaten die Finanzverwaltung der Republik übernommen und ihr 1911 6,8 Millionen Mark geliehen. Unter den eingeborenen Völkern Liberias sind die bekanntesten die freiheitsliebenden Kru, die Matrosen und Bootsleute längs der ganzen Westküste, und die intelligenten Veys, die sich seit 1860 eine eigene, originelle Schrift, halb Hieroglyphen, halb Buchstaben, erfunden haben; sie stellen die Hausjungen und Kommis der Küste.

[2]) J. Büttikofer, Reisebilder aus Liberia. 2 Bde. Leiden, Brill 1890, danach EMM. 1891, 454 ff., 485 ff.

sollten, lag ihnen nicht; allenfalls zu sporadischen Anstrengungen rafften sie sich je und dann auf, und dann brachten sie große Opfer; aber z. B. die auf ausdauernde Geduld angelegte Arbeit in den Volksschulen ließ trotz guter Wünsche vieles fehlen. Und gar Lehrer- und Predigerseminare zur Sicherung eines regelmäßigen Nachwuchses aus ihren eigenen Reihen waren eine Utopie. Dagegen liebt man nervenaufregende Revivals und abwechslungsreiche „Lagerversammlungen". Daneben läßt das sittliche Leben zu wünschen übrig. Besonders gegen die Polygamie hat man kaum den Mut mit ganzem Ernst Front zu machen. Bei dem Neben- und Durcheinanderarbeiten verschiedener Denominationen fehlt es nicht an solchen, die ein Auge zudrücken, um zweifelhafte Elemente anzuziehen. Und selbst begabte und gebildete Liberianer, wie z. B. der durch seine rhetorischen Schriften auch in Europa bekannt gewordene Dr. Blyden[1]) (der übrigens später zum Islam übergetreten ist), verteidigten öffentlich die Vielweiberei als die den Afrikanern allein kongeniale Lebensform. An geistiger Begabung fehlt es den Liberianern nicht, wohl aber an sittlicher Zucht. Die Intelligentesten holten sich früher in England, neuerdings auf den Negercolleges und Universitäten der amerikanischen Südstaaten akademische Grade und führten dann daheim das große Wort. Manche amerikanische Kirchen mühen sich bis heute mit wechselndem Erfolg um die Versorgung der Liberianer mit Kirchen und Schulen. Begreiflicherweise wollten die andern diesen kirchlichen Hilfsdienst unter den „gebildeten Liberianern" in der „freien Republik", wo sie ja doch nur als Gäste geduldet wurden,

---

[1]) Dr. E. W. Blyden ist 1842 auf St. Thomas in Westindien geboren; er wanderte mit 19 Jahren nach Liberia aus und wurde dort presbyterianischer Geistlicher. Später trat er in den Staatsdienst, ging dann aber in den englischen Kolonialdienst in Sierra Leone über und trat dort zum Islam über; er wurde in Sierra Leone erst Agent für eingeborene Angelegenheiten und dann Direktor des mohammedanischen Erziehungswesens. Er starb im Februar 1912. Blyden war ein Mann von großer Begabung; er sprach gut französisch, beherrschte Latein, Griechisch und Arabisch. Er besaß ein selbständiges, allerdings unzuverlässiges Urteil. Er ging von der Anschauung aus, daß die Afrikaner im Grunde von den Europäern wesensverschieden und daher eine selbständige, aber andersgeartete Kultur hervorzubringen berufen seien. Daß er selbst durchaus in der europäischen Kultur wurzelte, übersah er, und wie die spezifisch afrikanische Kultur beschaffen sein werde, vermochte er nicht anzugeben. Immerhin ist er wohl der gelehrteste und literarisch begabteste Neger Westafrikas gewesen. Unter seinen Büchern ist das bekannteste: Christianity, Islam and the Negro race, eine zusammenhangslose Reihe programmatischer Abhandlungen mit einer bombastischen Rhetorik.

nicht auf unbegrenzte Zeit fortsetzen; sie wollten in Liberia eigene Kirchenkonferenzen organisieren und diese auf eigene Füße stellen. Typisch ist die Entwicklung der bischöflichen Methodisten-Mission.[1]) Ihr erster Missionar 1833 war der begabte, leider kränkliche und dem westafrikanischen Klima durchaus nicht gewachsene Melville Cox;[2]) er hatte vor seiner Abreise einen Freund gebeten, auf seinen Grabstein die Worte zu setzen: „Laßt tausend fallen, aber gebt Afrika nicht auf". Er starb nach wenigen Monaten. Sein Vorbild reizte viele zur Nachfolge in das Todesland. Die Verluste durch Krankheiten und Todesfälle waren furchtbar. Aber die Arbeit wurde unentwegt fortgesetzt, — zwei Jahrzehnte lang, dann erlahmte der Eifer. Von 1854—1877 wurde nur noch ein einziger Missionar ausgesandt, ein Laie. Man hatte, der CMS. um ein Jahrzehnt vorauseilend, ein Negerbistum eingerichtet, das allerdings bei den Methodisten nicht soviel zu bedeuten hat wie bei den Anglikanern, aber auch diese Negerbischöfe starben schnell dahin, Burns (1858—63) nach vier, J. W. Roberts nach neun Jahren. Dann besetzte man auch diesen Posten nicht mehr. Das Missionsbudget war von 30000 Dollar auf 2500 Dollar zusammengeschmolzen; man erwog, ob man diese „Mission" nicht ganz aufgeben sollte. Da ließ sich 1884 Bischof William Taylor zum Bischof von Afrika ernennen, ein eigenartiger, bedeutender Mann mit einer für Angelsachsen unwiderstehlichen evangelisatorischen Beredsamkeit und voll eines unbändigen Tatendranges mit lauter unausgereiften, riesengroßen Plänen, eine große Kraft, die leider keine überlegene Missionsleitung in geordnete Bahnen zu leiten verstand. Taylor brachte alsbald Leben in die tote Liberia-Mission, er legte 20 neue Missionsstationen bei verschiedenen Stämmen an und begründete im ganzen Lande Kostschulen für Knaben und Mädchen, die sich von der Bearbeitung des Landes selbst unterhalten sollten. Selbstunterhalt der Missionare war überhaupt der Stein der Weisen, den Taylor gefunden hatte. Schade nur, daß diese Weisheit die Probe in Afrika nicht bestand. Als Taylor nach 12 Jahren (1896) abtrat, hinterließ er seinem ruhigen, besonnenen Nachfolger Hartzell ein unerfreuliches Erbe mißglückter Versuche; fast alle in der Übereile angelegten Missionsposten und Kostschulen waren schon wieder eingegangen oder waren nicht lebensfähig. Nichts ist

[1]) Miss. Rev. World 1909, 565: American Methodism in Africa.

[2]) E. Taylor, The Price of Africa. 165 ff.

in der Mission leichter als aufs Geratewohl zu gründen; die Frage ist aber, was bewährt sich und besteht die Probe auch der Krankheiten und des Todes! Hartzell fing nun die Sache wieder von einem andern Ende an. Er legte den Nachdruck auf geordneten Gemeindebetrieb, auf die Schaffung einiger weniger, ihm nötig erscheinender Schulinstitute und auf literarische Arbeiten. Er schuf zwei Zeitungen in eigener Druckerei; er baute ein bescheidenes Seminar zu einem College aus, „das College von Westafrika", er richtete am Kap Palmas ein Seminar ein, das bald 83 Schüler hatte, er baute am St. Paul's-Flusse eine Industrieschule. Die Zahl der vollen Glieder stieg (1914) auf 10 709, die in fünf Kirchendistrikten von 97 schwarzen Pfarrern bedient wurden. Als er den kirchlichen Betrieb einigermaßen glaubte in geordneten Gang gebracht zu haben, ließ er 1909 wieder einen Neger, Jesaia Scott, zum Bischof von Liberia ernennen.[1])

Es war ein Ansporn für die amerikanischen Kirchen, daß Liberia neben den wenigen zehntausend Freinegern noch ein großes Arbeitsfeld mit 1½—2 Millionen überwiegend heidnischen, zum Teil bereits islamisierten Negern bot. Dies Arbeitsfeld war den amerikanischen Missionsfreunden um so reizvoller, als es damals das einzige ihnen innerlich nahe liegende Missionsfeld in Afrika war. Die Negerbevölkerung Liberias ist wie die des Protektorates von Sierra Leone bunt zusammengewürfelt und verschiedenartig; es sind aber bisher nur die näher der Küste zu wohnenden Stämme in Betracht gekommen, die stark islamisierten Vey und die Gola im Westen, die Bassa und Pesse (genauer Kpelle) in der Mitte, die Kru und die zu ihnen gehörigen Grebo (Gedebo) im Osten. Die Liberianer zeigten keine Initiative zur Mission unter diesen Heiden; sie wollten mit den Heiden nichts zu tun haben; ja sie nahmen in den ersten Jahrzehnten die Mission geradezu übel, da sie allen Dienst der Missionare für sich glaubten beanspruchen zu dürfen und es als eine Beleidigung ansahen, wenn die Missionare an ihnen vorbei zu den Heiden gingen. Die unumgänglich notwendige Parallelarbeit an den Liberianern und Heiden ist ein Kreuz für die Missionen. Den ersten Missionsversuch machte die Basler Mission (1827—1831),[2]) ihre erste selbständige

[1]) Die Bischöflichen Methodisten haben zumal im Grand Ceß-Distrikte ihre Arbeit erfolgreich auf die Kru ausgedehnt, die sich früher gegen das Christentum ganz ablehnend verhielten, neuerdings aber sich der Mission nähern; es sind aus ihnen 1200 Christen gesammelt.

[2]) Schlatter, Geschichte der Basler Mission. Band III, 9—18.

Unternehmung in Heidenlanden, zu der sie der rhetorische und optimistische damalige Sekretär der „afrikanischen Kolonisationsgesellschaft", Jehudi Ashmun, verleitete. Die Missionare starben schnell dahin, und die Liberianer legten der Mission soviel Schwierigkeiten in den Weg, daß die letzten Missionare, der treffliche, begabte Kießling und Lessing, nach Sierra Leone gingen.

Die beiden amerikanischen Baptistenmissionen, welche unter den Liberianern pastorierten, die „dreijährliche baptistische Generalkonferenz" und die „südliche Baptistenkonvention", begannen 1836 und 1847 die Arbeit auch unter den heidnischen Stämmen, besonders unter den Bassa. Letztere zählte 1860 22 Stationen, die mit 16 Geistlichen und 24 Lehrern besetzt waren, und 1111 volle Kirchenglieder. Während des Sezessionskrieges in Nordamerika (1863—1866) geriet aber die Arbeit ins Stocken und wurde von beiden Baptistendenominationen 1875 aufgegeben. Die wertvollste und solideste Missionsarbeit haben in Liberia die amerikanischen protestantischen Bischöflichen geleistet. Sie begannen 1836 in der östlichen Kolonie Maryland am Kavallaflusse und übernahmen dort auch die gleichzeitig begonnene und erfreulich aufgeblühte Arbeit des amerikanischen Board (1842). Sie haben auch dort im Osten des Freistaates ihr Hauptarbeitsfeld mit zahlreichen, von Farbigen besetzten Stationen behalten. Ihr Bahnbrecher war der Missionsarzt Dr. Savage. Dann hatten sie das Glück, in John Payne vierunddreißig Jahre lang (1837—1871) einen ebenso geduldigen wie begabten Führer zu haben, der 1851 bis 1871 als Bischof die Mission leitete. Unter ihm arbeitete der sprachbegabte, von der Basler Goldküstenmission herübergekommene J. G. Auer,[1] der wertvolle Bücher in der Grebosprache lieferte. Er wurde Paynes Nachfolger im Bistum, starb aber fast unmittelbar nach seiner Weihe. Von 1884—1914 war der Farbige S. D. Ferguson Bischof, der erste Negerbischof dieser Mission. Er mußte seine Wohnung wegen schwerer, lang sich hinziehender Aufstände der Eingeborenen (1887—1896) nach Monrovia verlegen. Unter seiner einsichtsvollen Leitung stieg die Zahl der Missionsposten von 42 auf 103, die der Pfarrer von 10 auf 26, die der Schulen von 9 auf 25 mit 1500 Schülern, die der vollen Kirchenglieder von 500 auf 2500. Das Arbeitsfeld ist in vier Bezirke eingeteilt: Kap Palmas, Sinoè,

[1]) EMM. 1875, 177: Bischof Auers Leben, gewährt einen guten Einblick in missionstheoretische Fragen.

Bassa und Montserrado; weiße Mitarbeiter stehen fast gar nicht zur Verfügung; weitaus die Mehrzahl der Missionsarbeiter sind Liberianer (20 Geistliche der verschiedenen anglikanischen Grade und 41 Lehrer und Lehrerinnen, ein Missionspersonal von insgesamt 105 Personen). Als Ferguson 1916 starb, war die Frage schwer zu entscheiden, wer sein Nachfolger im Bistum werden könne, da unter den liberianischen Geistlichen niemand die volle Qualifikation besaß.

Eine beschränkte, aber solide Arbeit betreibt die amerikanische lutherische Generalsynode seit 1860 am St. Pauls-Flusse. Ihre bisher einzige Hauptstation ist Mühlenberg, so genannt nach einem der Begründer der Kirche in Amerika. Mit 40 von Sklavenschiffen aufgebrachten Sklavenkindern anfangend, legte man auf einem von der Regierung überwiesenen Grantplatze von 1500 Morgen in der überaus fruchtbaren Niederung zu beiden Seiten des Flusses eine wesentlich auf Ackerbau, Plantagenbetrieb und Erlernung von Handwerken sich aufbauende Missionsstation an, die nach vielen Todesfällen das Glück hatte, in David Day und seiner gleichgesinnten Gattin 23 Jahre hindurch (1874—1897) einen vielseitig begabten Leiter zu haben. Man nimmt am liebsten Kinder im Alter von 6—12 Jahren auf, die in englischer Sprache erzogen werden und mit 21 Jahren einen eigenen Grundbesitz von 15 Morgen erhalten, auf dem sie in den letzten Jahren vor ihrer Mündigkeit bereits eine Kaffeeplantage anpflanzen. Erst 1913 ist eine zweite Station in Kpolo Pelle[1]) (gewöhnlich Buhlo Pelle genannt) weiter landeinwärts angelegt, und der Linguist Professor Westermann vom Orientalischen Seminar in Berlin war 1914 hinausgereist, um den Amerikanern die Schwierigkeiten der Sprache enträtseln zu helfen, damit die Mission endlich über den Notbehelf des Englischen hinaus zu einer gedeihlichen volkstümlichen Arbeit kam. Er hat eine Grammatik der „Kpellesprache in Liberia" (Berlin 1910) und ein großes Werk über die „Kpelle, ein Negerstamm in Liberia" (Göttingen 1921. 552 S.) veröffentlicht. Die amerikanischen Lutheraner planen erfreulicherweise, ihre Mission beträchtlich auszudehnen. Sie haben sich im November 1918 mit dem lutherischen „Generalkonzil" und der „Vereinigten lutherischen Kirche des Südens" zu der „Vereinigten lutherischen

[1]) Die Pr. Episk.-Mission hat bei 103 Missionsplätzen nur 2 weiße Missionare und 2 Missionsschwestern; die Mission des Generalkonzils bei nur 2 Stationen 8 Missionare und 4 Missionsschwestern. Sie ist z. Z. die mit weißen Arbeitskräften weitaus am besten ausgestattete Mission in Liberia.

Kirche von Amerika" zusammengeschlossen und damit ihre heimatliche Basis verbreitert. Die amerikanischen farbigen Baptisten (die „nationale Baptisten-Konvention") haben 1884 eine Mission unter den Vey im westlichen Liberia begonnen.

Die etwa 50000 Liberianer dürfen in dem beschränkten Sinne als Christen gezählt werden wie die farbige Bevölkerung der amerikanischen Südstaaten. Unter den großen Massen der Heiden haben die protestantischen Bischöflichen 2753, die bischöflichen Methodisten 3990, die Lutheraner 150 Getaufte. Das zahlenmäßige Ergebnis unter den Heiden ist also insgesamt mit 10000 reichlich hoch berechnet. Leider ist das Missionsergebnis auch abgesehen von der geringen Zahl nicht sehr erfreulich. Die „Liberianer" schließen sich hochmütig von der einheimischen Negerbevölkerung ab, auf die sie, „die Gebildeten", als auf Wilde herabsehen. Die Eingeborenen wiederum haben bei dem lebhaften Nachahmungstalent der Neger vor allem den Wunsch, auch „Liberianer" zu werden, d. h. englisch zu radebrechen und sich europäisch zu kleiden. Mission und Kirche sind ihnen das Mittel, diesen oberflächlichen Kulturfirnis sich anzueignen. Das führt der Mission wohl zu Zeiten Scharen zu, macht aber ihre Erfolge mehr als fraglich und läßt das Christentum nicht bodenständig im Lande werden. Es gibt wahrscheinlich kaum ein halbes Dutzend Missionare im Lande, die sich die Mühe gegeben haben, eine Eingeborenen-Sprache zu lernen.

---

5. Die Goldküste.[1]

Die Goldküste in ihrem jetzigen Umfang als britische Kolonie ist 187900 qkm groß, also reichlich halb so groß wie das Königreich Preußen, sie wird $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner haben. Hinter einer etliche Tagereisen breiten, heißen und sandigen Küstenebene erhebt sich das Waldgebirge von Akwapem, meist nicht über 650 m hoch und von dichtestem Urwald bedeckt. Von da ziehen sich nach Norden und Westen viele Tagereisen weit üppig wuchernde afrikanische Urwälder, die Tausende von Quadratkilometern bedecken, vielfach von Sümpfen durchzogen, die das ohnehin feuchtheiße Klima vollends

---

[1]) Sir H. Clifford, The Gold coast. Blackwoods Magazine. Januar 1918. — Walton Claridge, A history of the Gold Coast and Ashanti, from the earliest times to the beginning of the XX th century. London 2 Bde. 1915.

tödlich machen. Dahinter dehnen sich endlose Sawannen. An der Küste zieht sich von Akra nach Osten die Landschaft Adangme hin, an welche sich östlich am Unterlaufe des Volta die Landschaft Krobo anschließt; diese beiden Landschaften werden von dem auf etwa 100000 Seelen geschätzten Gästamme bewohnt. Auf dem Akwapem-Gebirge und in den nördlich und westlich angrenzenden Landschaften Akem, Okwawu, Akem Kotoku und Asante wohnen verschiedene Stämme der Tschi oder Asante-Neger,[1] die zusammen eine halbe Million zählen mögen. Auch westlich von Akra ist die Küste und das Hinterland in mehrere deutlich sich abgrenzende Landschaften gegliedert, unter denen in der Missionsgeschichte besonders Fante an der Küste bedeutsam geworden ist. Die Goldküste hat ihren Namen von dem hier seit alten Zeiten gefundenen Goldstaub, der neben Sklaven den Hauptausfuhrartikel bildete. Dieser Goldexport steigert sich neuerdings wieder beträchtlich; 1904 wurde für 7 Millionen Mark, 1908 für 18½ Millionen Mark Gold ausgeführt.

Von der Zeit des Sklavenhandels her bestanden an der Küste Forts und Handelsniederlassungen verschiedener Mächte, hatte doch an diesem Teile der Guineaküste auch das Fort Frederiksborg des Großen Kurfürsten gelegen. Einigermaßen bedeutend und für die Anfänge der Mission wichtig war das dänische Fort Akra. Alle diese Niederlassungen waren durch das Aufhören des Sklavenhandels entwertet und in Verfall. Die britische Regierung kaufte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Forts gleichsam im Konkurs auf, so 1850 das dänische Akra. Aber auch sie hatte in jener Zeit der Kolonialmüdigkeit keine Neigung etwas für die neuen Erwerbungen zu tun. Als 1854 Unruhen ausbrachen, beschoß sie Akra vom Meere her; das war für zwei Jahrzehnte die einzige Fürsorge für das Land. Im Hinterlande der Goldküste bestand seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das blutgetränkte Reich Asante mit der Hauptstadt Kumasse, eines jener seltsamen blutigen Negerreiche, in denen — wie ähnlich in Dahome und Benin — der blöde Fetischkult schauerliche Orgien feierte, aber doch das politische Gemeinwesen eine respektable Kraft und Einheit entwickelte. Im Jahre 1869 hatten sich die wilden Horden der Asanteer über den Volta in das Hinterland der

[1] Bellon, Kultus und Kultur der Tschi-Neger im Spiegel ihrer Sprichwörter. Basler Miss.-Studien, Heft 33. — Sutherland Rattray, Ashanti proverbs, the primitive ethics of a savage people. Oxford 1916. — Ellis, Tschi-speaking people of the Gold-coast. London 1887.

Sklavenküste ergossen, hatten die Basler Missionsstation Anum am Volta zerstört und die Missionare Ramseyer und Kühne mit der Frau des ersteren gefangen nach Kumasse geschleppt. Seitdem war ein halbes Jahrzehnt lang das ganze Land in Aufregung und Unruhe. Auch an der Goldküste erwartete man einen Überfall des Asante-Heeres. Die Engländer mußten eingreifen. Sir Garnet Wolseley zog durch den fieberschwangeren Urwald nach Kumasse hinauf, eroberte es und unterwarf das Asantereich. Die damalige Kolonialpolitik der Engländer war seltsam schwankend und ohne Festigkeit. Der Asantekönig gab seine Gefangenen, auch die gefangenen Missionsgeschwister heraus, erbot sich zur Zahlung von 50000 Unzen Gold, verpflichtete sich zur Einstellung der Menschenopfer und entließ wenigstens äußerlich seine Lehnsfürsten aus der Lehnspflicht. Damit begnügten sich die Engländer. Doch nahmen sie von jetzt an die Goldküste in eine geordnete Verwaltung und taten allerlei für ihre kulturelle Hebung. Nach nur zwei Jahrzehnten, 1896, kam es zu einem neuen Kriege mit Asante, bei dem die Engländer ohne Kampf in Kumasse einzogen und den König verbannten. Nun richteten sie ihre Herrschaft auch in Asante auf. Vier Jahre später, 1900, empörten sich die Asanteer von neuem und belagerten die Engländer hart in Kumasse, das sich nur mit Mühe behauptete. Eine von der Küste heranziehende Armee entsetzte die bedrängte Stadt und schlug die Asanteer gänzlich nieder. Seitdem herrscht Ruhe im Lande.

Die Mission auf der Goldküste hatte mehrere Vorspiele im 18. Jahrhundert. Der fromme Graf Zinzendorf lernte 1735 in Kopenhagen den christlichen Mulatten Chr. Protten[1]) kennen. Es war auch zu ihm die Kunde gedrungen, daß die Neger der Goldküste nach christlicher Erkenntnis verlangten. So sandte er Protten mit einem deutschen Genossen 1737 nach Akra, um dort eine Mission zu beginnen. Sie eröffneten eine Schule; aber Prottens Mitarbeiter sank nach wenigen Monaten ins Grab. Protten selbst, innerlich kaum ausreichend gefestigt gegen den Pesthauch des ihn umgebenden Heidentums, blieb allein zurück. Im Jahre 1768 wurde auf Einladung der dänischen Handelsgesellschaft ein neuer Missionsversuch gemacht, diesmal mit acht Brüdern. Aber nach wenigen Jahren — auch Protten war inzwischen gestorben — zeugten nur noch elf einsame Gräber von dem mißglückten Missionsversuch. — Auch die

[1]) EMM. 1887, 433.

SPG. machte in jener Zeit einen Missionsversuch in Cape Coast Castle und andern Küstenstädten. Ein edler englischer Geistlicher, Thompson, stellte sich ihr für diesen Dienst zur Verfügung (1751—56). Als er mit gebrochener Gesundheit heimkehren mußte, übernahm ein auf seine Veranlassung in England erzogener afrikanischer Häuptlingssohn, Philipp Quaque, der anglikanisch ordiniert war — der erste anglikanische Geistliche in Westafrika — die Mission und führte sie mit geringem Erfolg bis zu seinem Tode 1816 weiter. Bald danach wurde die Mission aufgegeben.[1]) Die Holländer unterhielten auf ihrer erst 1872 in britischen Besitz übergegangenen Kolonie Elmina an der Goldküste von 1742—1747 einen in Amsterdam ordinierten eingeborenen Geistlichen, E. Joh. Capitein,[2]) mit dessen Tode aber auch dieser holländische Missionsversuch scheiterte.

Im Jahre 1828 beschloß die Basler Mission,[3]) deren erster Versuch in Liberia gescheitert war, nach schwierigen und seltsamen Verhandlungen mit der dänischen Staatskirche einen neuen Missionsversuch in Westafrika zu machen. Sie sollte gleich anfangs die Fürchterlichkeit des Klimas erfahren. Nach elf Jahren hatte sie acht Gräber auf der Goldküste, aber keinen Getauften. Der letzte ihrer damaligen Sendlinge, Andreas Riis, war mit erschütterter Gesundheit heimgekehrt. Ließ sich die Mission in diesem tödlichen Klima fortsetzen? Damals war der Leiter der Basler Mission der hochbegabte und vielseitige Prof. Wilh. Hoffmann. Er faßte den originellen, damals in der Luft liegenden Plan, die Mission mit Hilfe von westindischen Negerchristen wieder aufzunehmen; diese sollten eine christliche Kolonie und damit von Anfang an einen Kern der erhofften Christengemeinde bilden (1843). Man wußte damals noch nicht, daß die westindischen

---

[1]) Pascoe, 200 years of SPG. 255—258. EMM. 1917, 27—30.

[2]) Eekhof, De Negerpredikant J. E. J. Capitein. Haag 1917.

[3]) W. Schlatter, Geschichte der Basler Mission. III, 19—195. — Geschichten und Bilder aus der Mission. Heft 10. Joh. Zimmermann. — EMM. 1896, 62. J. G. Christaller, 1904, 1. Andreas Riis. — AMZ. 1903, Beibl. 77. J. Chr. Dieterle. Steiner, Die Basler Mission auf der Goldküste. Basel 1909. — Steiner, Die Kulturarbeit der Basler Mission in Westafrika. Basel 1904. — Ramseyer und Kühne, Vier Jahre gefangen in Ashanti. Basel 1875; bearbeitet und gekürzt von Steiner. Basel 1913. — Steiner, Schreckenstage in Kumase. Basel 1900. — Eppler, Geschichte der Basler Mission. Basel 1900, 37—38; 84—90; 183—212; 330—350. — Bohner, Im Lande des Fetischs. — Steiner, Kamerun als Kolonie und Missionsfeld. Basel 1908. — AMZ. 1915, 277. 323. — Steiner, Ein Freund Westafrikas (Zimmermann). Basel 1917.

Neger dem tödlichen Klima Guineas fast in demselben Grade erliegen wie die Europäer. Zudem hatten die Westindier die schweren Sudansprachen ebenso mühsam zu lernen wie die weißen Missionare, und lernten sie viel schlechter. Und die meisten von ihnen waren sittlich und religiös nicht gefestigt genug, um in der versuchungsreichen Atmosphäre des westafrikanischen Heidentums standzuhalten. Der Versuch mißglückte. Er hatte aber den Erfolg, die Basler Mission an der Goldküste festzuhalten; denn man durfte doch die westindischen Christenfamilien nicht im Stich lassen, die man zur Auswanderung veranlaßt hatte. Unter viel Krankheiten, Todesfällen und sonstigen Enttäuschungen faßte die Mission mühsam Fuß. Es war ein guter Griff von A. Riis gewesen, daß er seine Wohnung von Akra weg nach Akropong auf dem Akwapem-Gebirge gelegt hatte; von jener luftigen, verhältnismäßig gesunden Höhe konnte sich die Mission ausdehnen. Es war auch ein großes Glück, daß in dem beständigen Kommen und Gehen der Arbeiter einige einen ungewöhnlich langen Arbeitstag hatten, Widmann von 1843—1876, Mader von 1851—1877, Rottmann von 1854—1897, Joh. Zimmermann von 1850—1876, Dieterle von 1857—1880. Sie waren die lebendige Überlieferung und sicherten die Kontinuität der Arbeit. Auch an eigenartigen und bedeutenden Männern fehlte es in diesem Kreise nicht.

Joh. Zimmermann aus dem schwäbischen Bauerndorfe Gerlingen bei Stuttgart (1815—1876) hatte, obgleich in ärmlichen, kleinbäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, von Kind auf den Wunsch, Missionar zu werden. In der heimatlichen geistlichen Atmosphäre des schwäbischen Pietismus wurzelnd, behauptete er sich unter vielen Schwierigkeiten als Bäckergeselle, bis er, fast dreißigjährig, in das Basler Missionshaus aufgenommen und 1849 — schon 35 Jahre alt — nach der Goldküste ausgesandt wurde. Hier hat er mit einigen Unterbrechungen ein Vierteljahrhundert, 1850—1875, gearbeitet, fast ausschließlich unter der Ga-Bevölkerung des Küstenstriches von Abokobi im Westen bis Odumase im Osten. Es war eine unruhige Zeit im Lande, da die Engländer nur erst dem Namen nach die Kolonie von den Dänen und Holländern übernommen hatten. 1854 bombardierten sie die Küstenstadt Akra; 1869 unternahmen die Asanteer einen großen Raubzug nach der Sklavenküste und erfüllten das Land mit Kriegsgeschrei, bis die Engländer sie 1874 gründlich demütigten. Dazu kamen schwere Epidemien, die wie Würgeengel durch das Land zogen, und häusliche Anfechtungen. Bei alledem arbeitete Zimmermann in zäher Treue und leistete zumal sprachlich Bedeutendes. Er schuf in der Gasprache die Grundlagen einer christlichen Literatur, Grammatik und Wörterbuch, Schulbücher und Kirchenlieder, und vor allem die Übersetzung der ganzen Bibel. Zimmermann liebte Afrika und die Afrikaner mit der starken innern Zuneigung eines echten Missionars, der sein ganzes Leben in seine Arbeit hineingelegt hat. Um den Afrikanern ganz ein Afrikaner zu

werden, heiratete er eine Negerin, eine Mulattin aus Westindien, die geschiedene Frau des Pfarrers Mulgrave, die mit der durch Missionsinspektor Hoffmann angeregten westindischen Auswanderung nach der Goldküste gekommen war. Und diese Negerin ist ihm bis an seinen Tod ein treues Weib und eine zuverlässige Mitarbeiterin geblieben, ein seltenes Beispiel einer ohne Schädigung verlaufenen Rassenmischehe zwischen Weiß und Schwarz. Weil Zimmermann Land und Leute mit den Augen der Liebe ansah, bewegten ihn immer wieder weitausschauende Kolonisationspläne. Der Boden der Goldküste ist fast unerschöpflich reich; die Urwälder bergen Edelprodukte in Fülle, die Anfänge und die Rohmaterialien für fast alle Handwerke und Industrien, Schmiederei, Weberei, Eisengießerei usw., sind vorhanden. Was erforderlich ist, scheint nur europäische Intelligenz, Erfahrung, Ausdauer und Kapital zu sein. Wäre es nicht möglich, sowohl den europäischen Kulturländern neue fruchtbare Gebiete wirtschaftlicher Betätigung aufzuschließen, wie den Afrikanern die väterliche Anweisung zur Entwicklung der unermeßlichen Hilfsquellen ihres Landes zu geben, indem man planmäßig eine koloniale Einwanderung in Szene setzte? Und sollte nicht sein deutsches Vaterland an diesem kolonialen Dienste einen großen Anteil haben? Mit solchen Ideen eilte Zimmermann seiner Zeit voraus. Die Wege zu ihrer Verwirklichung, welche er einschlug, bewährten sich nicht; dazu fehlte ihm der praktische Weitblick. Aber er war ein begeisterter, ja enthusiastischer Vertreter seiner kolonialen Ideale.

Linguistisch hoch begabt war der Württemberger Johann G. Christaller, der Sohn eines armen Schneiders, der sich durch eigene Anstrengungen emporgearbeitet hatte. Er wurde der Klassiker des Tschi. In einer Zeit, wo es eine afrikanische Linguistik noch kaum gab, drang er mit bewundernswertem Scharfblick in die außerordentlich schwierigen Sprach-, Laut- und Betonungsverhältnisse der Sudansprachen ein. Er schrieb Grammatik und Wörterbuch der Tschisprache, beides philologische Meisterwerke, die ihm die goldene Medaille des Institut de France eintrugen. Er übersetzte die ganze Bibel in Tschi.

Ein origineller Mann war Simon Süß, ein ausgesprochener Asket, der den Afrikanern ganz ein Afrikaner werden wollte. Er ließ sich in den damals noch weglosen, äußerst ungesunden Urwäldern von Akem in Gjadam nieder, legte sich dort eine Pflanzung an und lebte kümmerlich von dem Ertrag seiner Kulturarbeiten. Als die Basler Mission dem vom Fieber geschüttelten und fast zum Skelett abgemagerten einen Gehilfen sandte, riß er wieder aus und ließ sich als Einsiedler am Volta nieder, immer zur Zeit und zur Unzeit den Heiden das Evangelium verkündigend.

Bis 1874 war die Mission fast der einzige Kulturfaktor in dem wüsten Lande. Sie bemühte sich, neben ihrer eigentlichen geistlichen

Arbeit solide Grundlagen einer christlichen Kultur zu legen. Man legte Kaffee- und Tabakpflanzungen an, baute Kakao und Pfeilwurz und zog allerlei Fruchtbäume, besonders solche, die man neu einführte wie Orangen und Mango. Man sandte eigene Ökonomen hinaus, um junge Leute zu Pflanzern heranzuziehen, und stellte alle möglichen Versuche an, um Natur und Ertragsfähigkeit des Bodens zu erkunden. Man führte verschiedene Handwerke ein und errichtete in Christiansborg ausgedehnte Lehrwerkstätten, in denen Negerjünglinge die Bearbeitung von Holz und Eisen, Schreinerei, Schlosserei, Wagnerei, Schuhmacherei u. dgl. unter deutschen Meistern lernen konnten. Die Werkstätten in Christiansborg waren damals die einzigen in Westafrika, und die hier ausgebildeten Arbeiter waren bald an der ganzen Guineaküste gesucht. Man richtete auch 1854 eine Missionshandlung ein und ließ sie allmählich zu einem beträchtlichen Handelsgeschäft anwachsen, um der Konkurrenz der Pulver und Schnaps einführenden Firmen entgegenzuwirken und es den Basler Missionschristen deutlich zu machen, daß Christentum und Schnapshandel unvereinbar sind.

Seit 1874 machte sich mehr und mehr auch die britische Kolonialverwaltung als Kulturfaktor im Lande geltend; sie nahm auf dem Gebiete des Verkehrs, des Schulwesens usw. die Führung in die Hand. Im Zusammenhang mit der dadurch bewirkten Aufschließung des Landes dehnte die Basler Mission planmäßig ihre Arbeit nach allen Seiten aus. Zwar mit der Begründung von neuen Hauptstationen war man in Anbetracht des Klimas vorsichtig; man wollte lieber die wenigen Stationen doppelt und dreifach besetzen, als daß man sie durch Krankheit und Tod wollte verwaisen lassen. Im Ga-Bezirke wurde in der Landschaft Adangme außer den Zwillingsstädten Akra-Christiansborg an der Küste und der Plantagenstation Abokobi eine Zeit lang Ada an der Voltamündung besetzt, hauptsächlich in Verbindung mit der Basler Missionshandelsgesellschaft, für die der Wasserweg des Volta landeinwärts bei dem damaligen Mangel ordentlicher Landstraßen von Bedeutung war. In der andern Ga sprechenden Landschaft Krobo wurde 1859 die Station Odumase angelegt; das dortige Gebiet ist ein reiches Plantagenland mit vielen Ölpalmen, aber zugleich ein Land, in dem der finstere Fetischismus ungebrochen in Macht steht. Es ist darum für die Mission harter Boden mit spärlichen Erfolgen, die Küste obendrein durch den Handel und die Kultureinflüsse gründlich verdorben. Im Tschigebiete war

die Haupt- und Mutterstation Akropong auf dem Akwapem-Gebirge. Östlich davon wurde 1847 Aburi als Gesundheitsstation gebaut. Es war in früheren Jahren die Arbeitsstätte des tüchtigen Dieterle, der leider in seiner großen Gutmütigkeit nicht streng genug in der Kirchenzucht war. Später als seit 1885 die Basler die ärztliche Mission als besondern Arbeitszweig einführten, wurde diese Station der Wohnsitz und Arbeitsmittelpunkt der Missionsärzte. In der Landschaft Akem wollte man die durch den unberechenbaren Süß angeknüpften Fäden nicht wieder abreißen lassen. Der überaus eifrige, evangelistisch begabte Bock betrieb (1878—1885) eine mühsame, ausgedehnte Reisepredigt, in der er sein Leben opferte. Nach manchem Suchen und Tasten in dem überaus ungesunden Lande entschloß man sich, die Hauptstadt Kyebi zu besetzen (1861). Aber als König Ate die Christen grausam verfolgte und zumal als nach seinem Tode die Fetischpriester wüteten, gab man die Station wieder auf, um sie erst 1901 im Zusammenhang mit den nun gänzlich veränderten Verhältnissen und im Blick auf die nun stark in Aufnahme kommende Goldgräberei neu zu besetzen. Man legte dafür in einigermaßen gesunder Lage auf dem östlichen Bergzuge 1876 in Begoro eine zweite, freilich etwas abseits gelegene Station in Akem an. Das am Volta gelegene Anum erwähnten wir schon; es wurde nach der Verwüstung durch die Asanteer neu besetzt (1888) und hatte seinen Arbeitskreis hauptsächlich nach Osten in die deutsche Kolonie hinein, bis 1903 diese vorgeschobenen Posten in den Landschaften Nkunya und Boëm an die Norddeutsche Mission abgetreten wurden. Seit Ramseyer 1874 aus der schweren vierjährigen Gefangenschaft in Kumase befreit war, stand sein Herz auf den Beginn einer Mission für das Asantereich. Als ein Vor- und Wartepoften dafür wurde 1876 Abetifi besetzt. Es bekam später besondere Bedeutung dadurch, daß hier ein zweites Helferseminar für die Goldküstenmission angelegt wurde. Als 1896 Kumase endgültig von den Engländern besetzt war, ließ sich der tapfere Ramseyer nicht halten, sondern siedelte dorthin über und hielt auch die Schrecken der Belagerung von 1900 aus. Gern wäre man schon seit längerer Zeit von Kumase aus in die ausgedehnten, nördlich gelegenen Savannen-Landschaften vorgedrungen, wo vorübergehend Perregaux Nkoransa besetzt hatte. In der westlichen Landschaft Akem Kotoku wurde 1891 die Station Nsaba angelegt. Auch hier hatte man es mit einer schwierigen Bevölkerung zu tun. Früher übte der Fetisch Katawere von seinem Hauptsitze Sondra aus ein

tyrannisches Regiment, dem viele Menschen durch Gift und Meuchelmord zum Opfer fielen. Neuerdings dringt hier der Islam vor und findet bei der Bevölkerung ein merkwürdiges Entgegenkommen. Das sind nur 11 Basler Hauptstationen, nach einer Missionsarbeit von fast neun Jahrzehnten dem Anschein nach auffallend wenig; aber bei dem tödlichen Klima der Goldküste wiegt eine vollausgebaute Station soviel wie zwei oder drei in dem gesunden Klima von Südafrika; und diese 11 Stationen waren mit 72 Missionaren und 4 Missionsschwestern besetzt. Sie repräsentierten in beschränktem, einheitlichen Gebiete weitaus die stärkste weiße Missionsmacht des Protestantismus in Westafrika.

Neben dem äußeren Aufbau ging der innere Ausbau her. Es gab um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Westafrika in den entscheidenden missionarischen Fragen noch keine gesicherte öffentliche Meinung. Die Basler Mission ist gewohnt, prinzipielle Fragen mit deutscher Gründlichkeit zu behandeln. So kam es namentlich wegen der Stellung zur Vielweiberei und Sklaverei im Kreise der Missionare zu heißen Auseinandersetzungen. Die Vielweiberei lehnte man nach einigem Schwanken gänzlich ab; sie sei mit der Heiligen Schrift und dem Christenstande unverträglich; Polygamisten müssen ihre Frauen bis auf eine entlassen, wenn sie getauft werden wollen. Aber die Sklaverei war damals eine öffentlich anerkannte Einrichtung, die man auch nicht durch den Hinweis auf ein klares Schriftzeugnis als widergöttlich kennzeichnen konnte. Man suchte die Frage von dem Boden des Rechts auf den der Liebe zu rücken: um der Liebe willen solle der Christ gewordene Sklavenbesitzer seine Sklaven frei lassen; und um der Liebe willen solle der Christ gewordene Sklave seinem Herrn freiwillig weiter dienen. Allein durfte man mit Kirchenzucht vorgehen und aus der Gemeinde ausschließen, wenn die jungen Christen es an der Bewährung dieser idealen Liebe fehlen ließen? Die Gemeinden suchte der Organisator Josenhans auf dem Grunde einer ähnlichen Ordnung aufzubauen, wie er sie für die indische Mission eingeführt hatte. Danach lag der Schwerpunkt in der sorgfältigen Pflege der Einzelgemeinden und der Heranbildung tüchtiger Ältester, Lehrer, Katechisten und Prediger. Unentbehrlich dafür war das Gehilfeninstitut in Akropong, dem später ein zweites in Abetifi zur Seite trat. Mit dem Ausbau einer synodalen Verfassung begann man erst am Anfang der achtziger Jahre. Der begabte und besonnene Missionsinspektor M. Prätorius wurde haupt-

sächlich für diesen Zweck 1882—1883 zu einer Visitation hinausgesandt; leider fiel er dem schlimmen Klima zum Opfer.

Besonderen Fleiß wandte die Basler Mission an das Schulwesen. Seine Entwicklung ist für afrikanische Verhältnisse lehrreich. Bis 1874 konnte die Mission ganz nach missionarischen Gesichtspunkten handeln. Da hatte sie einerseits das Interesse, den Christen eine solide christliche Elementarbildung zu geben, andererseits sich einen brauchbaren Helferstab für Kirche und Schule heranzubilden. Daraus entwickelten sich vier Arten von Schulen, die einfachen und primitiven Dorf- und Buschschulen, besser geleitete und mit Kosthäusern verbundene Stationsschulen, einige Knabenmittelschulen als Mittelglieder zwischen den Elementarschulen und den Seminaren, und schließlich die Seminare selbst. Alles in der Muttersprache der Kinder; nur im Gehilfenseminar herrschte in echt schwäbischer Weise der Wunsch vor, die künftigen Lehrer und Prediger gründlich für ihren Beruf vorzubereiten, zeitweilig bis ins Griechische und Hebräische hinein. Ein neuer Zug kam in das Schulwesen, als sich seit 1874 die britische Kolonialverwaltung darum zu kümmern begann und nach dem Muster anderer britischer Kolonien ein dem indischen nachgebildetes Schulsystem, freigebige Schulzuschüsse und eine straffe Schulaufsicht einführte. Dies koloniale Schulwesen verfolgte auch politische Zwecke; es wollte durch die englische Sprache die Bildungsschicht an das Mutterland assimilieren und der Verwaltung und den Kaufgeschäften „gebildete" Hilfsarbeiter zuführen. An der Pflege der Muttersprache und des Religionsunterrichts hatte man kein Interesse. Es hätte der Basler Mission freigestanden, sich von diesem Regierungsschulwesen gänzlich fern zu halten; allein dann hätten Konkurrenzschulen sie wahrscheinlich beiseite geschoben, und die Jugend wäre in die Schulen geströmt, die lockende Erwerbsaussichten für das spätere Leben eröffneten. Die Mission paktierte deshalb mit der Kolonialverwaltung, und sie konnte auf weitgehende Rücksicht rechnen, da weitaus die größere Hälfte des Schulwesens der Kolonie in ihren Händen lag. Kompromisse und langhingezogene Verhandlungen, um das Recht der Muttersprache zu wahren, die Ansprüche im Englischen und die ungebührliche Hochschraubung der Schulziele zu mindern und zu mäßigen, charakterisieren das gegenseitige Verhältnis. Es ist nicht zu verkennen, daß trotz dieser schwierigen Verhältnisse das Missionsschulwesen aufgeblüht ist. In 161 Schulen waren (1914) 8308 Schüler (von 14900 registrierten Schülern der Kolonie überhaupt). Die

Schulzuschüsse der Regierung betrugen im Jahre 1914 etwa ein Fünftel der gesamten Jahreskosten der Basler Goldküstenmission. Leider wurde diese für die Verwaltung und die Mission gleich nützliche Arbeitsgemeinschaft durch die Anforderungen der Oberschulbehörde (Board of Education) in Frage gestellt, die (im November 1914) durch eine Verfügung den Besuch des Religionsunterrichts in allen ihrer Aufsicht unterstellten Schulen, also auch den Missionsschulen, für freiwillig erklärte. Gegen den Willen der Eltern sollten die Kinder dazu nicht genötigt werden, eine für die Mission unbequeme Bestimmung.

Seit der Jahrhundertwende ist für die Goldküste eine große wirtschaftliche Umwälzung angebrochen. Sie hängt aufs engste mit der entstehenden und immer mehr um sich greifenden Kakaokultur zusammen. Missionar Mohr hatte sich in den achtziger Jahren einige Säcke Kakao von Kamerun kommen lassen; es stellte sich bald heraus, daß der feuchte Urwaldboden der Goldküste für derartige Plantagen besonders geeignet sei; da die Eingeborenen sahen, daß die Sache rentierte, warfen sie sich mit steigendem Eifer auf diesen Erwerbszweig. Große Strecken Urwald wurden erst in Akwapem, dann in Akem, im Gebiet von Nsaba und zuletzt in Asante gelichtet. Ein großer Teil der Bevölkerung wurde zu Kakaobauern, viele andere fanden als Zwischenhändler eine einträgliche Beschäftigung. Eine Reihe von Handelsstädten blühte neben den Plantagendörfern empor. Der Export nahm von Jahr zu Jahr zu; er betrug 1913 50554 Tonnen und repräsentierte einen Wert von fast 50 Millionen Mark; die Goldküste hatte damit alle kakaoexportierenden Länder der Erde überflügelt.[1]) Der unerwartete wirtschaftliche Aufschwung

[1]) Es sei bei Gelegenheit dieses Beispiels der Goldküste auf eine Gruppe wirtschaftlicher Probleme hingewiesen, welche in den Missionsbetrieb tief eingreifen. Der nächstliegende Gesichtspunkt wirtschaftlicher Ausbeutung ist in der Regel der Raubbau an den zu Tage tretenden Bodenschätzen der Länder Afrikas, seien das Gold, Diamanten und Kohlen oder Kautschuk und Ölpalmen. Die Frage ist dann, wie man mit Güte oder Gewalt die ungelernte Arbeitskraft der Farbigen in den Dienst der Ausnutzung stellen kann. Es ist ein weiteres Stadium, wenn die weißen Herren die Frage so stellen, welche Produkte für den Weltmarkt in der Kolonie gebaut werden können, um im Welthandel einen Gewinn großen Stils abzuwerfen. Dann werfen sie sich auf die auf dem Markte höchststehenden Tropenprodukte, Kaffee, Tee, Tabak, Vanille, Kakao usw., und suchen durch Plantagenbetrieb großen Stils die Rentabilität der Kolonien zu sichern. In diesem Stadium ist der Regulator der Kolonialwirtschaft die Preislage des Welt-

hat der Goldküste großen Segen gebracht: sie ist ein charakteristisches Beispiel dafür, wie eine Kolonie gedeiht, wenn die Eingeborenen als freie Bauern das Land bestellen und die Europäer ihnen ihre

---

marktes, und die Wirtschaft ist oft geradezu verhängnisvoll in den Strudel der Preisschwankungen hineingezogen. Ein drittes Stadium ist es, wenn die Kolonialwirtschaft mit dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes in organische Verbindung gebracht wird und ihr die Aufgabe erwächst, den heimatlichen Wirtschaftsmarkt ganz oder wenigstens in einem befriedigenden Umfange mit den unbedingt notwendigen Rohprodukten zu versorgen oder einen aufnahmefähigen Absatzmarkt für die Fertigwaren des Heimatlandes zu bilden. In diesem Stadium wachsen Mutterland und Kolonie unter Zurückschiebung der Beziehungen zu der Weltwirtschaft organisch zusammen und befruchten sich gegenseitig. Und doch sind es auch in diesem Stadium noch überwiegend auswärtige und fremdartige Anforderungen und Maßstäbe, die an die Kolonie gelegt werden. Ein dringendes Bedürfnis der englischen Industrie ist z. B. die Versorgung mit Baumwolle unabhängig von den amerikanischen Südstaaten. Baumwolle kann in Ägypten, Nigerien, Uganda, Britisch Indien und manchen Teilen Südafrikas in ausreichender Menge und Qualität gebaut werden. Schon liefert (1916) Nigerien 20 000, Uganda 30 000 Ballen. Es ist der Kolonialverwaltung möglich, das Wirtschaftsleben dieser Gebiete wesentlich auf diese Hauptartikel einzustellen. Aber diese Wirtschaftsweise ist einseitig und bei Mißernten gefährlich und bringt diese Gebiete in eine weitgehende wirtschaftliche Abhängigkeit vom Mutterlande. Erkennt man den Kolonien das Recht auf selbständige Entwicklung, auch in wirtschaftlicher Hinsicht zu, so muß man wünschen, daß die Verknüpfung der wirtschaftlichen Interessen von Kolonie und Mutterland mindestens ergänzt wird durch weitgehende Berücksichtigung der natürlichen Entwicklung der Kolonien. Welche Produkte sind die geeignetsten und aussichtsvollsten für die Entwicklung der schlummernden Hilfsquellen des Landes? Und bei dieser Fragestellung rückt alsbald die weitere Frage in den Vordergrund: Ist das Erstrebenswerte Plantagenwirtschaft mit europäischem Kapital und Betrieb, oder die wirtschaftliche Erziehung und Kräftigung des Eingeborenen zu selbständigem, bäuerlichen Kleinbetrieb? Gibt es Produkte, die für den Weltmarkt und das Mutterland — evtl. auch für den wirtschaftlichen Bedarf der Kolonie selbst von hohem Werte sind, und die ebensogut oder besser als in dem kostspieligen und riskanten Plantagenbetriebe in klein- oder großbäuerlicher Wirtschaft von den Eingeborenen gebaut werden können? Unter diesem Gesichtspunkte sind die Kakaokultur auf der Goldküste, die Erdnuß-, Ölpalmen- und Sesamkultur in ganz Westafrika, der Kokospalmbau an allen tropischen Meeresküsten, die Weizenkultur im Kingalande im bisherigen Deutsch-Ostafrika wichtige Erfolge. Dagegen die schweren Wirtschaftskrisen der Kaffeeplantagen in Ostafrika in früheren Jahrzehnten und der Kautschukplantagen in den letzten Jahren vor dem Kriege waren erschreckliche Beispiele der Unberechenbarkeit selbst scheinbar hochwertiger Plantagenprodukte. Der Mission ist begreiflicherweise die Heranbildung eines auf eigener Scholle sitzenden, selbständigen und gedeihenden Standes farbiger Bauern wichtiger als die Dividenden kolonialer Gesellschaften.

Produkte im legitimen Handel abkaufen; dabei kommen alle Teile auf ihre Rechnung! Der Wohlstand der Bevölkerung wuchs enorm; die ganze Lebenshaltung nahm bei vielen mehr und mehr europäisches Gepräge an. Allmählich traten dann aber auch die Schattenseiten der Entwicklung in besorgniserregender Weise heraus. Das Streben der großen Menge ging und geht dahin, möglichst viel Geld am Kakao zu verdienen; mit dem, was sie verhältnismäßig mühelos erworben haben, wissen aber die meisten nichts anzufangen. Entweder wird ein unsinniger Luxus mit Kleidern und Nichtigkeiten getrieben, oder es werden riesige Summen in Branntwein angelegt. Bei einem Häuptlingsbegräbnis in Akwapem wurden 80000 Mark in Branntwein vertan. Die Basler Mission stand mitten im Strudel dieser sich schier überstürzenden Entwicklung. 25042 — jetzt 31000 — Christen in wohlgefügten Gemeinden gaben ihr eine feste Position im Volksleben; und eine straffe Kirchenzucht sorgte für geordnete Verhältnisse in den Gemeinden. Kein Wunder, daß die „gebildete" Jugend, die Literaten und Handelsgehilfen, sich dieser strammen Zucht entziehen wollten und äthiopischem Geiste Raum gaben. Auch war den habsüchtigen schwarzen (und weißen) Kaufleuten die Basler Missionshandlung mit ihrer durch sechs Jahrzehnte untadeligen Reellität und dem dadurch erworbenen Ansehen und Kredite ein Dorn im Auge. Eine Gefahr war auch der unaufhaltsam von dem Innern nach der Küste zu vordringende Islam, der zwar bisher noch in den meisten Landschaften von den Negern abgelehnt wird, aber doch sich überall festsetzt und z. B. in der Landschaft Akem Kotoku bereits viel Boden gewinnt.

In diese fröhlich aufblühende Arbeit brach der Wirbelsturm des Weltkrieges ein. Die führenden britischen Kolonialbeamten traten Anfangs in Würdigung der Verdienste der Basler Mission um die Kolonien für sie ein. Bald nach dem Kriegsausbruch erließ der stellvertretende Gouverneur Robertson eine Verfügung zum Schutz der Basler Missionare, die als Gäste des Landes geachtet werden sollten. Als im November 1914 aus London der Befehl eintraf, alle deutschen Missionare zu internieren, verbürgte sich der Gouverneur Clifford, ein irischer Katholik, persönlich für ihre Loyalität. Als doch vorübergehend einige Missionare verhaftet, aber wieder freigegeben wurden, herrschte in den Gemeinden große Freude über ihre Rückkehr. Allerdings fehlte es in einflußreichen Blättern der Goldküste, wie dem Goldcoast Leader, dem Organ

der „scholars", der Bildungsschicht, nicht an gehässigen Angriffen auf die Basler Mission. Ihr Schulwesen sei nicht mehr zeitgemäß. Man solle sich ihre stramme Kirchenzucht nicht mehr gefallen lassen, u. dgl. mehr. Die Basler Mission, in deren Händen der größere Teil des Schulwesens der Kolonie lag, war durch die bedrohliche Kriegslage verhindert, ihr starkes religiöses Interesse an den Schulen wirksam zu wahren. Das Damoklesschwert gänzlicher Ausweisung hing drohend über den Missionaren, Kaufleuten und Industriearbeitern. Immerhin konnte die Mission bis zum 8. Dezember 1917 ihre Arbeit verhältnismäßig ungestört fortsetzen. Dann aber wurde plötzlich das ganze Missionspersonal, erst die deutschen, im Februar 1918 auch die Schweizer Missionare, zwangsweise repatriiert und damit die neunzigjährige Arbeit jäh unterbrochen.

Die britische Regierung hat die Vereinigte Schottische Freikirche mit der Fortführung der Arbeit beauftragt; diese aber ist — auf vielen anderen Arbeitsfeldern stark in Anspruch genommen — bisher nur imstande gewesen, vier ordinierte, drei Laienmissionare und drei Missionsschwestern in die große Basler Missionsarbeit zu entsenden.[1]) An ihrer Spitze steht der hervorragende Missionar A. W. Wilkie, der im März 1918 aus der Calabarmission hier eintrat. Unter seiner Leitung fand im August 1918 eine erste allgemeine Synode von Geistlichen und Laien mit dem Rechte, als oberste Behörde der Eingeborenen-Kirche zu entscheiden, statt; nur ein Vetorecht gegen die Beschlüsse haben sich die Missionare vorbehalten; und die Kirche nützt die ihr verliehenen Selbstverwaltungsbefugnisse tatkräftig aus. Das Arbeitsfeld wurde in 30 Sprengel eingeteilt und jeder unter die Aufsicht eines der dreißig ordinierten Eingeborenen gestellt. Um das ausgedehnte Schulwesen der Mission mit 128 Schulen und etwa 8000 Schülern in Gang zu erhalten, zahlte die Kolonialverwaltung zwei Jahre lang die gesamten Lehrergehälter, auch für die nicht registrierten Schulen, bis die Kirche mit dem 1. Jan. 1920 das Schulbudget großenteils auf ihre Schultern nehmen konnte. Das Lehrerseminar in Akropong wurde im Dezember 1918 wieder unter kompetenter Leitung eröffnet, dasjenige in Abetifi vorläufig in eine Evangelistenschule umgewandelt. Auch die gehobene Mädchenschule in Aburi wurde im Herbst 1918 wieder eröffnet, und es wird geplant, die Frauenmission in größerem

[1]) Selbst von dieser kleinen Zahl ist bisweilen fast die Hälfte auf Urlaub abwesend, weil das ungesunde Tropenklima viele und lange Pausen in der Arbeit bedingt.

Umfang in Angriff zu nehmen. Zur Deckung der Kosten des kirchlichen Betriebes beweist die eingeborene Kirche eine anerkennenswerte Opferwilligkeit. Ihre kirchlichen Beiträge beliefen sich 1919 auf £ 14 216; die Kirchensteuer ist auf 20 sh. für den Mann und 10 sh. für die Frau festgesetzt. Die Zahl der Christen ist auf 31 500 gestiegen. Der Kirche kommt der Reinertrag der ehemaligen Basler Missionsindustrien zugute, welche entsprechend dem § 438 des Versailler Vertrages auf Anregung von Mr. Oldham in eine Commonwealth Company Ltd. umgewandelt sind, d. h. eine gemeinnützige Gesellschaft, deren Erträge außer einer mäßigen Dividende der Teilhaber für die Kirchen- und Schulzwecke auf der Goldküste verwandt werden.[1]) Obgleich die Vereinigte Schottische Freikirche grundsätzlich betreffs der von ihr vertretungsweise übernommenen deutschen Missionsfelder den Standpunkt vertritt, daß sie dieselben bereitwillig an die deutschen Gesellschaften zurückgeben wird, sobald diese von der Regierung wieder zugelassen werden, scheint sie bez. der Goldküste selbst die Überzeugung zu haben, daß die Kolonialverwaltung den Ausschluß der Basler Mission als endgültig ansieht. Unter diesen Umständen hat die Basler Mission mit ihr im Dezember 1919 ein Abkommen getroffen, wodurch die gesamte Basler Arbeit und das ganze darin investierte Vermögen an die freischottische Mission übertragen wird, „bis die ganze Lage endgültig geklärt ist". Die Basler Mission spricht dabei ihre lebhafte Befriedigung aus, „daß die Freischotten die Arbeit in demselben Geiste wie die Basler fortsetzen und nach Möglichkeit die von den Baslern eingeführte Organisation aufrecht erhalten wollen".

Bald nach der Basler Mission setzte 1835 die englische Wesleyaner Mission[2]) auf der Goldküste ein. 1831 hatte der englische Kapitän Potter in Elmina und Cape Coast Castle freiwillige Vereine von Bibellesern gefunden, die um Neue Testamente und um

[1]) Hoffentlich ist das noch keine endgültige Regelung; denn in der Basler Missionsindustrie und -Handelsgesellschaft arbeitete von je her überwiegend schweizerisches Kapital der Basler Großkaufleute; und es ist unverantwortlich, diese neutralen Handelsherrn für die selbstlos der Basler Mission geleisteten Dienste mit Entziehung ihres Vermögens zu bedrohen. Solche Handlungsweise gegen Neutrale läßt sich nicht einmal mit § 438 decken.

[2]) Kemp, 9 years on the Gold Coast. London 1898. — C. Armstrong, Winning of West Africa. London 1920. Jahresberichte der Wesl. Miss.-Ges. — Work and Workers (Monatsblatt der Wesl. Miss.-Ges.).

einen Missionar gebeten hatten, und man erfüllte diese Bitte gern. Der erste Missionar war Joseph Dunwell. Auch diese Mission litt unter den furchtbaren Verwüstungen der Erkrankungen und Todesfälle, und es war eine große Leistung, daß die heimatliche Missionsleitung unermüdlich Nachschub sandte und die Lücken ausfüllte. Wer eine westafrikanische Mission anfängt, hat Pastor Mallet gesagt, der greift glühendes Eisen an, und er muß bereit sein, die Kosten zu tragen. Die Wesleyaner Mission konnte aber bei der Fülle ihrer sonstigen Arbeitsfelder dies Gebiet nicht ausreichend versorgen, und die Folge war, daß die Stationen mit weißen Missionaren unzureichend und unregelmäßig besetzt wurden und die Leitung der Arbeit in die Hände schwarzer Evangelisten und Geistlichen überging. Es fehlte auch unter den Farbigen nicht an tüchtigen Männern. Besonders der Mulatte Thom. Birch Freeman war ein vorwärtstreibender Feuerkopf, der unablässig, schon seit 1839, das damals verfrühte Ziel einer Mission in Kumase und im Asantereich verfolgte. Thomas Birch Freeman, ein in England von einer englischen Mutter geborener Mulatte, ging 1838 als wesleyanischer Missionar nach der Goldküste. In den folgenden Jahren (1839 und 1842) unternahm er teils romantische Reisen nach Kumase in Asante, zu den Sierra Leone-Rückwanderern in Yoruba, und zu dem blutgetränkten König von Dahome, teils evangelistische Vortragsreisen nach England (1840 und 1843), bei denen er einen ungewöhnlichen Enthusiasmus für die westafrikanischen Missionen entfesselte. Mit Hilfe der großen so gewonnenen Geldmittel (5090 £) dehnte er die Arbeit schnell aus, und zwar erheblich weiter, als die wesleyanische Missionsgesellschaft sie bei ihren beschränkten Mitteln fortführen konnte, so daß es zu einer Krisis in der Arbeit kam. Der zur Untersuchung der Sachlage hinausgesandte Rev. Dan. West erlag den Strapazen der Visitationsreise. Freeman schied 1856 aus dem Missionsdienste aus und wurde Gärtner. Allerdings trat er 1873 wieder in denselben ein und starb 1890 hochbetagt als Emeritus, aber jene zweite Periode ermangelte der enthusiastischen Erfolge seiner ersten Jahre. Dieser Mulatte war einer der bedeutendsten Missionare, den die englischen Wesleyaner nach Westafrika sandten, und einer der wenigen, welche dem tödlichen Klima ein halbes Jahrhundert standhielten. Er hat mit seinen ergreifenden Schilderungen von den blutigen Greueln zumal in den barbarischen Reichen Asante und Dahome diese Missionen volkstümlich gemacht.

Die Hauptmasse der wesleyanischen Gemeinden wohnt in der Küstenlandschaft Fante. Vorübergehend wurde hier 1872—1873 die Arbeit schwer durch das Vordringen der Asante-Horden fast bis zur Küste bedroht. Leider sind die Wesleyaner auch in das Arbeitsgebiet der Basler eingedrungen und haben sich in Akra und Aburi festgesetzt. Sie haben in den letzten sieben Jahren seit 1914 eine erstaunliche Erweckungsbewegung erlebt, die noch immer fortgeht und Jahr für Jahr zahlreiche Tausende in die christliche Kirche führt. 1914 zählte die Mission 21 676 Kirchenglieder und 7136 Katechumenen; schon in diesem Jahre fanden 2800 Taufen statt und 10 000 Katechumenen waren in der Vorbereitung darauf; von 1914—1918 wurden allein 30 000 Erwachsene getauft, die größte Ernte, welche die wesleyanische Mission in ihrer langen Geschichte je auf einem einzelnen Felde eingeheimst hat. Ende 1919 zählte die Mission 38 000 volle Kirchenglieder und mit Einschluß der Katechumenen und der Kinder 91 000 Christen; sie ist damit die stärkste einzelne Christengruppe in ganz Westafrika geworden. Es handelt sich nicht gerade um eine Massenbewegung, aber in jedem der 29 Missionsbezirke haben im Jahre 1919 100—200 Taufen stattgefunden, nur in Axim 581, in Akra 513 und in Kumase 413. Es sind anziehende Bilder, die von dem erwachenden Lernhunger gezeichnet werden: „In einer rohen Lehmkapelle sind 150 Leute versammelt, die vor drei Monaten sogar den Namen Jesu noch nicht gekannt haben. Es ist Abendandacht gewesen, die Gemeinde ist aber danach in der Kapelle geblieben. Ein alter Fanteneger steht auf und improvisiert ein Lied in einer der seltsamen afrikanischen Melodien. Er beschreibt die alten Tage der Finsternis und Furcht vor den Geistern und das Morgenrot eines helleren, glücklicheren Tages im Sonnenschein Gottes. Die Versammlung stimmt einmal um das andere in den Kehrreim ein:

Wir tragen eine Sündenbürde;
Wir bringen die Bürde zu dir (dem Missionar);
Zeige uns den Weg zur Befreiung von dieser schweren Last.

Ein anderer Mann steht auf, gebietet Stillschweigen und hebt an: „Ich bin der Häuptling dieses Dorfes; ich und mein Volk haben den Fetisch unserer Väter verlassen; wir wollen dem lebendigen Gott dienen; aber wir kennen seinen Weg nicht. Wir sind kleine Kinder; wir brauchen Leitung. Wir appellieren an dich, Missionar, bleibe und lehre uns." Es kommen Rufe aus ganz entlegenen Dörfern, die

noch nie mit einer Missionsgesellschaft in Zusammenhang gestanden haben, und zu denen doch die frohe Botschaft gedrungen ist. Sie haben den Sonntag als heiligen Tag ausgesondert; sie haben sich eine Kapelle gebaut und versammeln sich allsonntäglich darin; aber die Kanzel ist leer; die Gemeinde schweigt; sie kennen keine christliche Liturgie, keine Lieder; sie warten geduldig, daß jemand „im Namen des Herrn" zu ihnen kommt. Wie lange? Vielleicht ist bald wieder die kleine Kapelle verlassen, das Strohdach fällt ein, die Wände sind Ruinen; das angefachte Feuer ist abgestorben." Es stehen zur Pflege dieser schnell wachsenden Arbeit nur 12 Missionare zur Verfügung, denen 42 nicht sehr gründlich vorgebildete farbige Geistliche zur Seite stehen.

Weitaus die meiste Arbeit tun die Wesleyaner in Englisch, was ja neuerdings bei den eigenartigen Kulturverhältnissen des Landes zur Not geht und dem Hochmut der Neger schmeichelt. Die Eingeborenen-Sprachen, selbst das Fante, haben sie ziemlich vernachlässigt. Doch ist das Neue Testament in Fante übersetzt. Auch ihr Helferausbildungswesen liegt darnieder. Merkwürdigerweise erst im Jahre 1909 haben sie den Versuch gemacht, auf ihrer Hauptstation an der Goldküste, Cape Coast Castle, ein Gehilfen- und Lehrerseminar einzurichten, das neuerdings nach Aburi verlegt ist. Den Missionaren sind seit 1906 fünf Wesley-Diakonissen zur Seite getreten, an zwei Mädchenanstalten in Cape Coast Castle und Akra. Im übrigen liegt die Arbeit in den Händen nicht ausreichend qualifizierter Eingeborener, die nur ungenügend beaufsichtigt werden. Die meisten Missionsposten liegen an der Küste oder in deren näherem Hinterlande. Sie ziehen sich von dem unteren Volta bis über Axim hinaus. Daneben hat die Mission im Innern Kumase besetzt, und diese Station hat eine romantische Geschichte. Schon 1838 war der erwähnte Mulatte T. B. Freeman dorthin vorgedrungen und hatte die Erlaubnis zur Anlegung einer Station erlangt. Im Dezember 1841 kehrte er zum zweiten Male nach Kumase mit zwei Asanteprinzen zurück, die als Geiseln nach England gebracht, dort erzogen und getauft waren. Einer von ihnen, Ansa, wurde als Katechist in Kumase stationiert. Aber als der blutdürstige Asantekönig Karikari zur Totenfeier seines verstorbenen Vorgängers und Onkels Kwaku Dua nicht weniger als 3070 Menschen opferte, gab man voll Entsetzen über diese Barbarei die Mission auf (1867). Einige Jahre nach der Eroberung von Kumase durch die Engländer (1874) machte man einen neuen Missionsversuch,

überzeugte sich aber, daß die Zeit dafür noch nicht gekommen sei. Erst 1897 nach der endgültigen Niederwerfung des Asantereiches kehrten die Wesleyaner zurück, mußten aber nun noch einmal den Sturm der Empörung der Asante und der gefährlichen Belagerung von Kumase 1900 über sich ergehen lassen. Seit der Jahrhundertwende ist die Arbeit in dem blutgetränkten Kumase aufgeblüht. Die Missionskirche der Wesleyaner steht auf der Stelle, wo früher die blutigen Menschenopfer geschlachtet wurden. Seit dem Jahre 1912 hat die wesleyanische Mission ihre Arbeit auch über Kumase hinaus in die „Nordbezirke" (Northern Territories) der Goldküste ausgedehnt. Man halte geplant, in Tamale eine Missionsstation anzulegen. Das stellte sich aber bei einer Rekognoszierung als untunlich heraus, dafür ist die Aufmerksamkeit auf Wentschi am oberen Volta gerichtet, einen wichtigen Verkehrsknotenpunkt.

Im Apollonia-Distrikte der wesleyanischen Mission entstand 1916 eine jener interessanten Bewegungen, an denen sich zeigt, in welchem Maße die westafrikanischen Neger in Unruhe und in unsicheres Suchen geraten sind. Ein Liberianer Names Harris trat in Erfüllung eines Gelübdes als Erweckungsprediger auf, zog von Dorf zu Dorf und predigte mit Eifer und Erfolg. Tausende entsagten dem Heidentum, verbrannten ihre Fetische und bauten kleine Kapellen. Harris zog dann nach der französischen Elfenbeinküste hinüber und entfaltete auch dort eine große Tätigkeit. Er wurde aber von der französischen Behörde gefangen gesetzt und zwar wieder frei gelassen, aber nach Liberia zurückgeschickt. Seitdem haben die Franzosen die schwachen wesleyanischen Missionsanfänge auf der Elfenbeinküste brutal unterdrückt; 15 Kapellen sind niedergebrannt; sogar der schlichte Taufunterricht von Laien ist verboten.

Seit 1898 hat sich in Cape Coast Castle eine baptistische Freimission unter einem intelligenten, unternehmungslustigen Neger, Dr. M. Hayford, aufgetan. Mit Gerissenheit hat dieser schwarze Gentleman auf zwei großen Reisen durch Europa und Amerika seitdem 150000 Mark gesammelt, darunter große Gaben von 20000 und 60000 Mark, um in jener Stadt, die übrigens von ihrer früheren Bedeutung viel verloren hat, seit der Ausgangspunkt der Bahn nach Kumase an der Küste nach Sekondi verlegt ist, ein großes missionarisches Zentrum unter seiner Leitung zu errichten. Vorläufig bestehen nur eine kleine baptistische Gemeinde und einige Außenposten auf

der Goldküste. Da der Baptismus auf der Goldküste bisher noch nicht vertreten gewesen ist, scheint es abenteuerlich, für ihn ein groß angelegtes Lehrer- und Predigerseminar und Erziehungsinstitut zu errichten. Aber solche Anstalten fallen in die Augen und machen Reklame! Und wenn in solchen Treibhausinstituten Französisch, Latein und Griechisch gelehrt und sogar zum Maturitätsexamen vorbereitet wird, so schmeichelt das der hohlen Eitelkeit der scholars, der Bildungsschicht.

Wichtiger ist die Mission der SPG. Seitdem die Goldküste mehr in den Gesichtskreis der englischen Kolonialpolitik getreten ist und durch die ausgedehnten Minenbezirke, die Bahnlinie Sekondi-Kumase und den Handel mit wertvollen Bauhölzern immer mehr englische Kaufleute in das Land zog, fühlte sich die SPG. verpflichtet, ihren Landsleuten mit dem kirchlichen Dienst nachzugehen, zumal diese überwiegend jungen, unverheirateten Leute in großen sittlichen Gefahren standen. Wie überall wurde auch hier neben der Pastoration der weißen und farbigen Anglikaner die Missionsarbeit unter den Eingeborenen in das Programm aufgenommen, Anlage und Aufbau der Arbeit orientierte sich aber in erster Linie an den englischen Kaufleuten; deren Verkehrsmittelpunkte, Sekondi, Cape Coast Castle, Akra, die Städte an der Bahnstrecke und Kumase wurden die Vororte der Pastoral- und Missionsarbeit, die mit beträchtlichen Mitteln und einem erfreulichen Eifer, freilich auch wie so oft bei der SPG. wenig rücksichtsvoll gegen ältere, bestehende Arbeiten begonnen wurde. Die SPG. ging gern nach der Goldküste, weil sie damit an den abgerissenen Missionsversuch des Philipp Quaqua im 18. Jahrhundert wieder anknüpfte. Einige Jahre (1904—1909) diente ein Missionar der CMS. als Hilfsbischof, 1909 wurde eine eigene Diözese der Goldküste, nach deren Hauptstadt Akra genannt, eingerichtet und dafür ein Bischof (Hamlin, dann O'Rorke) ordiniert. Die Mission zählte 1914: 3890 Getaufte, die von 7 Missionaren bedient wurden; in 5 Schulen waren 446 Schüler gesammelt.

Die eingeborene Bevölkerung der Goldküste stellt sich neuerdings in den Mittelpunkt der fortschrittlichen Bestrebungen zur Aufhebung des Systems der Kronkolonien und zur Erlangung einer weitgehenden Selbstverwaltung, zumal zur eigenen Bestimmung der wirtschaftlichen Interessen, der Handelsverträge u. dgl. Sie wirft sich zur Führerin und Sprecherin der britischen westafrikanischen Kolonien auf. Überall bildet sich hier zunächst in den Küstenorten und dem schmalen daran

grenzenden Kulturstreifen eine Bildungsschicht, welche den Anschluß an das europäische Kulturleben fördert und erstrebt. Der Neger fängt an, in der seit einem Menschenalter auf ihn einströmenden Flut der europäischen Zivilisation sich selbst wieder zu finden. Es konnte nicht ausbleiben, daß er in ihr zunächst unterging und sich wahl- und sinnlos das aneignete, was ihn am meisten lockte. Diese Stufe der grotesken Karikaturen ist heute im wesentlichen überwunden. Aber damit findet keine Abwendung von der europäischen Kultur, sondern eher eine energischere Zuwendung statt. Die Zahl der Neger, die zu Studienzwecken nach England oder Nordamerika reisen, ist beständig im Wachsen. Freilich muß man sich auf der einen Seite gegenwärtig halten, daß die Klippe der Neger nicht in einem Mangel intellektueller Bildung, sondern sittlichen Rückgrates liegt, so daß die Gefahr besteht, daß diese europäisch gebildeten Neger gewissenlose Lumpen und Genußmenschen werden, die für ihre Völker eher ein zersetzendes, entartendes, als führendes Element werden. Auf der andern Seite, wie weit reicht diese Bildungsschicht landeinwärts und in die Tiefe? Der Neger greift heute mit großer Begeisterung eine Sache an, und morgen läßt er sie liegen, weil sie ihm keinen Spaß mehr macht. Die große Masse der Buschneger hat für derartige weitschauende Bildungs- und Selbständigkeitsstrebungen noch schlechterdings kein Verständnis. Im März 1920 tagte zum ersten Male in Akra ein „Kongreß der Westafrikaner", der sich sogar als „Nationalkongreß von Britisch Westafrika" konstituierte. Er schüttete ein ganzes Füllhorn von Forderungen und Wünschen aus: Gewährung des Wahlrechts und Schaffung eines beschlußkräftigen Parlaments; gleiche Rechte und Möglichkeiten für weiß und schwarz; Gründung einer westafrikanischen Universität; Recht des Volkes auf Selbstbestimmung; Protest zumal gegen Handelsbestimmungen, die von London her getroffen werden und die Interessen der Westafrikaner schädigen usw. (Kolon. Rundschau 1920, 164ff.). Es entspricht wohl den Gepflogenheiten der britischen Kolonialpolitik, daß sie derartigen weitgehenden Wünschen der Eingeborenen mit Vorliebe auf dem Gebiete des Schulwesens entgegenkommt. Steht es doch von vornherein für beide Teile außer Frage, daß es sich nur um ein fortgeschrittenes englisches Schulwesen handeln kann; die Engländer wollen dadurch die Eingeborenen in ihre Kulturbewegung hineinziehen und packen sie an einer ihrer empfindlichen Stellen, an der Eitelkeit; und die Eingeborenen wollen auf diesem Wege „gebildete

Gentlemen" werden. Es ist begreiflich, daß diesen hochgespannten Anforderungen und Erwartungen weder das Basler noch das wesleyanische Schulsystem in der Kolonie entsprach, zumal das der Basler nicht, weil dieses mit Gewissenhaftigkeit eine von sittlichem und religiösem Ernst getragene, bodenständige Volksbildung anstrebte. Der Gouverneur der Kolonie kritisierte in dem gesetzgebenden Rat im Februar 1920 das bisherige Schulsystem als längst veraltet und dringend reformbedürftig; er stellte eine Reorganisation der Schulverwaltung, Fürsorge für bessere Ausbildung und Gehälter der Lehrer, Umgestaltung der Elementarschulen, Einführung neuer Mittel- und Handarbeitsschulen, Ausdehnung der technischen Schulen und des Mädchenschulwesens in Aussicht.[1]. Der Schulgrant der Kolonie ist von £ 1000 auf £ 5000 erhöht, eine Schulkommission, in der auch die Missionen vertreten sind, soll die Pläne im einzelnen ausarbeiten. Man erwartet, daß das Missionsschulwesen von Grund auf umgestaltet und den „fortgeschrittenen Bedürfnissen" der „Neuzeit" angepaßt wird. Ob das nicht eine bequeme Abschlagszahlung der Kolonialverwaltung ist, die sich dadurch weitergehende Forderungen der Eingeborenen vom Leibe zu halten sucht? Gleichzeitig bereiste im Auftrag der mit großen Mitteln ausgestatteten amerikanischen Phelps-Stokes-Stiftung eine amerikanisch-britische Kommission das britische West- und Südafrika, um ein ganzes Jahr lang die Schulfrage im großen Rahmen zu studieren, d. h. die sich aus dem überhasteten Einströmen der angelsächsischen Kultur einerseits und den primitiven, in schneller Auflösung begriffenen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen der Eingeborenen andererseits ergebenden Probleme für die Schaffung eines spezifisch afro-kolonialen Schulwesens zu untersuchen. Speziell interessierte sie die Frage einer westafrikanischen Negeruniversität, die etwa an das bekannte Fourabai-College der CMS. in Freetown angeschlossen werden könnte, zumal dieses bereits an die Universität Durham affiliiert ist und Promotionsrechte besitzt. Hier ist in der Missionsarbeit — wie uns das in den asiatischen Kulturländern so oft begegnet — der Punkt erreicht, wo die individuellen und speziellen

---

[1]) Das Schulprogramm des bisherigen verständigen Gouverneurs Sir H. Clifford faßt ins Auge: a) allen schulpflichtigen Kindern elementare Volksschulen zugänglich zu machen; b) in jeder der drei Provinzen — der zentralen, der westlichen und Asante — ein Lehrerseminar zu errichten; c) die Lehrergehälter und ihre sonstigen Bezüge zu vermehren; d) ein „Königliches Colleg" ähnlich dem westindischen Codrington College zu begründen.

Interessen der einzelnen Missionsgesellschaften überholt und überragt werden von allgemeinen Kulturinteressen, zu deren Lösung die Kräfte der Missionen nicht ausreichen. Ob das freilich zum Segen der Eingeborenen ausschlagen wird, die von den Missionen zwar langsam, aber planvoll und gründlich erzogen werden, ist noch eine andere Frage.[1])

---

6. Togo[2]) (und die Goldküstenkolonie bis zum Volta).

Auf der Sklavenküste ist, während Dahome französische Kolonie und katholisch missioniert ist, die bisherige deutsche Togokolonie für die evangelische Mission von Bedeutung. Sie ist 87 200 qkm groß, also nicht ganz so groß wie Bayern und Württemberg zusammen. Das Klima ist bei einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 28° heiß; die Regenmenge beträgt an der Küste 640 mm, im Hinterlande zwischen 1250 und 1500 mm, wovon in den regenreichen Monaten zwischen April und Oktober 85—95 % niedergehen. Das andere Halbjahr ist also fast regenlos. Die etwa 1 Million zählende Bevölkerung ist leider sprachlich und volklich außerordentlich zersplittert. Im südlichen Drittel überwiegen die etwa 1/3 Million zählenden Ewestämme, die aber keinerlei politischen Zusammenhalt haben, sondern in viele zum Teil dialektisch und in den Sitten abweichende Stämme zerteilt

---

[1]) Wenig Vertrauen verdient der schon öfter unternommene, bisher immer gescheiterte Versuch, der Goldküstenbevölkerung durch die christlichen Neger Amerikas höhere Kultur zuzuführen. Häuptling Sam hat 1915 bei Apurri am Prah eine Kolonie amerikanischer Negerchristen gegründet, die den Namen Asequoi erhalten hat. Jeder Einwanderer hatte £ 25 als Sicherheit zu hinterlegen.

[2]) Müller, Geschichte der Ewemission. Bremen 1904. — Schreiber, Bausteine zur Geschichte der Norddeutschen Miss.-Ges. Bremen 1911. — (Auch AMZ. 1911. 127. 225. 260.) — Schreiber, Ein Besuch auf dem Missionsfelde in Togo. Bremen 1902. — Schlunk, Die Norddeutsche Mission in Togo. Bremen, 2 Hefte, 1910 u. 1912. — Paul, Die ev. Mission in unsern Kolonien. Bd. I, 1—110. Leipzig 1898. — Spieth, Die Ewestämme. Material zur Kunde des Ewevolkes. Berlin 1906. — Spieth, Die Religion der Eweer in Südtogo. Leipzig 1911. — H. Rohns, 20 Jahre Missions-Diakonissenarbeit. Bremen 1912. — Jahresberichte und Monatsblatt der Nordd. Mission. — Eine genaue Bibliographie, s. Schreiber, Bausteine S. 100—106.

sind. Zwischen ihnen wohnen verschiedene Stammessplitter, die aus andern Gebieten zugewandert sind. In Nordtogo, das unter der deutschen Verwaltung in die drei Bezirksämter Bismarckburg, Sokode und Sansanne Mangu eingeteilt wurde, wohnen neben vielen kleinen Stämmen 23000 Dagomba, 48300 Konkomba, 60800 Moba, 39500 Gurma, 26601 Tschokossi usw. Weitaus die meisten dieser Stämme sind noch ganz oder fast ganz heidnisch; nur in der Mitte des Landes ist von Jendi und Salaga aus durch wandernde Haussahändler der Islam eingeschleppt. Er ist am weitesten bei den Dagomba verbreitet, die fast ganz islamisiert sind, ferner bei den Nanumba südlich davon, im Sansanne Mangu-Bezirk und östlich in Bassari und Tschautscho. Er ist entschieden in der Ausbreitung begriffen. Das Land ist überwiegend eben, zum Teil baumlose Savanne. Nur im Westen streicht vom Volta her ein nicht über 1000 m hoher Bergzug mit wundervollen Berglandschaften und frischen, luftigen Höhen; und das Land der Moba und Gurma im Norden der Kolonie ist von einem regellosen Berglande angefüllt. Die Küste war, wie der Name besagt, früher ein Hauptausfuhrgebiet für Sklaven, Porto Seguro war der Hauptthafen; der böse Handel hat nicht nur an der Küste einzelne Siedelungen katholischer Namenchristen mit portugiesischen Namen, sondern auch sonst tiefgreifende Wirkungen im Volkstum hinterlassen. Als er im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts aufhörte, erlosch das Interesse des Handels an dieser ungesunden, schwer erreichbaren Küste. Sie wurde nur selten einmal von einem Schiffe angelaufen.

Im Jahre 1847 machte die Norddeutsche Missionsgesellschaft [1]) (mit dem Sitze in Bremen) den Versuch, bei dem Pekivolke landeinwärts eine Mission zu beginnen; sie mußte sich aber nach schmerzlichen Erkrankungen und Todesfällen überzeugen, daß es in diesem tödlichen Fieberlande ohne einen Stützpunkt an der Küste nicht gehe. So wurde 1853 Keta besetzt. Von hier schob sich die Mission unter vielen schmerzlichen Verlusten bis Wegbe (1859) vor, litt aber bei ihrer Kleinheit und den geringen zur Verfügung stehenden persönlichen und finanziellen Mitteln besonders schwer unter der Ungesundheit des Klimas. Von 157 in dem ersten halben Jahrhundert (1847—97) hinausgesandten Männern und Frauen wurden, ungerechnet die Kinder, 64 vom Tode weggerafft, 56 mußten mit gebrochener Gesundheit

[1]) Ellis, Ewe speaking people of the Slave Coast. London 1890.

heimkehren. Aber auch die mühsam erarbeiteten Anfänge auf den „vier Freistätten an der Sklavenküste" wurden wieder in Frage gestellt, als 1869 die Asanteer raubend und mordend in das Eweland einfielen, Waya und Wegbe verwüsteten, andere Stationen aufzugeben zwangen und selbst Keta an der Küste bedrohten. Fünf Jahre lang währte die dadurch hervorgerufene allgemeine Unsicherheit. Als schließlich die Engländer auf der Goldküste die Asanteer besiegt und Kumase erobert hatten, konnte die Norddeutsche Mission nur langsam das zerstörte Werk wieder aufbauen. Wegbe wurde nach dem nahe gelegenen Ho, dem Mittelpunkte des dort wohnenden Hostammes verlegt, der durch seinen tapferen Widerstand gegen die Asanteer eine Art Suprematie erlangt hatte.

Eine neue Zeit brach für diesen vernachlässigten Teil Westafrikas an, als am 5. Juli 1884 in Bagida und Porto Seguro die deutsche Flagge gehißt und durch den Sansibarvertrag von 1890 die Grenzen der deutschen Kolonie in der Hauptsache festgelegt wurden. Die Deutschen haben es in dieser kleinen Kolonie fast ganz ohne das Aufgebot kriegerischer Machtmittel und ohne Kriegszüge vermocht, das Land wirtschaftlich und kulturell aufzuschließen; sie haben unter den in beständigen Raufereien liegenden Stämmen Frieden hergestellt, das Land mit guten Straßen durchzogen, an der Küste eine schöne, aufstrebende Hauptstadt Lome angelegt, von dort aus Schienenwege nach dem Innern gebaut und den Handel und die Produktion handelsfähiger Güter befördert. Das Land hat sich überraschend entwickelt, und im Zusammenhang damit sind die Volksstämme, zumal die Ewe, aus der Stumpfheit des Heidentums aufgewacht und recken sich der neuen Zeit entgegen.

Diese Entwickelung brachte es mit sich, daß die Arbeit der Norddeutschen Mission von dem englisch gebliebenen Keta und dem Zipfel an der Mündung des Voltastromes überwiegend in die deutsche Kolonie verlegt wurde; hier wurde 1890 auf dem Togo-Gebirge Amedzowe als Gesundheits- und Schulstation angelegt, 1893 Lome, die neue Hauptstadt der Kolonie, 1900 Agu an dem schönen Berg gleichen Namens, 1904 Akpafu an der Westgrenze der Kolonie, wo die Bremer Mission die durch die Basler von deren Station Anum am Volta aus begonnene Arbeit in den Landschaften Nkunya und Boëm übernahm, 1906 Atakpame, 1912 Palime, die beiden Endpunkte der ins Innere vorgeschobenen Bahnen besetzt. Nur eine Station, Peki (1909) entstand außer Keta in dem britisch gebliebenen Gebiete.

Nach den ungewöhnlich mühsamen und opferreichen Anfängen der ersten Jahrzehnte ist die Arbeit im letzten Vierteljahrhundert erfreulich und erquicklich aufgeblüht; am 1. Januar 1914 zählte sie auf 9 Haupt- und 163 Nebenstationen 10 407 Getaufte (von denen 7140 auf die deutsche Kolonie fielen); in 194 Schulen wurden 7916 Schüler unterrichtet. Die Spaltung des Arbeitsfeldes in ein deutsches und ein britisches Kolonialgebiet machte sich besonders im Schulwesen störend geltend. Am liebsten hätte es die Norddeutsche Mission unter ihrem hervorragenden Leiter D. Michael Zahn (1862—1900) gesehen, wenn den gesunden pädagogischen Grundsätzen gemäß in den Volksschulen nur Ewe getrieben wäre. Allein die Schulverwaltung der Goldküstenkolonie forderte englischen Sprachunterricht und fand dabei Unterstützung bei der Bevölkerung, die sich durch die englische Sprache den Weg zu Gehaltsstellungen in den Kaufgeschäften an der Küste sichern wollte. Die Mission mußte nachgeben. Als die deutsche Kolonialverwaltung eingerichtet war und Zeit fand, sich um Schulfragen zu kümmern, konnte sie nicht wohl dulden, daß in der deutschen Kolonie von deutschen Missionaren englischer Unterricht gegeben wurde. Sie vereinbarte deswegen mit den Missionen eine Schulordnung, auf Grund deren Unterricht im Deutschen eingeführt und überhaupt das Schulwesen nach deutschen Gesichtspunkten geregelt wurde. Da daneben die englische Schulordnung im Bereiche der Stationen und Gemeinden im britischen Gebiete bestehen blieb, hatte es die Mission mit zwei verschiedenen Schulsystemen zu tun, denen im deutschen Gebiete 162, im britischen 32 Schulen unterstanden. Störend war das hauptsächlich für die Ausbildung der eingeborenen Lehrer und Helfer. Die Norddeutsche Mission hatte erst wegen der Ungesundheit des Klimas den Versuch gemacht, begabte Ewe nach Deutschland zu bringen und sie von einem heimgekehrten Missionar in einem württembergischen Pfarrhause (P. Binder in Westheim) ausbilden zu lassen. Das war ein Notbehelf. Es wurde in dem hoch und gesund gelegenen Amedzowe eine Schul- und Seminarstation eingerichtet. Die Zweisprachigkeit und verschiedene Orientierung der Schulordnungen in beiden Kolonien brachte es aber doch mit sich, daß für die Gehilfen im britischen Gebiete ein eigenes kleines Seminar in Keta angelegt werden mußte. Missionar Bürgi hat sich um den schwierigen Ausbau des Schulwesens ein Verdienst erworben. Es ist überhaupt ein Glück für die Norddeutsche Mission gewesen, daß sie unter ihren durch Krankheit und Tod immer wieder dezimierten

Missionaren hervorragend tüchtige Leute gehabt hat. In der Erforschung der Ewesprache legten den Grund die Missionare Knüsli und Schlegel, auf diesem Grunde hat besonders Diedr. Westermann, jetzt Professor an dem Seminar für orientalische Sprachen und an der Universität in Berlin, nicht bloß Grammatik und Wörterbuch des Ewe gründlich erforscht und wissenschaftlich dargestellt, sondern von dieser Sprache aus überhaupt die Geheimnisse der schwierigen und kunstvollen Sudansprachen aufgehellt und dadurch der westafrikanischen Missionsarbeit und der afrikanischen Linguistik große Dienste geleistet. D. Jakob Spieth[1]) hat auf dem Grunde früherer Arbeiten und in Verbindung mit anderen Missionaren die ganze Bibel in die Ewesprache übersetzt und durch den Druck geführt. Er hat auch mit einem geradezu heroischen Fleiße Quellen und Beweisstücke über den gesamten Bestand des religiösen, kulturellen und wirtschaftlichen Besitzes der Ewe gesammelt und in grundlegenden, umfangreichen Monographien niedergelegt (Die Ewestämme. Material zur Kunde des Ewevolkes in Deutsch-Togo. Berlin 1906. Die Religion der Eweer. Leipzig 1911). An besonderen Arbeitszweigen ist die Schwesternarbeit (seit 1889) wichtig und nützlich geworden, die sich der durch Vielweiberei und sittliche Verwahrlosung entwürdigten Frauenwelt annimmt. Schwester Hedwig Rohns genoß bei Weißen und Schwarzen großes Vertrauen und hat im Segen gearbeitet.

Neben der Norddeutschen Mission arbeitet unter den Ewe — außer der seit 1892 tätigen und weithin ausgebreiteten katholischen Steyler-Mission des göttlichen Wortes — nur noch eine kleine englisch wesleyanische Mission mit unzulänglichen Mitteln an der Küste (seit 1850). Sie hat zwar wiederholt deutsche Missionare zur Beaufsichtigung der einheimischen Missionsgehilfen ausgesandt und hat in Anecho eine Hauptstation angelegt, von der die Außenposten wie Porto Seguro und Gridschi bedient wurden. Wenn aber Tod oder Krankheiten die Missionare schnell wieder vertrieben, war kein Nachschub da, und die schwarzen Helfer waren wieder sich selbst überlassen. Die Solidität der Arbeit hat unter diesem Mangel an europäischem Rückgrat gelitten. Die wesleyanischen Gemeinden zählen nur 809 Getaufte und 340 Taufbewerber; in 6 Schulen sind 575 Schüler. Neuerdings hat die Gemeinde von Anecho angeboten, fünf Jahre

[1]) Sein Lebensbild in Missionsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft 1919/20; auch in Sonderdruck.

lang je £ 100 zu zahlen, wenn ihr ein europäischer Missionar gesandt wird. Aber ob die wesleyanische Mission solchen zur Verfügung hat?

Die Mittel der Norddeutschen Mission reichten nicht aus, die Missionierung der ganzen Togokolonie zu übernehmen. Als 1910 auch die zentralen und nördlichen Landschaften für den Verkehr und den Handel aufgeschlossen wurden, erkannte sie, daß das Eintreten evangelischer Missionare dort sofort und dringend erwünscht sei. Sie sah sich aber im Blick auf die ungelösten Aufgaben an dem Ewevolke außerstande, diese neue, große Aufgabe selbst zu übernehmen. Für sie trat die Basler Mission ein, die auf der benachbarten Goldküste eine umfangreiche Arbeit hatte und auch früher bereits von Anum her in die deutsche Togokolonie vorgedrungen war. Unter Vermittlung der Kolonialverwaltung wurde mit der katholischen Steyler Mission ein Abkommen auf 20 Jahre getroffen, wonach jene den Osten, die Basler den Westen und Norden des Hinterlandes missionieren sollten. Die Basler begründeten die erste Station 1913 in Jendi unter den bereits stark islamisierten Dagomba.[1])

Togo wurde unmittelbar nach dem Ausbruche des Krieges von den Engländern und Franzosen besetzt und zwischen diesen beiden Mächten aufgeteilt. Das Bremische Missionspersonal war damals durch die regelmäßigen Urlaubsreisen vermindert. Sieben jüngere Missionare wurden zur Schutztruppe eingezogen und sechs gerieten in französische Kriegsgefangenschaft. Sie wurden in das ungesunde Innere des französischen Dahome verschleppt, wo sie durch französische Barbarei Unmenschliches erlitten. Erst auf wiederholtes Drängen der deutschen Regierung wurden sie erst nach Marokko, dann nach Südfrankreich überführt und schließlich freigegeben.

Es waren von Kriegsbeginn an von den 17 Missionaren und 9 Schwestern nur 11 Missionare und 5 Schwestern auf dem Missionsfelde. Die Aufteilung von Togo zwischen Frankreich und England war zunächst in der Weise erfolgt, daß an Frankreich von den evangelischen Missionsstationen nur Atakpame gefallen war; hier machte sich alsbald die schroff ablehnende Haltung der französischen Kolonialpolitik geltend; der dortige Missionar war auf seiner Station so gut wie interniert; jede Missionsarbeit wurde ihm verboten; die Leitung berief ihn denn auch ab und ersetzte ihn durch einen braunen Pfarrer.

---

[1]) Dr. R. Fisch, Nordtogo und seine westliche Nachbarschaft. Basel 1911.

Auf dem übrigen unter britischer Verwaltung stehenden Missionsfelde ging die Arbeit wenn auch unter einigen Einschränkungen noch jahrelang fort. In der Kirche durfte zwar eine Zeit lang nicht von der Kanzel gepredigt werden; aber die Schriftauslegung vom Altar wurde nicht verboten. In den Schulen durfte der deutsche Unterricht fortgesetzt werden, und für die Schulen in den zur Goldküste gehörigen Bezirken Keta und Peki erhielt die Mission nach wie vor die erheblichen Zuschüsse. Auch in der Reisetätigkeit waren die Missionare wenig behindert. Trotzdem fühlten sie sich nicht sicher. Als im Dezember 1915 die deutschen Firmen unter finanzielle Kontrolle gestellt, von Januar 1916 ab geschlossen und zwangsweise liquidiert und dann auch die deutschen Kaufleute entgegen den Übergabeabmachungen als Kriegsgefangene nach England überführt wurden, rechneten auch die Missionare mit einem Abbruch ihrer Arbeit. Auf der Jahreskonferenz, die sie im Juli 1916 am Agu hielten, arbeiteten sie die Pläne für eine wenigstens zeitweilige Fortführung der Arbeit ohne ihre Mitwirkung aus. Bis zum Ausbruch des Krieges waren 6 Ewechristen zu Pfarrern (Osofo) ordiniert; jetzt vermehrte man die Zahl der Osofo aus den Reihen der bewährten Katechisten allmählich auf 14. Um den Weg zum geistlichen Amte klar und frei zu machen, führte man eine Katechistenprüfung ein. Zu ihr dürfen sich bewährte Lehrer nach zehnjähriger Dienstzeit stellen, um die Fähigkeit für das Amt des Katechisten und damit die Möglichkeit zum Eintritt in den Stand der Osofo zu erwerben. Ein Glück war es auch, daß 1916 die ersten 200 Ewebibeln, das kostbare Vermächtnis D. Jakob Spieths, ankamen, von den Ewechristen mit Freuden begrüßt und mit Bibelfesten gefeiert.

Freilich auch damals schon legten sich tiefe Schatten auf die Arbeit. Die englische Verwaltung hatte geglaubt, sich bei den Ewe lieb Kind machen zu können, indem sie in gewohntem Liberalismus ein gut Teil der straffen Ordnungen des deutschen Regiments aufhob. Sie überließ auch den Ewe die den Deutschen abgenommenen Gehöfte. Der Erfolg war, daß schnell ein Geist der Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit einriß und das Heidentum, zumal die verpönten Geheimkulte, wie der Yewe, sich wieder breit machten. Hunderte von Schülern zerstreuten sich, und die geschäftige amerikanische bischöflich-methodistische „Zionskirche“ mit ihren laxen Anschauungen und ihrem Entgegenkommen gegen Vielweiberei und Heidentum fand Boden. Im Juli 1916 wurde unerwartet ein Haft-

befehl gegen die Missionsgeschwister in Keta erlassen und sie wurden heimbefördert; da gleichzeitig auch dem Basler Goldküstenmissionar Zimmermann auf der Station Anum am Volta die Leitung der Station Peki aus der Hand genommen und ihm streng verboten wurde, weiter irgend welche Aufsicht über die dortigen Gemeinden und ihre Katechisten und Lehrer auszuüben, war mithin zunächst dieser westliche, zur Goldküstenkolonie gehörige Teil des Arbeitsfeldes der Norddeutschen Mission abgeschnürt. Die Kolonialverwaltung ordnete die kirchlichen Verhältnisse auf eigene Faust in der Weise, daß sie die sämtlichen Schulen in eigene Verwaltung nahm und die Lehrer besoldete; die Gemeinden sollten nur von Katechisten und Pfarrern bedient werden, die nicht zugleich Lehrer waren; sie wurden aber eigener Verwaltung überlassen. War damit auch Kirche und Schule in ungesunder Weise auseinandergerissen, so war doch die Gemeinde zwangsweise auf die eigenen Füße gestellt. Im Oktober 1917 wurden auch die übrigen Missionsgeschwister in dem ehedem deutschen Togo, nur mit Ausnahme des Präses, Ernst Bürgi, eines Schweizers, nach Deutschland abgeschoben. Glücklicherweise hat Bürgi, obwohl schon seit 40 Jahren in dem verrufen ungesunden Lande, mit großer Selbstverleugnung und Umsicht die Arbeit fortsetzen und die Leitung bis zum Sommer 1921 in der Hand behalten können. Verhandlungen, um entweder die englischen Wesleyaner oder eine schwedische oder amerikanisch-lutherische Missionsgesellschaft zur zeitweiligen Übernahme der Arbeit und zur Entsendung wenigstens einiger europäischer Missionare zu veranlassen, sind bisher gescheitert. Inzwischen ist nun am 29. September 1920 das deutsche Togo zwischen England und Frankreich als Mandataren des Völkerbundes endgültig aufgeteilt worden. Danach ist die ganze Küste mit den Häfen und den in das Inland führenden Bahnen an Frankreich gefallen; dies hat damit vier von den acht in dem deutschen Togo liegenden Stationsbezirken, vor allem auch die Hauptstadt Lome bekommen. England übernimmt die an den Volta angrenzenden und weiter nördlich die westlich vom Oti gelegenen Landschaften. Im Hinterlande führt das zu einer einigermaßen gesunden Teilung der Völker, so daß z. B. die Dagomba ganz in das britische Gebiet fallen. Dagegen das Gebiet der Ewestämme wird grausam zerschnitten und damit auch die bisher einigermaßen einheitliche Missionsarbeit erheblich erschwert. Die Missionsstation Lome hat im Mai 1920 ihr 25 jähriges Jubiläum gefeiert, ein wehmütiges Fest mit dunklem Ausblick in die Zukunft. Die

Christen in Togo, deren Zahl durch reichliche Taufen während der Kriegsjahre auf 10090 angewachsen ist, zeigte trotz des wirtschaftlichen Druckes im Lande eine erfreuliche Opferwilligkeit; sie brachten im Jahre 1919/20 die stattliche Summe von 49550 Mark auf. Die englische Regierung scheint auch hier das ganze Schulwesen in ihre Hände nehmen zu wollen. Sie hat 1920 die Aufsicht über das Seminar Amedzowe und alle Schulen übernommen und hat alle Lehrer auf einer Station zusammengezogen, um sie für den englischen Schuldienst vorzubereiten. Es scheint, daß auch hier Kirchen- und Schulverwaltung auseinandergerissen, die Schulen unter straffe englische Kontrolle gestellt, die Kirchgemeinden aber sich selbst überlassen werden sollen.

In Jendi waren die ersten drei Basler Missionare in Nordtogo noch mit den grundlegenden Arbeiten der Stationsanlage, der Erforschung von Land und Leuten, Sprache, Religion und Volkstum beschäftigt, als der Krieg ausbrach. Sie durften vorläufig auf ihrer Station bleiben, wenn auch ihre Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt wurde. Leider brannten durch ein Mißgeschick die mühsam errichteten ersten Wohnhäuser im März 1916 nieder. Auch dadurch nicht entmutigt, vertieften sich die einsamen Missionare in intensive Sprachstudien in Basari, Moba, Konkomba und vor allem dem wichtigen Dagbane, der Sprache der Dagomba. Da kam Anfang August 1916 der Befehl zu ihrer Deportation; die Regierung erklärte, sie hätten sich zwar schlechterdings nichts zu schulden kommen lassen; aber „sie könne die Verantwortung für ihr längeres Verbleiben in Jendi nicht auf sich nehmen; die Rücksicht auf ihre Gesundheit erfordere es, daß sie in die Nähe der Küste verbracht würden." So wurde diese mit viel Begeisterung und Hingabe begonnene Mission jäh abgebrochen.

---

7. Nigerien.[1])

In dem weiten Gebiete zwischen Dahome im Westen und Kamerun im Osten, der Sahara im Norden und der Bucht von Guinea im Süden haben die Briten die große Kolonie Nigerien.

---

[1]) Morel, Nigeria, its peoples and its problems. London 1911. — Orr, The making of Northern Nigeria. London 1911; vgl. dazu Int. Rev. Miss. 1912,

Sie ist allmählich geworden. Da es bis 1884 koloniale Konkurrenten in jenen Gebieten kaum gab, konnte man die britischen Handelsinteressen langsam wachsen lassen. Im Jahre 1852 wurde ein Konsul in Lagos angestellt. Im Jahre 1861 benutzte man die Widerhaarigkeit des Häuptlings von Lagos, eines eingefleischten Sklavenhändlers, um diesen wichtigen Stützpunkt zu besetzen; Lagos und sein unmittelbares Hinterland wurden Kolonie, das weitere von den Yorubastämmen bewohnte Hinterland Protektorat. Am Niger bahnte man dem britischen Handel den Weg durch drei vielbeachtete Expeditionen, 1841, 1854 und 1857, von denen die erste opferreich war und in der Hauptsache mißglückte. Es wurde eine Handelsgesellschaft zur Ausbeutung dieser Gebiete gebildet, die nach manchen Wandlungen als „Königliche Niger-Kompanie" 1852 einen sie mit großer Machtvollkommenheit ausstattenden Freibrief erhielt. Der untere Niger und das weitverzweigte Nigerdelta wurden zu einem zweiten Protektorate erhoben. Auch in dem Gebiete der östlich vom Niger bis zur Kamerungrenze dem Meere zuströmenden, wasserreichen Ölflüsse wurde ein drittes Protektorat eingerichtet. Im Jahre 1900 wurde das Gebiet als Ober- und Unternigerien lose in zwei Provinzen mit gesonderter, auch vielfach verschiedenartiger Verwaltung geteilt, wobei zunächst Lagos eine eigene „Kolonie" blieb. Seit dem 1. Jan. 1914 ist auch diese Schranke gefallen und Nigerien eine einheitliche Kolonie geworden. Als solche umfaßt sie reichlich 1 Million qkm (332 400 englische Quadratmeilen), ist also fast doppelt so groß wie das Deutsche Reich. Über die Einwohnerzahl gehen trotz sorgfältiger Zählungen in weiten Gebieten die Angaben noch weit auseinander. Früher schätzte man bis zu 40 Millionen. Das ist wahrscheinlich viel zu hoch. Die genauste Angabe gibt 19 787 689 Einwohner; vielleicht ist auch das noch um zwei oder drei Millionen zu hoch gegriffen. Man zählt unter ihnen nicht weniger als 209 verschiedene Stämme. Jedenfalls ist Nigerien für afrikanische Verhältnisse dicht bevölkert, vielleicht nach den Landschaften Ruanda und Urundi in Deutsch-Ostafrika am dichtesten; und diese Bevölkerungsfülle dehnt sich über ein sehr weites

---

323—327. — Ellis, Yoruba speaking people. London 1894. — Leonard, The Lower Niger and its tribes. New York. — Robinson, Nigeria our latest Protectorate. London 1900. — Ders., Hausaland. London 1897. — Sir Fr. Lugard's Report on the Amalgamation of Nigeria 1912—1917. London 1920. — Basden, Among the Ibos of Nigeria. London 1920.

Gebiet.[1]) Das verleiht dieser Kolonie auch für die Mission eine besondere Bedeutung.[2])

Die geographische Gestaltung ist einförmig. Längs der Küste dehnen sich niedrige, sumpfige, von Mangroven überwucherte Ebenen, die von zahlreichen, träge dahinfließenden Wasserarmen und Flußläufen durchzogen sind; über ihnen brütet eine schwüle, todbringende Malariaatmosphäre. Dahinter liegt in einer langsam ansteigenden, leise gewellten Ebene ein breiter, dicht mit Ölpalmen bestandener Gürtel, eine wahre Quelle des Reichtums; daher der Name Ölflüsse. Weiter landeinwärts wechseln fruchtbare Ackergebiete mit dünn bestandenen Savannen und dichten Urwäldern. Erst jenseits des Niger und des Benue steigt das Land zu der innerafrikanischen Hochebene mit einer durchschnittlichen Höhe von 1000—1200 m an, über welche einzelne Bergzüge sich bis zu 1800 m erheben. Dies ungeheure Tafelland (255 700 englische Quadratmeilen) ist meist offene Prärie, auf weite Strecken mit spärlichem Walde vom Typus der trockenen Steppenzone bedeckt. Der trockene Harmattan-Wind, der während des Winters monatelang weht, läßt die Temperatur bald nach Sonnenuntergang stark fallen, so daß die Nächte oft sehr kalt sind. Der Regenfall ist spärlich und nimmt nach Norden gegen die Sahara zu immer mehr ab.

Von der Bevölkerung reden wir besser bei den einzelnen Missionsgebieten. In diesen ehedem wenig bekannten Gebieten bahnt sich eben jetzt ein großer Umschwung an. Im Distrikt Udi, etwa halbwegs zwischen dem Niger und dem Kroßflusse sind um 1910 in dem bis zu 600 m hohen Berglande außerordentlich ergiebige Kohlenfelder mit 6—8 Fuß dicken Kohlenadern entdeckt, die zwar für die Bedürfnisse der Schiffahrt nicht genügen, aber den Eisenbahnverkehr sehr erleichtern; zu ihrer Aufschließung ist während des Krieges und trotz desselben an der Küste ein neuer Hafen, Port Harcourt, zugleich als neues Verwaltungszentrum angelegt und von dort eine Eisenbahn nach Udi, etwa 170 englische Meilen, gebaut.

---

[1]) In der südafrikanischen Union und Uganda wohnen auf den qkm 5 Eingeborene, in Britisch Ostafrika 4, in Rhodesien 2, in Südnigerien dagegen 38 (im Deutschen Reiche 124).

[2]) Der Colonial Office Report on Nigeria 1915 gibt die Bevölkerung der Nordprovinzen auf 9½ Millionen oder 37 auf die englische Quadratmeile, die Bevölkerung der Südprovinzen auf 7,8 Millionen oder 106 auf die englische Quadratmeile an.

1. Die frühere Lagos-Kolonie und das Lagos-Protektorat sind in der Missionsliteratur bekannter unter dem Namen Yorubaland. Yoruba ist ein willkürlich gewählter Sammelname für eine Gruppe nahe verwandter sudanischer Völker, die man wissenschaftlich als Okuvölker zusammenfaßt, die Yoruba, Egbo, Ekiti, Idschebu, Ife, Ondo usw. Sie mögen zusammen 6½ Millionen zählen und haben die Eigentümlichkeit, sich mit Vorliebe in großen Städten anzusiedeln. Die für diese Städte angegebenen Bevölkerungszahlen sind wahrscheinlich zu hoch, aber sie geben ein Bild: Ibadan 342000, Ilescha 339000, Abeokuta 265000, Ojo 217000 Einwohner. Meist enthält jede dieser Städte eine Gruppe von lose nebeneinander wohnenden Stämmen unter eigenen Häuptlingen, aber unter gemeinsamem Oberbefehl. Auch sonst beweisen sich die Yoruba in ihrer Kultur und Religion als hochstehende Sudanvölker. In ihrer Religion tritt der bei allen Negern vorhandene, aber sonst meist verschwommen im Hintergrunde bleibende große Gott und Herr des Universums als Olorun d. h. Eigentümer oder Herr des Himmels deutlicher hervor, und sie scheinen eine Vorstellung von Himmel und Hölle zu haben, Isalu Orun d. i. Himmel der süßen Luft, des Friedens, des Glückes, und Orun Ilariha Himmel der dürren Blätter, „wo Sonne und Feuer zusammenkommen und wo das Geheul ihrer vereinten Flammen dem Geschrei einer großen Volksmenge gleicht".[1])

Um 1820 waren in das Yorubaland von Norden her die wilden Fulbehorden eingedrungen, hatten ein ungeheures Blutbad und eine schauderhafte Verwüstung angerichtet und Zehntausende von Gefangenen in die Sklaverei verkauft. Viele wurden durch die britischen Schiffe gerettet, nach Sierra Leone gebracht und dort von den Missionen christlich erzogen und getauft. Um 1840 begannen diese christianisierten Yoruba in ihre Heimat zurückzuwandern, teils nach Badagry an der Küste, teils nach Abeokuta („Unter dem Fels") am mittleren Ogun 70 km landeinwärts, wo in einer von riesigen Granitblöcken übersäten Gegend die Egbastämme sich unter dem begabten Oberhäuptling (Alake) Schodeke angesiedelt hatten. Sie baten die Sierra Leone-Missionare um geistliche Versorgung auch in ihren neuen Wohnstätten, und sowohl die englische Kirchenmissions-

[1]) Dennet, At the back of the black man's mind 267 f., nach Aufzeichnungen des Negerbischofs James Johnson, eines Yoruba — Frobenius, Der westafrikanische Kulturkreis. Petermanns Mitteilungen 1897. — Ders., Der Ursprung der afrikanischen Kulturen. Berlin 1898. — Ders., Paideuma. München 1921.

gesellschaft wie die englischen Wesleyaner sahen darin einen Antrieb, ihre Arbeit in das Yorubaland auszudehnen. Wir verfolgen zunächst die wechselreiche und romantische Entwicklung der englischen Kirchenmission. Sie ließ sich 1842 in Badagry, 1843 in Abeokuta nieder. Es war ein liebliches Zusammentreffen, daß in Abeokuta gleich in den ersten Wochen der begabte Negerpastor S. Adschai Crowther seine Mutter wiederfand, von der er vor einem Vierteljahrhundert getrennt war, als alle Familienglieder bei der Zerstörung ihrer Stadt in die Sklaverei verkauft wurden. Die Arbeit ließ sich hoffnungsvoll an. Nur waren zwei schwere Hemmungen; einmal das tödliche Klima, das immer wieder die Reihen der Arbeiter lichtete. Es war ein großes Glück, daß gerade einige der tüchtigsten Missionare eine für westafrikanische Verhältnisse ungewöhnlich lange Arbeitszeit von einem Vierteljahrhundert und mehr hatten, David Hinderer 1843—1869,[1]) Townsend 1842—1876,[2]) A. Mann 1852—1884, Wood 1857—1897, P. Harding 1883—1912, Bischof Tugwell 1890 bis heute, auch Maser mehr als drei Jahrzehnte. Sie waren die Säulen, um die herum Männer und Frauen kamen und gingen, krank wurden und starben. Schwierig waren auch die verworrenen politischen Verhältnisse. Die Yorubastämme lagen immer wieder im Kriege miteinander, und in der Wut des Kampfes wachten die schlimmsten Leidenschaften bis zum Kannibalismus wieder auf. Dazu drohten im Westen die wilden, blutgierigen Horden von Dahome, die mehr als einmal zumal die Egba in Abeokuta an den Rand des Untergangs brachten (1851; 1862—1864), und die Fulbe im Norden. Und an der Küste faßten die Engländer in einer die Freiheit der stolzen Yoruba bedrohenden Weise Fuß. Zwar hatten diese sie in kurzsichtiger Verblendung selbst gerufen. Die Lagoshäuptlinge hatten nach der in Westafrika üblichen Methode den Zwischenhandel an sich gerissen und nach dem Innern eine Handelssperre aufgerichtet, welche die Egba von Abeokuta um jeden Preis durchbrechen wollten. Lagos war der Hauptsitz des Sklavenhandels. Mit Hinweis darauf riefen die Egba die Briten herbei und veranlaßten sie 1852, Lagos zu erobern und den sklavenhandelnden „König" Kosoko abzusetzen. Das hinderte sie aber später, als sich die Macht der Engländer auch landeinwärts fühlbar machte,

---

[1]) A. Hinderer, Seventeen years in the Yoruba country. 3. Ausgabe. London 1877. Ein deutscher Auszug aus dem engl. Original. Barmen 1877. C. A. Gollmer, Autobiography. London 1889.

[2]) G. Townsend, Henry Townsend. London 1887.

nicht, sich mit den Engländern gründlich zu überwerfen und ihnen den Krieg zu erklären.

Ein Vierteljahrhundert (1842—1867) blühte die Yoruba-Mission erfreulich auf und war damals ein Lieblingskind der englischen Missionsgemeinde.[1]) Es wurden eine ganze Reihe von Missionsstationen angelegt, die Gemeinden zählten 1200 Getaufte. Aber seit 1867 kam ein schwerer Rückschlag. In Abeokuta gewann die britenfeindliche Kriegspartei die Oberhand und brach die Verbindung mit der Küste ab, die Missionare und die eingeborenen Geistlichen wurden vertrieben, die Christen bis aufs Blut gepeinigt und verfolgt. Viele flohen nach Lagos. War bis dahin Abeokuta der Mittelpunkt der Mission gewesen, so wurde nun Lagos ihr Vorort. Die Verbindung mit dem Innern riß für lange Zeit ab. Doch hielten sich unter allen Stürmen die Gemeinden in Abeokuta und Ibadan, sammelten und konsolidierten sich unter der Leitung eingeborener Geistlicher. Ein Jahrzehnt später ließ sich der tüchtige, aber schroffe farbige Geistliche Johnson in Abeokuta nieder; er fand die Gemeinde so verwildert und mit Sklaverei und Vielweiberei durchsetzt, daß er rücksichtslos glaubte durchgreifen zu müssen und dadurch um ein Haar die Gemeinde gesprengt hätte. Erst langsam knüpften sich die Fäden wieder an. Leider war inzwischen in der englischen Heimat das lebendige Interesse an der Yoruba-Mission erkaltet. Die Zufuhr neuer Missionskräfte war spärlich und für die Entwicklung des Missionsfeldes unzureichend. Ein Vierteljahrhundert hindurch wurde keine neue Hauptstation angelegt. In dem 1861 von England annektierten Lagos entwickelten sich eigenartige Verhältnisse. Zwar der Sklavenhandel war gänzlich beseitigt. Dafür wurde Lagos ein Hauptstapelplatz des westafrikanischen Branntweinhandels.[2]) Allein in Südnigerien wurden 1906: 319183 Gallonen (à $4^1/_2$ Liter), 1919: 2950000 Gallonen, 1913: 4635000 Gallonen Branntwein und Rum eingeführt, und weitaus das meiste ging durch Lagos. Hier wurden großartige Hafenanlagen gebaut und 1914 dem Verkehr übergeben. Von hier wurde nach dem Inlande zu eine Bahn gebaut und allmählich über Ibadan und Ilorin bis Dschebba am Niger, dann über Zungeru und Kuta bis Kano vorgeschoben. Lagos wurde ein Welt-

---

[1]) Miss. Tucker, Abeokuta or Sunrise within the Tropics, deutsch von W. Hoffmann. Berlin 1859; EMMag. 1858, 49. Vgl. auch AMZ. 1885, 353.

[2]) Furness Smith, The liquor trade in Southern Nigeria. ChMRev. 1910, 16. 141.

handelsplatz. Dementsprechend stieg auch die Bevölkerung; 1901 hatte die Stadt 42000, 1911 bereits 74000 Einwohner. Wo aber in Westafrika der Handel blüht, da finden sich die Mohammedaner des Inlandes, besonders die Haussa in Scharen ein. Die Hälfte aller Einwohner von Lagos, 49 %, sind Mohammedaner; sie sind einfach eine Macht; sie haben sich 1912 eine Moschee für ¼ Million Mark gebaut und mit großem Pomp eingeweiht.[1]) Da neben ihnen 22 % der Bevölkerung Heiden sind, bleiben für die Christen nur 29 % übrig, und sie sind in Anglikaner, Wesleyaner, Baptisten und Katholiken arg gespalten.

Die eigentümliche Entwicklung mit christianisierten und verhältnismäßig gebildeten Yoruba als Anknüpfungspunkt, jahrzehntelang mehr oder weniger sich selbst und eingeborenen Geistlichen überlassenen Gemeinden als Hauptstück, und dem anspruchsvollen, aufstrebenden, unabhängigen Lagos als Stützpunkt der Mission hat es mit sich gebracht, daß die Missionsleitung auf diesem Felde schon früh mit der Erziehung zu kirchlicher Selbständigkeit begann. Sie führte hier die originelle, von ihrem genialen Missionssekretär Henry Venn entworfene synodale Kirchenverfassung, das sogenannte Church Council-System ein. Danach kann eine größere Gruppe von Gemeinden, welche die Kosten ihres kirchlichen Betriebes selbst aufbringt, als abgeschlossener Kirchenkreis organisiert, der Missionsleitung gegenüber freier gestellt, und dem Kirchenregimente eines anglikanischen Bischofs unterstellt werden. Zuständig war bis 1893 der Bischof von Sierra Leone. Seitdem wurde eine eigene Diözese für Nigerien unter dem Namen „Western Equatorial Africa“ gebildet. Sie hatte das Glück, in Herb. Tugwell einen tatkräftigen und tüchtigen Bischof zu haben, der seines verantwortungsvollen Amtes nun schon seit 25 Jahren

[1]) Bei der Einweihung dieser Moschee hielt ein Moslem eine lehrreiche Ansprache, in der er ausführte: „Die britische Regierung war der Stern am Himmel, der den Islam zum Gestade der Freiheit führte. . . Unter der Sicherheit von Leben und Eigentum, welche der britische Schutz gewährt, herrscht der Frieden, blühen die Industrien, und die Anhänger des islamischen Glaubens mehren sich mit wunderbarer Schnelligkeit um Zehntausende. . . Die Tatsache, daß unsere Religion hier in Lagos unter ungünstigen Verhältnissen auftrat, keine Missionsorganisation oder Stiftung hinter sich hatte und ihren Anhängern kein Ansehen gewährte, heute dagegen 49 % der ganzen Bevölkerung zu den Ihren zählt, während dem Christentum nur 29 %, dem Heidentum nur 22 % angehören, genügt allein, um uns zu überzeugen, daß Allah der Herr aller Religionen ist.“ African Mail, 29. Aug. 1913.

waltet. Mit der allgemeinen Aufschließung des Yorubalandes, Süd- und Nordnigeriens stellte es sich als notwendig heraus, die unübersichtliche Diözese zu zerlegen; es wurde von ihr das Yorubaland und Nordnigerien als Lagosdiözese abgetrennt und der Archidiakon Melville Jones 1920 zum Bischof von Lagos geweiht.[1]) Unter dem Church Council-Systeme wurden drei selbständige Kirchenkreise gebildet, Lagos mit 4510, Abeokuta mit 8849, Ibadan mit 3035 Christen. Der Gedanke dabei ist, daß diese unabhängig gewordenen Kirchenkreise wie die kirchlichen Synoden in der Heimat in der Hauptsache die inneren Angelegenheiten des Aufbaus und Ausbaus eines geordneten kirchlichen Betriebes selbst ordnen, die Mission dagegen, d. h. die evangelistische Arbeit unter den Massen der Heiden, in den Händen der Missionsgesellschaft bleiben soll.[2]) Aber sogar in dieser Beschränkung mangelte es der Kirchenmission an vorwärts drängender Tatkraft. Im nahen Hinterlande von Lagos wurde nach unerquicklichen Streitigkeiten von den Engländern der Yorubastamm der Idjebu unterworfen und ihr Land mit Gewalt dem Handel und Verkehr und damit auch der Mission erschlossen. Es war hohe Zeit, daß auch mit der Predigt begonnen wurde; aber die Missionsleitung glaubte weder die Männer noch die Mittel dafür zur Verfügung zu haben; sie überließ die Idjebu-Mission der selbständigen eingeborenen Lagos-Synode, und diese hat jetzt dort das weitaus hoffnungsvollste Missionsfeld des Yorubalandes mit 13094 Christen und Katechumenen, fast das dreifache ihres eigenen Bestandes, und Eingeborene wie Weiße empfinden es als mißlich, daß eine so große, aufblühende Arbeit fast ausschließlich in den Händen der Neger ist, zumal sich auch die Wesleyaner und die Katholiken in sie eingedrängt haben.

Etwa seit der Jahrhundertwende ist das lange vernachlässigte Yorubaland wieder in den Vordergrund des Missionsinteresses gerückt. Handel und Verkehr ergossen die abendländische Kultur wie eine Sturzflut über das Land, und wenn auch die „Mission hinter dem Handel wie eine Schnecke hinter einem D-Zuge herkroch", sie konnte sich doch der Erkenntnis nicht verschließen, daß eines nach dem

---

[1]) C. M. Intelligencer 1902, 729: The Diocese of Western Equatorial Africa.

[2]) Die CMS. entließ eine solche Gruppe von Gemeinden aus ihrer kirchlichen Leitung, wenn sie die Kosten ihres kirchlichen Betriebes vollständig aufbrachte; und um dies Ziel zu erreichen, wurde der Zuschuß (grant) in jedem Jahre prozentual verringert. Das Ziel erreichte Lagos 1874, Abeokuta erst 1910.

andern von diesen begabten Yorubavölkern aufwachte und auch für das Christentum eine große Empfänglichkeit zeigte. Es wurden mehrere neue Stationen gegründet: Ogbomoscho (1894), Oschogbo 1900, Owa 1908, Offa 1910, Ado Ewi 1911 und andere nur vorübergehend mit Europäern besetzte Posten. Die Mission blühte zum Teil überraschend auf. In Oschogbo wurden die ersten Taufen 1902 vollzogen; 1914 gab es bereits 1040 Christen und Katechumenen, und es waren drei Kirchen gebaut. Die ganze Bibel ist in Yoruba übersetzt, und auf ihre immer vollkommnere Gestaltung ist viel Fleiß verwandt. Der erste Entwurf stammte von Samuel Crowther, die zweite Übersetzung von Missionar Hinderer, die vierte Revision ist 1900 von dem begabten farbigen Bischof James Johnson zu Ende geführt. Auch der lange stiefmütterlich behandelten Frage der tüchtigen Ausbildung eingeborener Gehilfen wandte man nun intensive Aufmerksamkeit zu. Es hatte schon länger ein kleines Helferseminar, das mäßigen Ansprüchen genügte, bestanden, erst in Abeokuta; dann in dem für diese Zwecke ungeeigneten Lagos, der verderbten, versuchungsreichen Weltstadt; — es war eben damals der einzige Stützpunkt der Mission. Das Seminar wurde 1895 nach Ojo, der ehemaligen Hauptstadt des Yorubalandes, verlegt und daneben in Oschogbo ein Evangelistenkurs für ältere Männer eingerichtet, der aber nicht alle Jahre abgehalten wird. In Ojo werden in der Regel etwa 100, in Oschogbo 30—40 Helfer ausgebildet.

Es ist ein günstiger Umstand, daß der Schwerpunkt der Wirtschaft nicht in großen Plantagen europäischer Unternehmer, sondern in den von den Eingeborenen in eigenen Betrieben gezogenen Rohprodukten wie Palmöl, Erdnüssen u. dergl. liegt. So liegt auch der Handel überwiegend in den Händen der Afrikaner, von denen viele zu großem Wohlstande kommen und sogar Weiße als Verwalter und Diener anzustellen in der Lage sind. Gleichzeitig hat auch ein Andrang zur christlichen Kirche begonnen. Die Yorubamission zählte 1912: 28300 Getaufte und 10000 Taufbewerber; bis 1916 waren die Zahlen auf 51826 Getaufte und 16109 Taufbewerber, bis 1920 auf 59773 Getaufte und 16340 Taufbewerber, also 76113 Christen angewachsen. Die Afrikaner werden aus ihren alten geistigen und sozialen Geleisen herausgeworfen und verlassen das ehemalige enggegrenzte Stammesleben. Weder ihr alter Gedankeninhalt noch die alten Lebensformen genügen ihnen mehr. Die Götzenbilder werden

zerbrochen, die Furcht vor den Geistern läßt nach. Es handelt sich in Yoruba nicht eigentlich um eine Erweckungsbewegung oder einen Massenandrang; in jedem Kreise melden sich Gruppen von Familien oder einige Hunderte; der Zufluß ebbt aber zu Zeiten auch wieder ab. Im Winter 1918/19 zog die Influenza wie ein Würgeengel durch das Land; da wachte der alte, blöde Fetischglaube mit Macht wieder auf; Scharen mußten den giftigen Trank des Gottesurteils trinken, um die herauszufinden, die den Tod verursachten. Aber das war nur ein vorübergehendes Aufflammen des Heidentums. Allerdings dringt auch hier der Islam bedrohlich von dem Innern her nach der Küste vor, zumal Lagos, die große Handelszentrale, der Ausgangspunkt der großen Bahnlinie nach Nigerien, ist zu einer Hochburg des Islam geworden.

Gleichzeitig mit der CMS. ließen sich 1842 die Wesleyaner im Yorubalande nieder; auch sie besetzten durch ihren vorwärtsdrängenden Generalsuperintendenten Freeman zuerst Badagry an der Küste und Abeokuta landeinwärts; auch für sie waren der Anlaß und Ansporn die aus Sierra Leone in ihre Heimat zurückgewanderten, christianisierten Egba und Popo. Auch sie verlegten nach der Eroberung von Lagos durch die Engländer den Stützpunkt ihrer Arbeit dorthin 1853. Auch sie litten unter dem tödlichen Klima und der großen Unsicherheit im Innern durch die beständigen Kriege der Yoruba untereinander. Leider wurde ihre Mission noch unzureichender mit Missionaren versorgt als die CMS., meist waren gleichzeitig nur drei oder vier weiße Missionare im Lande; man war froh, wenn einigen das Klima einen längeren Aufenthalt gestattete, wie J. D. Sutcliffe (1887—1908); die meisten hielten nur wenige Jahre aus. Die Hauptarbeit mußten die farbigen Gehilfen leisten. Da aber war es bedauerlich und kaum begreiflich, daß erst 1905 ein Gehilfeninstitut eröffnet wurde und zwar in der großen Stadt Ibadan. Zwei Gruppen von Gemeinden in und um Lagos sind kirchlich verselbständigt und zählen etwa 2000 Gemeindeglieder.

Ein Vorstoß, den Missionar John Milum 1871 nach Nupe am mittleren Niger unternahm, scheiterte, weil es sich als unmöglich herausstellte, von Egga in Nupe am Niger aus eine Überlandverbindung mit Lagos herzustellen. Als der am Niger angestellte, einsame eingeborene Gehilfe Sharp, ein bekehrter Moslem, dem Klima erlegen war, gab man den verfrühten Missionsversuch auf. Als die Yoruba-Mission 1885 ihr Jubiläum gefeiert hatte, plante man einen großen

Vorstoß in die dichten Heidenmassen des Hinterlandes. Ein erster Vormarsch 1887 über Abeokuta scheiterte an der Widerhaarigkeit der dortigen Egba, welche sogar einen Missionar als Spion der Dahomeer verklagten; aber ein zweiter über das Idjebu-Land trug die Mission nach den volkreichen Inlandstädten Ibadan, Isejin, Ogbomoscho und Ojo.

Größere Gruppen von Christengemeinden bestehen im Idjebu-Lande nordwestlich von Lagos, in und um Abeokuta und Ibadan. Leider ist die Mission auch neuerdings zu schwach besetzt, um die aus dem erwachenden Bildungshunger der Yorubastämme sich ergebenden günstigen Gelegenheiten auszukaufen. Die 94 Schulen mit 4895 Schülern sind meist einfache Elementarschulen für die zerstreuten Gemeinden; eine gehobene Knaben- und eine Mädchenschule in Lagos fördern die Kinder weiter. Das Helferseminar in Ibadan wird schwach besucht.

Schon 1855 besetzten die Wesleyaner mit Erlaubnis des blutdürstigen Dahomekönigs den Hafenplatz Wheida an der Küste und setzten diese Arbeit auch trotz vieler Unterbrechungen durch Kriegsunruhen und Erkrankungen mit schwachen Kräften fort; neben Wheida wurde auch das nahe gelegene Porto Novo und Anecho an der Togoküste besetzt. Es konnte je und dann von auffallenden Bekehrungen, dem Bau von Kirchen und ähnlichen Erfolgen berichtet werden; aber im ganzen kam die Arbeit erst in jüngster Zeit recht vorwärts; die Christengemeinden in Dahome zählen 2896 volle und 816 Probeglieder und Getaufte. Im ganzen hat die wesleyanische Mission im Yorubabezirke (1919) 39104 volle und 12000 Probeglieder und sonstige Getaufte, also etwa 51200 Christen. Der Bezirk wurde 1892 eine eigene Missions-Provinz. Vertreter der Wesleyaner-Mission haben das Neue Testament und vom Alten Genesis bis Ruth und die Psalmen in Popo-Dahome oder Gu übersetzt und durch die Britische Bibelgesellschaft veröffentlicht. Eine ärztliche Missionsstation ist 1912 in Ilescha errichtet.

Die amerikanischen südlichen Baptisten[1]) hatten 1846 in Liberia, 1850 in Yoruba mit ihrer Arbeit begonnen. Beide Zweige entwickelten sich erfreulich; es standen Missionare, zumal farbige aus den Südstaaten, in ausreichender Zahl zur Verfügung; in Liberia zählte man 1861 bereits 1258 Kirchenglieder in den Gemeinden, die

---

[1]) Southern Baptist Convention, Jahresberichte. Richmond Va. — Pinnock, The romance of missions in Nigeria. Richmond 1917.

überwiegend aus den in Amerika christianisierten Liberianern gesammelt waren; in Yoruba hatte sich die Arbeit von Lagos nach dem Innern zu ausgedehnt, und Abeokuta, Ojo und Ogbomoscho waren besetzt. Allein mit dem amerikanischen Sezessionskriege (1862 bis 1865) geriet die Arbeit arg ins Stocken; diejenige in Yoruba wurde 1869 aus Mangel an Männern und Mitteln vorübergehend sistiert. Auch die Stationen in Liberia waren zeitweise unbesetzt, und man schwankte, ob man sich lieber aus Liberia oder aus Yoruba zurückziehen sollte. Man machte die Entscheidung abhängig von dem Erfolg eines Missionsversuches im heidnischen Hinterlande von Liberia; da dieser mißglückte, gab man 1875 dies Arbeitsfeld auf und konzentrierte die ohnehin nicht starken Kräfte auf Yoruba. Allein auch für dies eine Feld hatte man angesichts des gefährlichen Klimas und der beständigen Unruhen infolge der Stammesfehden der Yoruba nur unzureichende Mittel. Mit vier oder fünf Ehepaaren und einigen ledigen Schwestern läßt sich eine westafrikanische Mission nicht wirksam betreiben; die Baptisten stellten auch nicht, wie die Wesleyaner, ein großes eingeborenes Helferpersonal in Dienst, hätten das auch wohl bei der Kleinheit ihrer Gemeinden kaum gekonnt. In der Haupt- und Stammgemeinde in Lagos erlebte man zur schmerzlichen Enttäuschung obendrein 1889 eine ärgerliche Gemeindespaltung und zog sich infolgedessen von dort zurück. So ist die Arbeit in der Hauptsache auf die Inlandstädte Abeokuta, Ojo, Ogbomoscho und (seit 1903) Saki (oder Scheki) beschränkt, die aber auch nicht immer alle besetzt sind. Die Gemeinden zählen (1915) nur 1320 Glieder; dementsprechend klein sind die andern Zahlen: 19 Elementarschulen mit 488 Schülern, eine Mädchenanstalt mit 21 Kindern, ein kleines Seminar mit 5 Schülern und eine ziemlich dürftige Handwerkschule in Saki; erfreulicherweise stehen zwei Missionsärzte im Dienste. Den lange gehegten Plan, die Mission in die Haussa-Staaten, also in den zentralen Sudan hinein auszudehnen, hat man verständigerweise aufgegeben; aber auch an der großen volkstümlichen Bewegung zum Christentum, die sich unter den Yoruba auszubreiten beginnt, wird man mit so schwachen Kräften kaum großen Anteil gewinnen.

Neuerdings hat sich auch die Heilsarmee in Lagos niedergelassen. Sie will von hier aus in das Innere von Nigerien und in das Hinterland der Goldküste vordringen. Sie hat nur einen englischen Missionar, einen „Brigadier", dem aber 12 Jamaica-Neger mit ihren

Frauen zur Seite stehen. Es soll in Lagos ein „training college for officers" eingerichtet werden.

Im Jahre 1919 hat die Britische Bibelgesellschaft in Lagos ein Hauptquartier für die Bibelverbreitung und die Bibelarbeit in Westafrika eingerichtet. In diesem sprachlich außerordentlich zerrissenen Teile Afrikas, der neuerdings mit reißender Schnelligkeit für die europäische Kultur aufgeschlossen wird, muß auch die von der Gesellschaft ins Auge gefaßte Aufgabe großzügig in Angriff genommen werden, den Völkern der Erde die Bibel in ihrer Muttersprache zu geben. Welche von den zahlreichen Sprachen und Dialekten eignen sich und lohnen eigene Übersetzungen? Wo handelt es sich nur um in der Aufsaugung begriffene Volkssplitter, wo um zukunftsreich vorwärts dringende Sprachen? Schon jetzt werden vom Depot in Lagos Bibeln und Bibelteile in 54 Sprachen vertrieben. Der dortige Sekretär Rev. Bonfield hat daneben den Auftrag, die Bibelfrage für das ganze Gebiet vom Senegal bis zum Kongo zu bearbeiten.

2. Östlich vom Yorubalande erstreckt sich nach dem Niger zu das alte, blutgetränkte Königreich Benin. Auch hier sind Yorubastämme eingewandert und haben die Herrschaft an sich gerissen und dem Lande ihre Kultur aufgeprägt, haben aber großenteils die Sprache der unterworfenen Völker angenommen. Es ist seltsam, wie sich in diesem finstern Winkel mit einem grausamen, blutdürstigen Fetischismus eine für afrikanische Verhältnisse beträchtliche Kultur, z. B. Bearbeitung von Eisen und Bronze und höhere religiöse Vorstellungen von einer erhabenen Gottheit verbinden. Osanubua ist der Besitzer des Himmels, dem die Menschen und das Universum seine Existenz verdanken usw. Die Engländer machten der Barbarei 1897 durch einen Kriegszug gegen die Hauptstadt Ubini ein Ende. Sie fanden ein blutgetränktes Heidentum, überall umherliegende menschliche Überreste, Gruben voll von Leichnamen in jedem Stadium der Verwesung, Altäre, die noch von Menschenblut trieften. Seitdem war das Land für die Mission offen. Der Handel hat sich überall in den Küstenorten und an den wichtigeren Plätzen landeinwärts festgesetzt. Mit ihm sind weiße und schwarze Kaufleute gekommen, vielfach sogenannte Christen, die große Gewinne aus dem Branntweinhandel schlagen und mit einheimischen Frauen in Zeitehe leben. Die Regierung hat neben einer geordneten Verwaltung auch Schulen eingerichtet; aber diese sind religionslos und unterrichten nur in englischer

Sprache; sie haben auch nur ein paar hundert Schüler; und die eingeborenen Häuptlinge bringen die Kosten als einen Tribut an die Regierung auf, ohne an der Schulbildung Interesse zu haben. Die Mission begann damit, daß das anglikanische „Niger Delta Pastorate" unter der Führung des energischen Negerbischofs J. Johnson seit 1901 († 1917) eine Reihe von Missionsposten teils an der Küste (Forcados, Warri, Sapele), teils in den Städten des Innern (Ubini oder Benin und Ora) angelegt hat.[1])

Bischof James Johnson war vielleicht neben dem Bischof S. A. Crowther der bedeutendste Neger in der CMS. Nigeria-Mission. Seine Eltern waren in dem Sklavenkriege am Anfang des vorigen Jahrhunderts im Yoruba-Lande gefangen, durch englische Kreuzer befreit und nach Sierra Leone gebracht. Dort waren sie oberflächlich christianisiert. Ihr Sohn, der sich nach dem bekannten bedeutenden Missionar Jansen den Namen James Johnson wählte, wuchs in Freetown auf, besuchte das dortige Gymnasium und dann das Fourabay College, wurde dann Katechist in der Siedelung Kent, 1863 ordiniert, und 1874 zum Pastor der großen Stadtbezirkgemeinde in Lagos ernannt. Schon damals zeigte es sich, daß er ein besonders tatkräftiger, starkwilliger Mann war, der sich allerdings auch leicht zum Vorspann und Vertreter fremder Ideen machen ließ. Die englische Kirchenmission hatte ihn von Sierra Leone nach Lagos versetzt, um ihn dem gefährlichen Einfluß des begabten, aber unberechenbaren farbigen Agitators Dr. Blyden zu entziehen. 1877 wurde er nach Abeokuta im Innern versetzt. Die aufblühende Yoruba-Mission ging damals durch eine schwere Krise. Durch kriegerische Wirren war das Hinterland von der Küste abgeschnitten. In der Gemeinde von Abeokuta waren Sklaverei, Trunksucht und andere Unordnung eingerissen, und Johnson wollte mit starker Hand Ordnung schaffen und zugleich die Gemeinde zu hohen finanziellen Leistungen für Kirche und Schule erziehen. Er ging dabei aber so schroff vor, daß es bald zum Bruch kam. Er wurde nach Lagos zurückversetzt und wirkte nun 20 Jahre dort als Pastor nicht nur in der Stadt unter Christen, Heiden und Mohammedanern, er brach auch die Bahn unter den zähe am Heidentum hängenden Idjebu, wo sich für die Lagosgemeinde eine eigenartige große Missionsgelegenheit eröffnete. Im Jahre 1900 wurde er zum Hilfsbischof für Britisch-Äquatorial-Westafrika geweiht und speziell mit der Obhut der Distrikte östlich vom Yoruba-Lande in Benin und im Niger-Delta beauftragt. Dort hat er in seinem hohen Alter in den Sielen sterben dürfen. Er hat zweifellos zu den charaktervollsten Negerchristen unserer Zeit gehört, wenn er auch nicht die überragende Bedeutung seines großen Landsmannes Bischof Crowther gewonnen hat. ChMRev. 1917, 323.

Seit Johnsons Tode hat die CMS. selbst in die Missionsarbeit in Benin eingegriffen. Neben 227 Gemeindegliedern sind 1036 Katechumenen vorhanden; in 8 Schulen werden 316 Kinder unterrichtet. Das Heidentum bricht erstaunlich schnell zusammen. Von

[1]) Church Miss. Rev. 1913, 676—681; AMZ. 1917, 416.

einem Besuche in Benin berichtet der Archidiakon Melville Jones: „Der einflußreichste Häuptling des Bezirks hatte bereits regelmäßig am Gottesdienst teilgenommen und von den zuständigen Katechisten Unterricht erhalten. Er ließ mir sagen, er wünsche mich in einer persönlichen Sache um Rat zu fragen. Ich besuchte ihn, und er erklärte sich bereit, alle seine Götzenbilder zu zerstören, um nur dem wahren Gott zu dienen. Die Fetische wurden schnell auf einen Haufen außerhalb seines Grundstückes zusammengetragen. Die Christen versammelten sich auf der einen Seite, die Heiden auf der andern. Ich nahm eines der Götzenbilder und zerbrach es, während die Heiden offenbar erwarteten, daß ein Gericht auf diese unüberlegte Tat folgen würde. Die Christen indessen brachen in Jubelrufe aus, und der Rest des Haufens stand bald in Flammen." (AMZ. 1919, 258.) Solche jähen Zusammenbrüche des Heidentums sind in Nigerien nichts Ungewöhnliches mehr.

3. Der gewaltige Nigerstrom, über 4000 km lang und mit seinem großen Nebenflusse Benue auf reichlich 1500 km schiffbar, ist einer der größten Ströme Afrikas und der einzige, dessen schiffbares Gebiet nicht durch Wasserfälle und Stromschnellen unterbrochen wird, und der direkt vom Meere aus befahren werden kann, wenn auch der Wasserstand in der Trockenzeit nur für ganz flach gehende Fahrzeuge genügt. Als 1830 die Gebrüder Lander die unter einem Gewirr von Mangrovesümpfen versteckte Mündung entdeckt hatten, ging der britischen Regierung und weitsichtigen Großkaufleuten wie dem Liverpooler Mcgregor Laird eine Ahnung davon auf, von welcher Bedeutung diese großartige Wasserstraße bis tief ins Innere des sonst sich so spröde verschließenden Erdteils für einen legitimen Handel an Stelle der bisherigen Sklavenausfuhr werden könne. Die erste für ihre Aufschließung ausgesandte Expedition 1841 kam allerdings nur bis Idda, und da in wenigen Monaten 150 Mann von der Besatzung durch Fieber dahingerafft wurden, verließ sie fluchtartig und entmutigt das Land. Aber die beiden späteren Expeditionen, 1854 und 1857, hatten bessere Erfolge. Alle drei Expeditionen wurden von dem intelligenten Negerpastor Samuel Adschai Crowther begleitet, der ihnen durch seine Kenntnis der Sprachen und der Sitten der Eingeborenen wesentliche Dienste leistete. Die englische Kirchenmission faßte den großartigen Plan, den Niger zu einer Heerstraße des Evangeliums in das Innere zu machen. Crowther sollte der Führer dieses Vorstoßes in das dunkelste Afrika werden. Crowther

ist denn auch ein halbes Jahrhundert hindurch weitaus die fesselndste Gestalt dieser Nigermission gewesen; er ist einer der interessantesten Neger Afrikas überhaupt, ein Beweis dafür, was Gottes Gnade aus einem schwarzen Negersklaven machen kann.

Samuel Adschai Crowther,[1]) ein Yoruba aus dem Egbastamme, wurde etwa 1810 geboren; er wurde 1821 bei dem großen Fulbe-Einfall von den Seinen getrennt und in die Sklaverei verkauft; durch ein englisches Schiff befreit, kam er nach Sierra Leone, wo er unter dem starken christlichen Einflusse bei seinem ausgesprochenen Lernhunger und einer für einen Neger ungewöhnlichen Charakterfestigkeit bald getauft wurde und alle erreichbaren Schulen, auch das damals neugegründete Foura Bay College durchlief. Er wurde erst Lehrer und 1843, nachdem er sich in diesem Dienste bewährt hatte, zum Geistlichen ordiniert. Als solcher kehrte er als Missionar in seine Heimat im Yorubalande zurück und half bei der Grundlegung der dortigen Mission. Er nahm an den erwähnten drei Nigerexpeditionen teil. Wesentlich auf ihn richteten sich die Augen der Missionsleitung, als sie 1857 die Nigermission plante. Man glaubte in den christianisierten Negern von Sierra Leone ein ausreichendes Material zu haben, um mit ihrer Hilfe eine große neue Mission in Westafrika in Angriff nehmen zu können. Man meinte, in dem tödlichen Klima des Niger von weißen Arbeitern absehen zu sollen; dagegen würden die Neger gegen das afrikanische Fieber immun sein, also auch am Niger unbedenklich arbeiten können; und man hoffte in Crowther eine überragende Persönlichkeit zur Durchführung dieses großen Planes zu haben. So berief man Crowther zum Begründer und Leiter der Nigermission, und um gerade ihm, dem Neger, vor Weiß und Schwarz die nötige Autorität zu geben, ließ man ihn 1864 zum Bischof ordinieren. Die Mission sollte zwar mit englischem Gelde, aber nur mit farbigem Personal betrieben werden. Ein volles Drittel Jahrhundert, von 1857 bis zu seinem Tode am 31. Dezember 1891, hatte Crowther Zeit, seine Mission durchzuführen. Das Experiment ist leider mißglückt. Die westafrikanischen Neger, auch die begabtesten, sind unter geeigneter Leitung ausgezeichnete Unteroffiziere, aber sie sind keine Generäle. Eine große Aufgabe nach eigenen Plänen selbständig angreifen, kraftvolle Initiative entwickeln,

---

[1]) Page, Samuel Crowther. London 1888. — Ders., The black bishop. London 1908.

und unter großen Schwierigkeiten zäh ausharren, — das ging über ihr Vermögen. Gewiß, die Schwierigkeiten waren groß. Das Heidentum am untern Niger war entartet. Ein finsterer Fetischismus mit wüstem Schlangen- und Eidechsendienst, mit zahllosen Menschenopfern, mit Vielweiberei und Sklaverei und einem übermächtigen Stande von Zauberern setzten dem eindringenden Christentum einen zähen Widerstand entgegen. Viel schneller als die Mission entwickelte sich der Handel; seine Vertreter waren fast alle Christen, teils weiße Europäer, teils farbige Sierra Leoner, Liberier und Yoruba; die einen wie die andern führten vielfach in Trunksucht und Unzucht ein schamloses Leben, ein Ärgernis und Skandal; und beide mochten die Autorität der Niggerpastoren nicht anerkennen, die Weißen nicht aus hochmütiger Verachtung der Schwarzen, die Farbigen nicht, weil ihnen ihresgleichen nicht imponiert. Die farbigen Lehrer und Prediger, welche dem Bischof von Sierra Leone her zur Verfügung gestellt wurden, waren durch ihre englische Erziehung und die Umgebung und Atmosphäre, in der sie dort in der Kolonie aufgewachsen waren, dem afrikanischen Leben entfremdet; sie fanden sich schwer in die primitive Wildnis und die rohe Barbarei der Nigervölker und hatten Mühe, deren ihnen ganz fremde Sprachen zu lernen, zumal sie sich die sprachlichen Hilfsmittel dazu erst selbst beschaffen mußten. Die Verkehrsgelegenheiten auf dem Niger waren selten und unzuverlässig; die Missionare waren oft monate- und jahrelang ganz sich selbst überlassen, vielleicht in bitterer Not um das tägliche Brot, unter andauernder Feindseligkeit der heidnischen Häuptlinge und Fetischpriester, selbst von Giftmord und Kannibalismus bedroht. Als der Mission 1878 ein eigener Dampfer, der Henry Venn, zur Verfügung gestellt wurde, war das eine große Hilfe; aber das Schiffchen hatte für den flachen Niger einen zu großen Tiefgang und versagte in der Trockenzeit. Zudem war die innere Verwaltung der Mission recht schwierig. Ein anglikanischer Bischof — auch ein Neger — ist ein Kirchenfürst und kein Angestellter einer Missionsgesellschaft, er ist den Bischöfen und Erzbischöfen von England koordiniert und verwaltet seinen Sprengel nach seinem Ermessen. Aber er hat eben nur sein Gehalt; im übrigen muß er sehen, woher er die Mittel für seinen kirchlichen Betrieb bekommt. Crowther war und blieb pekuniär vollständig von der CMS. abhängig, und man weiß ja, wie Engländer, auch die besten, solche finanzielle Abhängigkeit benutzen, um ihre Zwecke durchzusetzen. Wer hatte nun also die Missionsleitung,

der Bischof oder die Missionsgesellschaft? Man muß es dankbar und rühmend anerkennen, daß trotz der außerordentlich versuchlichen Atmosphäre, in welcher sie lebten, die eingeborenen Lehrer, Katechisten und Pastoren unter Crowther sich sittlich im allgemeinen intakt erhalten haben; grobe Ärgernisse sind wenig vorgekommen; und bei denen, welche in der englischen Presse und selbst im Hause der Lords in feindlicher Weise aufgebauscht wurden, handelte es sich um entlassene und gescheiterte Existenzen oder um subalterne Hilfskräfte. Aber Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit im Dienst, Erziehung der sich sammelnden Gemeinde in christlicher Sittlichkeit, Ausübung einer straffen Kirchenzucht ohne Ansehen der Person, und sorgfältige Verwaltung der anvertrauten Gelder, Führung der Kassen, Legung der Rechnungen, — das alles ließ mehr und mehr zu wünschen übrig. Und obwohl Crowther zweifellos eine überragende Persönlichkeit und als Charakter über allen Anwurf des Küstenklatsches erhaben war, hierzu langte es auch bei ihm nicht, er war ein Eli, der seine geistlichen und seine leiblichen Kinder nicht in straffer Zucht zu halten vermochte. Die Mission verbummelte. Die englische Missionsleitung versuchte alles mögliche, um die Schäden zu heilen; sie schickte einen Europäer als Kassenverwalter der Mission; sie ordnete dem Bischof einen Vertrauensrat zur Seite; sie hielt Konferenzen ab, um zutage getretene Mißstände zu untersuchen; sie richtete sogar am oberen Niger eine neue, nur mit Weißen bemannte Mission ein, um die Mission am untern Niger unter Kontrolle zu stellen. Es waren alles halbe Maßnahmen, die viel Ärger und Enttäuschung verursachten, aber nicht durchgreifend halfen. Eine gründliche Remedur war erst möglich, als Crowther 1891 — ein ehrwürdiger Greis von 81 Jahren — gestorben war. Schade, daß man doch schließlich auch dem Lebenswerke dieses bedeutenden Mannes und christlichen Charakters mit so gemischten Gefühlen gegenübersteht!

Erfolglos war die Mission nicht gewesen. Sie hatte Stationen im Niger-Delta angelegt, besonders in Bonny, Braß und Akassa an drei Nigermündungen. Hier hatte sie gegenüber dem entarteten, zuchtlosen Fetischismus das Christentum zu Ehren gebracht. Mehrere schädelgeschmückte Dschudschu-Häuser waren niedergerissen und an ihrer Stelle Kirchen gebaut; die gröbsten Auswüchse des Heidentums, der Kannibalismus, die Menschenopfer, die Giftmorde, die Schlangen- und Eidechsenkulte waren so gut wie beseitigt oder wurden doch nur noch im verborgenen geübt. Eine zweite Gruppe von Stationen

bestand in der Mitte des Unterlaufes, in Assaba und Onitscha, den Hauptstapelplätzen des Nigerhandels. Hier waren zwar keine großen Erfolge erzielt, aber die Positionen waren doch durch die Jahrzehnte hindurch mühsam behauptet. Eine dritte Gruppe von Stationen gründete Crowther noch weiter stromaufwärts in Gbebe am Zusammenfluß des Niger und des Benue und später, als Gbebe zerstört war, in dem gegenüberliegenden Lokodscha, und in Rabba in dem überwiegend mohammedanischen Königreiche Nupe. Diese Stationen waren aber über die Anfänge nicht hinausgekommen.

Von Crowthers Tod 1891 datiert eine neue Zeit der Nigermission. Die Missionsleitung bewog 1893 den Erzbischof von Canterbury, das Bistum in eine Diözese „West-Äquatorial-Afrika" umzugestalten, die das ganze heutige Nigerien umfaßt. Dann richtete sie am Niger eine überwiegend europäische Verwaltung ein. Ein Engländer, Hill, wurde als Bischof Crowthers Nachfolger. Allerdings hatte man die Kosten dieser Radikalkur teuer zu bezahlen. Fast die ganze europäische Missionarsschar, die mit Hill nach dem Niger hinausreiste, wurde in wenigen Monaten vom Klimafieber und anderen Krankheiten dahingerafft. Und die Gemeinden im Nigerdelta, wo in der letzten Zeit die Hauptkraft der Mission gelegen hatte, fügten sich der Neuordnung nicht; sie traten aus und erklärten sich als „Nigerdelta-Pastorat" selbständig. Das waren für die Missionsleute schmerzliche Enttäuschungen. Glücklicherweise erwies sich die Gesundheit von Hills Nachfolger, Tugwell, dem gefährlichen Klima gewachsen; und es war auch sonst der rechte Mann, um die arg verfahrene Mission in ein geordnetes Gleis zu bringen. Mit dem Niger-Delta-Pastorate fand er einen modus vivendi. Die Gemeinden hatten sich schließlich nur von der Missionsleitung, nicht von der anglikanischen Kirche getrennt; Tugwell konnte sie, ähnlich wie die Church Councils im Yoruba-Lande als einen selbständigen, finanziell sich selbst tragenden Kirchenkreis anerkennen. Sie zählen (1916) 6459 Getaufte und 2543 Katechumenen, repräsentieren also mit 9002 Christen immerhin mehr als ein Drittel der eingeborenen Christenheit am Niger. Das Land des Niger-Delta-Pastorates ist in den Jahren 1915—1917 der Schauplatz einer eigentümlichen, schwärmerischen religiösen Bewegung gewesen. Ein ungebildeter Iboneger namens Garrick Sokari Braid aus Bakana glaubte infolge zahlreicher erlebter Gebetsheilungen und erfahrener Gesichte und Offenbarungen der wiedergekommene Prophet Elias (Mal. 4, 5) und von Gott mit übernatürlichen Heilkräften aus-

gestattet zu sein. Er und seine beiden Mitarbeiter Ngiangi und Moses Hart übten im großen Stile und erfolgreich Gebetsheilung — bei dem suggestiven Temperament der Neger nichts Ungewöhnliches, beruht doch auf dieser hochgradigen, oft fast hysterischen psychischen Beeinflußbarkeit der Neger vielfach auch die Macht der Zauberer und die Kraft der Amulette —; sie forderten die Auslieferung und Zerstörung der Götzenbilder, der Fetische und alles Zauberkrams und schritten oft als Bilderstürmer mit Gewalt ein; sie verboten den Kauf und Genuß aller alkoholischen Getränke und schädigten so wirksam den verderblichen Branntweinhandel. Sie selbst galten als vom Himmel gekommene Propheten und Übermenschen. Das Badewasser des „zweiten Elia" wurde von Fürst und Volk als Universalheilmittel getrunken und sonst benutzt. Die Bewegung erfaßte in einem Vierteljahr wie im Rausch das Land, so daß ihr $1^1/_2$ Million Menschen zufielen, ein Zeichen, wie morsch das Heidentum jener Gegenden ist. Aber auch Tausende von Christen wurden von der Schwärmerei fortgerissen. Die Bewegung nahm einen nationalen Charakter an: Jetzt hatte Jehova einen Ibo-Propheten gesandt, da brauchte man die Engländer nicht mehr, weder die ausländischen Missionare, noch die fremden Herren. Das „Reich" werde nun von den Weißen auf die Schwarzen übergehen. Da machten die britischen Behörden mit der Sache kurzen Prozeß und warfen Garrick ins Gefängnis. Das gab eine große Ernüchterung. Allerdings, zum Stillstand ist die Bewegung damit nicht gekommen; sie setzte sich als ein kirchliches Schisma erst unter dem Namen „Christ's Army", dann als „Delta-Kirche" fort.[1])

Bischof Tugwell legte den Schwerpunkt seiner Arbeit in die Gegend von Onitscha und Assaba. Und es gelang der Mission in der Tat, sehr erfreuliche Erfolge zu erzielen, nicht an den durch den Handel und Verkehr verdorbenen Orten Onitscha und

[1]) ChMRev. 1916, 455; 1917, 142. Eine ähnliche nervöse religiöse Unruhe macht sich übrigens auch in anderen Gebieten Westafrikas geltend: Im Sierra Leone-Protektorat trat im Jahre 1916 ein mohammedanischer Prophet namens Waliku auf. Er behauptete, von der Regierung beauftragt zu sein, die Porro-Haine, d. h. die Fetischwälder der Geheimbünde, zu vernichten und überall Moscheen zu bauen, da der Islam Staatsreligion geworden sei. Ein Negerprophet trat in Liberia auf, ein Serikule-Mann aus dem Sudan, der die Dschu-dschu-Fetische und Fetisch-Haine verbrannte und zahlreiche Moscheen baute. Er behauptete, Erlaubnis von der liberianischen Regierung zu haben, in jeder Stadt und in jedem Dorfe eine Moschee zu errichten.

Assaba selbst, aber in dem weiteren Hinterland im Osten und Westen, hauptsächlich unter den Ibo. Hier konnte eine ganze Reihe neuer Stationen angelegt werden: Obussi 1890, Iji Ennu 1903, Auka 1904, Ebu 1906, Umodioka 1907, Emii und Ani Ofa 1910; hier entstand eben wirklich etwas wie eine volkstümliche Bewegung, die sich von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm fortpflanzte; ganze Dörfer warfen ihren Fetischkram in den Fluß oder verbrannten ihn in öffentlichem Autodafee; sie bauten aus eigenem Antrieb Kapellen und Schulen und bestürmten die Mission mit Bitten um Lehrer und Katechisten. Da auch das Heidentum aktiv und aggressiv war, kam es vielfach zu erregten Kämpfen zwischen der alten und der neuen Zeit. Es sind in der Regel die jungen Leute, und es ist mehr ein erweckter Lerntrieb als religiöses Bedürfnis, was die Leute der Mission zuführt. Konnte diese nicht bald die Bitte um einen Lehrer oder Katechisten erfüllen, so wandte man sich an die katholische Mission oder suchte eine Regierungsschule auf oder engagierte auf eigene Faust Männer, die sich als Lehrer ausgaben, und bekam vielleicht für viel Geld einen gewissenlosen Menschen, der selbst nicht lesen konnte, aber sich auf Träume und Voraussagung der Zukunft legte.[1]) Die Mission richtete in Auka ein Helferseminar für die Nigermission ein, ein dringendes Bedürfnis, da bisher das ganze Helferpersonal aus Sierra Leone und dem Yoruba-Lande bezogen war und weitaus nicht ausreichte. Sie eröffnete außerdem auf mehreren Stationen, wie Obussi, Iji Ennu u. a., Mädchenheime, um sich des tief verwahrlosten weiblichen Geschlechts anzunehmen. Die Erfolge waren erstaunlich. Im Owerri-Bezirke (der Station Ebu) bestanden 1911 erst fünf, Anfang 1915 dagegen 52 Außenstationen; man zählte 10000 Kirchenbesucher und 3000 zum Schulbesuch Angeschriebene.[2]) Dort hat man es mit Ibo zu tun, Stämmen der großen Völkerfamilie, die vom unteren Niger bis an die Grenze von Kamerun wohnt und uns auch am Kwa Iboe und Croßflusse wieder begegnen wird. Sie umfaßt etwa $3^1/_2$ Millionen Seelen und ist wie die Yoruba, die Ewe, die Tschi eine der großen sudanischen Völkerfamilien; ihre Missionierung ist von verschiedenen Stellen aus in

---

[1]) ChM.Rev. 1917, 377.

[2]) Im Verfolg dieser Bewegung zog sich die Arbeit der CMS. ganz auf das östliche Nigerufer; die fünf ehedem auf der westlichen Nigerseite besetzten Stationen stehen meist leer und verfallen.

Angriff genommen. Um die literarische Arbeit in ihren Sprachen hat sich besonders der unglücklicherweise durch den Unterseebootkrieg ums Leben gekommene erst 48 Jahre alte Archidiakon Dennis verdient gemacht. Er hat in 23jähriger Arbeit die ganze Bibel in Ibo übersetzt. Da die Ibo-Sprache in mehrere, stark voneinander abweichende Dialekte zerfällt und auch die Kwa-Iboe- und die schottische Calabar-Mission die Bibelübersetzung in den bei ihnen gesprochenen Ibo-Dialekten in Angriff nahmen, ist der Versuch gemacht, eine gemeinsame Standard-Übersetzung zu schaffen; allein es scheint bei den dialektischen Abweichungen schwierig, eine in allen Landschaften von den Ibo verstandene Sprachform zu finden. Der erwähnte Dennis brachte auf seiner letzten Fahrt das umfangreiche Manuskript eines Englisch-Ibo-Wörterbuches mit; glücklicherweise ist dies an der Küste von Wales aus den Fluten herausgewaschen und geborgen. Die Kirchenmission fand in überraschender Weise auch Eingang bei dem anders gearteten, kleinen Stamme der Idscho oder Igabo stromabwärts, da, wo der Niger sich in sein Delta zu teilen beginnt. Dort wurden 1904 die Stationen Kajama, 1907 Patani, 1912 Igabo ziemlich nahe beieinander angelegt. Auch hier kam es zu einer volkstümlichen Bewegung, in der sich Überdruß gegen das wüste alte Heidentum, Lern- und Kulturhunger und Empfänglichkeit für das Evangelium in seltsamer Weise verschmolzen. Fast Dorf bei Dorf hat sich schon ein bescheidenes Schulhaus gebaut und die Mission kann nicht annähernd die zahlreichen Bitten um Lehrer und Katechisten befriedigen. Das Wachstum der Nigermission veranschaulicht folgende Tabelle (ChMRev. 1917, 252):

	Kommunikanten	Getaufte	Taufbewerber	Christen insgesamt	Schüler
1906:	660	1633	1084	2717	1516
1911:	401	2544	2263	4807	?
1916:	1880	6548	14120	20668	30000
1920:	4103	22626	33811	56431	?

Es ist lohnend, in einer übersichtlichen Tabelle das schöne Wachstum nicht nur der CMS.-Missionen, sondern auch der anderen bedeutenderen Missionen in Süd-Nigerien zusammenzustellen. Wir wählen dazu einen Vergleich der statistischen Zahlen für die Jahre 1896, 1906, 1916:

Yoruba-Mission der CMS.	1896	1906	1916	1920
Getaufte	7 780	21 700	51 826	59 773
Taufbewerber	1 331	3 610	16 109	16 340
Schüler	2 845	3 368	14 145	?
Beiträge	6 700 M	171 000 M	360 000 M	?

Niger-Mission der CMS.: vergl. obige Tabelle.

Niger-Delta-Pastorat, in Verbindung mit der CMS.:

1916:	Getaufte	Taufbewerber	Schüler	Beiträge
	6459	2543	2457	28 000 M

		1896	1906	1916
Vereinigte Freikirche von Schottland:	Getaufte:	545	1243	6047
	Taufbewerber:	790	956	9534
	Schüler:	337	2394	8992
Kwa-Iboe-Mission:	Getaufte:	138	913	4870
	Taufbewerber:	60	299	9200
	Schüler:	100	735	14 500
Wesleyaner-Mission:	Getaufte:	164	118	1501
	Taufbewerber:	856	2270	5305
	Schüler:	1532	2837	1237
Primitive Methodisten:	Getaufte:	10	121	1686

Insgesamt 1916:

Getaufte:	Taufbewerber:	Schüler:
78 937	56 811	60 415

In diesen Zahlen ist ein Erfolg beschlossen, wie er ähnlich in der Missionsgeschichte nur auf wenigen Feldern erreicht worden ist. In manchen Gebieten in Süd-Nigerien gibt es kaum noch ein Dorf oder eine Stadt ohne Kirche. Die Götzenhaine und -hütten werden verachtet und fallen in Trümmer, während große Kirchen und Moscheen im Entstehen begriffen sind. Natürlich darf man sich die innere Reife der Taufbewerber nicht allzu hoch vorstellen. In der Regel wirken ja bei solchen Massenbewegungen die verschiedensten Triebkräfte mit. Das Volk sieht die Wertlosigkeit des Götzendienstes

ein und beginnt die Macht der Bildung zu schätzen. So wünschen die Leute lesen zu lernen, um einen höheren sozialen Stand zu erreichen, und meinen, dazu führe der Weg durch die Taufe. In diesem Stadium wissen sie noch nichts von der sittlichen Veränderung, die von denen gefordert wird, die Christen werden wollen. Sie lernen, daß sie ihren Häuptlingen für die Zwecke des Götzendienstes den Gehorsam verweigern müssen, und versuchen nun auch da, wo sie gehorchen sollten, auf ihrem Eigenwillen zu bestehen. Sie sehen auf den Häuptling und seine Ältesten verächtlich herab und reizen dadurch die Häuptlinge. So kommt es gelegentlich sogar zu Verfolgungen, und dann zeigt es sich, daß trotz aller sittlichen Schwachheit der Neubekehrten ihre Bekehrung echt ist. Es ist ja nicht zu erwarten, daß der, der in der von Lüge und Götzendienst und Unsittlichkeit erfüllten Luft des Heidentums groß geworden ist, ohne weiteres die heidnischen Gewohnheiten ablegt, wenn er Christ wird. Man darf deshalb die Rückfälle in Unsittlichkeit und heidnisches Wesen durchaus nicht als Heuchelei beurteilen. Der Übertritt zum Christentum bedeutet wirklich einen Bruch mit der Vergangenheit und einen Schritt vorwärts. Wenn diesem ersten Schritt vorwärts der zweite und dritte in der Vollendung der Heiligung nicht folgt, so darf man das weder als Betrug noch als Mißerfolg der Mission beurteilen, sondern muß nur feststellen, daß dem Täufling die Kraft gefehlt hat, die Folgen seiner Bekehrung rücksichtslos auf sich zu nehmen. Für die Mission beginnt mit der Taufe der schwerste Teil ihrer Arbeit, die Erziehung zur christlichen Vollkommenheit. Das ist eine Aufgabe, die die Heimatchristen noch nicht einmal bis zu Ende gelernt haben, wie viel weniger die Neuchristen auf dem Missionsfelde!

Im Zusammenhange mit diesem inneren Wachstum der anglikanischen Missionen in Nigerien hat die CMS. Veranlassung genommen, auf eine Teilung des „Bistums West-Äquatorial-Afrika“ in zwei Diözesen hinzuwirken. Lagos mit dem Yoruba-Lande sind von dem Nigerlande abgetrennt. Außerdem ist an Stelle des verstorbenen Hilfsbischofs Johnson wieder ein Neger zu diesem Amte ordiniert, Rev. A. W. Howells. Da nunmehr in Sierra Leone, Akra, Lagos und am Niger englische (und außerdem in Liberia ein amerikanisches) anglikanische Bistümer bestehen, scheint die Zeit gekommen, diese anglikanischen Diözesen zu einer Kirchenprovinz unter einem Metropoliten, Erzbischof oder Patriarchen zusammenzuschließen und dementsprechend die Kirchenverfassung abschließend auszubauen.

4. Ober-Nigerien ist ein wesentlich anderes Missionsgebiet. Die Königliche Niger-Kompanie hatte zwar schon seit der Mitte der achtziger Jahre ihre Beziehungen nach dem mittleren Niger und Benue ausgedehnt. Sie hatte aber hier gänzlich andere Verhältnisse vorgefunden als in den schon seit Jahrzehnten vom Welthandel aufgeschlossenen Küstengebieten. Mächtige moslemische Emire und Sultane beherrschten das Land. Es bestand eine gutangelegte Verfassung und Verwaltung, die allerdings durch die Brutalität der Fulbe-Sultane und den Sklavenhandel überall entartet war. Die Niger-Kompanie konnte sich nur in einigen Faktoreien am Niger und Binue behaupten; sie wagte wegen ihres Mangels an Machtmitteln nicht, in das Innere vorzudringen. Als 1900 die britische Regierung die Verwaltung auch von Nord-Nigerien übernommen hatte, wurde zunächst und vor allem durch eine schnelle Folge kleiner Kriegszüge in den Jahren 1902/03 die britische Herrschaft aufgerichtet und die stolzen Sultane von Kontagora, Bornu, Zaria, Kano und Sokoto zur Unterwerfung gezwungen. Dann ging man an die weitere, schwierige Aufgabe, eine angemessene Verwaltung des weiten Gebietes einzurichten. Diese Kolonie ist außer Indien wohl die reichste und für die Zukunft meistversprechende der tropischen Dependenzen des britischen Weltreiches; mit etwa 10 Millionen Einwohnern ist sie besser bevölkert wie Britisch-Südafrika. Jede ihrer dreizehn Provinzen hat die Größe eines der kleineren Königreiche Europas. Die Bevölkerung wird sich unter der Pax Britannica in wenigen Jahrzehnten verdoppeln. Die Einrichtung einer geordneten Verwaltung in dem der Anarchie verfallenen Lande stellte an die Handvoll britischer Beamter ungewöhnlich hohe Anforderungen. Der Sklavenhandel und die Stammeskriege mußten beseitigt, eine geordnete Rechtspflege eingeführt, die wirtschaftlichen Hilfsquellen des reichen Landes erschlossen werden. Besonders wichtig war es, daß man gleich mit einem großzügigen Programm des Baues von Eisenbahnen vorging; eine große Querbahn von Lagos nach Kano, die den Niger auf einer großen Kunstbrücke überschreitet, ist bis über Zungeru hinaus im Betrieb; auch die davon abzweigende Bahnlinie Baro-Kano ist teilweise fertiggestellt. Eine große Schwierigkeit dieses weiten Gebietes besteht in dem Vorherrschen eines anspruchsvollen und herrschgewohnten Islam, auf dessen Empfindlichkeit die Kolonialverwaltung um so vorsichtiger Rücksicht nimmt, je mehr es gerade in dieser Kolonie ihr Bestreben ist, so weit als möglich

durch und mit Hilfe der eingeborenen Herrschaftsfaktoren, also der Fürsten und Häuptlinge, zu regieren. Da diese fast alle Mosleme sind, so nimmt die Kolonialpolitik vielfach geradezu den Charakter einer Begünstigung des Islam im Gegensatz zur christlichen Mission an. Nach einem 1916 veröffentlichten Schulgesetz darf Religionsunterricht selbst in Missionsschulen nur erteilt werden, wenn a) bei der Einrichtung der Schule ihr Missionscharakter bekannt gegeben und b) von dem Vater oder Vormund jedes nichtchristlichen Schülers ausdrücklich die Genehmigung zur Teilnahme am christlichen Religionsunterricht gegeben ist. Nord-Nigerien umfaßt in der Hauptsache das große Fulbereich des Sultans von Sokoto und seiner Emire. Hier beherrschen die Herrenkultur der Fulbe und die Handelskultur der Haussa das öffentliche Leben, und beide Völker sind Mohammedaner und Träger der islamischen Propaganda. In den Städten, in den grasreichen Steppen, auf den weiten, offenen Hochflächen, längs der Karawanenstraßen und der Flußläufe, neuerdings auch längs der durch die britische Verwaltung geschaffenen Eisenbahnen und Chausseen herrscht deshalb unbestritten der Islam, und er fühlt sich als Herrenreligion, die das Heidentum verachtet und das Christentum nicht aufkommen lassen will. Aber in den Urwäldern und Sümpfen, in den Bergwildnissen und abgelegenen Landschaften haben sich heidnische Stämme in großer Zahl behauptet; allerdings sind sie getrennt und zersplittert; sie haben deshalb politisch keine Macht und setzen der Aufsaugung durch den sie umgebenden Islam geringen Widerstand entgegen. Wenn die christliche Mission sie vor der Überflutung durch den Islam schützen will, so muß sie eilen.

Nachdem man schon immer in Lokodscha mit mohammedanischen Händlern und Mallams in Berührung gekommen war, wurde seit dem Ende der achtziger Jahre im Zusammenhange mit dem damaligen kräftigen Erwachen des Interesses für Mohammedaner-Mission die Aufmerksamkeit nachdrücklich auf diesen islamischen Sudan des äquatorialen Afrika hingewiesen. Eine Gruppe hochbegabter und feingebildeter, wenn auch nicht gerade weiser Engländer, Wilmot Brooke, Robinson, der Arzt Dr. Harford-Battersby und Pastor Lewis, zogen 1890 als Pioniere dieser Mohammedaner-Mission aus. Der Versuch mißlang. Brooke und Robinson wurden vom Klima weggerafft; Dr. Harford und Lewis mußten mit gebrochener Gesundheit heimkehren. Erst ein Jahrzehnt später nahm Bischof Tugwell den Versuch wieder auf. Der Pfadfinder war der missionarisch hoch-

begabte Arzt Dr. Miller. Er lernte in Tripoli Haussa und sprach es mit ungewöhnlicher Meisterschaft. Er wurde der Schöpfer einer christlichen Literatur, auch einer Bibelübersetzung in Haussa, taktvoll im Verkehr mit den moslemischen Emiren und auch einflußreich bei ihnen. Auch jetzt galt es noch, große Schwierigkeiten zu überwinden. Die Emire wiesen die Missionare aus. Bis zur offenen Feindseligkeit gegen die christliche Mission gehende und für den Islam Partei nehmende britische Kolonialbeamte legten den Missionaren eine Schwierigkeit über die andere in den Weg, erklärten wohl gar die Mission in diesem moslemischen Lande für eine Unklugheit und ein Unrecht. Die Stationen mußten wieder und wieder verlegt werden. Für eine großzügige Arbeit auf diesem schwierigen Gebiete standen weder geschulte Männer noch Geldmittel genug zur Verfügung. Trotzdem konnten mehrere Stationen angelegt und behauptet werden, außer dem seit 1865 besetzten Lokodscha im Jahre 1905 Zaria, 1909 Katsa im Reiche Nupe. Eine große Hilfe war es, daß 1907 der Mission eine der von den britischen Universitäten ausgesandten Missionskolonnen, die sogenannte Cambridge University Mission Party, feingebildete, wohlhabende junge Engländer von brennendem Missionseifer, zu Hilfe kam und das fast ausschließlich von Heiden bewohnte Bautschi-Hochland besetzte. Sie legte dort nahe beieinander bei den Sura die Station Panyam (1907) und bei den Angaß die Station Kabwir (1910) an.[1] Gleichzeitig mit ihr begannen die „Vereinigte Sudan-Mission“ die Arbeit unter dem heruntergekommenen Stamme der Burramara und die „Sudan Interior-Mission“ unter den kleinen Stämmen der Miango und Tangali. In dem bis zu 6000 Fuß aufsteigenden Bautschi-Hochlande sollen nicht weniger als 40 solche noch reinheidnische Stämme wohnen, die stärksten mit kaum mehr als 30000 Köpfen, die schwächeren nur mit einigen hundert Seelen; aber jeder mit einer eigenen Sprache, die in der Regel von der aller Nachbarn so stark abweicht, daß sie eigens gelernt werden muß. Die Missionsaufgabe wird erschwert durch den Umstand, daß diese abgelegenen Hochländer äußerst wertvolle Zinn-Minen enthalten, die eine starke Anziehungskraft auf unternehmende Bergarbeiter ausüben. Das Land ist mit provisorischen Bergarbeiter-Siedelungen übersät; es ist auch schon eine Eisenbahn

---

[1]) Der Stamm nennt sich Maghavul; Sura ist der ihnen von ihren Feinden, den Haussa, beigelegte Name.

bis an die Berge herangeführt. Die Eingeborenen werden also unsanft aus ihrer patriarchalischen Abgeschlossenheit herausgerissen.[1])

Die anderen Missionen in Nord-Nigerien sind Mohammedaner-Missionen und haben auch alle Schwierigkeiten und Mißerfolge von solchen zu tragen. Sie haben aber doch schon manche schöne Lichtblicke gehabt. Im Jahre 1907 konnten in Zaria als Erstlinge zwei Mallams getauft werden, was begreiflicherweise großes Aufsehen verursachte. In der Nähe von Zaria konnte 1914 trotz der Feindschaft des Emirs in Gimi ein Christendorf für die Katechumenen und Wahrheitssucher angelegt und aus übergetretenen Mohammedanern eine kleine Gemeinde gesammelt werden. Vor allem aber regt sich in den Dörfern des Nupe-Landes und in der südlich vom Niger gelegenen Provinz Kabba eine entschieden christenfreundliche Strömung. Ganze Dörfer versammeln sich am Sonntag, um Gottes Wort zu hören; sie bauen sich trotz des Widerstandes der mohammedanischen Schulzen Graskirchen und Schulen. Erstlinge haben getauft werden können. Die solide arbeitende englische Kirchenmission hat auch der Herstellung einer christlichen Literatur in den wichtigeren Eingeborenen-Sprachen, zumal der Bibelübersetzung, viel Fleiß zugewandt. In dem in der Gegend von Onitscha am Niger gesprochenen Ibodialekte liegt eine vollständige Bibelübersetzung vor. Auch in Haussa ist das ganze Neue Testament übersetzt. Schon der Missionar J. F. Schön hatte 1857 einen Anfang damit gemacht; 1879 wurde zum erstenmal das ganze Neue Testament veröffentlicht; seit der Jahrhundertwende hat ein Revisionskomitee unter dem Vorsitz des Kanon Robinson diese Übersetzung gründlich nachgeprüft und 1912 veröffentlicht.

Wir haben in Westafrika von Sierra Leone bis Unter- und Ober-Nigerien eine Kette von Missionsfeldern der CMS. kennen gelernt. Es ist wertvoll, sich zu vergegenwärtigen, auf welchen dieser Felder ein wirkliches Erwachen der heidnischen Stämme zu beobachten ist, nicht in der Kolonie oder dem Protektorat Sierra Leone, nicht unter den moslemischen Herrenvölkern oder den heidnischen Hintersassen in Ober-Nigerien; wohl aber unter den Ibo und Yoruba, den beiden großen Völkerfamilien von Unter-Nigerien, die mit je drei Millionen reichlich zwei Drittel der Bevölkerung dieses Gebietes

[1]) East and West, 1920. A Problem from Nigeria. 232 ff.

ausmachen, und unter manchen nahe bei ihnen wohnenden, unter ähnlichen Entwicklungsbedingungen stehenden Stämmen, den Idjebu, den Igabo, den Idscho u. a. Solange eine afrikanische Mission mit den Anfangsschwierigkeiten zu ringen hat oder einem passiven Widerstand heidnischer Gleichgültigkeit oder islamischem Fanatismus gegenübersteht, ist die Anlegung von Stationen, die Inangriffnahme neuer Arbeitszweige, die Aussendung neuer Arbeiter wesentlich eine Frage der heimatlichen Hilfsquellen, wobei die Begeisterung gerade für dies Arbeitsfeld und die Opferwilligkeit dafür hauptsächlich in Betracht kommen. Die Lage wird erheblich anders, wenn sich Massenbewegungen anspinnen und die Scharen in die Kirchen einströmen. Bei der Roheit des westafrikanischen Heidentums, der sittlichen Verwilderung und dem verhängnisvoll tief wurzelnden Einfluß der Zauberer und des Aberglaubens erfordern solche Bewegungen eine besonders sorgfältige Pflege, wenn sie nicht verflachen und versanden, d. h. eine Masse christianisierter Heiden in die Kirche hineinschwemmen oder die aus dem öden Heidentum Aufgescheuchten wegen des Versagens der christlichen Mission dem Islam in die Arme treiben sollen. Hauptfrage wird dann zuerst die eines ausreichenden, genügend vorgebildeten und sittlich und religiös der Aufgabe gewachsenen eingeborenen Helferstabes. In diesem Stadium rächt es sich, wenn man mit dem Ausbau der Lehrer- und Predigerseminare gezögert oder falsch experimentiert hat. Jedenfalls kommt es nun darauf an, die Lücken auf diesem Gebiete gründlich und umsichtig auszufüllen. Jetzt werden auch die Fragen des inneren Ausbaues der eingeborenen Kirche brennend; denn letztere soll der Kristallisationspunkt sein, an welchen sich die Massen der herzudrängenden Neuchristen angliedern; und sie soll geistliche Lebenskraft genug haben, um dieselben zu assimilieren, an die kirchliche Ordnung zu gewöhnen und mit ihrem Geiste zu erfüllen. Aber vor allem kommt es jetzt auf eine großzügige Verwendung des europäischen Arbeiterstabes an. Er muß das religiöse Rückgrat der Bewegung sein, bis die werdende Volkskirche erstarkt und der einheimische Lehrstand in die Tiefe seiner Aufgaben hineingewachsen ist. Fast in allen englischen Missionen, nicht nur in der anglikanischen, zeigt sich in diesem kritischen Stadium ein uns Deutschen schwer verständliches Versagen des Zuflusses von Arbeitskräften, die doch sonst für populäre Arbeitsfelder oft in so reicher Fülle zur Verfügung stehen. Es ist schön, wenn

es in diesem Stadium, wie das bei der Uganda-Mission der Fall war; durch eine geschickte, großzügige heimatliche Agitation gelingt, reiche persönliche und Geld-Hilfsquellen für ein solches großer Hilfe bedürftiges Missionsfeld zu erschließen. Schade, wenn das der heimatlichen Missionsleitung nicht gelingt und deshalb eine große Missionsgelegenheit vernachlässigt oder versäumt wird.

Ober-Nigerien übt seit zwei Jahrzehnten eine große Anziehungskraft auf die evangelische Missionswelt aus. Schon in den achtziger Jahren suchte eine kleine Schar schwärmerischer junger amerikanischer Missionare von Lagos auf dem Landwege dorthin vorzudringen; sie mochten „aus Gewissensbedenken" kein Chinin gegen das Fieber nehmen; sie fielen dem Fieber bis auf einen zum Opfer. Im Jahre 1893 taten sich drei junge amerikanische Studenten zu einem neuen Vorstoße zusammen; aber bei ihrem ersten Versuche starben zwei schnell dahin, und der dritte mußte heimkehren. Auch dieser zweite Versuch war gänzlich mißglückt. Erst bei einem dritten Versuche faßte man 1901 in Patagi im Nupe-Reiche am Niger Fuß. Inzwischen hatte sich die Mission 1898 als „Sudan Interior Mission"[1]) mit dem Sitz in Toronto auf internationaler und interdenominationeller Grundlage konstituiert. Man dehnte die Mission ziemlich schnell von Stamm zu Stamm aus; unter den Haussa gründete man, da in Kano Erlaubnis zur Missionsarbeit noch nicht zu erlangen war, einen Missionsposten in Wuschischi; unter den heidnischen Yagba, Verwandten der Yoruba, die sich mit erfreulicher Willigkeit unter den Einfluß der Mission stellten, eine Station in Egbe; unter den zwischen den mohammedanischen Völkern wohnenden heidnischen Bergvölkern Guarri und Guarri-Gwengwen zwei Missionsposten in Paiko und Karu; in dem gesunden Bautschi-Hochlande in 4000 Fuß Höhe ein Sanatorium als Erholungsstation in Miango u. a. Zur Zeit bestehen bereits zehn, allerdings meist kleine Stationen; Gemeinden sind eben erst in der Entstehung. — Einer der Sendboten dieser Mission, Banfield, welcher der amerikanischen (deutsch-baptistischen) Mennoniten-Kirche angehörte, gab den Anlaß, daß seine Kirche (1903) eine eigene kleine Mission in dem Reiche Nupe begann. Er übersetzte die vier Evangelien in die Nupe-Sprache und ließ sie von der Britischen Bibelgesellschaft drucken. Die Mennoniten haben am

---

[1]) The Burden of the Sudan. The Story of the Sudan Interior Mission Toronto (1912).

Niger, dort, wo die große Bahnlinie Lagos-Kano diesen Fluß kreuzt, zwei Stationen, Jebba an jenem Flußkreuzungspunkte und Shonga.

Bedeutender ist die mit viel unruhigem Tatendrang 1904 begonnene „Vereinigte Sudan-Mission" des Dr. Karl Kumm. Deutscher von Geburt, aber mit einer Tochter des bekannten englischen Evangelisten Grattan Guinneß verheiratet und verengländert, hatte dieser zuerst in der Nordafrika-Mission in Oberägypten gearbeitet und dann in Verbindung mit deutschen Gemeinschaftskreisen die Sudan-Pionier-Mission gegründet (1900), aus der er aber bald wieder ausgetreten war. Nun gelang es ihm weite Kreise der Christenheit in Großbritannien, in Nordamerika und in Südafrika für eine großangelegte, aber abenteuerliche Mission „auf dem größten noch ganz unbesetzten Missionsfelde der Erde", dem zentralen Sudan zu interessieren. Das romantische Ziel war, von der Mündung des Binue quer durch den Sudan bis zum Nil eine Kette von Missionsprovinzen zu gründen, um dadurch gegen das Vordringen des Islam in Zentralafrika einen Wall aufzurichten. Jedes heimatliche Missionsland sollte ein Stück dieser riesigen Missionsaufgabe in Angriff nehmen, der britische Zweig das untere Binuetal und das gesunde, aufstrebende Bautschi-Hochland, der amerikanische Zweig die Hügel- und Bergländer zwischen dem Binue und dem deutschen Kamerun, der südafrikanische Zweig das mittlere Binuetal (unter den Muntschi, ca. 600000 Seelen), der dänische Zweig den oberen Binue. Auch für einen deutschen Zweig war eine Missionsprovinz vorgesehen. Zuerst wurde die britische Arbeit in Angriff genommen: in Rumasha am unteren Binue wurde eine Sklavenfreistätte und ein Hospital gegründet; weiter flußaufwärts wurden in dem aufstrebenden Handelsmittelpunkt Ibi und in Dempor, auf dem mineralreichen nördlichen Bautschi-Hochlande die kleinen Stationen Bukuru und Langtang angelegt.

Von Südafrika her hat die burische „Reformierte Missionsgesellschaft" den Sudan als ein neues, drittes Arbeitsfeld außerhalb der engeren Heimat in Angriff genommen und zwar unter den kriegerischen Muntschi südlich vom Mittellaufe des Binue im sogenannten Tibilande. Hier sind die beiden ersten kleinen Stationen in Sake Biam und Salatu angelegt, die aber nur mit vier Missionskräften besetzt sind, zu wenig für die große und dringende Aufgabe. Östlich neben ihnen arbeiten die amerikanischen Quäker in Donga und Wukari unter den verarmenden, aussterbenden

Dschukun; die Dänen haben 1913 eine Station bei Yola am oberen Binue gegründet. Überall richtete Kumm sein Augenmerk nicht auf die Kulturträger und Handelsvölker, die den Islam verbreiten, sondern auf die Heidenstämme, die trotz des jahrhundertelangen Andrangs bisher ihren primitiven Fetischdienst behauptet hatten, die Bassa, Muntschi, Dschukun, Yergum, Burum, Arago, Tschamba, Igbiri, Batschama, Schilluk, Dinka usw. Leider hört man trotz der Jugendlichkeit der Mission schon von Verlegung und Aufgabe von Stationen, und die Lektüre des anspruchsvollen Reiseberichts Dr. Karl Kumms (Khont — hon — nofer, the lands of Ethiopia. London 1910; vgl. AMZ. 1912, 337) macht keinen befriedigenden Eindruck. Ein Gehilfenseminar ist 1914 in Wukari eröffnet. Um diesem Vormarsche am Binue auch vom Osten aus entgegenzukommen, gründete der australische Zweig unter den Dinka im Gebiete des Gazellenflusses die Stationen Malut, Rowan und Heiban. Es klafft aber zwischen dem West- und Ostflügel der Mission noch eine große Lücke, das gesamte französische Tschad-Schari-Protektorat, das der evangelischen, auch der englischen Mission schwer zugänglich ist. Die Vereinigte Sudan-Mission hat insgesamt in Nigerien 11, im ägyptischen Sudan 3 meist kleine Stationen, wobei die beiden an die südafrikanische Burenkirche abgetretenen Stationen, die aus dem Verbande ausgetreten sind und selbständig verwaltet werden, nicht mitgezählt sind. Von Missionserfolgen kann man noch kaum reden; es sind auf allen 14 Stationen zusammen 112 Getaufte, 27 Taufbewerber und 134 Angeregte. Wertvoll ist, daß fünf Sudansprachen in Schrift gefaßt und in ihnen wenigstens bescheidene Anfänge christlicher Literatur wie Fibeln, Katechismus, kleine Stücke von Bibelübersetzungen vorhanden sind. Kumm ist inzwischen aus dieser Gründung wieder ausgeschieden. Aber die von ihm ausgegebene Losung wird beibehalten, daß die Mission auf diesem größten bisher missionslosen Felde, um den Vormarsch des Islam aufzuhalten, gemeinsam von allen den Freikirchen betrieben werden soll, welche sonst nicht an der Evangelisierung des äquatorialen Afrika mitarbeiten. So steht an der Spitze der Mission ein internationales Komitee mit hochklingenden Namen.

Im Juli 1913 haben die Nigermissionen zum ersten Male in Lokodscha eine gemeinsame Konferenz gehalten, um über die Grundlagen und Grundsätze ihrer Arbeit zu beraten; sie haben eine einheitliche Methode der Schreibung der Eingeborenen-Sprachen angenommen, haben beschlossen, ihr Elementarschulwesen zu verein-

heitlichen, vor der Taufe eine elementare Kenntnis des Lesens zu verlangen, und die landesübliche, nicht auf Lebenszeit bindende Weise der Eheschließung abzulehnen. Sie haben einen Fortsetzungsausschuß gewählt, um die Geschäfte in der Zeit zwischen den Konferenzen weiterzuführen.

5. Ganz im Osten von Nigerien, jenseits des weit verzweigten Nigerdeltas und nach der Grenze der bisher deutschen Kamerun-Kolonie zu liegt ein infolge der Wassermassen der dortigen tropischen Regenzeit außerordentlich wasserreiches, von Flußläufen durchzogenes Gebiet, das wegen seines Reichtums an Ölpalmen und der darauf beruhenden Bedeutung für den Handel früher als das „Protektorat der Ölflüsse" bekannt war. Hier finden wir drei britische Missionen am Werke. Weitaus die bedeutendste ist die sog. Kalabar-Mission der Vereinigten schottischen Freikirche.[1]) Sie wurde 1846 von der „Vereinigten schottischen Presbyterianerkirche" begonnen, die sich 1900 mit der „schottischen Freikirche" zusammenschloß. Ihr Gebiet ist der Kalabarfluß, der größere und reichlich 200 km landeinwärts schiffbare Croßfluß und einige an der Mündung sich mit ihnen zu einem unübersichtlichen Ästuar vereinigende Flußläufe. Dies Gebiet war bis 1842 einer der Hauptsitze des westafrikanischen Sklavenhandels; seit in jenem Jahre durch Vertrag mit der britischen Regierung die Sklavenausfuhr aufgehoben wurde, wurde es ein wichtiges Handelsgebiet. An der Küste und am Unterlaufe der Flußläufe sitzen die am Anfang des 18. Jahrhunderts aus dem Innern hierher vorgestoßenen Efik, welche den Zwischenhandel nach dem Innern zu monopolisiert hatten und ein ähnliches Händlervolk geworden waren wie die Duala in Kamerun. Der schwunghafte Sklavenhandel in früheren Zeiten, der ebenso bedeutende und verderbliche, vielleicht noch gewinnbringendere Branntweinhandel der neueren Zeit, der Besitz zahlloser Sklaven, der mühelose Gewinn des Handels und andere Umstände trugen dazu bei, die typischen Formen westafrikanischer Religion und Sitten bei den Efik besonders entarten und verwildern zu lassen. Die Totenopfer zur Beschaffung eines ausreichenden Geleits für hervorragende Männer, besonders die Häuptlinge, in das Totenreich, die Ermordung der Zwillinge und

[1]) Goldie, Calabar and its Mission. London 1890. Dickie, Story of the Mission in Old Calabar. Edinburgh 1896. AMZ. 1891, 314. 374. EMM. 1896, 385. 437. 485.

die Ausstoßung ihrer Mutter, der überaus häufige Gebrauch des Gifttrankes als Gottesurteil in großen und kleinen Gerichtssachen, überhaupt die grenzenlose Geringschätzung des Menschenlebens verliehen dem ganzen Leben einen barbarischen Zug. Der weitverzweigte religiöse Geheimbund der Egba tyrannisierte obendrein das öffentliche Leben.

Die „Vereinigten Presbyterianer" wurden zu Anfang der vierziger Jahre von ihren westindischen Negergemeinden in Jamaika zur Inangriffnahme dieser Mission gedrängt, da diese damals eben aus der Sklaverei befreiten und in Kirchgemeinden organisierten Neger ihren heidnischen Volksgenossen im finstern Afrika das Evangelium bringen wollten. Die Verbindung der westindischen Neger-Gemeinden mit dieser Mission hat sich leider wenig bewährt. Die Westindier ertrugen das Klima am Kalabar nicht viel besser als die Schotten, und ihre sittliche Widerstandskraft gegenüber der verpesteten und zuchtlosen Atmosphäre des Heidentums ließ viel zu wünschen übrig. Man hat auf ihre Mitarbeit bald verzichtet. Das Klima erwies sich für die Weißen als äußerst aufreibend; die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle in dem meist kleinen Arbeiterkreise war jahraus, jahrein groß — wie in allen westafrikanischen Missionen. Doch wurden gerade von den führenden Missionaren, den Säulen des Werkes, eine ganze Anzahl dem Werke jahrzehntelang erhalten, Hope Waddell, Edgerley Vater und Sohn, Goldie, Anderson, Weir u. a.; sie wurden die Träger der Tradition und hielten die Kontinuität der Arbeit aufrecht. Vier Jahrzehnte hindurch mußte man sich auf die sog. Efikstädte, Duketown, Creektown und Oldtown beschränken, kaum daß 1856 Ikonetu, 1859 Ikorofiong, 35—50 km oberhalb Creektowns für die Missionsarbeit frei gegeben wurden. Die Efik wachten mit Eifersucht über ihrem Handelsmonopol nach dem Inland zu; auch die Missionare durften diese Riegel nicht sprengen. Die Missionsarbeit nahm angesichts des wild entarteten Heidentums vor allem die Gestalt eines langhingezogenen und mühsamen Kampfes gegen die gröbsten Auswüchse des Heidentums und für die Einführung der elementaren Formen der christlichen Kultur an. Nach langen Kämpfen und vielen mühsamen Verhandlungen wurden die wüsten Morde beim Tode der Großen, besonders der Häuptlinge, die Ermordung der Zwillinge und die Ausstoßung ihrer Mutter verboten, eine anständige Kleidung für die Frauen erlaubt und die Sonntagsruhe wenigstens in einigen Efikstädten eingeführt. An

diesen Kampf um die Außenwerke der christlichen Kultur ist in den ersten Jahrzehnten wohl zuviel Kraft gesetzt, von ihren Erfolgen zuviel gehofft. Das ist Aufgabe der Kolonialverwaltung, der zur Durchführung solcher Maßnahmen andere Mittel als der Mission zu Gebote stehen. Daneben wurde die Efiksprache fleißig erforscht und an der Schaffung einer Literatur in ihr gearbeitet; 1862 wurde die Übersetzung des Neuen Testaments von Goldie, 1873 diejenige des Alten Testaments von dem tüchtigen Hebraisten D. Robb vollendet. Durch die Kultivierung ihrer Sprache und die Schularbeit der Mission wurden die Efik in ähnlicher Weise Kulturträger in jenem Gebiete wie die Duala in Kamerun oder die baGanda im Uganda Protektorate. Die geistlichen Erfolge der Mission waren in jenen Jahrzehnten gering; die Gemeinden zählten nur wenig hundert Glieder; der Wirkungsbereich der Mission erstreckte sich in einem schmalen Streifen längs der Flußläufe.

Zu Anfang der achtziger Jahre brach auch für Kalabar die neue Zeit an. 1884 wurde das Gebiet der Ölflüsse zu einem britischen Protektorat erklärt. Das Handelsmonopol der Efik wurde durchbrochen. Entdecker, Händler, Kolonialbeamte — und dann auch Missionare drangen landeinwärts vor, zunächst und vor allem die schiffbare Wasserstraße des Croßflusses aufwärts. Allerdings stand hier die Mission alsbald neuen, großen Schwierigkeiten gegenüber, besonders infolge der volklichen und sprachlichen Zerrissenheit des Hinterlandes. In dem dünnbevölkerten Gebiete östlich vom Kalabarflusse nach der deutschen Grenze zu wohnen zahlreiche kleine, zusammenhangslose Stämme, die stark voneinander abweichende Dialekte sprechen. Den Croßfluß aufwärts kam man nacheinander zu den Ibibio, den Umon, den Ibo, den Ekoi u. a. Man machte dann aber doch die erfreuliche Entdeckung, daß in dem weiteren nördlichen und nordwestlichen Hinterlande bis nach Bonny im Südwesten, dem Niger im Westen und dem Binue im Norden im wesentlichen geschlossen die große Völkerfamilie der Ibo saß, wohl 3 Millionen Seelen stark, eines der großen Sudan-Völker. Der missionarische Vormarsch erfolgte in zwei Etappen, zunächst in den achtziger Jahren den Croßfluß aufwärts nach Ikotana (1884), Emuramura (1890) und dem wichtigen Ungwane (1889). Nur vorübergehend sind noch weiter stromaufwärts Orte wie Akunakuna, Idigibi und Adadama besetzt worden. Nach wichtiger war der zweite Vorstoß vom Croßfluß landeinwärts in das Iboland; auf ihm wurde 1894 Itu am

Enyong Kreek besetzt, der Schlüsselpunkt für den weiteren Vormarsch, einer der wichtigsten Handels- und Verkehrsmittelpunkte des Hinterlandes. Ihm folgte 1907 Arotschuku, der Hauptsitz des Langen Dschudschu, des gefürchtetsten und weitest verehrten, blutdürstigen Fetisches im Ibolande; die Zerstörung seiner blutbefleckten Tyrannis und dann die missionarische Besetzung dieser Hochburg des finstersten Heidentums war ein großer Sieg christlicher Kultur. 1912 wurde auch Uburu besetzt, der größte Marktplatz des Ibolandes, wo an jedem 16. Tage 15000 und mehr Händler aus allen Himmelsrichtungen zusammenströmen. Unter den Pioniermissionaren in wildester heidnischer Barbarei zeichnete sich 40 Jahre lang (1876—1914) die tapfere und selbstverleugnende Mary Slessor aus.

Mary Slessor,[1]) geboren 1848 in Dundee, stammte aus ärmlichen und unglücklichen Familienverhältnissen und mußte schon als Kind mithelfen, den Lebensunterhalt für ihre Mutter und ihre kränklichen Geschwister durch Fabrikarbeit in einer Spinnerei zu erwerben. Im Jahre 1876 wurde sie nach Kalabar ausgesandt. Recht mangelhaft vorgebildet, aber unter der Not des Lebens zu einem Charakter herangereift, hatte sie es auch in der Mission nicht leicht, sich durchzusetzen. Sie paßte nicht in einen wohlorganisierten Missionsbetrieb, wo alle Räder ineinandergreifen. Sie war ihrem Naturell nach Pfadfinderin. Erst fünfzehn Jahre lang in Okoyong am Zusammenfluß des Kalabar- und des Croßflusses, dann acht Jahre lang am Enyong Creek unter den menschenfressenden Ibo, Ibibio und Aro, und dann auf einsamem Vorposten in Odoro Ikpe, immer auf den vorgeschobensten Posten inmitten des finstersten, wildesten Heidentums brach sie für die Mission und die Kultur Bahn. Für sich brauchte sie denkbar wenig. Eine Eingeborenen-Hütte mit der dürftigsten Ausrüstung war ihr Quartier. Die landesübliche Speise der Neger genügte ihr als Nahrung. Ihre Kleidung war ganz schlicht und altmodisch; sie ging auch unter der Tropenglut barfüßig und barhäuptig. Sie war ein kleines, schmächtiges Frauchen, nervös und von Natur furchtsam. Aber sie hatte eine wunderbare Macht über die Gemüter, eine tiefe Einsicht in die Sprache und Denkweise der Eingeborenen, und eine unerschöpfliche Geduld in Palavers und andern Verhandlungen. Sie war unermüdlich, dem Tode preis-

[1]) W. P. Livingstone, Mary Slessor of Calabar. London 1915; volkstümlich The white queen of Okoyong. London 1916.

gegebene Zwillingskinder oder mit dem Giftordal bedrohte Opfer durch tagelange Verhandlungen zu retten, in den verworrenen Rechtshändeln bis auf den Grund durchzudringen und so Recht zu sprechen, daß sich auch die widerspenstigen Wilden davor beugten. Der englische König hat die schlichte Missionarin mit dem Kreuz des Johanniterordens ausgezeichnet.

Hand in Hand mit der Ausdehnung der Mission ging eine innere Erstarkung. Hatten früher einzelne begabte Missionare sich eingeborene Gehilfen ausgebildet, so wurde 1894 in Duketown ein Zentralinstitut, zugleich als Gehilfenseminar und Handwerksschule geschaffen, das Hope Waddell Institut, seither — man kann fast sagen — die Seele der Kalabar-Mission. Die Völker in dem breiteren Küstenstreifen um den Kalabar- und Croßfluß und Enyong Creek aufwärts sind in erstaunlicher Weise aufgewacht. Überall wollen die Städte und die Häuptlinge Kapellen und Schulen, Prediger und Lehrer haben und bringen dafür nach ihren Verhältnissen große Opfer. Es ist feste Sitte geworden, daß sich die Gemeinden ihre Kirchen und Schulen selbst bauen und zu den Gehältern der Helfer beträchtliche jährliche Zuschüsse leisten. Die Mission ist mit der Aufnahme in die Kirchengliedschaft sehr zurückhaltend. Sie zählte 1920: 21917 Getaufte und 6723 Abendmahlsfähige; in 170 Schulen wurden 13465 Kinder unterrichtet.

Westlich von dem Ästuar des Croß- und Kalabarflusses mündet der gleichfalls wasserreiche Kwa Iboe. Auf ihn wurde 1887 die Aufmerksamkeit einiger irischer Freimissionare aus dem Ostlondon-Institut der Familie Grattan Guinneß gerichtet, in deren Hände eine durch einen englischen Kaufmann am Kwa Iboe veranlaßte Bittschrift dort ansässiger Häuptlinge um einen Missionar gelangt war. Missionar Bill ließ sich im Sommer 1887 unter den Ibuno an der Mündung des Kwa Iboe nieder, Bailey folgte ihm 1888 und begann die Arbeit etwas stromaufwärts unter den Ibibio. Da die Arbeit bald größere Anforderungen stellte, bildete sich in der irischen Heimat der Missionare mit dem Vororte Belfast eine eigene Missionsgesellschaft für dies Gebiet, die Qua Iboe-Mission,[1]) jetzt mit einem Jahreseinkommen von etwa 200000 Mark, wovon ein großer Teil in Afrika aufgebracht wird. Man kam hier außer zu den Ibo in den Bereich

[1]) Mc. Keown, 25 years in Qua Iboe. London 1912. — Die Quartalschrift „Qua Iboe-Mission". — AMZ. 1911, 462.

verschiedener zersplitterter Stämme, der Ibuno, Ibibio, Eken, Nsit u. a., die zusammen etwa 1 Million zählen sollen. Es ist ein Vorteil, daß sie alle bequem mit der von den schottischen Missionaren am Kalabar sorgfältig bearbeitete Efik-Sprache erreicht werden, von der die verschiedenen Stammessprachen nur dialektisch abweichen. Im übrigen herrscht hier dasselbe unbändige, entartete Heidentum wie am Kalabar- und Croßflusse, zahllose Menschenopfer beim Tode der Häuptlinge und Großen, Vielweiberei, Sklaverei, eine tyrannische Herrschaft der verschiedenen religiösen Geheimorden, besonders der Egba, Ermordung der Zwillinge, Ausstoßung ihrer Mütter, Lebendigbegraben der Kinder mit der bei der Geburt verstorbenen Mutter usw. Die Qua Iboe-Mission setzte etwa gleichzeitig ein mit dem Vordringen der europäischen Kultur, der Kolonialverwaltung und des Handels von der Küste stromaufwärts und landeinwärts. Das kam ihr zustatten. Sie hatte weitaus nicht eine so lange, mühselige Wartezeit geringer Dinge wie die schottische Mission am Kalabar. Verhältnismäßig schnell konnte sie sechs Stationen anlegen, vier in einer Linie von der Küste landeinwärts den Kwa Iboe hinauf, Nkitea unter den Ibuno in der Nähe der Mündung, Okat unter den Ibibio, Etinan und Enen unter den Enen, zwei weitere Stationen in einer anscheinend missionarisch besonders fruchtbaren Gegend östlich vom Flusse, Ikotobo unter den Eket und Uja unter den Aka. Mit der Gemeindebildung ist es schnell vorangegangen. Die viel jüngere Mission hat in ihren Zahlen die ältere schottische Kalabar-Mission erreicht. Die Statistik von 1916 zählte 14070 Christen, daneben in 200 Tages- und Abendschulen im Durchschnitt 14500 Schüler, und eine schnell wachsende Zahl von etwa 150 Außenstationen. Die Evangeliumsbotschaft läuft eben einfach vor den Missionaren her. Es vergeht fast kein Monat, wo nicht aus neuen Dörfern Bitten um Katechisten und Lehrer kommen, Dutzende von Dörfern bauen sich Kapellen oder Schulhäuser in der Hoffnung, es dadurch leichter zu erreichen, daß die Mission ihnen einen Helfer sendet. Die innere Solidität der Arbeit droht über diesem zu schnellen Wachstum Schaden zu leiden. Mit einem Lehrerseminare ist erst 1913 ein Anfang gemacht. Eine zeitweilig unterhaltene Mädchenanstalt ist wieder eingegangen, als die wenigen ausgesandten Missionsschwestern dem Klima nicht standhielten oder sich verheirateten. Zur Beschaffung der Literatur für Kirche und Schule begnügte man sich meist mit Nachdrucken der Efikbücher, was die Schotten am Kalabar gern gestatteten. Zur Errichtung einer ärzt-

lichen Station oder der Aussendung eines Missionsarztes ist es noch nicht gekommen, obwohl das auch wegen des Auftretens der Schlafkrankheit in diesem Gebiete dringend erwünscht wäre. Es stehen in der Mission 20 meist junge und unordinierte Missionare, von denen nur zwei verheiratet sind, daneben zwei Missionsschwestern.

Wir begegnen in jenem Winkel der Biafrabai noch einer weiteren britischen Mission, den englischen Primitiven Methodisten. Sie begannen zuerst 1870 auf der spanischen Insel Fernando Po, von der 1856 die englischen Baptisten vertrieben waren. Ihre erste Aufgabe war, die zahlreichen dorthin verschlagenen westafrikanischen Christen, besonders die wesleyanischen, zu pastorieren und in Gemeinden zu sammeln. Daneben wandten sie ihre Arbeit auch den in mehrere Stämme zerspaltenen Ureinwohnern, den Bubi zu, unter denen sie nach und nach drei Stationen anlegten (in Banni an der Nordostküste, in Bagodscho an der Carlosbai auf der Westküste, und in Bottlenose nördlich von Bagodscho). Die Spanier sahen die evangelische Mission ungern; Missionar Wilford wurde 1885 gefangen genommen, 1886 auf 4 Jahre verbannt. Die gesammelten Gemeinden sind klein und bestehen meist aus Christen vom Festlande; nur einige hundert Bubi gehören zu ihnen. Die Statistik von 1915 wies fünf Stationen und 750 Christen auf, die von 5 Missionaren und 1 Missionsschwester gepflegt werden. Im Jahre 1890 gingen die Methodisten von der Insel nach dem Festlande hinüber und nahmen hier zwei Missionsbezirke in Arbeit, den östlichsten Strich von Süd-Nigerien am Rio del Rey, der die Grenze zwischen Nigerien und Kamerun bildet, und das Oronland zwischen dem Qua Iboe und dem Croßflusse. Hier haben sie fünf kleine Stationen gegründet, die insgesamt 1916 nur 1686 Getaufte zählten; in ihren Schulen sind einige tausend Schüler. Fast zwei Jahrzehnte zeigte die Mission keine Zeichen starken Wachstums; während der letzten Jahre ist indessen ihre Missionskraft an Männern und Mitteln erheblich gestiegen; sie haben deshalb ihre Arbeit, nicht gerade rücksichtsvoll gegen ihre Nachbarn, ausgedehnt. Zumal mit dem nur mit Afrikanern besetzten Niger-Delta-Pastorat gab es unerfreuliche Reibungen. Aber das Feld ist so weit und die Aufgabe so groß, daß man jeden Zuwachs der Missionskraft dankbar begrüßen muß.

6. Britisch Nigerien hat unter verschiedenen Gesichtspunkten die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde wie der Kolonialpolitiker auf sich gezogen. Es ist eine der Kolonien in Afrika, welche während

des letzten Jahrzehnts einen besonders erstaunlichen Aufschwung erlebt haben. Sir Fred. Lugard, der im September 1912 als Gouverneur hinausgesandt wurde, um die „Amalgamation" von Nord- und Süd-Nigerien ins Werk zu setzen, hat ein großes Verdienst darum. Allerdings leitete er auch eine bestimmte und eigenartige Kolonialpolitik ein und führte sie in Nord-Nigerien durch. Hier fand er ein unter den Fulbe-Sultanen, wahrscheinlich bereits auf den Grundlagen des noch viel älteren Songhaireiches, im ganzen gut verwaltetes Land vor; er hielt es für das angemessene, sich diese einheimische Verwaltung weitgehend zunutze zu machen und eine „indirekte Verwaltung" durch die Vermittlung der bodenständigen Instanzen einzurichten. Im Zusammenhang damit wünschte er den einheimischen Stammeszusammenhang, das Leben, Sitten und Bräuche der Eingeborenen zu erhalten und die auflösenden und zersetzenden Einflüsse der in das Land strömenden Kultur möglichst fern zu halten. Unter diesem Gesichtspunkte glaubte er auch die christliche Mission, die er in den heidnischen Bezirken und in Süd-Nigerien gern sah und beförderte, in Nord-Nigerien einschränken zu müssen. Zur Zeit der Unterwerfung der mohammedanischen Emirate war diesen ausdrücklich zugesichert worden, daß die britische Verwaltung sich in ihre Religion nicht einmischen wolle. Nun ist in den von ihnen beherrschten und kultivierten Gebieten das ganze Leben von islamischen Gedanken und Sitten durchzogen, in den Gerichtshöfen wird nach islamischem Recht geurteilt; es fanden sich in Nord-Nigerien wohl an 25 000 sog. Koranschulen mit wenigstens $^1/_4$ Million Schülern. Ihr bestes Produkt sind die Mallam, Männer leidlich erfahren im Arabischen, dem Koran und seinen Kommentaren, aus deren Reihen die Beamten der Eingeborenen-Verwaltung und die Richter in den einheimischen Gerichtshöfen genommen werden. Ab und an findet man unter ihnen Männer von gründlicher Kenntnis der arabischen Literatur und einer Neigung zur Gelehrsamkeit. Man befindet sich hier eben auf dem Boden einer bodenständigen, volkstümlichen Kultur, die grundverschieden ist von den barbarischen Verhältnissen des heidnischen Sudan. Beide Gesichtspunkte, die Rücksicht auf den argwöhnisch empfindlichen Islam der Fulbe und Haussa, und der Wunsch, das einheimische Stammes- und Volksleben möglichst unversehrt zu erhalten und die „indirekte Regierung"[1]) mit weitgehender Selbst-

[1]) Der leitende Gedanke von Lugard's indirektem Regiment' ist, daß die Verwaltung zum großen Teile in den Händen von einheimischen Richtern, Häupt-

verwaltung darauf aufzubauen, führten dazu, die Missionsarbeit in den moslemischen Gebieten Nord-Nigeriens zu erschweren, wo nicht ganz unmöglich zu machen. Diese eigentümliche Politik, die in Nigerien ein Musterbeispiel schaffen will, das dann auch in andern Kolonien nachgeahmt werden soll, hat in C. L. Temple, einem Lieutenant Governor von Nord-Nigerien, einen beredten Anwalt gefunden:[1]) Er behauptet, die britische Politik müsse möglichst darauf ausgehen, das eingeborene afrikanische Leben in seiner geschlossenen Stammesorganisation und seinem kommunalen Wirtschaftsbetriebe zu erhalten, die Autorität der Fürsten und Häuptlinge zu stärken und ihre selbständige Gerichtsbarkeit anzuerkennen. Dieses afrikanische sozialkommunistische Stammesleben sei eben ein eigenartiger Typus der Menschheitsgesellschaft und ihm drohe eine tödliche Gefahr durch

---

lingen und Dorfältesten liegt; diese erhalten entweder ein festes Gehalt oder eine angemessene Steuerquote, so daß sie nicht auf Bestechungsgelder angewiesen sind. Die Bauern schätzen das billige und regelmäßige Steuersystem. Ein „Erlaß für Land- und Eingeborenen-Rechte" sichert jedem Eingeborenen seinen Landbesitz so lange zu, als er seine Steuern richtig zahlt. — Gerade in bezug auf Nord-Nigerien sind von kolonialpolitischer Seite auch in der einschlägigen Kolonialliteratur erhebliche Bedenken gegen die Zulassung der christlichen Mission in den mohammedanischen Teilen des Landes erhoben worden. Besonders peinlich war es den Vertretern der Mission, als der bekannte Vorkämpfer gegen die Kongogreuel E. D. Morel, allerdings nach einem nur flüchtigen Besuche im Lande, seine Stimme gegen sie erhob. Er verfocht vor allem drei Gründe: a) Die Mission sei am meisten geneigt, „gegen die einheimischen Sitten unduldsam zu sein, die einheimische Religion zu reizen, und das einheimische Recht geringschätzig zu behandeln". b) Das Christentum sei die Religion der weißen Herrenvölker und schon deshalb von den unterjochten Völkern durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden; deshalb sei der Islam für den braunen Mann geeigneter. c) Bei dem gegenwärtigen Stande des wilden afrikanischen Lebens sei die Polygamie eine unentbehrliche soziale Ordnung. (Morel, Nigeria, its people and its problems. London 1911.) Allein bei dem ohnehin unaufhaltsamen Einstrom der Kultur in dem heidnischen und moslemischen Afrika ist gerade die eine gegenseitige Verständigung und Vermittlung suchende christliche Mission unentbehrlich. Der kulturelle Abstand der Schwarzen von den Weißen berechtigt sicher nicht, die Schwarzen der sterilen, sittlich nicht förderlichen Religion des Islam preiszugeben. Und die Vielweiberei war eine mögliche soziale Einrichtung, solange die beständigen Stammeskriege und die Sklaverei den stärkeren Völkern eine Überzahl von Frauen zuführte; sie führt zu schweren sittlichen Unzuträglichkeiten, seit die Aufhebung der Sklaverei und die Aufrichtung des Landfriedens eine annähernde Gleichzahl der Geschlechter hergestellt hat. Und das Märchen, daß polygame Ehen kinderreicher seien als monogame, ist durch die Tatsachen widerlegt.

[1]) Native Races and their Rulers. Kapstadt 1918.

das Eindringen der entgegengesetzt orientierten europäisch-angelsächsischen individualistisch-demokratischen Kultur, die so lange wie irgend möglich von diesen afrikanischen Schutzstaaten ferngehalten werden müsse. Die einflußreichsten Träger dieses abendländischen Individualismus seien aber die Missionare, die also mit ihrer Arbeit geradezu zersetzend auf das afrikanische Stammesleben einwirken müßten. „Allerdings kann ein europäischer Händler oder Notar, der seinen Wohnsitz mitten in einer großen Eingeborenenstadt aufgeschlagen hat, einen noch zersetzenderen Einfluß ausüben als eine Missionsstation. Aber die Regierung kann ihre Angestellten kontrollieren und erziehen und kann die Weißen von den Eingeborenen absondern; aber sie kann die Missionare weder erziehen noch absondern . . . Außer den Bezirksamtmännern, deren Stellung derjenigen der Missionare ähnlich ist, üben alle andern Europäer ihren Beruf ohne direkte Berührung mit den Eingeborenen aus; nicht so der Missionar. Wenn man ihm zumuten wollte, auch nur ein paar Kilometer entfernt von jeder Eingeborenen-Hütte sich anzusiedeln, könnte er gerade so gut wieder nach Hause gehen. Er muß durchaus inmitten der Eingeborenen und mit ihnen leben." „Ich wage zu prophezeien, daß, wenn die Politik, die Eingeborenen-Einrichtungen zu erhalten, maßgebend wird, die Missionsgesellschaften sich überzeugen werden, daß die Regierung, vielleicht widerstrebend, aber doch im besten Interesse der Eingebornen, sich genötigt sehen wird, den Bereich ihrer Tätigkeiten im wachsenden Maße, wenigstens zeitweilig, einzuschränken." Temple fügt dann allerdings hinzu: „Wenn die Missionsgesellschaften anerkennen wollten, daß ein Eingeborener, ehe er ein guter Christ werden kann, ein guter Bürger werden muß, daß er sich, um ein guter Bürger zu werden, Rassenstolz, Patriotismus und Stammeszucht aneignen muß, und daß er diese Dinge sich nur dadurch aneignen kann, daß wir ihm Gelegenheit bieten, sich in seinen eigenen Rassen- und Stammeslinien, nicht in unseren, für ihn fremdartigen und unnatürlichen Entwicklungslinien zu entfalten; wenn also die Missionsgesellschaften ein Bollwerk statt eine Gefahr für die Kolonialverwaltung würden, dann würde sich die Lage von Grund aus verändern." Das ist ein schwacher Trost, denn diese vielen Wenns verklausulieren die Missionsarbeit so unerträglich, daß sie, zumal in Ländern mit überwiegend islamischem Einfluß wie Britisch-Nord-Nigerien, fast undurchführbar sind. Tatsächlich ist in Britisch-Nigerien die Kolonialpolitik der britischen

Regierung den Missionen fast ebenso hinderlich, um nicht zu sagen, feindselig wie die französische in dem angrenzenden französischen Kolonialreich am mittleren und oberen Niger. Allein auch abgesehen davon fordert die Temple'sche These zum Widerspruch heraus. Allerdings ist es nützlich, wenn britische Kolonialbeamte den Gegensatz der Grundstruktur der angelsächsischen Kultur mit ihrem ausgeprägten Individualismus und ihrem rücksichtslosen Kampf ums Dasein gegen die Grundformen des afrikanischen Lebens mit seiner Gebundenheit an den Clan und die Stammessitte deutlich erkennen. Aber deshalb ist es doch ein vergebliches Unterfangen, den Afrikaner künstlich auf einer Kulturform und in einer Anschauungswelt festzuhalten, die von allen andern Rassen in früheren Entwicklungsstadien auch geteilt wurde, aber von ihnen längst überwunden ist. Die vorgeschichtliche Sippengebundenheit wird auch in Afrika angesichts der neuen Zeit überwunden werden. Was soll dann aber an die Stelle der alten Lebensformen treten?

Es hing wohl mit der weitgehenden, nicht gerade vertrauensvollen Rücksicht auf die moslemischen Empfindlichkeiten zusammen, daß während des Weltkrieges die Missionsarbeit noch peinlicher als sonst beschränkt wurde. Für den Bau von Schulen und Krankenhäusern wurde kein Land hergegeben. Schulen durften nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Generalgouverneurs eröffnet werden. Polikliniken durften nur betrieben werden, wenn ein vollqualifizierter Arzt sie leitete. Und man scheint in den Kreisen der Kolonialverwaltung nicht übel Lust zu haben, diese drückenden Bestimmungen auch über den Friedensschluß hinaus bestehen zu lassen.

Nigerien ist der Teil von Westafrika gewesen, in dem die britische Politik den Kampf gegen die Branntweineinfuhr am energischsten und bisher am erfolgreichsten aufgenommen hat. In Nord-Nigerien hatte die Königliche Nigergesellschaft die Branntweineinfuhr von Anfang an verboten, und da die Brüsseler Akte von 1892 festsetzte, daß, wo sie bis dahin verboten sei, sie fortan nicht mehr eingeführt werden dürfe, so blieb es bei dieser Sperrung Nord-Nigeriens. Aber in Süd-Nigerien war die Kolonialverwaltung um so mehr auf dem reichen Ertrag der Branntwein-Einfuhrsteuer angewiesen. Er betrug noch 1912: $34\frac{1}{2}\,\%$ des gesamten Einkommens der Kolonie. Im Jahre 1913 wurden $3\frac{2}{3}$ Gallonen (à $4\frac{1}{2}$ Liter) zu 50 % Tralles eingeführt und brachten 1 120 000 £ Steuern. Allerdings hatte eine unter dem Vorsitz des Lord Crewe tagende Untersuchungskommission

über die Wirkung des Branntweinhandels kein positives Ergebnis erbracht, da sie die zweifellos bei der Küstenbevölkerung vorhandenen körperlichen und geistigen Entartungserscheinungen großenteils aus anderen Ursachen, besonders dem Überhandnehmen venerischer Krankheiten, glaubte erklären zu können. Zudem war in Interessentenkreisen die Meinung weit verbreitet, daß man mit dem Verbot der Branntweineinfuhr die Rentabilität und den Wohlstand der Kolonie auf das Spiel setze. Andererseits wurde in den maßgebenden Kolonialkreisen die Anschauung vertreten, daß mit dem fast ausschließlich vom Kontinent, zumal aus Deutschland, kommenden Branntwein dem legitimen britischen Handel töricht Konkurrenz gemacht werde; mit dem Wegfall des Branntweins würden in demselben Betrage englische Güter von höherem Kulturwerte gekauft werden; und die üble Nachrede infolge der hohen Branntweinsteuer-Einkünfte sei ein Flecken auf Englands Ehre. Lugard versuchte den Branntwein-Import zunächst dadurch einzudämmen, daß er den Einfuhrzoll bis zu anscheinend unmöglichen Preisen erhöhte. 1901 betrug er nur 3 sh auf die Gallone; 1905 wurde er auf $3^1/_2$ sh, 1912 auf $5^1/_2$ sh, 1915 auf $7^1/_2$ sh, 1918 auf 10 sh erhöht; d. h. auf einem Liter Branntwein lag schließlich 2,50 Mark und mehr Einfuhrzoll, mehr als das Fünffache des Wertes. Das Überraschende war, daß der Handel diese drückende Steuer anscheinend ohne Beschwerde ertrug, die Preise gingen nur entsprechend in die Höhe, die Ware ging ebenso reißend ab und wurde auf den verbesserten Verkehrswegen, besonders auf der Lagos-Kano-Eisenbahn nur um so weiter landeinwärts verschleppt. Im Jahre 1917 wurde ein strenges Branntwein-Gesetz erlassen. Danach wurde die Kolonie in drei Zonen eingeteilt, die „verbotene", die „unter Lizenz" stehende, und die „eingeschränkte". „Verboten" ist ganz Nord- und Ost-Nigerien östlich vom Niger; „unter Lizenz" stehen nur die kleine eigentliche alte „Kolonie" um Lagos, die Küstenstädte, Onitscha und ein Streifen von einer halben Meile Breite zu beiden Seiten der Eisenbahnen. Das ganze übrige Land ist „eingeschränkt". In Verbindung mit diesem Gesetz und infolge der Schiffsraumnöte, die jahrelang den Branntwein-Export fast unmöglich machten, ist ein jäher Sturz der Einfuhr eingetreten; von 1140000 £ im Jahr ist die Einfuhrsteuer auf Branntwein im Jahre 1917 auf £ 89000 gefallen; sie machte 1917 nur noch 2,8 %, 1918 sogar nur noch $1^1/_4$ % des Gesamt-Einkommens aus. Hier scheint also an einem entscheidenden Punkte die Schmach des Branntweinhandels beseitigt zu werden.

In allen westafrikanischen Kolonien treten Schul- und Erziehungsfragen immer stärker in den Vordergrund und beschäftigen die Gemüter lebhaft. In dem weitaus größten Teile Nigeriens fand Lugard bei der Durchführung der „Amalgamation“ 1914 noch durchaus werdende und unzureichende Zustände vor. Im großen ließen sich die bereits bestehenden Schulen in drei Gruppen einteilen: einmal die bereits erwähnten ca. 25000 Koranschulen mit etwa $^1/_4$ Million Schülern, die eine fremdartige, mittelalterliche Bildung pflegen und für eine moderne Kolonialverwaltung nicht in Betracht kommen. Zweitens die 49 Schulen in Süd-Nigerien und 3 Schulen in Nord-Nigerien mit insgesamt kaum 5000 Schülern, welche die Regierung eingerichtet hatte, in erster Linie zu dem Zwecke, für ihre Verwaltung ein ausreichend vorgebildetes Beamtenpersonal aus dem Lande zu ziehen. Drittens 12500 Schüler in „subventionierten“ und 20—30000 in „nichtsubventionierten“ Missionsschulen in Süd-Nigerien und 43 Missionsschulen in Nord-Nigerien. Die nichtsubventionierten Schulen waren teils kleine Buschschulen, bei denen der religiöse bezw. biblische Unterricht so im Vordergrunde stand, daß daneben in den andern Fächern nur mäßiges geleistet wurde. Im allgemeinen waren die Resultate dieser Schulen gering, das Lehrerpersonal unzureichend und die Ausrüstung dürftig. Teils waren es auch „wilde“ Schulen, welche unternehmende Farbige, die vielleicht selbst kaum lesen und schreiben konnten, in den Städten und Dörfern des Küstengebietes eingerichtet hatten, um den erwachenden Bildungshunger der Eingeborenen in ihrer Weise auszunützen. Dabei fehlte es an Schreibern, Unterbeamten und Lehrern aller Art mit einer auch nur einigermaßen ausreichenden Vorbildung, und es machte sich ein unkontrollierbarer Geist des Widerspruchs, der Ablehnung aller Autorität, des Verfalls des Familienlebens, kurz allgemeiner Zuchtlosigkeit geltend, der dadurch nicht sympathischer wurde, daß er sich in das Gewand des Patriotismus und des Rassegegensatzes gegen die Weißen kleidete. Lugard veröffentlichte nach sorgfältigen Vorarbeiten im Dezember 1916 einen Schulerlaß (Ordinance with Regulations), in dem er drei Hauptarten von Schulen festlegte: Landschulen (Rural schools) für die bäuerliche Bevölkerung mit mäßigen Anforderungen in den Elementarien, den landesüblichen Handwerken, Ackerbau, Landeskunde, Gesundheitslehre und etwas englischer Umgangssprache, in Nord-Nigerien dazu Umgangs-Haussa; Technische Schulen (Technical schools) zur Heranbildung des Hilfspersonals für

Eisenbahn, Industrie, Post und Kaufhäuser; und Provinzialschulen (Provincial schools), im Durchschnitt in jeder der 22 Provinzen eine, zur Erziehung von Lehrern, Handelsgehilfen, Unterbeamten und anderen, die eine weitergehende Bildung brauchen. Für alle Schulen sollen sieben Grundsätze maßgebend sein: a) Das Hauptziel ist die Bildung des Charakters; auch bei der Berechnung des Regierungszuschusses soll darauf Wert gelegt werden. b) Religion, und zwar ebenso das Christentum wie der Islam, ist ein so wertvolles Erziehungsmittel, daß es neben bloß moralischer Erziehung herangezogen werden soll. c) Die Zahl der Lehrer soll in einem gesunden Verhältnis zu der der Schüler stehen, und sie sollen ein ausreichendes Gehalt bekommen, um ihnen ihren Beruf anziehend zu machen. d) Alle Schulen, von wem sie auch eingerichtet werden, sollen in ihren Methoden, ihrer Zucht und ihren Lehrgegenständen einander ähnlich sein. e) Außer den üblichen Schulen sollen Abendklassen, Fortbildungskurse u. dgl. eingerichtet werden. f) Die Regierung soll alle Schulen, auch die nicht subventionierten, unter ihrer Kontrolle haben. g) Alle Schulen sollen nach Möglichkeit den wirklichen Bedürfnissen der Schüler angepaßt werden.

Die Schulordnung verfolgt gesunde Ziele und schlägt brauchbare Methoden vor; sie ist deswegen im allgemeinen von den Missionen mit Befriedigung aufgenommen worden. Dabei ist nicht zu verkennen, daß sie ein Versuch ist, der goldenen Freiheit der Missionen auf diesem Gebiete ein Ende zu machen und ihre umfangreichen Bemühungen in den Dienst der allgemeinen kolonialen Zwecke einzugliedern. Das ist überall mit der fortschreitenden Aufschließung der Kolonien vielleicht unvermeidlich. Aber es markiert eben den Übergang in eine andere Entwicklungsstufe der missionarischen Arbeit. Zudem regt die neue Schulordnung wohl das Bildungsstreben mächtig an; aber diese Schulen sind doch eben vorwiegend auf die Vorbereitung zur Anstellung im Regierungsdienst und im Handel eingestellt. Die Abschlußprüfungen sind schwer; nur die wenigsten genügen den dafür gestellten Ansprüchen. Weitaus die meisten erreichen also schließlich das Schulziel nicht. Viele halbgebildete, aber anspruchsvolle und aufgeblasene Jünglinge lungern unzufrieden im Lande umher. Dabei gehen die Gehälter reißend in die Höhe; die Missionsangestellten werden in wachsender Zahl von den bescheidenen, geringer besoldeten Stellungen in den Schulen und Kapellen weggelockt, zumal ihnen in anderem Dienst obendrein die schrankenlose Freiheit winkt.

Die Missionen in Ober-Guinea.

In den statistischen Übersichten sind im allgemeinen die Tabellen der „World Statistics of Christian Missions“ New York 1916 zugrunde gelegt, da sie die letzte einigermaßen zuverlässige Zusammenschau darstellen. Ihre Lücken sind aus den Jahresberichten der Missionsgesellschaften und anderen Quellen ergänzt.

	Missionare	Missions-Schwestern	Miss.-Ärzte	Haupt-Stationen	Ordinierte Eingeborene	Eingeborene Helfer	Christen	Kommuni-kanten	Schulen	Schüler
Senegal:										
Pariser Miss.-Ges. . . .	2	—	—	1	—	2	25	25	2	80
Gambia:										
Wesleyaner	2	—	—	2	2	11	1047	842	5	654
Franz. Westafrika:										
Rio Pongas Mission . .	—	—	—	4	4	—	500	—	—	—
Sierra Leone:										
Anglikaner	2	3	—	21	36	157	11667	6752	70	4018
Wesleyaner	6	—	—	12	24	124	10729	6931	49	2750
Christ. Miss. Aliance . .	5	6	—	6	—	11	25	25	10	342
Vereinig. Brüder in Christo	10	9	1	6	6	63	2017	1017	31	1279
Sierra Leone-Mission . .	1	—	—	1	1	—	1205	607	10	532
Liberia:										
United Lutheran Church in America	8	3	—	2	—	22	250	250	2	142
Bisch. Meth. Nord-Amerika	5	5	—	6	40	108	11557	6983	31	2293
Bisch. Mth. Frauen-M.-Ges.	—	4	1	1	—	—	—	—	1	56
Prot. Episc. Church Am. .	—	3	—	1	26	58	2450	2450	47	1536
Vereinigte Brüder Am. .	3	1	1	2	—	5	—	—	2	78
Nat. Bapt. Konvent. Am. .	1	3	1	3	—	—	—	—	—	—
Afr. Bisch. Meth. Kirche Am.	33	2	—	—	—	—	—	—	1	30
Wesl. Meth. Konnexion Am.	3	5	1	3	—	6	54	54	2	50
Westafr. eingb. Bapt.-Kirche	—	—	—	—	10	47	8251	2575	20	1434
Chr. Women's Board Am.	—	1	—	1	—	1	16	4	1	39
Goldküste:										
Basler Mission	58	7	2	20	22	244	25854	12533	150	8005
Wesleyaner	9	5	—	18	33	611	84735	21676	175	11062
Anglikanische Kirche . . .	7	4	—	4	6	21	3890	858	4	446
Togo:										
Norddeutsche Miss.-Ges.[1] .	30	9	—	9	6	193	16663	11302	184	7311
Basler Miss.-Ges.	3	—	—	—	—	—	—	—	1	13
Wesleyaner	—	—	—	1	2	14	341	254	9	555
Nigerien:										
Church Miss.-Soc. . . .	36	25	—	75	71	784	51750	14767	343	24200
Wesleyaner	12	—	—	7	22	227	10459	6563	84	4050
Am. Südl. Bapt. Konvent. .	7	1	2	4	2	34	1320	1320	21	560
Sudan Interior-Mission .	19	4	2	14	?	?	11800	800	10	60
Ver. Schott. Freikirche . .	21	11	3	9	4	244	10792	1100	103	7144
Primit. Meth.-Mission . .	5	3	—	5	2	15	3412	1100	1	55
Kwa Iboe-Mission . . .	14	2	—	6	7	197	11334	3350	203	13455
Vereinigte Meth.-Kirche .	1	—	—	1	9	34	4262	2494	16	993
Vereinigte Sudan-Mission .	31	11	4	10	—	16	232	30	12	295
	335	127	18	256	333	3249	286637	106462	1600	93317

[1]) Zwei Stationen lagen in der Goldküsten-Kolonie.

B. Niederguinea.

1. Kamerun.

Die bisherige deutsche Kolonie Kamerun hatte seit der Gebietserweiterung durch das Marokko-Abkommen vom 4. November 1911 eine Grundfläche von 750000 qkm, war also 1½ mal so groß wie das Deutsche Reich; sie zählte aber nur 3778700 Einwohner. Der innere Winkel der großen Guineabucht, in dem Kamerun liegt, gehört zu den feuchtheißesten Gebieten der Erde. Die durchschnittliche Jahrestemperatur an der Küste beträgt 25—26° C. Die Regenmenge beträgt an der Küste 3—4 m, an den überaus regenreichen Abhängen des Kamerun-Berges im Bezirk von Debundscha sogar 10 m, (gegen 500 mm Jahresdurchschnitt Deutschlands). In dieser ungesunden Treibhaustemperatur gedeiht eine üppig wuchernde Vegetation; aber auch die den Menschen so gefährliche und lästige Kleintierwelt, die Fliegen, Moskiten und Bazillen, wuchern in unerschöpflicher Fülle. Wir unterscheiden in den der Küste näherliegenden Teilen der Kolonie, die bisher allein Gegenstand der Mission gewesen sind, drei Landstriche. Längs der Küste zieht sich eine meist nicht breite, heiße, zum Teil sumpfige Küstenebene hin, in der an Zahl schwache Stämme wie die Duala (30000 Seelen), die Mabea u. a. wohnen, die trotz großer sittlicher Defekte durch Monopolisierung des Zwischenhandels und Aufrichtung von Verkehrssperren nach dem Innern zu eine unverhältnismäßige Bedeutung bekamen. Dahinter zieht sich, im Durchschnitt 150—200 km breit, ein großer Urwaldgürtel hin, echter äquatorialafrikanischer Urwald, wie er aus Stanleys Schilderungen bekannt ist: zwischen den gewaltigen Baumriesen ein dichtes Unterholz, und das Ganze durchzogen und beinahe unpassierbar gemacht durch zahllose, kreuz und quer laufende Schlingpflanzen, das Blätterdach so dicht, daß die Sonne selten bis zum Boden durchdringt; in dem Halbdunkel herrscht eine moderige Luft von den massenhaft verwesenden Pflanzenstoffen. In dieser Waldwildnis wohnen nur spärlich schwache Stämme, die sich hierher vor dem Anprall erobernder Herrenvölker geflüchtet haben. Tritt man nach mühsamer, zwölf bis fünfzehntägiger Wanderung aus dem Urwald heraus, so befindet man sich auf einer im Durchschnitt zwischen 700 und 1500 m hohen Ebene, die, sanft gewellt, nur in weiter Ferne von einzelnen, seltsam geformten Bergen oder von Bergketten überragt ist. Üppiges Gras bedeckt weiteste Flächen, Wald findet sich nur in den Talfalten oder

an den Berghängen. Eine frische, in den Nächten manchmal geradezu kühle Luft streift darüber hin, ein Labsal für den in der feuchtheißen Ebene erschlafften Weißen. Hier wohnen kräftige, zum Teil an Zahl und Kriegstüchtigkeit starke Völker, die Bali, die Bamum, die Wute, die Tikar, die Bule, die Yaunde u. a.

Kamerun wird von zahlreichen und verschiedenartigen Stämmen bewohnt. Man bekommt vielleicht am schnellsten einen Überblick über sie, wenn man sich die Geschichte der Besiedelung vergegenwärtigt. Ursprünglich ist wohl das ganze Gebiet von Bantuvölkern bewohnt gewesen, unter denen zerstreute Haufen von Zwergstämmen als Jäger in den Wäldern hausten. Im Graslande schoben sich aus dem Sudan, also von Norden und Nordwesten her, nigritische Sudanvölker vor und nahmen den größeren Teil der hohen, gesunden Weideländer in Beschlag, die schwächeren Bantustämme teils nach Süden vor sich her, teils zur Seite in die Urwälder und nach der Küstenebene hinunterschiebend. Solche Sudanvölker sind die Bali und Bamum, die Laka und Baia, die Wute und Tikar. Ihre Infiltration scheint langsam, ohne heftige Kämpfe vor sich gegangen zu sein. Um 1825 unternahm es der moslemische Mallam Adama, Feldherr des großen Fulbe-Sultans in Sokoto, die weiten fruchtbaren Gebiete südlich vom Binue für seinen Herrn zu erobern und dem unförmlich und schnell wachsenden Fulbereiche von Sokoto einzuverleiben. Mit Feuerwaffen ausgerüstet und mit Pferden versehen, waren diese Fulbehorden unwiderstehlich und unüberwindlich, soweit nicht Urwälder, Sümpfe und Bergländer ihren stürmischen Vormarsch aufhielten. Sie schüttelten alle Völker im Lande durcheinander. Das offene Land nahmen sie meist in Besitz und gründeten zahlreiche islamische Lamidoschaften, die bei dem schnellen Verfall des Sokotoreiches in einer losen Abhängigkeit von dem Emir von Yola standen. Die früheren Herren des Landes wurden teils unterworfen und islamisiert, teils wurden sie in großen und kleinen Völkersplittern in die Bergländer, in die Sümpfe und vor allem in die Wälder und die Landschaften am Rande des Urwaldes getrieben, wo sie sich in tapferem Kampfe behaupteten. So ist also das hohe, freie Grasland von Inner-Kamerun, das nach jenem Feldherrn Adama sogenannte Adamaua, fast ganz islamisch. Dagegen an der Küste, im Urwaldstreifen und in den an den Urwald angrenzenden Landschaften, wohnen dicht gedrängt zahlreiche starke und schwache Heidenvölker. Sie hauptsächlich sind bisher das Missionsobjekt gewesen.

Die Mission wurde von der Küste her in Angriff genommen, und zwar auch in jenem fünften Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, als Westafrika so wirksam in den Vordergrund des missionarischen Interesses rückte. Englische Baptisten[1]) hatten auf der damals nur nominell in spanischem Besitz befindlichen Insel Fernando Po 1841 eine Mission begonnen; 1844 zog von dort der sprachbegabte Missionar Merrick nach der nur 30 km entfernten Bimbia-Küste hinüber, 1845 ließ sich Alfred Saker in Bonaku am Kamerunästuar nieder und gründete die Missionsstation Bethel; 1858, als die Spanier die Insel Fernando Po tatsächlich in Besitz nahmen und die Predigt des Evangeliums verboten, führte Saker die kleine hauptsächlich aus Sierra Leone-Leuten und neuerdings befreiten Negersklaven gesammelte Gemeinde nach Kamerun herüber und siedelte sie in dem von ihm sogenannten, wunderbar schön gelegenen Viktoria an der Ambasbai an. So wurde Kamerun für vier Jahrzehnte (bis 1885) ein Missionsfeld der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft. Sie gründete außer Bethel und Viktoria noch drei kleine Stationen, Bellstadt in Duala, Bonaberi an der Wuri-Mündung und Bakundu ba Namwili am unteren Mungo. Sie hatte auch zumal in dem vielseitig begabten Alfred Saker einen tüchtigen Pionier. Saker übersetzte trotz nicht großer linguistischer Begabung und unzureichender wissenschaftlicher Schulung die ganze Bibel ins Duala (1868) und verfaßte einige Schriften für die Kirche und Schule. Er war unermüdlich tätig, einfache Handwerke einzuführen und Duala darin anzulernen; er führte auch Sämereien, Kulturpflanzen und Sträucher ein. Kurz, er hatte die praktische Angriffigkeit und den gesunden Menschenverstand, die für afrikanische Pfadfinder so wichtig sind. Aber mit seinen Mitarbeitern war es schwach bestellt. Der begabte Merrick, ein westindischer Mulatte, der ein brauchbares Wörterbuch der Isubusprache verfaßt hat, starb schon 1849. Grenfell und Comber waren nur kurze Lehrlingsjahre im Lande. Andere starben schnell dahin, und auf den umfassenden Nachschub, den der Betrieb einer soliden Mission in diesem tödlichen Klima erfordert, war die englische Missionsleitung nicht eingerichtet. Dazu waren der Arbeit enge Schranken gezogen. Die Duala wachten mit Eifersucht über ihrem Vorrecht des Handels mit den Inlandstämmen und wollten auch der Mission die Anknüpfung

---

[1]) Underhill, Alfred Saker, Der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun. Dsch. Hamburg 1885. — Saker, Alfred Saker. London 1908.

von Verbindungen dorthin nicht gestatten. Der auf der Station Bakundu sitzende Mulattenmissionar Richardson konnte sich dort nur mit großer Mühe behaupten und mußte zeitweilig seine Verbindungen auf schwierigen Umwegen nach Viktoria suchen. An treuer, ausdauernder Pflege der Gemeinde und Schule scheinen es die Missionare haben fehlen zu lassen; bei der Übergabe der Mission 1886 waren nur 203 Kirchenglieder und in 2 Schulen 368 Schüler vorhanden, und weder die Gemeinden noch die Schulen befanden sich in befriedigendem Zustande. Als Alfred Saker 1879 mit geschwächter Gesundheit das Land verlassen hatte, fehlte es an richtiger Leitung. Nun nahmen die Deutschen Kamerun in Besitz, obgleich die englischen Missionare um Hissung der britischen Flagge gebeten hatten. Mit der deutschen Verwaltung sollte an Stelle des bisher üblichen Englischen in den Schulen die deutsche Sprache eingeführt werden. Und die Deutschen griffen mit strenger, manchmal harter Hand zu, um in den verfahrenen Verhältnissen von Duala Ordnung zu schaffen. Da obendrein die englische Baptisten-Mission eben damals die neue, große und kostspielige Arbeit am Kongo begann, so wünschte sie die Kamerun-Mission an eine deutsche Gesellschaft abzutreten. Mit schwerem Herzen und auf Grund ihrer reichen Erfahrung auf der Goldküste in voller Erkenntnis der großen Schwierigkeiten trat an ihrer Stelle am 23. Dezember 1886 die Basler Missionsgesellschaft ein.

Die Basler Mission [1]) mußte fast von vorn anfangen; sie übernahm von den Baptisten allerdings die Gebäude und Liegenschaften, also die Stationen Bethel-Bonaku, Viktoria und das in Trümmern liegende Bonaberi, das 1889 wieder in Angriff genommen wurde. Aber die an straffe Zucht nicht gewöhnten und wohl obendrein im letzten Jahrzehnt verwilderten Gemeinden sagten sich schon 1887 los, dem Namen nach wegen ihres baptistischen Bekenntnisses, in Wirklichkeit weil sie sich unter die straffe, geordnete Kirchenzucht der Basler nicht beugen mochten. Auch auf dem Gebiete des Schul-

[1]) W. Schlatter, Geschichte der Basler Missionsgesellschaft. Bd. III, 213—330. Würz, Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben. Basel 1902. — Steiner, Kamerun als Kolonie und Missionsfeld. Basel 1909. — Paul, Die evang. Mission in unsern Kolonien. 1. Heft. S. 110 ff. Leipzig 1898. — Eppler, Geschichte der Basler Mission. Basel 1900, 351—365. — Römer-Steiner, Kamerun, Land, Leute und Mission. 10 Aufl. Basel. — EMM. 1909, 157. — Jahresberichte der Basler Miss.-Ges. — Heidenbote. — Wurm, Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. Basler Missionsstudien Heft 22. Basel 1904. — AMZ. 1916, 121. 172. 193. 255. 309.

wesens war wenig vorhanden, woran die Basler anknüpfen konnten. Nun erlebten sie aber gleich in den ersten Jahren eine erfreuliche Bewegung. Die Ereignisse an der Küste hatten die Stämme des näheren Hinterlandes aus ihrer stumpfen Gleichgültigkeit aufgeweckt; es waren doch immerhin durch die Baptisten-Mission und die Duala-Händler so viel Samenkörner der Missionspredigt zu jenen Völkern getragen, daß sie ahnten, worauf es ankam, und ein Sakersches Neues Testament besitzen, lesen lernen und Kirche halten wollten. Zuerst vom Aboländchen am unteren Wuri kam zu den Baslern die erfreuliche Kunde von der „Gottesknaben-Bewegung" und der „Gottessache", von dem rührenden Lern- und Leseeifer, von selbsterbauten Kapellen und sonntäglichen Gottesdiensten. Der Häuptlingssohn Koto war der Führer der Bewegung. Die meist recht jugendlichen „Gottesmänner" bewiesen auch, daß es ihnen mit ihrer Sache ernst sei. Sie gingen den Losango, den seltsamen religiös-sozialen Geheimbünden, die in Kamerun und bis nach Togo hin das religiöse Volksleben beherrschten, kräftig zu Leibe. Die Insignien mehrerer Losango wurden der bisherigen Geheimniskrämerei zum Trotz öffentlich ausgestellt und verbrannt oder in den Flüssen versenkt. Das Heidentum hatte einen empfindlichen Stoß erlitten. Im Abolande konnte 1889 die Station Mangamba angelegt werden und wurde bald der Mittelpunkt eines blühenden Lebens. Man konnte dem von allen Seiten herandrängenden Verlangen nach Katechisten, Kapellen und Schulen kaum genügen. Die Bewegung breitete sich nach dem unteren Sanaga hin aus. 1892 konnte Lobetal unter den baKoko und Mulimba, 1897 Edea an den mächtigen Sanagafällen angelegt werden. 1895 konnte die Arbeit nach einigen abenteuerlichen Rekognoszierungen Autenrieths zu den baKosi in Nyasoso am Fuße des Kupeberges vorgeschoben werden. Da obendrein 1897 an Stelle des aufgegebenen Bakundu am unteren Mungo die Station Bombe angelegt und 1896 der Gesundheitsposten Buea hoch an den Abhängen des Kamerunberges übernommen und als Gesundheitsstation und Ausgangspunkt der Arbeit unter den scheuen baKwiri besetzt wurde, so hatten die Basler am Schlusse des ersten Jahrzehnts ihrer Arbeit (1897) sieben Haupt- und 91 Nebenstationen. Die Arbeit war in diesem ungesunden Klima angesichts des beständigen Kommens und Gehens der Arbeiter fast zu rasch gewachsen. Man sah das am deutlichsten an den 88 Schulen mit 2102 Schülern. Sie waren wie die Pilze aus der Erde geschossen. Als Schulhäuser mochten ja Eingeborenen-

Hütten aus Lehm, Stangen und Gras dienen; aber es gab weder Lehrer noch Schulbücher, weder Schulordnung noch feststehende Lehrziele, nur Scharen von Knaben und jungen Männern, die lernen wollten. Hier lag den soliden Schwaben dringend daran, einen guten Grund zu legen. Sie richteten auf allen Stationen Knaben- und auf zweien Mädchen-Stationsschulen, dazu auf vier Stationen Mittelschulen ein, um einen Stamm solcher heranzuziehen, die tiefer in christliche Erkenntnis und christlich sittliches Leben eingedrungen wären; sie begannen in dem gesunden Buea ein Gehilfenseminar, um Helfer für die ihnen unter den Händen wachsende Arbeit heranzubilden; sie stellten für die Dorfschulen eine zunächst ganz bescheidene Schulordnung mit Lehrzielen auf, die allenfalls in drei Jahren erreicht werden konnten; sie führten Stundenplan und Stoffverteilung, Schultagebuch, regelmäßige Visitationen und Schulprüfungen ein. Und um für diese heilsamen organisatorischen Arbeiten Zeit und Ruhe zu haben, hatte die Basler Mission die missionarische Weisheit, trotz der sich bietenden Ausdehnungsmöglichkeiten eine Periode der Ruhe, der Konsolidation eintreten zu lassen. Dazu übersetzte der sprachbegabte Schuler an Stelle der wenig brauchbaren Saker'schen Bibelübersetzung das Neue Testament von Grund auf neu in Duala.

Die Ruhe währte nur ein halbes Jahrzehnt. Dann drängten die Verhältnisse wieder unwiderstehlich vorwärts. Besonders drei Faktoren wirkten dabei zusammen. a) Nachdem die deutsche Verwaltung an der Küste Ordnung geschafft hatte, dehnte sie planmäßig ihre Herrschaft im Hinterlande aus. Tapfere, zum Teil geradezu abenteuerliche Eroberungszüge wurden von Männern wie Dr. Zintgraff (1889), Kramer von Klausbruch (1891), Kund und Tappenbeck, Morgen, von Stetten, von Bülow, Dominik und andern unternommen. Alle Lamidoschaften bis zum Binue und Tschadsee hatten sich dem deutschen Einflusse zu fügen. Gleichzeitig wurde das angemaßte Vorrecht der Küstenstämme, das Handelsmonopol und die Verkehrssperre nach dem Inland zu, aufgehoben; es wurden gute Wege durch den Urwald hindurch angelegt und sogar mit Bahnbauten nach Norden und nach dem Zentrum der Kolonie zu ein Anfang gemacht. Hatte bisher eigentlich nur die Küste im Gesichtskreise gelegen, so tauchten nun die weiten, kühlen Hochebenen mit ihren zahlreichen und starken Völkern auf. Man überzeugte sich, daß die eigentliche Missionsaufgabe für Kamerun nicht in dem ungesunden Küstenlande mit seiner zersplitterten, zuchtlosen und unzuverlässigen Bevölkerung,

sondern bei den gesunden, volkreichen Stämmen im Innern liege. Die Basler Mission wagte deshalb 1903 den kühnen Sprung, durch damals noch wegloses und wenig bekanntes Gebiet dreizehn Tagereisen weit landeinwärts zu den durch Dr. Zintgraff bekannt gewordenen Bali vorzudringen und dort eine Station anzulegen. Der Häuptling Fonyonga nahm sie als Deutsche und Träger der europäischen Kultur mit Freuden auf; man überzeugte sich auch bald, daß es hohe Zeit war, sich bei diesen Inlandstämmen niederzulassen, weil sich die islamischen Haussahändler schon überall bei ihnen eingefunden hatten und damit die Gefahr einer mohammedanischen Propaganda nahe gerückt war. Die Basler nahmen die schöne, hoffnungsvolle Graslandarbeit mit Begeisterung und Tatkraft auf, bemeisterten die neue, fremde Sprache und schufen in ihr die ersten Hilfsmittel für Kirche und Schule. Nähere Kenntnis der Verhältnisse zeigte der deutschen Verwaltung und den Missionaren, daß nicht die Bali, sondern die östlich von ihnen wohnenden Bamum der zukunftsreiche Stamm des Graslandes seien. So wurde 1906 bei dem intelligenten, vorwärtsstrebenden Häuptling Ndzoia von Bamum in seiner Hauptstadt Fumban eine zweite Station angelegt. Zugleich war mit diesen weit vorgeschobenen Stationsgründungen im Graslande der Basler Mission die Aufgabe gestellt, allmählich durch Etappenstationen die Verbindung mit dem Missionsfelde an der Küste herzustellen. Die Basler haben seither in diesem Zwischengebiete mehrere kleinere Stationen angelegt, die zum Teil gewechselt haben. b) Ebenso wichtig war, daß sich das eigentümliche Erwachen, das die Basler im ersten Jahrzehnt bei mehreren unmittelbar hinter der Küste wohnhaften Stämmen erlebt hatten, nun in größerem Stile und in immer weiterem Umfang wiederholte. Es war zum Teil rührend, wie solch ein Volk, etwa die kulturell tief stehenden kannibalischen Keaga und Banyang südlich vom Croßflusse im Gebiete der Regierungsstation Ossidinge um Lehrer bat, sich selbst Schulgehöfte baute und mit Schulbänken, Tischen, Kathedern, alles aus Lehm, ausrüstete. Es gab Stationen, wo fast Woche für Woche eine Deputation aus dem fernen Innern erschien, um sich einen Lehrer oder Katechisten zu erbitten und abzuholen. Hier mußte das Eisen geschmiedet werden, solange es heiß war. So wurde 1904 eine Station in Sakbayeme am Sanaga oberhalb Edea, 1913 in demselben Gebiete landeinwärts unter den Basa die Station Ndogbea gegründet. Gleichfalls 1913 wurde in Besongabang für die Stämme zwischen dem Croßfluß und der Küste eine erste

Station angelegt, andere Stationen in diesem Gebiete sollten folgen. Es handelt sich nicht um eine eigentliche religiöse Erweckungsbewegung; man darf nicht von einer Ausgießung des Heiligen Geistes reden; es sind überwiegend kulturelle Interessen, das Bedürfnis, aus dem blöden Wildenstande mit seinen heidnischen Greueln herauszukommen. Und während die Kaufleute und Händler sie ausnutzen, die Kolonialbeamten sie unsanft die Stärke des deutschen Armes fühlen lassen, strecken ihnen die Missionare freundlich, hilfbereit und selbstlos die Arme entgegen, und die Eingeborenen ergreifen sie mit Freuden und vertrauensvoll, um sich von ihnen vorwärts helfen zu lassen. Eine solche Bewegung stellt die Missionsleitung vor eigentümliche Schwierigkeiten. Sie — und jeder verständige Koloniale, der die Zeichen der Zeit richtig einschätzt — ist im Grunde davon überzeugt, daß den barbarischen, verwilderten, zum Teil menschenfressenden Heiden nur zu helfen ist, wenn das Christentum ihrem Leben einen neuen, geistigen Gehalt gibt und sie in der straffen Zucht christlichen Gemeindelebens dem wüsten Sumpfe heidnischer Zuchtlosigkeit entreißt. Die Missionare wissen, daß ihre religiöse und ethische Aufgabe weitaus der wertvollste und wichtigste Dienst ist, den sie zu leisten haben. Aber sie wissen auch, daß die Heiden zunächst nicht diese geistlichen und sittlichen Güter bei ihnen suchen, sondern teils aus Verlangen nach Schulen, teils aus einem allgemeinen, unklaren, oft ungezogenen Drange nach einem höheren Kulturstande kommen. Die Mission muß den oft unverständigen und irdischen Wünschen der Heiden so weit entgegenkommen, daß sie ihr Vertrauen gewinnt und behält, und darf sich doch ihr religiöses Programm nicht verrücken lassen. Andererseits darf sie in der Kulturbewegung eine große offene Tür sehen, durch die sie mit den ihr zur Verfügung stehenden Kräften eintritt. c) Ein drittes Moment, das die Basler vorwärts trieb, war der Wettbewerb der katholischen Pallottiner-Mission, die 1891 gleichfalls in Kamerun eingesetzt hatte und mit einem weit größeren weißen Personale, als es den Baslern zu Gebote stand, und mit beträchtlichen Geldmitteln sich ausbreitete. Hier entstand eine nicht immer in schönen Formen verlaufende Konkurrenz, bei der jede Mission sich ein möglichst großes und abgerundetes Arbeitsfeld sichern und die Katholiken, deren Schwerpunkt übrigens in der überraschend aufblühenden Yaundemission (zwischen Sanaga und Njong) lag, sich überall im Arbeitsfelde der Basler festsetzen wollten. So hatte die Basler Mission beim Kriegsausbruch sechzehn

meist stark besetzte Hauptstationen mit 67 Missionaren und 9 Missionsschwestern, und vier oder fünf weitere Stationen waren im Entstehen begriffen. Auch die Zahl der Christen hat sich schnell vermehrt; am 1. Januar 1914 waren es 13 176 Getaufte, neben denen 3251 auf die Taufe vorbereitet wurden; in 384 Schulen wurden 21 622 Kinder unterrichtet.

Allerdings hat dies schnelle Wachstum die Basler Mission immer wieder vor schwere Aufgaben gestellt. Sind die Anregungen zum Eintritt in die Gemeinde so groß, so muß doppeltes Gewicht auf eine sorgfältige Gemeindepflege gelegt werden. Es ist eine Riesenaufgabe, für 388 Nebenstationen und 384 Schulen aus den Eingeborenen die Katechisten und Lehrer heranzuziehen und sie wirksam zu beaufsichtigen und in ihrem Dienst zu fördern. Bei der mit der neuen Zeit eingerissenen Freizügigkeit können sich leicht solche, welchen die strenge Gemeindezucht unbequem ist, ihr durch Wegzug entziehen. Der Abgang durch Wegzug betrug im Jahre 1914: 1349; dazu kamen 364, die wegen grober Sünden aus den Gemeinden ausgeschlossen wurden. Besonders lehrreich war die Entwicklung des Schulwesens. Die primitiven Noteinrichtungen des ersten Jahrzehnts genügten bald den wachsenden Anforderungen der neuen Zeit nicht mehr. Die Lehrziele auch der elementaren Buschschulen mußten gehoben, neben den Stationsschulen Mittelschulen und sogar zwei „deutsche" Schulen, d. h. Mittelschulen mit vorwiegendem Unterricht in der deutschen Sprache eingerichtet, vor allem auch das Lehrer- und Predigerseminar ausgebaut werden. Daneben wurden in Duala zwei Handwerkerschulen eingerichtet, in welchen Kameruner in einer mechanischen Werkstätte in Bau- und Möbeltischlerei ausgebildet wurden. Als Elementarschulen galten die drei- bis vierklassigen Schulen auf den Außen- und Hauptstationen, die lediglich unter einem eingeborenen Lehrer standen. Sie galten zugleich als Unterstufe für die Stationsschulen, an denen Europäer unterrichteten. In die Entwicklung des Schulwesens kam ein neuer Einschlag, als sich die Kolonialverwaltung desselben annahm. Diese hatte seit 1887 in Duala vier Regierungsschulen eingerichtet; sie wollte aber das ihr zustehende Schulhoheitsrecht auch über die Missionsschulen ausdehnen. Einmal war wesentlich im Zusammenhang mit der Kolonisation der Lern- und Kulturhunger der Kameruner erwacht, der den Missionen die Schulen füllte; und die Regierung sah es als eine wichtige Aufgabe an, diese erfreuliche Bewegung in einem für die allgemeine

Entwicklung der Eingeborenen ersprießlichen Sinne zu leiten. Andererseits verfolgte die Regierung — wie überall die Kolonialregierungen — politische Zwecke. Durch die Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts und seine günstigen Wohnsitze war der kaum 30000 Seelen starke Dualastamm zu einer unverhältnismäßigen Bedeutung gekommen. Gerade die Duala aber hatten sich als unzuverlässig und als keine Stütze der deutschen Kolonisation bewiesen. Während die Missionen in den Duala die Träger der christlichen Bewegung sahen und die mühsam geschaffene Schulliteratur in Duala möglichst weithin einzuführen geneigt waren, lag der Verwaltung daran, den Einfluß der Duala und ihrer Sprache möglichst auszuschalten. Im Graslande hatten die Basler bei den Bali eingesetzt, deren Sprache bemeistert und die nötigste Literatur darin geschaffen in der Hoffnung, damit weithin die Schulen im Graslande bedienen zu können. Aber die Verwaltung hatte guten Grund zu dem Wunsche, nicht die Bali, sondern die Bamum zu den Trägern der deutschen Kultureinflüsse zu machen. Bei der großen Zersplitterung der Bevölkerung in viele Stämme mit verschiedenen Sprachen und Dialekten hatten Missionen und Verwaltung das gleiche Interesse, für einen größeren Flächenraum oder eine Gruppe von Stämmen eine einheitliche Kultursprache zu gewinnen, also Sprachprovinzen zu bilden. Aber die missionarischen Erwägungen, die von dem Recht der Kinder auf ihre Muttersprache in der Elementarschule ausging, kamen zu anderen Ergebnissen als die der Regierung, deren Zweck Erleichterung des Handelsverkehrs und der Verwaltung war. So gingen die beiderseitigen berechtigten Interessen auseinander, und es mußte durch Verhandlungen ein Ausgleich erzielt werden. Ihr Ergebnis war die Schulordnung vom 25. April 1910. Danach wurde ein bedingter Schulzwang eingeführt. Ordnungsmäßig zum Schulbesuch angemeldete Schüler sollten verpflichtet sein, die Schule bis zum Ablaufe der festgesetzten Ausbildungszeit zu besuchen. Verließen sie die Schule vorher, so wurden sie straffällig. Betreffs der Schulsprache wurde der Grundsatz aufgestellt, daß neben der Muttersprache der Kinder nur das Deutsche zulässig sei. Doch durfte die Basler Mission das Duala in den Schulen weiter gebrauchen, in welchen es bisher eingeführt war. Diese Bestimmungen über die Schulsprache haben sich wohl nicht bewährt. Sie würden die Mission genötigt haben, für alle zahlreichen Dialekte eigene Schulbücher zu schaffen und würden die Ausbildung und Versetzungsmöglichkeit der eingeborenen Lehrer

ungebührlich erschwert haben; sie steckten aber auch der Verwaltung das unmögliche Ziel, als Verkehrs- und Kultursprache in der Kolonie das Deutsche einzuführen. Dazu waren die Verhältnisse noch zu primitiv und im Werden. An dieser Stelle gab es denn auch bald Reibungen zwischen der Mission und der Kolonialverwaltung.

Mit Rücksicht auf die Ungesundheit des Klimas hatte die Basler Mission auch eine ärztliche Station mit Krankenhaus und Poliklinik eingerichtet. Es ist aber bei dem Mangel deutscher Missionsärzte nur zeitweilig möglich gewesen, sie zu besetzen. Auf sprachlichem Gebiete haben die Basler fleißig gearbeitet. Für Kirche und Schule wurden die nötigen Hilfsmittel geschaffen. In Bassa schrieb Schürle eine wertvolle Grammatik, die nach seinem frühen Tode seine Witwe mit einem heroischen Fleiße für den Druck fertig gestellt hat. Auch in Bali lagen Grammatik und Wörterbuch, die notwendigsten Schulbücher und Übersetzungen von Teilen der Bibel vor.

Als im Jahre 1887 sich die eingeborenen Baptistengemeinden in Duala von der Basler Mission lossagten, sahen die deutschen Baptisten[1]) darin eine Aufforderung, sich ihrer separierten Konfessionsgenossen anzunehmen. So traten sie 1891 in Kamerun ein und organisierten sich etwas später zu diesem Zweck in der deutschen Heimat als eine „Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten". Wenn sie aber erwartet hatten, daß sich die zuchtlosen Kameruner Baptisten ihrer Leitung mit Freuden fügen würden, sahen sie sich getäuscht; jene Gemeinden sagten sich, als sie merkten, daß auch die deutschen Baptisten Ernst mit christlicher Zucht machten, bald wieder von ihnen los, und es gelang ihnen erst nach einem Jahrzehnt (1900) wenigstens die Mehrzahl von ihnen wieder an sich zu ziehen. Vorerst sahen sich auch die Baptisten genötigt, von vorn anzufangen. Sie taten das zunächst in dem Dualavolke und in dem Bereiche seines Einflusses. Hier kam es ihnen zunutze, daß die Duala sich den Kultureinflüssen besonders gern öffneten, und daß sie an die Vorarbeit der englischen Baptisten anknüpfen konnten. Die Baptisten sind über diesen engen Bereich hinausgegangen. Sie haben in Soppo an den Abhängen des Kamerunberges eine Gesundheits- und Erholungsstation, und drei bis vier Tagereisen nordöstlich von Duala im Bassagebiete die Station Njamtang angelegt. Sie haben dann den Mut gehabt, in kühnem Vorstoße weit landeinwärts nach sorgfältigen

[1]) „Unsere Heidenmission". — AMZ. 1917, 277. 323.

Erkundungen bei den Banen die Station Ndoyongi (1908), bei den zu den Bantu gehörigen Tikar die Station Ngambe (1910), bei dem Sudanvolke der Wute die Station Ndumba anzulegen. Allerdings waren diese Vorstöße in Betracht der Bedeutung dieser wichtigen Inlandgebiete zu schwach. Damit waren sie weit in das Grasland vorgedrungen zu Völkern, die bereits stark der islamischen Propaganda ausgesetzt waren, sich aber bisher in der Hauptsache dagegen behauptet haben. Die Baptisten hatten 6 Hauptstationen, die mit 14 Missionaren und 6 Missionsschwestern besetzt waren. Ihre Gemeinden zählten 3124 Getaufte; in 57 Schulen hatten sie 3563 Schüler.

Als die Deutschen in Süd-Kamerun Fuß faßten, benutzten die amerikanischen Presbyterianer[1]) gern die Gelegenheit, ihre Arbeit von der französischen Kolonie am Ogowe und Gabun nach Kamerun auszudehnen. 1885 besetzten sie Groß-Batanga, das sie bereits ein Jahrzehnt vorher auf Reisepredigten besucht hatten. Hier hatten sie aber unter der schwachen Küstenbevölkerung der Mabea nur eine beschränkte Missionsaufgabe. Sie bemühten sich deshalb durch den hier besonders nahe an die Küste heranreichenden Urwaldgürtel durchzustoßen, was damals noch wegen der Wegelosigkeit mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. In den Jahren 1892—1894 unternahm Dr. A. Good mehrere ausgedehnte Erkundungsreisen im Hinterlande, denen er leider, vom Schwarzwasserfieber dahingerafft, zum Opfer fiel.

Adolf Good, der Pfadfinder dieser Mission, geboren 1856, † 1894, war väterlicherseits von lutherisch-deutscher Abstammung, mütterlicherseits Presbyterianer. Aus einfachen, ländlichen Verhältnissen stammend, arbeitete er sich mit eisernem Fleiße zum akademischen Berufe durch. In Afrika wurde er zunächst in die ältere Mission im Ästuar des Gabun gesandt, stand zuerst auf der Küstenstation Baraka (1882—1884) und gründete dann die Station Kangwe am Mittellaufe des Ogowe. Gerade er aber war es, der seiner Missionsbehörde immer wieder darlegte, daß angesichts der immer rigoroseren Forderungen der französischen Kolonialverwaltung auf dem Schulgebiete und der einseitigen Begünstigung der unduldsamen französisch-katholischen Mission ihres Bleibens in der französischen Kolonie nicht sei. So wurde er 1892 beauftragt, Forschungsreisen im Hinterlande der Batangaküste im Süden der deutschen Kamerun-Kolonie zu unter-

---

[1]) Parsons, A life for Africa. New York 1898, Lebensbild Dr. A. Good's. Danach EMM. 1901, 413. — Milligan, The Jungle Folk of Africa. New York 1908. — Ders., The Fetisch Folk of West-Africa. New York 1912. — Nassau, Fetischism in West-Africa. London 1904.

nehmen; nach dem dichter bewohnten und von lebenskräftigeren Fangstämmen besiedelten Inlande jenseits des breiten Urwaldstreifens stand sein Sinn. Nach seinen Vorschlägen wurden die beiden ersten Stationen Efulen und Ebolowa angelegt. Good war ein eifriger und volkstümlicher Reiseprediger, dessen Freude die Aussaat des Evangeliums auf dem jungfräulichen Boden unberührten Heidentums war. Daneben war er fleißig an der Schaffung einer christlichen Literatur in dem Bulu-Dialekt der Fang-Sprachgruppe. „Es war sein Brauch, regelmäßig um 6 Uhr aufzustehen, um 7 Uhr am Schreibtisch zu sitzen, bis Mittag literarisch zu arbeiten und um 2 Uhr in die Städte und Dörfer hinauszuziehen und zu predigen.“ Leider machten die wiederholten, schweren Fieber schon früh seinem Leben ein Ende.

Außer Efulen (1893) und Elat (Ebolowa 1895), wurde infolge einer Stiftung eines Frl. Maclean aus Glasgow speziell für die Zwerge des Urwalds Lolodorf (1897) angelegt. Die Zwerge erreichte man zwar wenig; aber die Station, ein aufblühender Regierungsplatz, gewährte den Zugang zu dem Stamme der Ndumba und war wichtig als Durchgangsplatz für den umfangreichen Karawanenverkehr Süd-Kameruns. Auf den andern Stationen hatte man es hauptsächlich mit den Bule zu tun, einem den Yaunde nahe verwandten Stamm aus der Gruppe der Fang, die vom Sanaga und Njong bis weit in das Französische Äquatorial-Afrika hineinwohnen und wahrscheinlich für die Entwickelung jener Gebiete des äquatorialen Afrika Bedeutung gewinnen werden. Die Missionsarbeit der Presbyterianer ist anders angelegt als die der Basler. Sie lieben wenige stark besetzte Stationen, womöglich jede mit einem Arzt, Hospital und Poliklinik. Von diesen Stationen wird eine ausgedehnte Heidenpredigt getrieben. Möglichst in jedem Vierteljahr einmal halten sie einen Abendmahlssonntag, an dem sie, wenn angängig, die ganze Gemeinde des Stationsbereiches auf der Hauptstation zusammenbringen. Eine Art Zentralstation ist Elat; hier hatten sie ein kleines Lehrerseminar (mit 10 Schülern), eine „deutsche Schule“ mit 400 Schülern, je eine gehobene Knaben- und Mädchenschule mit zusammen 600 Schülern und eine ausgedehnte Handwerksschule, die „Frank James Industrie-Schule“ mit verschiedenen Abteilungen und etwa 150 Lehrlingen. In den Schulanstalten dieser Station sind etwa 1200 Schüler vereinigt.

Die Presbyterianer-Mission schien sich länger als ein Jahrzehnt durchaus nicht zu entwickeln. Die Missionsleitung faßte den Beschluß, sie als nur auf Probe für zehn Jahre anzusehen. Hätten sich dann die Verhältnisse nicht geändert, so sollte Kamerun aufgegeben und dafür eine neue Arbeit in einem andern Teile Westafrikas in Angriff

genommen werden. Für diese Probezeit wurden vier Grundsätze aufgestellt: 1. Die Missionare sollten soviel als möglich vermeiden, selbst die Pastoren der Eingeborenen-Gemeinden zu werden; die Christen und Katechumenen sollten unter einheimischen Lehrern und Helfern in Gruppen organisiert werden; jeder Missionar sollte eine Anzahl solcher Gruppen zu sorgfältiger Beaufsichtigung übernehmen. 2. Die Reisepredigt sollte in weitem Umkreise durch Abgrenzung der zu bearbeitenden Außenbezirke und durch Aufstellung und Einhaltung richtiger Reiserouten für die eingeborenen Evangelisten organisiert werden. 3. Diese Außenarbeit sollte zweckmäßig verstärkt werden durch zielbewußte Kost- und Tagschulen und Handwerkstätten. 4. Im Blick auf den Aufbau einer sich selbst erhaltenden und regierenden Eingeborenen-Kirche sollten die Christen nach Möglichkeit zur Beitragspflicht für kirchliche Zwecke erzogen werden, zumal für die Aufbringung der Gehälter der Lehrer, Evangelisten und Pfarrer.

Die Missionare im Felde nahmen diese Beschlüsse zum Anlaß, mit ungewöhnlichem Eifer weithin im Lande Heidenpredigt zu treiben und bis an den Sanaga im Norden und den Dscha im Osten von Stamm zu Stamm zu ziehen. Sie hatten großen Erfolg. Es ist auch bei jenen Bulestämmen eine Bewegung zum Christentum in Gang gekommen wie bei den Duala, Abo, Bassa oder Banjang im Basler Gebiete, ja in noch größerem Umfange als dort. Die Abendmahlssonntage sind große Ereignisse geworden. An einem derselben in Elat zählte man 8120 Gottesdienstbesucher auf der Station. Die Kirche in Elat mußte auf 4500 Sitzplätze erweitert werden. Die dortige Gemeinde zählte 2297 Mitglieder und 4300 Taufbewerber. Auch von den letzteren wurde während des zweijährigen Katechumenats nicht nur die Aufgabe heidnischer Bräuche und der Polygamie, sondern auch bereits Beteiligung an den kirchlichen Beiträgen erwartet. Zur Station gehörten 90 Dorfschulen mit 4500 Schülern. Im ganzen zählte die Mission Ende 1913 5000 Getaufte und 25000 Taufbewerber.

Man ließ nicht nur den Gedanken an die Aufgabe dieses Gebietes fallen, sondern dehnte es durch die Anlage einer Hauptstation in Metet und mehrerer Nebenstationen in Fulasi, Olama und Yebekole beträchtlich aus. Die Mission entwickelte sich zu einer der gesegnetsten im äquatorialen Afrika. Die Unruhen und Wirren des Weltkrieges störten sie nur vorübergehend, als sich die deutsche Schutztruppe in dies Gebiet in der Richtung auf die spanische Kolonie Rio Muni zurückzog. Seit dem Ende des Krieges und unter französischer

Verwaltung schlagen die Wellen der neuen Zeit auch in dieses jenseits der dichten Isolierschicht des afrikanischen Urwaldes bisher abgeschiedene Gebiet. Die zahlreichen Kriegsteilnehmer kehren mit erweitertem Horizont und vermehrten Ansprüchen heim. Die junge Mannschaft zieht nach Duala oder Fernando Po, um in den Plantagen oder bei öffentlichen Arbeiten viel Geld zu verdienen. Dabei begreift der Eingeborene nicht, daß die Preise für die von ihm begehrten europäischen Artikel, besonders die Kleiderstoffe, um das fünf- oder mehrfache gestiegen sind, aber sein Tagelohn sich nicht einmal verdoppelt. Er sieht darin nur neue Aussaugungsmethoden der weißen Herrn, und seine Stimmung ihnen gegenüber zeigt dieselbe gereizte „Unruhe" des Rassengegensatzes, wie in Süd- und Westafrika.

Die Basler, die Baptisten und die Presbyterianer Mission hatten doch insgesamt nur das südwestliche Drittel der Kolonie in Angriff genommen, und wenn auch alle drei Missionen in den letzten Jahren vor dem Kriege einen großen Eifer zur Ausdehnung zeigten, so schien es doch dringend erwünscht, daß noch weitere Missionsinstanzen in die Arbeit eintraten. Es war in Deutschland ein erfreuliches Interesse für die Arbeit gerade in Kamerun vorhanden. Im Januar 1914 langten die ersten Goßnerschen Missionare an und suchten sich ihr Arbeitsfeld unter den nördlichen Bule im Bereiche der Regierungsstationen Dume und Bertua, wo sie eine erste Station „Goßnerhöhe" anlegten. Der armenische Hilfsbund Pastor Lohmanns hatte sich nach langen, sorgfältigen Vorbereitungen entschlossen, die Missionierung des großen, starken Lakavolkes zwischen den Quellflüssen des Binue und dem oberen westlichen Logone in Angriff zu nehmen. Südlich von ihnen wollten sich bei den weitausgedehnten Baia vom 8—5 nördlichen Breitengrad die deutschen Adventisten ein neues Arbeitsfeld suchen. Die schwere Zugänglichkeit dieser Hinterlandgebiete kam im Vergleich mit den Verkehrsschwierigkeiten der ersten Jahre der Kamerun-Mission kaum noch in Betracht. Eine viel empfindlichere Störung war es, daß weite Gebiete des Hinterlandes von der Schlafkrankheit verseucht waren, ja geradezu durch sie entvölkert zu werden drohten.

Die evangelische Mission hatte im Jahre 1914 in Kamerun auf 33 Hauptstationen 135 Missionare, 6 Ärzte und 22 Missionsschwestern, die Gemeinden zählten 22545 Getaufte und 9663 Taufbewerber. In 538 Schulen wurden 32926 Kinder unterrichtet.

Der Kriegsausbruch traf die Kolonialverwaltung unvorbereitet; nicht einmal das Kamerun-Ästuar, das große, bequeme Eingangstor, war militärisch gesichert und erwies sich, da die hier ansässigen Duala, durch die eben im Gange befindliche Verlegung ihrer Siedelungen in das Hinterland und die Erschießung des Oberhäuptlings Manga Bell vollends aufgebracht, politisch unzuverlässig waren und mit den Feinden konspirierten, als besonders bedroht. Als erst die Dualastädte und dann im langsamen, aber unaufhaltsamen Vormarsch der Engländer und Franzosen eine Missionsstation nach der andern besetzt wurde, machte sich bei den Feinden ein brutaler Vernichtungswille gegen jeden deutschen Einfluß geltend. Die Deutschen, Männer, Frauen und Kinder, auch die Missionarsfamilien, wurden vielfach in rücksichtsloser Weise bisweilen unter Vorspiegelung falscher Zusagen gefangen genommen und unter schmachvoller Verhöhnung vor den Negern auf unsauberen Schiffen und bei unzureichender Verpflegung und roher Behandlung nach England oder Frankreich befördert. In Liverpool schützte man sie nicht einmal vor dem rohen Pöbel der Straße; man versorgte die aus dem feuchtheißen Tropenklima in den europäischen Spätherbst und Winter kommenden nicht mit ausreichend warmer Kleidung. Mehrere von den jungen Missionsleuten wurden monatelang bei schlechter Behandlung und unter dem Zwang zur Straßenarbeit unter der Glutsonne in dem besonders ungesunden Dahome interniert, bis sie durch Repressalien der deutschen Regierung aus dieser Hölle befreit wurden. Langsam und in Etappen über verschiedene englische, französische oder nordafrikanische Missionslager wurden die Missionsgeschwister in die deutsche Heimat entlassen. Eine baptistische Missionarsfrau, Frau Märtens, erlag dieser harten Behandlung in Akkra-Christiansborg auf der Goldküste. Von den Missionaren der Basler und der Baptisten-Mission durften nur je einer am Kamerunberg zurückbleiben, einer mit amerikanischem, der andere mit australischem Bürgerrecht; der Basler R. Rohde wurde schließlich auch im Oktober 1917 deportiert, der letzte Baptistenmissionar Bender hat im Oktober 1919 wegen seiner geschwächten Gesundheit das Land verlassen.

Das vor dem Kriege so hoffnungsvoll aufblühende Missionsfeld war also seiner Missionare beraubt; das fiel um so schwerer ins Gewicht, als die Eingeborenen dieser Küstenstriche durch jahrhundertelangen Verkehr mit minderwertigen Weißen, durch den vier Jahrhunderte lang schwunghaft betriebenen Sklavenhandel und den darauf

einsetzenden, gerade für die Küstenbevölkerung nicht minder verderblichen Spirituosenhandel, durch einen wüsten, rohen Fetischdienst und Aberglauben besonders tief gesunken sind und der religiös und intellektuell hebenden und sittlich stählenden Pflege der Mission dringend bedürfen. Das zuchtlose Heidentum erhob nach der Beseitigung der straffen deutschen Ordnung und der missionarischen Autorität wieder sein Haupt. Die Losango traten wieder hervor; ein neuer Fetisch Akwambe sammelte Anhänger. Die Christengemeinden drohten sich zu zerstreuen, und die Schulen lösten sich auf; die drei Dualapfarrer, welche die Basler Missionare vor dem Kriege ordiniert hatten, vermochten den Sturm nicht zu beschwören, zumal der tüchtigste unter ihnen, Modi, über Jahr und Tag als wegen seiner politischen Gesinnung verdächtig in Yaunde festgehalten wurde und die beiden andern in Zwistigkeiten geraten waren. Zumal die Vielweiberei drängte sich zuchtlos wieder hervor, und die Pfarrer wehrten ihr nicht energisch. Obendrein wurde die hier heiß konkurrierende katholische Mission bald nach der Vertreibung der deutschen Pallottiner von einer Anzahl französischer schwarzer Väter und abkommandierter Feldgeistlicher übernommen und schickte sich an, sich auch der verlassenen evangelischen Gemeinden und Schulen zu bemächtigen. Und der vom Innern her vordringende Islam gewann im Graslande Boden; der einflußreiche und intelligente, aber charakterlose König Ndzoya von Bamum trat zu ihm über und erbaute in seiner Hauptstadt Fumban eine große Moschee; zugleich verbot er das Christentum und die christlichen Gottesdienste und bedrückte die Christen hart, schlug und beraubte sie. Es war noch ein Glück, daß diese Verwilderung des Kameruner Missionsfeldes nicht auf einmal und nicht im ganzen Umfange einsetzte. Auf den zahlreichen, meist neu angelegten Graslandstationen, auf dem südlichen abgelegenen Mangele-Ndogbea, auf den tief in das Inland zu den Tikar und Wute vorgeschobenen Stationen vermochten sich Basler und baptistische Missionare doch noch bis gegen Ende 1915 zu behaupten; und auch später war zumal der Basler Missionar Rohde von Soppo am Kamerunberg aus rastlos tätig, die Verbindung mit den verstreuten Gemeinden, mit den Pfarrern und Lehrern aufrecht zu erhalten. Und soweit sich der Einfluß der Missionare erstreckte, regte sich das Leben. Zumal unter den ehedem so verschlossenen Bakwiri an den Abhängen des Kamerunberges konnte man geradezu von einer Welle geistlicher Bewegung reden, die ebenso durch die zur Basler wie die zur baptistischen Mission sich haltenden Kreise ging.

Der Verlauf war immer derselbe. Es meldeten sich in einem Dorfe Taufbewerber; freiwillige Hilfskräfte stellten sich für den Unterricht zur Verfügung; Visionen und Träume wiesen auf das kommende Gericht hin und mahnten zur Buße; die Kapellen füllten sich, und frohe Tauffeste konnten abgehalten werden. Dann flaute die Bewegung wieder ab, um an irgend einer andern Stelle wieder hervorzubrechen. Auch bei den Bassa am mittleren Sanaga regte es sich. Manchmal ohne Vorwissen des Missionars aus eigenem Antrieb legten die Heiden stattliche Schulplätze an: ein ganzer Komplex von Häusern entstand in der Wildnis auf schön gekehrtem Platz. Lehrerhaus, Kapelle, Schulhaus, Schlafhaus für Knaben, Kochhütten für Lehrer und Schüler, ein Unterkunftshäuschen für den Missionar, der so oft als möglich zum Besuch kommen sollte, alles mit weißer Erde angestrichen und mit hübschen Mattendächern versehen, machte einen freundlichen Eindruck. Und die auf diesen Vorposten stehenden Lehrer suchten es einer dem andern zuvorzutun. Wenn man nur das sich regende Leben pflegen und die sprossende Saat vor dem Überwuchern durch Zuchtlosigkeit und Heidentum hätte schützen können. Unter diesen schwierigen Verhältnissen war es ein Glück, daß zunächst zwar ohne Vereinbarung mit der Basler Mission, aber dann doch mit ihrer Zustimmung die Pariser Missionsgesellschaft im Frühjahr 1917 drei und im Jahre 1918 noch einen vierten Missionar sandte, um die schwer bedrohte Mission vor dem Untergang zu retten. Sie wurden von den Gemeinden, den Pfarrern und Lehrern mit offenen Armen aufgenommen, und zumal ihr Führer, Allégret, erwies sich als ein ebenso ruhiger und besonnener wie der schwierigen Lage gewachsener Mann. Durch rastlosen Eifer und Umherreisen auf den Küsten- und Inlandstationen, durch Abhalten von wohlgelungenen Konferenzen und Kursen für den Helferstab, durch die Einrichtung von Schulen mit französischer Unterrichtssprache, zu denen sich bald die Jugend drängte, bekamen sie die Fäden der Bewegung in die Hand. König Ndzoya von Bamum, den Allégret aufsuchte, versprach, auch den Christen wieder Religionsfreiheit zu gewähren. Es konnten bald sogar neue Helferposten angelegt werden. Der von den katholischen Priestern ausgegebenen Losung: „französisch ist katholisch" wurde mit Nachdruck entgegengetreten. Freilich drei oder vier Missionare an Stelle der 99 deutschen Missionare und Missionskaufleute und der 16 Missionsschwestern waren zu wenig für das ausgedehnte und schwierige Missionsfeld; die Pariser betrachteten sich

selbst nur als die Platzhalter, bis endgültige Zustände einträten. Diese kamen, als nach dem Zusammenbruche Deutschlands und dem harten Versailler Frieden die Franzosen sich von dem Völkerbunde fast ganz Kamerun als Mandat übertragen ließen. Die Engländer nahmen nur den Kamerunberg und die westlich und nördlich nach Kalabar und dem Croßflusse zu angrenzenden Gebiete; den ganzen Rest der großen Kolonie, reichlich $^9/_{10}$ des deutschen Besitzes, überließen sie den Franzosen, die nun ihrerseits daran gingen, dies Gebiet endgültig ihrem riesigen äquatorialen Besitze anzugliedern. Da entschloß sich die Basler Mission, in loyal geführten Verhandlungen ihre Kamerunmission mit dem zugehörigen Besitze an die Pariser Mission abzutreten unter der Bedingung, daß sie ebenso vollständig zurückgegeben werde, wenn sich in Zukunft der Basler Mission ein Weg zur Rückkehr öffnen sollte. Die Pariser Mission hat nun einen heroischen Versuch gemacht, den neuen großen Anforderungen zu entsprechen; sie hat in den Jahren 1919 und 1920 neue Missionare ausgesandt, darunter erfreulicherweise auch mehrere ehemalige Basler Missionare, Elsässer und Schweizer, die in ihren Dienst getreten sind. Mit ihrer Hilfe sind die Hauptstationen Duala, Yabassi, Ndunge und Fumban besetzt, und man hofft bald auch andere Stationen wieder zu besetzen. Die Aussichten erscheinen als durchaus hoffnungsvoll.

Bei der Jahreskonferenz in Duala 1919 waren 300 Delegierte von den verschiedenen Gebieten beisammen; die eingeborenen Evangelisten stellten in ihren Berichten fest, wie überall die Türen offen seien und das Werk wachse; nie seien so viel Taufbewerber vorhanden gewesen wie gegenwärtig. Der allgemeine Geist der Versammlung war ausgezeichnet. Alle waren fröhlich, voll Begeisterung, guten Willens und Ernstes. Mehr und mehr bildete sich ein missionarischer Geist aus. Wenn man das Land durcheilt von Elungasi am Sanaga bis nach Sakbayeme, von Mungo nach Bamum, von Balong an die Ufer des Wuri und nach Yabassi, so empfindet man die große Freude, wahrzunehmen, wie Tausende und Tausende von Heiden Gott suchen und wie viele ihn schon gefunden haben. Jeden Tag mehrt sich die Zahl der Christen; in Bamum nimmt die Kraft des Islam ab; überall entwickelt sich das Missionswerk und schreitet vorwärts.

Die französischen Missionare bemühten sich auch den verwaisten baptistischen Gemeinden zu helfen; hier lagen aber die Verhältnisse schwieriger, weil einerseits die baptistischen Grundsätze einer vollen

Verständigung im Wege standen, andererseits die zuchtlosen independenten Baptisten-Gemeinden in Duala auch der deutschen Baptisten-Mission ablehnend gegenübergestanden hatten. Doch haben die Pariser in ihrem Verbande einen französischen Baptisten ausgesandt, um den Baptisten-Gemeinden nach Kräften zu helfen. Die deutschen Baptisten hoffen, daß die amerikanischen Baptisten die Kamerunarbeit übernehmen und sie mit amerikanischen und französischen Kräften fortführen werden. — Leider erreichen die französischen Pariser Missionare nicht die fünf Basler Stationsbezirke in dem an England gefallenen südwestlichen Teile von Kamerun, darunter die gerade während des Krieges fröhlich aufgeblühte Arbeit unter den baKwiri. Es genügt nicht, daß Missionar Rohde vor seiner Abreise einen einigermaßen zuverlässigen Eingeborenen zum Pfarrer ordiniert hat. Aber noch hat sich niemand gefunden, der sich dieser verlassenen Stationen annehme. Die amerikanische Presbyterianer-Mission im Süden der Kolonie wurde nur für kurze Zeit in den Strudel der Kriegswirren verwickelt, als sich der deutsche Widerstand im Gebiete der Yaunde und in der Richtung auf die spanische Kolonie Rio Muni konzentrierte. Doch hat keine ihrer Stationen schwer gelitten, und der Kriegssturm ist ohne nachhaltigen Schaden über das fröhlich aufblühende Missionsfeld dahingebraust. Die erstaunliche Erweckungsbewegung ist ungehindert fortgegangen.

---

2. Die Mission in dem französischen Kongo[1]) und dem spanischen Rio Muni-Gebiet.

Südlich von Kamerun bis zum Kongo sind nur einige zerstreute evangelische Missionsposten und ein kleines, zusammenhängendes Missionsgebiet am mittleren Ogowe. An der Küste und auf den vorgelagerten Inseln wohnen die Benga, am Gabun, dem riesigen Ästuar eines kleinen Flüßchens, die Mpongwe, weiter landeinwärts die wilden, zum Teil menschenfressenden Fang oder Pahuin, die sich seit einem Jahrhundert (wie im südlichen Kamerun die ihnen verwandten Bule) zur Küste vorschieben und gegenüber den trägen, energielosen Küstenstämmen die Zukunft für sich zu haben scheinen. In den vierziger Jahren glaubten mehrere Missionsgesellschaften, die

[1]) Cureau, Savage men in Central Africa. London 1915.

in Westafrika neue Arbeitsfelder suchten, in dem lebhaften Handelszentrum am Gabun-Ästuar und in der Nachbarschaft günstige Missionsgelegenheiten zu finden. „König Glaß" († 1861) am Gabun schien ein besonders einsichtiger und kulturoffener Negerhäuptling zu sein. Die Nähe des Meeres ließ das Klima als zuträglich, die günstigen Hafenverhältnisse und der lebhafte Handel die Verbindung mit der Heimat bequem erscheinen. So ließen sich 1842 der Amer. Board in Baraka am Gabun, 1850 die amerikanischen nördlichen Presbyterianer auf der spanischen Insel Corisco nieder. Beide Missionen wurden 1870 vereinigt und von den Presbyterianern allein fortgeführt. Man erlebte arge Enttäuschungen. Hatte man gehofft, die Insel Corisco werde sich für das äquatoriale Afrika zu einer Missionsinsel von der Bedeutung für Afrika wie Jona für England entwickeln lassen, von der aus man das Evangelium weit in das Innere Afrikas hinein tragen könne, so mußte man sich überzeugen, daß die Benga, die Bewohner der Insel, nicht das Zeug zu Kuldeermönchen haben, und bei den schwierigen und unsicheren Verkehrsverhältnissen war man froh, auf dem Festlande einige kleine Außenstationen anlegen zu können. Man gründete lieber 1864 an der Küste etwas weiter nördlich eine neue Hauptstation Benito an dem gleichnamigen Fluß, und da diese Station sich erfreulich entwickelte, die auf der Corisco-Insel gegründeten drei kleinen Stationen aber unter einer heftigen katholischen Gegenmission verkümmerten, so gab man die letzteren auf und konzentrierte die Arbeit in Benito, Corisco wurde Außenstation. In Baraka am Gabun war man dem lebhaften Handel allzu nahe; da dieser zum großen Teile Branntwein und andere Alkoholika einführte und auch das Privatleben der weißen Händler skandalös war, gingen davon empfindliche Hemmungen der Mission aus. Noch störender war es, daß unfern von Baraka sich die katholische Mission der Väter vom Heiligen Geist (Schwarze Väter) niederließ und in St. Marie eine großartige Musterstation mit ausgedehnten, vorzüglich betriebenen Pflanzungen einrichtete, die obendrein durch die bedeutenden botanischen Arbeiten des tüchtigen elsässischen Missionars P. Klaine berühmt waren — das Gegenbild zu Bagamoio im Osten. Diese mit einem großen Personal besetzte Station überflügelte Baraka gänzlich, und die lebhafte und skrupellose katholische Gegenarbeit ließ die evangelische Mission nicht aufkommen. Es schienen sich neue Türen aufzutun, als der gewaltige Ogowe-Strom, der Hauptfluß des Französischen Kongo, entdeckt und erforscht war

und sich damit die Möglichkeit bot, am Mittellaufe dieses Flusses in Kangwe-Lambarene (1876) und weiter flußaufwärts in Talaguga (1882) neue Stationen anzulegen. Allein allmählich gestalteten sich die Verhältnisse immer ungünstiger. Die Franzosen hatten schon 1843 mit List und Gewalt das Gabun-Ästuar in Besitz genommen; sie dehnten von dort planmäßig ihren Kolonialbesitz aus, zumal als der bedeutende Afrikaforscher Graf Savorgnan de Brazza französische Kolonialpolitik großen Stiles trieb und durch ausgedehnte Reisen für Frankreich in jener Gegend ein Kolonialreich von mehr als 800000 qkm sicherte. Nunmehr machten sich auch die spezifisch-französischen Kolonialgrundsätze immer stärker geltend. Die französisch-katholische Mission wurde protegiert und gefördert, die amerikanisch-evangelische scheel angesehen und eingeengt. Seit 1882 durfte in den Schulen kein englischer Unterricht mehr erteilt werden, und das auch hier wie an der ganzen westafrikanischen Küste im Handelsverkehr übliche Pidschin-Englisch sollte systematisch verdrängt werden. Es folgten andere Verfügungen, wonach die Schulen das Hauptgewicht auf französischen Sprachunterricht legen mußten — oder einfach geschlossen wurden. Die presbyterianischen Missionare mochten in dem für die Gesundheit der Missionare so aufreibenden Lande, das ohnehin in einem halben Jahrhundert geduldiger missionarischer Arbeit nur sehr geringe Früchte gezeitigt hatte, diesen immer empfindlicher werdenden Gegenströmungen nicht standhalten. Sie übertrugen allmählich die ganze Mission im französischen Gebiete an die Pariser Mission, 1892 Talaguga, 1893 Lambarene, 1913 — nur durch die bedrängte Lage der Pariser Mission so lange verzögert — Baraka. Die Presbyterianer-Mission hat von diesem westafrikanischen Arbeitsfelde nur noch die Station Benito mit zahlreichen Außenplätzen im spanischen Rio Muni. Sie hat im übrigen ihre Hauptarbeit in den Süden unserer Kamerun-Kolonie gelegt. Ihre Missionare haben sich um die Erforschung des Volkstums[1]) und der Sprachen verdient gemacht

[1]) In Verbindung mit der Pariser Mission hat sich 1913 auf ihrer Station Lambarene der hochbegabte liberale Theologe Prof. D. Albert Schweitzer als Freimissionar und Missionsarzt niedergelassen. Schweitzer ist bekannt durch seine kritischen Schriften zur Leben-Jesu-Forschung („Von Reimarus zu Wrede") und über Paulus („Geschichte der paulinischen Forschung" 1911), sowie durch seine große Biographie Seb. Bachs, die auch in englischer und französischer Sprache veröffentlicht ist. Sein Eintritt in den Missionsdienst erregte Aufsehen. Leider ist er von den Franzosen im Kriege interniert worden. Vgl. sein anziehendes Buch „Zwischen Wasser und Urwald". Bern 1921.

und haben besonders fleißig an Bibelübersetzungen gearbeitet. In Mpongwe (Galwa) haben sie die ganze Bibel, in Benga das Neue Testament und große Teile des Alten, in Bule, Fang und Akele einzelne Teile des Neuen Testaments veröffentlicht. Die Pariser Mission hat zu den übernommenen Stationen am Ogowe noch zwei weitere, Ngomo (1898) und Samkita (1900) errichtet, und eine in Verbindung mit ihr arbeitende Plantagen- und Industrie-Gesellschaft (Compagnie Agricole et Industrielle d' Ogooué, C. A. J. O.) hat in Ngomo Werkstätten zur Erlernung der wichtigeren Handwerke, besonders der Holzbearbeitung, und in Samkita eine Versuchsplantage eingerichtet. Die Mission zählt (1914) auf 5 Hauptstationen 10 Missionare und 2 Missionsschwestern, 2334 Getaufte und 2185 Katechumenen, 18 Schulen und 721 Schüler.

---

3. Der belgische Kongostaat.[1])

Vom Nov. 1876 bis zum Aug. 1877 führte Henry Stanley die überaus schwierige Entdeckung des gewaltigen Kongostromes glänzend durch, indem er trotz der Stromschnellen und Wasserfälle und trotz der Feindseligkeit der Eingeborenen den Fluß von Njangwe bis zur Mündung hinabfuhr. Damit wurde das größte, bisher unbekannte Stück Zentralafrikas aufgeschlossen, und eine große Zahl von geographischen Expeditionen und sonstigen Unternehmungen vollendete im Laufe des nächsten Jahrzehnts die Erforschung dieses riesigen Stromsystems. Der Kongo ist 4200 km lang; sein Stromgebiet wird auf 3690000 qkm, ein Drittel des Flächenraumes von Europa, geschätzt. Allerdings wird die Fahrbarkeit des Flusses schon hundert Kilometer oberhalb der Mündung durch die sich auf fast anderthalb hundert Kilometer hinziehenden Livingstone-Stromschnellen gesperrt und weiter

---

[1]) Stanley, Durch den dunklen Weltteil. 2. Bde. Deutsche Ausg. Leipzig 1878. — Ders., Der Kongo und die Gründung des Kongofreistaates. 2. Bde. Engl. London 1885. Deutsche Ausg. Leipzig 1885. — Pechuel-Lösche, Kongoland. Jena 1887. — Ders., Stanley und das Kongounternehmen. Leipzig 1885. J. Bell, Miracle of modern missions. London 1903. (Geschichte eines vielgeprüften Bekehrten.) — Camphor, Missionary story sketches and folklore from Africa. Cincinnati 1909. — Henry Stanley, Autobiographie. Boston 1909. — Die Rundschauen in der AMZ. 1909, 84; 1916, 207. — H. W. Wack, Story of the Congo Free State. 1905 (vom belgischen und katholischen Standpunkt).

oberhalb wiederholen sich, zumal bei den Stanleyfällen, derartige Hindernisse. Aber diese unpassierbaren Strecken sind durch die 398 km lange, mit großen Opfern erbaute Kongobahn von Matadi nach Leopoldville (1898) und bei den Stanleyfällen durch die 127 km lange Bahn von Stanleyville nach Ponthierville überwunden. Von Leopoldville bis zu den Stanleyfällen sind 1700 km für flachgehende Dampfer ohne wesentliche Hindernisse schiffbar; mit Einschluß der Nebenflüsse stellt das Kongostromsystem ein fahrbares Wasserstraßennetz von etwa 15000 km dar, Verkehrsmöglichkeiten, wie sie nur noch ein oder zwei Ströme der Erde bieten. Und das so aufgeschlossene Gebiet ist wohl das fruchtbarste und entwicklungsfähigste des ganzen Erdteils Afrika, und obgleich vom Äquator durchschnitten, ist sein Klima bei einer durchschnittlichen Höhenlage von 1500—2000 Fuß weder so heiß noch so ungesund wie die westafrikanischen Küstengebiete. Mit Stanleys Hilfe bildete der die ungeheuren Möglichkeiten klug übersehende, skrupellose belgische König Leopold II. zur Aufschließung und Nutzbarmachung dieses ungeheuren Gebietes eine „Internationale Afrikanische Gesellschaft" (1881—1884), die 1885 mit Zustimmung des Berliner Kongresses in den Kongostaat unter dem König Leopold II. von Belgien als Souverän umgewandelt wurde. Der Berliner Kongreß, eine internationale Konferenz der an Zentralafrika beteiligten Regierungen legte zugleich die Richtlinien betreffs der gemeinsam im äquatorialen Afrika innezuhaltenden Politik fest. Dies ganze Gebiet sollte Freihandelsgebiet sein und den Handeltreibenden aller beteiligten Nationen in gleicher Weise offen stehen. Im Falle eines europäischen Krieges sollten nach Vereinbarung der Kriegführenden die kriegerischen Operationen in dies Gebiet nicht ausgedehnt werden. Außerdem einigte man sich über eine gemeinsame Kultur- und Religionspolitik. § 6 der Generalakte der Kongo-Konferenz vom 26. Februar 1885 lautete: „Alle Mächte, welche in den gedachten Gebieten Souveränitätsrechte oder einen Einfluß ausüben, verpflichten sich, die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und die Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lebenslage zu überwachen und an der Unterdrückung der Sklaverei und insbesondere des Negerhandels mitzuwirken; sie werden ohne Unterschied der Nationalität oder des Kultus alle religiösen, wissenschaftlichen und wohltätigen Einrichtungen und Unternehmungen schützen und begünstigen, welche zu dem Zwecke geschaffen und organisiert sind oder dahin zielen, die Eingeborenen zu unterrichten und ihnen die Vorteile der Zivilisation verständlich und wert zu

machen... Gewissensfreiheit und religiöse Duldung werden sowohl den Eingeborenen wie den Landesangehörigen und Fremden ausdrücklich gewährleistet. Die freie und öffentliche Ausübung aller Kulte, das Recht der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude und der Einrichtung von Missionen, welcher Art Kultus dieselben angehören mögen, soll keinerlei Beschränkung noch Hinderung unterliegen." [1]) Man hat diese Kongoakte die magna charta der christlichen Kulturpolitik Afrikas genannt. Niemals ist eine afrikanische Kolonie unter günstigeren Anzeichen ins Leben getreten; und niemals hat sie die Erwartungen bittrer getäuscht.

Der belgische Kongostaat umfaßt mit Einschluß des 1891 annektierten Reiches Muta Jamvos und des 1891/92 eroberten Katanga einen Flächenraum von 2265000 qkm, ist also $4^1/_2$ mal so groß wie das Deutsche Reich. Die Einwohnerzahl wird verschieden hoch berechnet. Man wird sie auf kaum mehr als $7^1/_2$—8 Millionen schätzen, der englische Konsul G. Campbell berechnete sie 1910 auf 7248000.[2]) König Leopold und seine Mitarbeiter sahen dies gewaltige Gebiet wesentlich unter dem Gesichtspunkte einer rücksichtslosen wirtschaftlichen Ausbeutung an.[3]) Im ersten Jahrzehnt führten sie einen nicht ungefährlichen Kampf gegen die im Osten am Oberlaufe des Kongo eingenisteten Araber und Sklavenhändler und beseitigten damit den letzten mit ihrer Macht konkurrierenden Feind. Dann schufen sie mit bedeutenden Geldmitteln eine weitausgespannte Verkehrsorganisation

---

[1]) Diese liberale Missionspolitik wurde von neuem festgelegt in dem Sansibar-Vertrag zwischen Großbritannien und Deutschland. In dessen § 10 heißt es: „In allen afrikanischen Gebieten, welche einer der beiden Mächte gehören oder unter ihrem Einfluß stehen, sollen die Missionare beider Länder vollen Schutz finden. Es wird religiöse Duldung und Freiheit aller Formen des Gottesdienstes und des Religionsunterrichts gewährleistet."

[2]) Der erste belgische Kolonialkongreß im Dezember 1920 glaubte die Einwohnerzahl nur noch auf 6 Millionen berechnen zu dürfen. Sie sei seit der belgischen Annexion, also in weniger als einem Menschenalter, wenigstens um die Hälfte verringert.

[3]) Christ, Das Schicksal des Kongo. Basel 1910. — AMZ. 1903, 424. — EMM. 1903, 341; 1909, 116. — Afrika 1897, 196. — Die deutschen Kolonien 1903, 81. — Morel, Great Britain and the Congo. London 1909. — Vandervelde, La Belgique et le Congo. Paris 1911. — Harris, Dawn in darkest Africa. London 1912. — Harris and Kannard, Extract laid before the Congo Commission of inquiry. Liverpool 1905. — Koloniale Rundschau 1909, 349. — Bulletin officiel de l'Etat Indépendant du Congo. 1905, Nr. 9 und 10. — Guinness, The Congo crisis. London 1908.

mit einer ansehnlichen Dampferflottille auf dem Kongo und seinen Nebenflüssen. Aber dann rückten Berechnungen kaufmännischen Gewinns immer einseitiger in den Vordergrund. Der ganze Grund und Boden wurde durch einen Federstrich für ausschließliches Eigentum des Königs erklärt, über das Leopold nach seinem Ermessen verfügen könne. Auch das Recht an den wildwachsenden Produkten des Urwaldes und an allen sonstigen Werten über und unter der Erde wurde von Leopold in Anspruch genommen. Zur Ausnutzung dieser so beschlagnahmten Werte wurden riesige Konzessionen im Umfange von Königreichen ausgegeben, an denen meist der königliche Kaufmann mit 50 % und mehr persönlich beteiligt war. Als wertvollstes Produkt des Landes stellte sich neben dem Elfenbein der in großen Mengen in den unendlichen Urwäldern wild wachsende Kautschuk heraus, der auf dem Weltmarkte damals infolge der aufblühenden Fahrrad- und Auto-Industrie sowie der maschinellen Betriebe gewaltig im Preise stieg. Von einem Gesamtexporte von 39½ Millionen Fr. im Jahre kamen auf Elfenbein 6 Millionen, auf Kautschuk 30⅔ Millionen. Auf dieser Grundlage also baute sich eines der furchtbarsten Beispiele hartherziger kolonialer Mißwirtschaft auf, das selbst das vielgeplagte Afrika kennt. Und es ist mit geringer Abschwächung bis zum Tode des gewissenlosen Leopold II. in Kraft geblieben. Dem Eingeborenen war also alles genommen, was er besaß, — das Land mit Ausnahme der dürftigen Gärten bei seinen Hütten, in denen nur eben seine kümmerlichen Nahrungsmittel wuchsen, und die Rohprodukte des Landes. Geblieben war ihm nur seine Arbeitskraft. Auch auf diese erhob die Verwaltung Anspruch; denn wie sollten die unermeßlichen Schätze der Wälder gehoben werden, wenn nicht durch die Arbeitsleistung der Eingeborenen. Der Vorwand war die unverfänglich scheinende Forderung, daß doch der Eingeborene für die geordnete Verwaltung des Landes und deren Kosten seinen Beitrag zu leisten habe, und da er nichts anderes besitze, müsse er ihn eben in Arbeitsleistung abtragen. 40 Stunden im Monat schienen keine ungebührliche Forderung zu sein. Aber der ganze Handelsbetrieb war bei kleinen Gehältern auf dem Grundsatze großer Gewinnanteile aufgebaut: Alle großen und kleinen Kommissionäre bis zu den Faktoristen im entlegensten Urwald hatten also das Interesse, aus den schutzlosen Eingeborenen soviel als möglich herauszupressen. Die 40 Stunden wurden willkürlich ausgedehnt. Bei dem Pflücken im sumpfigen Morast des Urwalds wurden sie, da diese Arbeit ja nicht

zu beaufsichtigen war, in ein bestimmtes Quantum abzuliefernden Kautschuks umgewandelt. Das ließ sich bequem zum Vorteil der Agenten verdoppeln. Da die mit vielen Gefahren und Entbehrungen verknüpfte Arbeit selbstverständlich nicht willig geleistet wurde, mußte zu harten und immer härteren Strafen gegriffen werden. Es wurde Zwangseinquartierung in die Dörfer gelegt, und diese zuchtlose Soldateska mit ihrem Anhang von Parasiten machte das Maß des Elends voll. Außerdem hatten die Eingeborenen auch den dadurch bedingten Handelsverkehr als Zwangslast zu leisten, den Kautschuk und andere Handelsgüter zu den Dampfern zu befördern, für die Dampfer das Brennholz zu schlagen und zuzubereiten, für die Beköstigung der Mannschaften Fische und Landesprodukte zu liefern, die durch das Land reisenden Beamten und Kaufleute und ihre Waren zu tragen, die notwendigen Straßen herzustellen und instand zu halten, — alles fast ohne Entschädigung. Leisteten die Eingeborenen etwas von den unmenschlichen Forderungen nicht, so wurden sie grausam bestraft durch Niederbrennen ihrer Dörfer, durch Zwangsexpeditionen oder Verstümmelungen; besonders beliebt war das Abhauen der Hände. Um das Unglück der Kongoneger voll zu machen, breitete sich die von jeher in einigen beschränkten Gebieten des unteren Kongo endemische Schlafkrankheit infolge des lebhaften Verkehrs reißend schnell über das ganze Stromgebiet aus und richtete entsetzliche Verheerungen an. Ganze Volksstämme flüchteten in die Gebiete benachbarter Kolonien, zumal in das französische France équatoriale, andere Völker starben fast aus. Mit den wertvollen Kautschukbeständen der tropischen Urwälder wurde ein Raubbau schlimmster Art getrieben. Durch die bedrohliche Verminderung der Bevölkerung und die Raubwirtschaft an den natürlichen Reichtümern des Landes wurde unter schnöder Mißachtung der Kongoakte geradezu auf den wirtschaftlichen Ruin des Kongostaates hingesteuert. Den Missionaren fiel die unerfreuliche Aufgabe zu, in Verbindung mit anderen Menschenfreunden diese zum Himmel schreienden Kongogreuel aufzudecken, auch auf die Gefahr hin, daß sie sich dadurch in den Augen der Machthaber des Kongostaates mißliebig machten und ihre religiöse Arbeit erschwerten. Die Verwaltung des Kongostaates gab ihrem Drängen nach und setzte 1904 eine Königliche Kommission zur Untersuchung der behaupteten Mißstände ein; und obgleich diese gewiß sich bemühte, die Verhältnisse im rosigsten Lichte zu sehen, so mußte sie doch die vorgefallenen Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten in allen

Hauptpunkten bestätigen. Leider war selbst dieser öffentliche Feldzug gegen die Kongogreuel nicht ohne bitteren Beigeschmack. Die katholischen Missionen beteiligten sich fast gar nicht daran, weil sie in dem ultramontan regierten Belgien und bei dem ultramontan gesinnten, im übrigen minderwertigen Könige nicht Anstoß erregen wollten. Die Führung nahm die 1904 ins Leben gerufene britische Kongoliga unter der energischen und geschickten Führung E. D. Morel's in die Hand.[1]) Aber als um 1910 Belgien mit Großbritannien und Frankreich der Entente cordiale gegen Deutschland beigetreten war, verstummten wie mit einem Schlage in England die Klagen über die belgischen Greuel; der britische Minister des Auswärtigen, Sir Edw. Grey, erkannte den belgischen Kongostaat als belgische Kolonie an, und die britische Kongoliga löste sich auf (16. Juni 1913). Inzwischen hatte Leopold II. den Kongostaat vor seinem Tode an Belgien abgetreten (1908), und die belgische Regierung hat sich bemüht, wesentliche Verbesserungen einzuführen (März 1910). Wenn auch sie das Recht auf den Grund und Boden des ganzen Staates in Anspruch nimmt, so räumt sie doch den Eingeborenen das Pflückrecht auf die Landesprodukte ein; die drückenden Zwangsarbeiten sind in eine Kopfsteuer von 8—12 Fr. auf die Person umgewandelt; die Eingeborenen haben das Recht, mit ihren Produkten selbständig Handel zu treiben, und damit ist, wenn auch nur in beschränktem Umfang, ein freier Handel ausländischer Firmen ermöglicht. Die riesigen Konzessionen werden eingezogen oder wenigstens in ihrer schrankenlosen Willkür beschränkt.[2]) Es ist zu hoffen, daß damit die unsinnige

[1]) Morel veröffentlichte 1904 eine schneidige Anklageschrift „King Leopold's Rule in Africa", 1906 „Red Rubber", 1905 „Le Congo Leopoldien", 1909 „Great Britain and the Congo, the Pillage of the Congo Basin", 1910 „Die Zukunft des belgischen Kongo" (Berlin, Dietr. Reimer). Neben ihm war ein tapferer Vorkämpfer für eine gesunde Kolonialpolitik und Humanität der Ire Roger Casement, damals englischer Konsul am Kongo. Der Umstand, daß Casement im Kriege in die irische Aufstandsbewegung verwickelt war und Morel betreffs der Ursachen des Weltkrieges Anschauungen vertrat, die von der erdrückenden Mehrheit des englischen Volkes abgelehnt wurden, drohen das Gewicht ihrer Darstellungen der Kongogreuel in den Augen der Welt zu entkräften. Aber diese Zustände sind so skandalös, und sogar die offizielle, von Leopold selbst eingesetzte Kommission hat die Greuel in solchem Umfange zugegeben, daß dies furchtbare Kapitel afrikanischer Kolonialpolitik eine zum Himmel schreiende Anklage gegen europäische Ausbeutungspolitik in Afrika bleibt.

[2]) Leider ist, wie gesagt, das Landbesitzrecht der Eingeborenen, d. h. in erster Linie das kommunale Besitzrecht der Stämme auf den Grund und Boden, auf

Ausbeutung dieser Gebiete und ihrer unglücklichen Bewohner ein Ende nimmt. Eine weitere Königliche Kommission (1913) sollte sich hauptsächlich mit der Lage der Eingeborenen beschäftigen und Vorschläge für ihre Vermehrung und wirtschaftliche Hebung machen. Sie sah eines der Hauptübel, das ein Aufblühen des Landes hindert, in der Vielweiberei; sie suchte diese deshalb einzuschränken: der Kaufpreis der Frauen wurde beträchtlich herabgesetzt; für weitere Frauen außer der rechtmäßigen, ersten, werden Steuern erhoben, die bei jeder weiteren Frau steigen; Sklavenmädchen wurden für frei erklärt und durften nach eigenem Ermessen heiraten. Ein seltsamer erster Versuch, dem tiefgewurzelten Übel der afrikanischen Vielweiberei durch Regierungsmaßnahmen zu Leibe zu gehen, doppelt überraschend bei einem Staate, dessen König bisher die elementarsten Forderungen der Menschlichkeit mit Füßen getreten hat. Ob das kleine Belgien mit kaum 30000 qkm Grundfläche und $7^1/_2$ Millionen Einwohnern imstande sein wird, eine tropische Kolonie von diesem Umfange zu regieren, deren Entwicklung zumal nach der bisherigen Raubwirtschaft noch auf lange Zeit große Kapitalien fordern wird, ist fraglich.

Die protestantischen Missionskreise sahen in der Aufschließung des Kongobeckens ein Missionssignal großen Stils. Schon wenige Monate nachdem die Kunde von der gelungenen Durchquerung Stanley's nach England gelangt war, bildete sich dort ein loser Freundeskreis, der eine Missionsunternehmung am Kongo mit stürmischem Tatendrang in Angriff nahm, die sog. „Livingstone-Inland-Mission", sogenannt, weil Stanley versucht hatte, dem Kongostrome den Namen Livingstone-Fluß zu geben. Die Leitung wurde im Oktober 1880 dem evangelistisch begabten, aber unruhigen Grattan Guinneß, dem Begründer des „Ost-Londoner-Instituts" zur allerdings etwas flüchtigen Ausbildung von Arbeitern der Innern und Äußern Mission, übertragen. Im Verlaufe der nächsten sieben Jahre wurden fünfzig Missionare und Missionarinnen und ein 71 Fuß langer, flach gehender Dampfer, der „Henry Reed", ausgesandt und in überstürzender Hast trotz der noch unfertigen und in schnellem Wechsel befindlichen Verhältnisse des erst werdenden Kongostaates zehn Stationen von der Kongomündung bis zum Stanley Pool angelegt und sogar schon eine elfte Station unter dem Äquator geplant. Zwölf Missionare waren

dem sie seit alters wohnen und ihre Gärten anlegen, nicht sichergestellt. Ohne eine Sicherung dieser wirtschaftlichen Unterlage aber können sie sich schwer über den Zustand der Hörigkeit erheben.

gestorben, weitere zwölf hatten aus Gesundheits- oder anderen Rücksichten den Dienst verlassen, 26 Missionsgeschwister standen im Dienst, die meisten jung und unerfahren. Das Unternehmen hatte in den kaum 7 Jahren reichlich 600 000 Mark gekostet. Es war dem vielbeschäftigten Grattan Guinneß über den Kopf gewachsen. So war es eine glückliche Fügung, daß eben damals die amerikanische Baptisten-Mission[1]) eine neue Mission in Afrika vorbereitete. Sie übernahm fast die ganze Livingstone-Inland-Mission mit allen Stationen und Missionsarbeitern (1884). Sie hat diese Mission seitdem in sehr viel ruhigerem Tempo entwickelt und ausgebaut. Sie zählt 9 Hauptstationen, von denen 7 am unteren Kongo, zwischen der Mündung und dem Stanley Pool und in den angrenzenden Gebieten, zwei am oberen Kongo, zwischen dem Stanley Pool und dem Äquator liegen. Eine noch etwas weiter landeinwärts vorgeschobene Station Bolenge ist 1898 an die amerikanischen Disciples abgegeben. Eine etwas abseits im portugiesischen Angola gelegene Station Cuillo ist neuerdings nach Vanga an den Kuilu, einen der großen Quellflüsse des Kassai-Kwa verlegt. Ein Glanzpunkt dieser Mission war zumal in den ersten Jahren unter der neuen amerikanischen Verwaltung die Station Banza Manteke,[2]) wo unter der Leitung des Erweckungspredigers H. Richards eine starke religiöse Bewegung entstand, die zur Gründung weitaus der größten und geistlich lebendigsten Gemeinde (mit heute 1849 erwachsenen Mitgliedern) führte. Die Entwicklungsbedingungen fast aller evangelischen Missionen am unteren Kongo sind in den letzten Jahren ungünstig. Die mächtig in das Land flutende Kultur zerstreut die leicht beeinflußbaren Eingeborenen; sie ziehen sich von den stillen Missionsstationen mit ihrer straffen Kirchenzucht nach den Eisenbahnen und den Verkehrsmittelpunkten mit ihren rauschenden Vergnügungen und leichten Erwerbsmöglichkeiten; die Lehrer und Katechisten verlassen ihren mühsamen und schlecht bezahlten Dienst, um als Beamte oder in Kaufgeschäften schneller und mehr zu verdienen. Die Zahl der Getauften in der amerikanischen Baptisten-Mission ist von 1912 bis 1915 von 5230 auf 4801, die der Schulen von 265 auf 189, die der Schüler von 7472 auf 7023 gesunken.

---

[1]) Probert, Life and Scenes in Congo. Philadelphia 1909. — Jahresbericht der Am. Bapt.-M. — Miss. Herald.

[2]) AMZ. 1912, 433: Banza Manteke, eine Stätte des Lichts im dunklen Erdteil.

Gleichzeitig mit Grattan Guinneß' Mission traten 1878 die englischen Baptisten[1]) in die Arbeit ein, die neben ihrer wenig gedeihenden Kamerun-Mission, von der sie sich 1885 nach der deutschen Besitzergreifung ganz zurückzogen, eine neue westafrikanische Mission suchten. Der stets mit ganz großen Missionsprojekten beschäftigte Kaufmann Rob. Arthington in Leeds drängte sie vorwärts und unterstützte sie mit beträchtlichen Geldmitteln. So kam in diese Mission von Anfang an ein Zug stürmischen Vordringens. Durch die Freigebigkeit Arthingtons wurden der Mission zwei Dampfer, der Peace (1883) und der Goodwill (1892), zur Verfügung gestellt; und der auch als Geograph und Entdecker hochbegabte und berühmte Missionar Grenfell († 1906) war unermüdlich tätig, den Kongo und seine Nebenflüsse stromaufwärts und -abwärts zu befahren, Land und Leute zu erkunden und nach günstigen Missionsgelegenheiten Ausschau zu halten. Das Ergebnis ist nun allerdings, daß die 13 Hauptstationen dieser Mission eine ungeheuer weit ausgezogene Linie bilden; sie verstreuen sich vom Unterlaufe des Kongo bis über die Stanleyfälle hinaus, wo oberhalb Ponthierville neuerdings die beiden Stationen Mabondo und Wayika angelegt sind. Die Mission hat es deshalb mit recht verschiedenen Sprachen und Dialekten zu tun. Es ist aber auch solide Arbeit geleistet. Bentley († 1905) hat in Ngombe (Wathen) den Grund zu einer großen Gemeinde gelegt und hat als Sprachforscher bahnbrechend sich um die Kongosprache (Fioti) bemüht; seine Grammatik der Kongosprache gehört zu den grundlegenden Arbeiten der afrikanischen Linguistik. Die Familie Comber, deren bedeutendster Vertreter T. J. Comber 1887 starb, hat der Kongomission in einem Jahrzehnt sechs ihrer Glieder geopfert, und auch die Heiden bezeugten: „Wie lieb müssen sie uns haben, daß sie für uns sterben." Missionar Whitehead erforschte auf der Station Lukokela am oberen Kongo Grammatik und Wörterbuch der Bobangi.

[1]) H. H. Johnston, George Grenfell and the Congo. London 1908. Danach AMZ. 1909, 305. — Bentley, Pioneering on the Congo. London 1910. Danach AMZ. 1903, 105. — H. S. Smith, Yakusu, the very heart of Africa. London 1910. — John H. Weeks, Congo Life and Folklore. London 1911. — Ders., Among Congo Cannibals. London 1912. — Among the primitive Bakongo. London 1913. Bentley, W. Holman Bentley. London 1907. — G. Hawker, The life of George Grenfell. London 1909. — Myers, Thomas J. Comber. London 1888. — G. Hawker, An English-woman's 25 years in Tropical Africa. (Gwen Ellen Lewis.) London 1911.

Weitaus der bedeutendste der englischen Kongomissionare war George Grenfell, geboren am 21. August 1849 in Trannack Mill bei Birmingham, gestorben am 1. Juli 1906 in Basoko am oberen Kongo. Im Jahre 1878 nach Kamerun hinausgesandt, wurde er schon nach wenigen Monaten mit Th. Comber nach dem Kongo versetzt. Im Jahre 1884 begann er mit dem flachgehenden Dampfer Peace, den der freigebige Missionsfreund R. Arthington zur Verfügung gestellt hatte, ausgedehnte Entdeckungsreisen auf dem Kongo und seinen Nebenflüssen, die ihn im Gebiete des Aruwimi, des Uelle-Ubanghi, des Kwa-Kwango, des Lulanga und Tschuapa und anderer großer Nebenflüsse bis an die Grenze ihrer Schiffbarkeit hinaufführten. Seine große, zehnblätterige Karte des Kongostromes im Maßstabe von 1 : 500 000 galt lange als die beste Darstellung des Stromsystems. Im Jahre 1891 wurde er von König Leopold beauftragt, die Grenzfestsetzungs-Kommission zu leiten, durch welche der größere Teil von Katanga dem belgischen Kongostaate zugesprochen wurde. Später wurde er Sekretär einer von dem König eingesetzten Eingeborenen-Schutzkommission, allerdings ohne in der Lage zu sein, in diesem Amte etwas Wirksames zu tun, da die einzelnen Kommissionsmitglieder hunderte von Meilen voneinander entfernt wohnten und zugleich viel zu weit von den Außenstationen, als daß sie von den Greueltaten mehr als unsichere Gerüchte in Erfahrung bringen konnten. Grenfell entschloß sich schwer, an die furchtbaren Kongogreuel zu glauben. Er war überzeugt, daß die Kongostaatsregierung die Araber zurückgedrängt, den Kannibalismus sichtlich unterdrückt, bessere Verhältnisse und Ordnungen aufgerichtet, Hinrichtungen angeblicher Hexen verhindert und den Branntweinhandel im Innern des Landes verboten hätte. Er veranlaßte deshalb auch seine Missionsgesellschaft, sich von der Agitation gegen die Kongogreuel zurückzuhalten. Aber gegen das Ende seines Lebens trat auch er aus seiner Zurückhaltung heraus. Er bedauerte, daß die Hoffnungen, welche er auf die anfangs gemachten schönen Versprechungen gesetzt hatte, gründlich getäuscht wurden; die Kongoregierung sei eine Mißregierung. „Das Traurigste bei dem ganzen Kautschuk- und Gummihandel ist, daß durch das System der Zwangsarbeit, das die Beamten gegenüber den Eingeborenen ausüben, auch die anfangs wohlgesinnten und menschenfreundlichen Leute allmählich so entmenscht werden und ihr sittliches Gefühl so abstumpft, daß sie sich zu Taten hinreißen lassen, vor denen sie sich früher selbst entsetzt hätten.“ Grenfell's Bedeutung liegt auf dem Gebiete der Entdeckung und Aufschließung des Kongostromgebietes, dieses gewaltigsten und weitaus wichtigsten Systems von Wasserstraßen in dem sonst so wegearmen Afrika. Für die Mission, auch seiner eigenen Gesellschaft war dies unruhige, hastige Vorwärtsdrängen in die geheimnisvollen Weiten eher eine Versuchung zu Uferlosigkeit, Zersplitterung und Mangel an innerer und äußerer Konzentration. Doch war es zumal bei den antiprotestantischen und antienglischen Kreisen des ultramontanen Belgien eine nicht zu unterschätzende Empfehlung der gesamten protestantischen Mission, daß ein Entdecker und Geograph ersten Ranges ihr bekanntester Vertreter war.

Eine der ersten Stationen war die alte Königsstadt San Salvador des mittelalterlichen Königreiches Kongo in der portugiesischen Kolonie; von dem in jener Gegend einst weitverbreiteten Christentum fand

man allerdings nur noch einige groteske Spuren, einen Fetisch, der an die Statue der Jungfrau mit dem Kinde erinnerte, und einen Fetisch „kuluzu“ (cruz), den die Zauberer viel gebrauchten. Leider war jenes Gebiet des portugiesischen Kongo 1914/15 von schweren Unruhen heimgesucht. Die Eingeborenen empörten sich gegen die Zwangsarbeiten in den Plantagen. Einer der englischen Missionare, Bowskill, wurde gefangen genommen unter der Anklage, er habe die Eingeborenen zum Aufstand verführt. Die gerichtliche Untersuchung sprach ihn frei; aber die Missionsarbeit litt schwer unter diesen Wirren. Im Jahre 1919/20 wurde aus England eine Deputation an den Kongo gesandt, um den Bestand der Arbeit festzustellen und in die vorliegenden Aufgaben einen Einblick zu gewinnen. Als wünschenswert stellte es sich heraus, daß die nun bereits 19 protestantischen Missionen in dem Kongobecken eine einigermaßen einheitliche Missionsmethode verfolgen sollten, um sich gegenüber der übermächtigen römisch-katholischen Mission und der vielfach unter ihrem Druck stehenden Kolonialverwaltung behaupten zu können. Angesichts der ungemeinen sprachlichen Zerrissenheit der zahllosen Stämme einerseits und der Durcheinanderwürfelung der Eingeborenen durch Verkehr und Handel andererseits ist es dringend erwünscht, daß eine allgemeine Verkehrssprache zugleich der Träger des höheren Kulturlebens wird. Am geeignetsten dazu ist das am untern Kongo sich herausbildende Lingala. Vielleicht wird man anstreben müssen, daß die Bibel in der Mehrzahl der Kongomissionen in Lingala gebraucht, daneben aber für die vielen lokalen Sprachen und Dialekte eine polyglotte Literatur für Schule und Katechumenen-Unterricht geschaffen werde. Die belgische Kolonialverwaltung hat bisher noch das Schulwesen in der Hauptsache den Missionen überlassen; es bestehen daher noch nicht die Schwierigkeiten wie in den französischen Kolonien in Afrika, wo das Französische als Schulsprache und wichtigster Lehrgegenstand erfordert wird. Um das Gehilfen-Ausbildungswesen einheitlicher zu gestalten, haben sich am untern Kongo die englischen und amerikanischen Baptisten 1908 zur Gründung eines einheitlichen Gehilfeninstituts mit höheren Ansprüchen in Kimpesse vereinigt. Die Erfolge entsprechen aber nicht ganz den Erwartungen, vielleicht weil die Missionen nicht entsprechend der besseren Ausbildung höhere Gehälter zahlen können, am wenigsten solche, welche den Wettbewerb mit den Gehältern der Beamten und der Handelshäuser aushalten können. Am Oberlaufe des Kongo, wo die eingeborenen Christen

ein starker evangelistischer Eifer beseelt, ist in Yakusu sozusagen ein fliegendes Gehilfeninstitut eingerichtet; d. h. die 250 Lehrer werden in fünf wechselnden Kursen zu je 6—8 Wochen in Yakusu eingezogen, und legen am Schlusse des Lehrgangs eine Prüfung ab, von der es abhängt, an welchem Kursus sie im folgenden Jahre teilnehmen werden. Auch die ärztliche Arbeit, zumal die Einrichtung von Hospitälern, sollte einheitlich geplant und durchgeführt werden. Erschwerend kommt hinzu, daß wegen der Eifersucht der meist feindseligen römischen Mission und der hier scharf aufeinanderstoßenden kolonialen Interessen der Belgier, Franzosen und Portugiesen außer den polyglotten Landessprachen auch die Kenntnis des Französischen und Portugiesischen bei den Missionaren dringend erwünscht ist. Die englische Baptisten-Mission zählte 1915: 44 Missionare und 10 Missionsschwestern, sie ist also die weitaus am besten besetzte evangelische Kongomission. Die Zahl der erwachsenen Christen betrug 5495, mit Einschluß der Anhänger 11 055, die der Schüler 12 989.

Als Grattan Guinneß 1884 die Livingstone-Inland-Mission an die amerikanischen Baptisten abgegeben hatte, gab er doch seine Verbindungen mit dem Kongo nicht auf, und schon 1888 begann er, gestützt auf den von ihm gegründeten heimatlichen Helferbund der „Regions beyond missionary union“ eine neue Kongo-Mission in dem riesigen Kongobogen nördlich vom Äquator unter der weitverzweigten Völkergruppe der baLolostämme. Von einer Stützstation in Leopoldville am Stanleypool aus legte er mit Hilfe der beiden ihm zur Verfügung stehenden Dampfboote „Livingstone“ und „Pionier“ am Lulanga und Mariko schnell hintereinander vier Stationen an. Dann kam in die treibhausartige Entwicklung eine Stockung, einmal weil Todesfälle und Erkrankungen und viele dadurch verursachte Heimreisen, aber auch die unentbehrlichen Arbeiten zum Aufbau und Ausbau dieser Stationen naturgemäß aufhielten. Vor allem aber hemmte die Verwaltung des Kongostaates die protestantische Mission im Innern, weil ihr die Aufdeckung der Kongogreuel begreiflicherweise unbequem war und sie die Sachwalter der Eingeborenen wenigstens vom Innern fern halten wollte. Während der fügsamen katholischen Mission in entgegenkommender Weise die Wege geebnet wurden, versagte man der protestantischen unter allerlei Vorwänden das Recht zur Anlegung von Stationen; und da die Regierung allen Grund und Boden mit Beschlag belegt hatte, war ohne ihre Zustimmung kein Schritt vorwärts zu tun. Erst seit 1908 ist in dieser

Beziehung eine neue Zeit angebrochen. Seitdem hat deshalb auch die „Kongo-Balolo-Mission“[1]) drei weitere Stationen am Maringa und Ikelemba angelegt. Die Mission hat es hauptsächlich mit drei Lolostämmen zu tun, den Ngombe, Mongo und Ileko. In Mongo hat Ruskin das ganze Neue Testament übersetzt. In Bongandanga besteht eine Druckerei zur Herstellung der nötigen Schriften für Kirche und Schule. In Ikau ist ein kleines Gehilfenseminar. Die Zahl der Getauften ist gering, die größte Gemeinde in Ikau zählt 230, Bonginda 160, insgesamt werden es nicht mehr als 500 sein. Auch das Schulwesen ist schwach entwickelt.

Von Interesse war es, daß gerade im Bereiche dieser Mission der von der oben erwähnten Regierungskommission gemachte Vorschlag der Einführung der Einehe als einer neuen sozialen Lebensordnung in Angriff genommen wurde. Der Kommissar (Bezirksamtmann) von Lalonga bildete einen Verein leitender Beamter, Vorsteher von Handelshäusern und Missionaren zur Unterstützung von Monogamisten. Ikau und Baringa wurden für sie als amtlich anerkannte Monogamisten-Dörfer errichtet. Es wurde auch eine Sparbank eröffnet, um Monogamisten bei der Beschaffung landwirtschaftlicher Geräte und beim Frauenkauf behilflich zu sein.

Bei der Übergabe der „Livingstone-Inland-Mission“ an die amerikanischen Baptisten 1884 wollten einige schwedische Missionare, unter ihnen der sprachbegabte Niels Westlind, nicht mit zu den Amerikanern übertreten und veranlaßten den „Schwedischen Missionsbund“,[2]) eine selbständige Mission am Kongo anzufangen. Es wurde ihm zu diesem Zwecke von den bereits bestehenden Stationen Mukimbungu am unteren Kongo übergeben. Die Schweden traten 1886 ein und besaßen die Weisheit, sich mit ihren immerhin beschränkten Kräften auf einem verhältnismäßig kleinen Gebiete am rechten Ufer des Kongo auszudehnen und hier im Laufe der Jahre nahe beieinander neun Hauptstationen anzulegen. Sie haben neuerdings ihre Arbeit über die Grenze des Kongostaates hinaus in das

---

[1]) EMM. 1893, 177. J. Mack Kittrick und die Balolomission. — Miss. Rev. W. 1903, 266. — Regions beyond. — Guinness, New world of Central Africa. London 1890. — Ders., On the Congo. New York 1892.

[2]) Dagbräking, Kongo. Stockholm 1911; deutscher Auszug Berlin 1912. — AMZ. 1896, 377; 1909, 381. — EMM. 1904, 8. — Laman, Naagra bilder fraan Svenska Missionsförbundets arbetsfält i Kongo. Stockholm. — I palmernas skugga. (Biographie des Miss. E. W. Sjoblom.)

angrenzende „France équatoriale“ ausgedehnt und dort drei Stationen, auch die Hauptstadt Brazzaville besetzt, obgleich sie dort durch die schroff nationalistische Kolonialpolitik der Behörden arg behindert sind und z. B. nur in Französisch unterrichten dürfen. Die Zahl der Christen ist trotz der sorgfältigen Pflege nicht groß und ist starken Schwankungen unterworfen; man zählte 1900: 1777; 1906: 1368; 1909: 1834; 1910: 1508; 1912: 1810; 1916: 2329 erwachsene Kirchenglieder. In 207 Elementarschulen wurden 4619 Kinder unterrichtet. Die Schweden hatten gleich anfangs das Glück, in Niels Westlind einen selbstverleugnungsvollen, sprachbegabten Missionar zu besitzen, der von 1881 bis zu seinem durch Überarbeitung und zu weit getriebene Askese schon 1895 eingetretenen Tode das Neue Testament in Fioti übersetzt hat. Sein Nachfolger in den sprachlichen Arbeiten ist der wohl noch bedeutendere, vielseitig begabte und interessierte K. E. Lamann geworden, der von der Universität Upsala durch den Grad eines theologischen Doktors ausgezeichnet ist. Der Mission steht neuerdings an Stelle der früheren dürftigen Handpresse eine gute Druckmaschine zur Verfügung. Die für 1921 geplante allgemeine Konferenz der Kongomissionen sollte mit Genehmigung der französischen Kolonialverwaltung in Brazzaville, der Hauptstadt des France équatoriale, tagen. Mit ihr sollte im Rahmen einer allgemeinen Ausstellung der Landesprodukte eine Industrieausstellung der protestantischen Missionen stattfinden, um von deren wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit Zeugnis abzulegen. Es scheint aber, daß die französische Kolonialverwaltung in letzter Stunde ihre Genehmigung zu diesem Plane zurückgezogen hat.

In demselben Jahre wie die Schweden, 1886, begann auch der Bischof von Afrika, Will. Taylor,[1]) von der amerikanischen nördlichen Methodisten-Kirche am untern Kongo eine unruhige, vielgeschäftige Tätigkeit. Dieser tatendurstige, aber mit den wirklichen Verhältnissen unbekannte Mann verfolgte den abenteuerlichen Plan, in Afrika 1000 sich selbst unterhaltende Missionsstationen anzulegen und dadurch die bis dahin in seinen Augen kleinliche afrikanische Mission endlich einmal echt amerikanisch in großen Schwung zu bringen. Hat man unbegrenzte persönliche Kräfte und finanzielle Mittel zur Verfügung, so kann man in der Tat in dem tropischen Afrika, zumal in den überaus fruchtbaren Flußtälern mit Leichtigkeit zahlreiche Stationen anlegen. Allein wenn sie sich selbst erhalten und wohl gar noch Überschüsse abwerfen sollen, so muß erst ein

[1]) Miss.Rev. World 1903, 300. — AMZ. 1888, 270. 395.

großes Kapital hineingesteckt und die ganze Arbeitskraft darauf verwandt werden; dazu ist fraglich, ob die zu Pflanzern geeigneten Personen auch für den Missionsdienst taugen und umgekehrt; und wenn Taylor in sträflicher Unkenntnis des afrikanischen Tropenklimas seinen Missionaren, sogar den Frauen, viel Arbeit und Bewegung in der Tropensonne geradezu empfahl, so hatte er es sich selbst zuzuschreiben, daß die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle sich häufte. Taylor machte mit seiner faszinierenden Persönlichkeit und hinreißenden Beredsamkeit ganze Scharen von mehr oder weniger für den Missionsdienst vorbereiteten und geeigneten Arbeitern und große Geldmittel mobil; aber er vergeudete beides, ohne selbst einen soliden Grund zu legen. Als er nach einem Jahrzehnt das Amt eines „Bischofs von Afrika" an einen vielleicht minder begabten, aber nüchternen und verständigen Nachfolger, Hartzell, abgab, war von dem mit einer großartigen Reklame in Szene gesetzten Missionsunternehmen rein nichts übrig geblieben, eines der traurigsten Beispiele amerikanischer Großsprecherei und Unsolidität in Afrika.

Gleichfalls 1886 langte nach einer vierjährigen, abenteuerreichen Wanderung durch Süd- und Westafrika der Darbyst Arnot in Garenganze[1]) an, dem jetzt Katanga genannten Südostbezirk des Kongostaates. Die lose mit ihm verbundenen „Open Brethren", eine darbystische Missionsvereinigung, welche Freimissionare in ver-

[1]) Arnot, Garenganze or Seven years pioneer missionary work in Central Africa. New York 1899. — Ders., Bihé and Garenganze. London 1893. — AMZ. 1890, 11; 1910, 454. Arnot war einer der typischen angelsächsischen Freimissionare. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, brach er 1881 nach Äquatorialafrika auf und durchwanderte Bihé und Benguella, dann das große Zentralplateau bis zu den Quellen des Sambesi und Kongo, um sich schließlich in Garenganze niederzulassen. Ein vornehmer britischer Kolonialbeamter schildert so den Eindruck, den die aufrichtig fromme, aber exzentrische und unnüchterne Persönlichkeit Arnots auf ihn gemacht hat: „Er war äußerst einfach und ernst. Er lebte unter großen Entbehrungen (damals) unter der Aufsicht des Barotse-Königs und lehrte seine Kinder. Er war ziemlich stolz darauf, daß seine Schüler das Alphabet bemeistert hatten. Ich habe viele Missionare in verschiedenen Lebenslagen gesehen, aber nie einen so absolut verlorenen Mann, der tagaus tagein ohne die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse existierte. Er hatte nur einen brennenden Wunsch, nämlich Gott zu dienen. Ob seine Art, das zu tun, die praktischste war, will ich nicht untersuchen; aber er schaute weder rechts noch links und nahm auf sich selbst nicht die mindeste Rücksicht, wenn er nur jemand zum Glauben bringen konnte. Das war wenigstens mein Eindruck. Und ich ehre die Erinnerung an ihn als die eines Mannes, der seinem Meister so nahe kam, als irgend jemand, den ich kenne." Aus E. Baker, The life and explorations of F. S. Arnot. London 1920.

schiedenen Teilen der Erde unterstützt, sandte ihm mehrere britische, schottische, kanadische, auch westindische farbige Missionsarbeiter zu Hilfe. Damals war Garenganze noch ein unabhängiges Reich unter dem eingewanderten, rücksichtslosen Emporkömmling Msidi, der sich aus kleinen Anfängen zum Herrn eines mächtigen Reiches etwa von der Größe Frankreichs aufgeschwungen hatte. Seine Hauptstadt war Bunkeia. Von hier aus wurde mit den auf verheerenden Eroberungszügen von allen Seiten her zusammengeraubten Sklaven ein schwunghafter Handel nach dem portugiesischen Angola getrieben. Wir befinden uns hier im Gebiete des großen baLuba-Volkes, das vom Kassai- bis über den Mweru-See hinaus einen großen Teil des Südens des Kongostaates einnimmt.[1]) Im Jahre 1891 schuf eine belgische Expedition durch Ermordung des Msidi und Besitzergreifung des Landes neue Verhältnisse, und wenn auch Msidis Sohn, Msidi II., vorläufig noch ein Scheinkönigtum inne hatte, so machte doch der außerordentliche Reichtum des Landes an Mineralien, besonders an Kupfer, Katanga schnell zu einem der Brennpunkte der Kolonialinteressen des Kongostaates. Die Kap-Kairo-Bahn faßte dies reiche Bergbaugebiet als ihr wichtigstes vorläufiges Ziel ins Auge, und auch von San Paolo di Loanda aus nahm man den Bau einer Bahn dorthin in Angriff. Unter den unruhigen Verhältnissen, welche durch dies plötzliche und starke Einströmen der Kultur in das abgelegene Land entstanden, wechselte die Mission wiederholt ihren Sitz von Mukuwa nach Bunkeia, dann nach Mwena, schließlich nach dem gesund über dem sumpfigen, fiebrigen Lufiratal gelegenen Koni Hill; eine zweite Station wurde auf der fruchtbaren Hochfläche Luanza am Nordufer des Mwerusees, eine dritte an den Johnstonfällen des Luapula halbwegs zwischen dem Bangweolo- und dem Mwerusee, schon in Nordost-Rhodesia, angelegt. Die Missionserfolge sind erst gering.

Im Jahre 1890 begannen die amerikanischen südlichen Presbyterianer[2]) eine Mission in dem Stromgebiete des Kassai und

[1]) Im Westen arbeiten unter den baLuba die amerikanischen-südlichen Presbyterianer; in der Mitte die amerikanischen-südlichen bischöflichen Methodisten, und neben ihnen seit 1915 die Evangelistische Kongo-Mission; im Osten unsere Arnotsche Mission. Im Westen und Osten sind die ziemlich voneinander abweichenden Dialekte der Lubasprache — Luba Lulua und Luba Katanga — literarisch bearbeitet.

[2]) Verner, Pioneering in Central Africa. Richmond 1903. — Lapsley, Samuel N. Lapsley. Richmond 1893. — Will. Sheppard, Presbyterian pioneers on the Congo. Richmond 1917.

seines Nebenflusses, des Lulua. Ihre erste Station Luebo gründeten sie 1891 unter den baKete, die zweite Ibanschi 1897 unter den baKuba; allmählich dehnten sie die Arbeit auch über die baLuba und baSchilange aus und gründeten für sie die Stationen Mutoto[1]) und Lusango. Ihr erster Missionar war der hochbegabte und liebenswürdige Lapsley, der leider bald starb; ihm zu Ehren wurde der Mission ein Dampfer seines Namens geschenkt. Diese Mission hatte es mit unbändigen und wilden, aber besonders zahlreichen und kulturfähigen Völkern zu tun. Die Bewohnerschaft der von der Mission in Angriff genommenen Landschaften wird auf 2½ Millionen geschätzt. Unter ihnen kam es zu einer lebhaften Bewegung zum Christentum, die sich schnell von Gau zu Gau fortpflanzte und an die Leistungsfähigkeit der Mission hohe Anforderungen stellte. Glücklicherweise wuchs die Missionskraft gerade dieser Denomination im Zusammenhang mit der Laienmissions-Bewegung im letzten Jahrzehnt beträchtlich, so daß z. B. im Jahre 1913 allein 14 neue Missionare ausgesandt werden konnten. Während die Mission 1901 erst 6 Missionare und 2 Missionsschwestern, sowie 854 Getaufte zählte, waren es 1915 22 Missionare und 2 Missionsschwestern, sowie 12 128 Getaufte. Diese Mission umfaßt in ihren Gemeinden etwa ein Drittel des gesamten zahlenmäßigen Missionserfolges der evangelischen Missionen am Kongo. Die Anforderungen an die Taufbewerber dieser Mission sind erstaunlich hoch. Es wird erwartet, daß sie die 107 Fragen des „Kürzeren Westminster Katechismus", 5 Psalmen (1; 23; 32; 37 und 51) und 7 Kapitel des Neuen Testaments (Bergpredigt; Ev. Joh., Kap. 3 und 14; Röm. 12 und 1. Kor. 13) auswendig wissen. Miss. Rev. W. 1919, 75. Dementsprechend wird auf die eingeborenen Helfer ein ungewöhnlich großes Maß von Selbständigkeit und Selbstverwaltung gelegt. Der Ältestenrat hält seine Sitzungen in der Regel allein ab und fällt selbst in Kirchenzuchtsfällen endgültige Entscheidungen. Auch die Evangelisten und Helfer bilden einen selbständigen Rat, der die mit der Heidenpredigt im Zusammenhang stehenden Fragen nach eigenem Ermessen ordnet. Hier ist der amerikanische Freiheitsdrang besonders stark entwickelt. Übrigens hat Luebo eine so starke Anziehungskraft auf die Eingeborenen ausgeübt, daß sich im Umkreis von kaum 5 Kilometern

---

[1]) Mutoto = Stern, nach dem von den Eingeborenen der frühverstorbenen, fröhlichen Gattin des Missionars Dr. Morrison beigelegten Namen.

18000 von ihnen angesiedelt haben. Leider macht sich auch hier wie überall im belgischen Kongo eine betriebsame römische Konkurrenz in nächster Nähe geltend, die sich rücksichtslos auch in dies aufblühende Arbeitsfeld eindrängt. Vielleicht hat sie es durchgesetzt, daß von der Kolonialverwaltung die Bildung eines größeren städtischen Anwesens in Luebo verboten ist, um den Einfluß der Mission nicht zu stark werden zu lassen. Die Helfer werden — am Kongo bisher fast eine Ausnahme — in einem regelmäßigen dreijährigen Kursus vorgebildet. Allerdings in den ersten zwei Jahren müssen sie noch ihre halbe Zeit auf den Ackerbau verwenden, und erst im dritten Jahre widmen sie sich ausschließlich der geistigen Arbeit. Überhaupt wird in dieser Mission viel Gewicht auf Anleitung der Eingeborenen zu einem rationellen Ackerbau gelegt. Versuche der Anleitung zu den üblichen Handwerken und auch zu den bei den Europäern begehrten Hilfsarbeiten wie Schreibmaschinenschreiben u. dergl. finden sich auf zahlreichen Stationen anderer Gesellschaften, zumal näher den Hauptverkehrslinien. Es scheint aber, daß im allgemeinen die protestantischen Missionen nicht genügend berücksichtigen, daß Ackerbau, Garten- und Viehwirtschaft die Grundlage der Existenz der Kongovölker bleiben müssen. Die Luebo-Mission gab einen eindrücklichen Beweis von der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der unter ihrem Einfluß stehenden Gemeinden, als hier im Februar 1918 die dreijährliche allgemeine Konferenz der Kongomissionen stattfand. Während sie damals in der Zeit der Absperrung von der überseeischen Zufuhr durch den Krieg auf andern Stationen unmöglich gewesen wäre, bereitete hier die Gastfreundschaft für 73 Missionare für 11 Tage keine Schwierigkeit. Ja, es konnten noch drei Schiffsladungen mit Lebensmitteln an notleidende Bezirke abgegeben und im Anschluß an die allgemeine Konferenz die Spezialkonferenz der südlichen Presbyterianer-Mission gehalten werden. Es wird wichtig sein, daß sich in der Anleitung der Eingeborenen zu landwirtschaftlichen Arbeiten die protestantischen Missionen nicht von den auf diesem Gebiete Großes leistenden katholischen Missionen in Schatten stellen lassen. — Östlich von den Presbyterianern im Stromgebiete des Kassai hat sich die kleine Mission der sog. Westcott Brethren, westlich im Stromgebiete des Kuilu die Mennonitische Kongo-Inland-Mission (1912) niedergelassen. Die letzteren haben in Djoko Punda und Kalamba zwei gut besetzte Stationen und evangelisieren fleißig unter den baLuba.

Die 1888 eingetretene amerikanische „christliche und Missionsallianz" setzte neben der schwedischen Mission am unteren Kongo ein. Es war aber in ihr infolge des Mangels an Leitung und Vorbereitung des Missionspersonals viel Unruhe und Wechsel, der es bis heute kaum zu einer stetigen, straffen Arbeit hat kommen lassen. 1897 zählte man 25 Missionare und 20 Missionsschwestern, die auf 9 Stationen in einem Gebiete von 200 englischen Meilen Länge und 100 Meilen Breite lagen; heute sind es 7 Stationen, auf denen 8 Missionare und 5 Missionsschwestern arbeiten. Die Gemeinden zählen nur 678 volle Mitglieder. In Maduda ist ein kleines Seminar. Boma, die Hauptstadt der Kolonie, ist der Stützpunkt am Kongo.

Im Jahre 1897 suchten auch die amerikanischen „Disciples"[1]) oder „Christians" ein Missionsfeld am Kongo. Sie hatten lange Not wegen des Widerwillens der Behörden des Kongostaates gegen protestantische Missionen am Oberlaufe des Kongo. Da traten ihnen die amerikanischen Baptisten ihre vorgeschobenste Station Bolenge bei Coquilatville unter dem Äquator ab. Sie blieb wegen des Widerstandes der Kongobehörden ein Jahrzehnt lang ihre einzige Station; erst 1908 konnte eine zweite Station in Longa, 1910 eine dritte in Lotumba am Momboyo, 1912 eine vierte in Monieka am Bosira angelegt werden, alle im Stromgebiet des in der Nähe von Bolenge in den Kongo mündenden Ikenge. Ein bequemer Dampfer, der Oregon, vermittelte die Verbindung und den Verkehr mit den Stationen; in der Mutterstation Bolenge wurde auch eine Druckerei zur Herstellung der notwendigen Drucksachen in den Landessprachen eingerichtet. Es stehen 9 Missionare und 2 Missionsschwestern in der Arbeit. Auf allen Stationen wird in großem Umfang ärztliche Arbeit getrieben; auf den älteren Stationen sind auch Hospitäler vorhanden. Auch in diesem Gebiete zeigen die Eingeborenen ein großes Entgegenkommen gegen die Predigt der Missionare, und es scheint sich eine volkstümliche Bewegung zum Christentum zu entwickeln; 1911 zählte man erst 2012 Getaufte und in 28 Schulen 1435 Schüler; aber 1912 und 1913 konnten allein weitere je 1300, im Jahre 1914 sogar 1500 Personen getauft werden. Die Statistik 1919 zählte: 7173 Christen und in 240 Schulen 3963 Schüler.

Entsprechend der großen Missionskraft der hinter dieser Mission stehenden Heimatkirche ist eine großzügige Ausdehnung ihrer Arbeit

---

[1]) Bolenge, a story of gospel triumphs on the Congo. Cincinnati 1909.

im Werke. Zwei gut bemannte Expeditionen ihrer Missionare haben nach Norden, nach Süden und nach Westen, also im Gebiet des Uelle und des nach dem früher deutschen Neukamerun hinaufführenden Sanga ausgedehnte Forschungsreisen unternommen. Auf Grund ihrer Ergebnisse ist ein sogenanntes Zehnjahrsprogramm aufgestellt, wonach innerhalb dieses Zeitraums das ganze von etwa 1 Million Eingeborener bewohnte Gebiet ausreichend besetzt werden soll. Innerhalb der nächsten Jahre bis 1923 sollen 45 neue Arbeiter hinausgesandt werden.

Nur im vorübergehen erwähnen wir die kleinen Missionsunternehmungen der Schwedischen Baptisten (1891), der Bostoner (amerikanischen) Adventisten (1891) und der amerikanischen Adventisten des siebenten Tages (1893), die es zu keiner größeren Entwicklung gebracht oder das Land wieder geräumt haben.

Bis zum Tode König Leopolds II. und dem Übergang des Kongostaates an den belgischen Staat hatten die protestantischen Missionen mit starken Hemmungen zu rechnen. Der König selbst förderte bei aller seiner Zuchtlosigkeit und Brutalität die katholische Mission, und diese nützte die ihr dadurch zugefallene günstige Position stark zu ihrem Vorteil aus. Es war oft auch nach jahrelangen Verhandlungen kaum möglich, für die Anlage einer protestantischen Missionsstation oder selbst eines Helferpostens den erforderlichen Landstreifen zu erhalten. Das ist seit der Einführung der belgischen Verwaltung anders geworden. Und seither haben darum noch eine große Anzahl neuer Missionen den Kongostaat aufgesucht. Im Jahre 1912 unternahm der frühere chinesische Missionsarzt Bischof Lambuth von der amer. südlichen bischöflichen Methodistenkirche eine Rekognoszierungsreise und beschloß unter den kriegerischen, tapferen baTetela am Lobefu, einem Nebenflusse des Sankuru, einzusetzen. Hier wurde in einem sehr reichen und entwicklungsfähigen Gebiete 1913 die erste Station in Wembo-Niama, die zweite in Lubefu angelegt und es wurden bereits die ersten 200 Christen gesammelt. Es standen dafür 60000 Mark und vier Missionare, darunter ein Arzt und ein Vertreter der „Farbigen bischöflichen Methodisten-Kirche," zur Verfügung. Gleichzeitig (1911) unternahm der Belgier Henry Anet im Auftrag der Union des églises évangéliques und der Église chrétienne missionnaire Belge eine Untersuchungsreise an den Kongo, um für die im Juli 1910 gemeinsam gegründete „Société Belge des Missions protestantes au Congo" ein Arbeitsfeld zu suchen.

So gering auch die Missionskraft der kleinen protestantischen belgischen Freikirchen ist, so schien es doch erwünscht, daß auch protestantische Belgier mit in die Missionsarbeit in der großen belgischen Kolonie einträten. Anet wählte Tschofu am oberen Lomami, in Urua (dem unteren Katanga-Gebiete) aus. Der Ausbruch des Weltkrieges hat aber die Inangriffnahme der Mission bisher verhindert. Im selben Jahre (1912) machte die Afrika-Inland-Mission, eine den Quäkern nahe stehende Gesellschaft mit Freundeskreisen in Nordamerika und in England, von ihren Stationen in Britisch-Ostafrika aus, wo sie nicht mehr Raum zur Ausdehnung zu haben meinte, einen Vorstoß in den äußersten Nordosten des Kongostaates. Nachdem ihr Präsident Roosevelt von der belgischen Regierung die Erlaubnis ausgewirkt hat, hat sie vom Albertsee aus begonnen, zwei Stationenreihen anzulegen; die eine, die mit amerikanischen Missionsgeschwistern besetzt wird, will von Mahagi am Albertsee in der Richtung auf Stanleyville am Kongo den gewaltigen Urwaldgürtel durchdringen und damit die letzten fehlenden Glieder in der schon von Dr. Ludwig Krapf geplanten Stationenkette quer durch das äquatoriale Afrika einfügen. Die andere Reihe, die mit britischen Missionsgeschwistern besetzt wird, soll in der Richtung auf den Tschadsee vordringen und in diesem Gebiete einen Schutzwall gegen die steigende Flut des Islam bilden. Sie hatten 1917 acht Stationen, die aber meist schwach besetzt sind. In loser Fühlung mit dieser Mission hat 1913 der in England als hervorragender Sportsmann bekannte, warmherzige Ch. T. Studd im Nordosten des Kongostaates eine „Herz von Afrika Mission" begonnen; die ersten Stationen waren Bambili, Niangara und Nala; bis Ende 1918 bestanden 8 Stationen. Es sind bereits die ersten Taufen und sonstige Anfangserfolge berichtet. Beide Missionen wollen die Njamnjam oder Sandeh erreichen, ein zahlreiches, auf 1½ Millionen geschätztes Sudanvolk, das teils im Belgischen Kongo, teils in dem französischen Schari-Tschad-Protektorat, teils im Ägyptischen Sudan wohnt. Die Stationen haben eine gewisse strategische Bedeutung, insofern gerade in jenen schwer erreichbaren Gebieten der Islam in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedeutende Eroberungen gemacht hat. Es sind vorgeschobene Vorposten der protestantischen Mission, die sich mit den Stationen der Sudan-Interior-Mission am oberen Benue und im Gebiete des Gazellenflusses, des großen westlichen Nebenflusses des Weißen Nil, freilich immerhin noch über eine klaffende Lücke

von 2500 km die Hand zu reichen suchen. In denselben nördlichen Grenzgebieten des Belgischen Kongostaates nach dem französischen Tschad-Schari-Protektorate zu hat Rev. W. Haas, ein früherer Missionar der Afrika-Inland-Mission, eine „Memorial-Baptist-Mission" gegründet, die sich an die „Herz von Afrika-Mission" anlehnt. Im Jahre 1918 begann eine Gruppe amerikanischer Brüder (Brethren) eine Ubangi-Schari-Mission.

Von Südosten her von Nord-Rhodesien aus haben in den letzten Jahren die amerikanischen nördlichen bischöflichen Methodisten und eine sogenannte Pfingstmission (Pentecostal-Mission) einige Stationen gegründet.

Insgesamt bestanden 1919 im Belgischen Kongostaate 19 protestantische Missionen, allerdings die Mehrzahl klein und zersplittert, mit insgesamt 78 Hauptstationen und etwa 400 Missionaren, Männern und Frauen. Nur eine von den Gesellschaften ist kontinental, die des schwedischen Missionsbundes; 5 sind britisch und die andern amerikanisch. Sie zählten insgesamt Ende 1917: 35000 Getaufte und 25000 Taufbewerber; die Zahlen sind inzwischen wahrscheinlich noch gestiegen, da allein 1919 ein Wachstum der vollen Kirchenglieder um 17000 berichtet wurde.

Die Missionen am Kongo haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das tropische Klima forderte zumal in den ersten beiden Jahrzehnten, als die Tropenhygiene noch nicht voll entwickelt war und die Missionsarbeiter sich vielfach ohne genügende Vorsicht den Gefahren aussetzten, große Opfer. Von 1878—1885 fielen von 78 ausgesandten Missionsgeschwistern der englischen Baptisten und der Livingstone-Inland-Mission 28 dem Klima zum Opfer, und ein weiteres Drittel mußte invalide nach England zurückkehren; der schwedische Missionsbund verlor von 1881—1916 58 Missionare, 36% aller ausgesandten, durch den Tod. 1895 der schwedische Missionsbund 6, 1896 die Kongo-Balolo-Mission 6, 1897 verlor die englische Baptisten-Mission 6 Missionare durch den Tod. Sorgfältige Beobachtung der tropenhygienischen Vorschriften hat glücklicherweise seither die Zahl der schweren Erkrankungen und der Todesfälle beträchtlich verringert.[1]) Es bleibt aber dabei, daß die Arbeitskraft

---

[1]) Jules Rambaud, Au Congo pour Christ. Lüttich 1909. — H. Anet, En Éclaireur. Voyage d' étude du Congo Belge. Brüssel 1913. — Ders., A propos du Congo; que faut-il penser des missionnaires protestants?

der Weißen in diesem Klima beschränkt ist; sie müssen sobald wie möglich einen großen Teil, der Arbeit zumal auf den Außenposten in die Hände von eingeborenen Gehilfen legen, so mangelhaft diese auch sein mögen. Die Heranbildung von Gehilfen für Kirche und Schule in oft noch recht einfachen und unzulänglichen Helferseminaren ist allerseits als eine besonders wichtige Aufgabe erkannt. Auch mit der eingeborenen Bevölkerung gibt es viele Nöte. Zwar ihre Wildheit und Unbändigkeit, die bei den Inlandstämmen vielfach in rohen Kannibalismus ausarteten, haben die Missionare durch Geduld und Takt überall ohne große Schwierigkeit überwunden. Aber die brutale Behandlung durch den Kongostaat und seine Beamten hat die Eingeborenen gegen die Weißen erbittert und vielfach geradezu mit blinder Wut erfüllt. Sie sind dezimiert oder wohl gar nahezu ausgerottet. Die nahe der Grenze wohnenden Stämme sind in die Nachbarkolonien ausgewandert. Die entsetzlichen Verwüstungen der immer weiter um sich greifenden Schlafkrankheit haben noch mehr zur Verödung des Landes beigetragen. So sind ehedem dicht bevölkerte Landstriche menschenleer. Missionsstationen mußten aufgegeben oder verlegt werden. Die Aufdeckung der furchtbaren Kongogreuel in der Presse Europas und Amerikas trug den protestantischen Missionaren die offene Feindschaft der Beamten des Kongostaates ein. Diese suchten eine Ausbreitung der protestantischen Mission mit den wirksamen, ihnen zu Gebote stehenden Mitteln dehnbarer Verwaltungsparagraphen und feingesponnener Intrigen zu verhindern. Sie scheuten auch nicht davor zurück, gegen sie Prozesse auf Verleumdung anzustrengen, da es in dem riesig ausgedehnten Gebiete äußerst schwer und kostspielig war, die Zeugen für eine Gerichtsverhandlung in Boma an der Küste zur Stelle zu schaffen. Am meisten Aufsehen machte der Prozeß gegen die beiden südlichen Presbyterianer Missionare Sheppard und Morison, zu dessen Führung der bekannte Führer der belgischen Sozialdemokratie, spätere Minister Vandervelde den protestantischen Missionaren zu Hilfe kam; sie wurden freigesprochen.

Zu dem Widerstand der Kongobehörden kam die Feindseligkeit der katholischen Missionen, die sich in der einem katholischen König gehörigen und von ihm regierten Kolonie für allein berechtigt ansahen und den protestantischen Missionen alle möglichen Schwierigkeiten bis zu offenkundigen Vergewaltigungen und Angriffen ihres eingeborenen Personals bereiteten. „Die Katholiken“, heißt es in einem Konferenzprotokolle, „machen das Heu, solange die Sonne scheint. Sie

tun alles Erdenkliche, um den Belgischen Kongo für die katholischen Missionen zu sichern. Sie benutzen jede Methode, um dem Volke, wo sie nur können, die katholische Religion aufzuzwingen. Da sie die Regierung nicht in Schach halten kann, nehmen sie an vielen Orten den protestantischen Missionen einfach das Land weg, bauen ihre Stationen gerade vor die jener und entziehen ihnen die Schüler. Die Kolonialbeamten beugen sich einfach vor ihnen und lassen ihnen den Willen. Sogar die Richter fällen ungerechte Urteile zugunsten der Katholiken und gegen die Protestanten." (The Occupation of Africa. New York 1917, 146.)

Umsomehr hatten die zahlreichen, zersplitterten protestantischen Denominationen Anlaß sich zusammenzuschließen. Trotz der weiten Entfernungen und der erst langsam sich bessernden Verbindungen sind in der Tat die Kongomissionen in besonderem Maße auf Kooperation angewiesen. Für weitaus die meisten sind der Kongo und die Kongobahn der einzige Zugangsweg zu ihren Feldern. An dieser Hauptstraße können ihnen gemeinsame Agenturen dienen; sie können sich mit dem Bezug der aus dem Auslande kommenden Waren und Lebensmittel helfen. Sie sollten an den Hauptverkehrsmittelpunkten, wohin die farbigen Arbeiter zusammenströmen, gemeinsame Unterkunftshäuser errichten, um ihre gefährdeten Gemeindeglieder vor den Versuchungen des Weltverkehrs zu schützen. Sie sollten der belgischen und französischen Kolonialverwaltung und den katholischen Kirchenbehörden gegenüber ihre Interessen gemeinsam wahrnehmen. Sie sollten in der Pflege der kolonialen Sprachen, besonders des Französischen und Portugiesischen, und wenn möglich auch in der bei der Pflege der Eingeborenen-Sprachen zu befolgenden Politik gemeinsam vorgehen. Auch das Schulwesen wird sich wesentlich gleichartig gestalten usw. Im Jahre 1902 fand zum ersten Male in Leopoldville eine allgemeine Kongo-Missions-Konferenz statt; damals zählte man 14 Hauptstationen, 105 Missionare, 350 eingeborene Helfer, 14000 Getaufte, von denen 6416 abendmahlsberechtigt waren, und 8925 Schüler. Seitdem findet alle zwei oder drei Jahre eine solche allgemeine Missionskonferenz statt.[1]) An derjenigen in Luebo, Ende Februar 1918, nahmen 73 Missionare von 9 Gesellschaften teil. Sie setzte einen Fortsetzungsausschuß ein, der die regelmäßigen Arbeiten in der Zwischenzeit zwischen den Konferenzen führen soll. In

[1]) The Congo Miss. Conference. Bolobo 1912.

Kinshassa, dem fast von allen landeinwärts ziehenden Missionaren berührten Hafen am Stanley Pool, ist ein gemeinsames Missionarshospiz eingerichtet; dort und in den benachbarten, vielbesuchten Durchgangsstationen wurden als Gegenmittel gegen die Trinkhäuser Lese- und Rasthallen mit Erfrischungen, Konzerten, Vorträgen u. dgl. für die Kongolesen, die Stämme des Inlands, und die „gebildeten" Küstenleute eingerichtet. Bis 1915 war die Zahl der Schulen auf 125 mit 35 397 Schülern gewachsen; unter den vorliegenden Schwierigkeiten ein schöner Anfangserfolg nach kaum vier Jahrzehnten einer grundlegenden Missionsarbeit.

Es ist nicht zu verkennen, daß unter der Verwaltung Belgiens das Kongobecken mächtig im Aufblühen begriffen ist. Außer den für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlich günstigen Verkehrsverhältnissen, welche Eisenbahnen nur als Ergänzung eines ausgedehnten Netzes von schiffbaren Flüssen benötigen, ist es besonders der große Reichtum an Edelmetallen, der dem Lande aufhilft. Die Erzlager von Katanga gehören zu den reichsten der Erde; sie beherrschen geradezu den Bahnbau Äquatorialafrikas in ähnlicher Weise wie die Goldfelder des Witwatersrandes den in Südafrika.[1]) In Kilo am Albertsee sind reiche Goldminen, die im Jahre ihrer Entdeckung 1905: 675, im Jahre 1909 bereits 80 000 Unzen brachten; im Jahre 1920 wurde ein reiner Goldklumpen von 12 Pfund im Werte von 1150 £ gefunden. Am Kassai sind ungemein reiche Diamantenlager aufgeschlossen, die zur Zeit bereits von 60 Weißen und 10 000 farbigen Arbeitern bearbeitet werden; es sind an 300 verschiedene Sorten im Werte von 60—400 Fr. für den Karat gefunden, und im Durchschnitt birgt der Kubikmeter Alluvialboden $^1/_2$—$^3/_4$ Karat, und der Jahresertrag ist 200 000 Karat.

Freilich die Verhältnisse der Eingeborenen gestalten sich immer trüber. Auf Grund des § 6 des Belgischen Kongogrundgesetzes wurde

---

[1]) Der Kupfererzlagergürtel von Katanga ist 70 km lang und 400 km breit. Er zieht sich zu beiden Seiten des Lufira hin. Allein der Erzvorrat einer großen Mine wird auf 6 Millionen Tonnen geschätzt. Im Jahre 1917 gewann man 28 000 Tonnen Kupfer im Werte von 73 Millionen Mark. Daneben sind reiche Zinnminen, die zur Zeit im Jahr 3000 Tonnen Zinnerz fördern, und ausgedehnte Kohlenlager, zum Teil vorzügliche Steinkohlen, die zum Teil einfach im Tagebau bearbeitet werden können; man hofft bald auf einen jährlichen Ertrag von 2 bis 300 000 Tonnen. Das kleine Belgien wird durch den Kongostaat unermeßlich reich werden!

1913 eine Kommission eingesetzt, um die Eingeborenen zu schützen und ihre wirtschaftliche und moralische Lage zu verbessern. Der Bericht dieser Kommission ist endlich 1920 veröffentlicht worden; er zeigt, daß die Entvölkerung des Landes in beängstigendem Maße zunimmt. Die Schlafkrankheit und früher unbekannte, von den Europäern eingeschleppte Krankheiten mögen eine Hauptursache sein. Jedenfalls ist seit der europäischen Besitzergreifung des Landes, also in einem kurzen Menschenalter, die Bevölkerung auf weniger als die Hälfte zusammengeschrumpft, und das unter lauter Bantuvölkern, deren Fruchtbarkeit sonst bekannt ist. Natürlich will die Regierung nun ernstlich Maßnahmen zur Erhaltung und Hebung des Bevölkerungsstandes ergreifen; auch die Missionsstationen sollen mit Geld, Medizinen und mikroskopischen Apparaten, besonders zur Bekämpfung der Schlafkrankheit, ausgerüstet werden. Es wäre dringend erwünscht, daß gerade hier die Zahl der Missionsärzte und der Krankenhäuser vermehrt werden könnte. Daß die Eingeborenen so unwissend sind, die einfachsten Gesundheitsregeln nicht achten, die klimatischen Verhältnisse vernachlässigen; daß sie die nackten Körper dem Biß der Fliegen und Moskiten, der Überträger der schlimmsten Krankheiten aussetzen; die tropischen Parasiten aller Art, die sich auf den verschiedensten Wegen einen Zugang zum Körper bahnen, — alles bedroht den Eingeborenen, gegen alles muß er lernen auf der Hut zu sein. Nicht minder bedenklich sind die Gefahren für sein sittliches Leben infolge der Auflösung seines Stammesgefüges und des auf den großen Verkehrsstraßen mit Eisenbahnen, Dampfschiffen und Autos vorüberflutenden Verkehrs. Der Schwerpunkt des öffentlichen Lebens und Verkehrs verlegt sich aus den weltentlegenen Eingeborenen-Dörfern in die an den großen Straßen über Nacht aufschießenden Städte; in ihnen strömen Europäer, Küstenleute und Vertreter der verschiedensten Inlandstämme zusammen, und zwar wie gewöhnlich in solchen Fällen nicht die besten Elemente von allen. Von diesen Zentren drohen sich die Giftströme über das ganze Land zu ergießen. Die Missionen werden sich diesen veränderten Verhältnissen vielfach durch Verlegung ihrer Stationen anpassen müssen.

Die rechtliche Unterlage für die freilich auch so noch recht beschränkte Ausübung der Missionsarbeit war bis zum Weltkriege der angeführte § 6 der Kongoakte gewesen. Diese Akte ist durch die internationale Konvention von St. Germain en Laye vom 10. Sept.

1919 revidiert worden. Nun heißt es § 3: (In dem konventionellen Kongobecken und allen nach der Kongoakte dazu gerechneten Gebieten) haben die Untertanen aller diese Konvention unterzeichnenden Mächte — außer den für die Aufrechterhaltung der Sicherheit und der öffentlichen Ordnung notwendigen Beschränkungen — ohne Unterschied die gleiche Behandlung und das gleiche Recht wie die Untertanen der Kolonialmacht, und zwar sowohl in bezug auf den Schutz ihrer Personen und ihres Eigentums, wie betreffs des Erwerbs von beweglichem und Landeigentum und in der Ausübung ihres Berufs. § 11. Die unterzeichnenden Mächte, die in afrikanischen Gebieten Herrschaftsrechte ausüben, werden auch weiterhin die Erhaltung der Eingeborenen-Bevölkerung im Auge haben und werden die Verbesserung der Bedingungen ihres sittlichen und materiellen Wohlergehens überwachen. Es wird ihnen insonderheit angelegen sein, die Sklaverei in jeder Form und den Sklavenhandel zu Land und zur See zu unterdrücken. Sie werden ohne Unterschied der Nationalität oder Religion religiöse, wissenschaftliche und wohltätige Einrichtungen und Unternehmungen von Bürgern der unterzeichnenden Mächte oder solcher, die sich später dieser Konvention anschließen werden, schützen und begünstigen, sofern dieselben den Zweck haben, die Eingeborenen auf dem Wege des Fortschritts und der Zivilisation zu fördern. Allen Bürgern der gleichen Mächte wird Gewissensfreiheit und die freie Ausübung aller Religionsformen ausdrücklich gewährleistet. Ebenso sollen die Missionare das Recht haben, in der Verfolgung ihres Berufes afrikanisches Gebiet zu betreten, dort zu reisen und zu wohnen.

Die alte Kongoakte hat sich leider bei dem Ausbruch des Weltkrieges als ein toter Buchstabe, als ein Fetzen Papier erwiesen. Möge das revidierte Statut ein wirksamerer Rechtsschutz der Missionsarbeit im Kongostaat und im übrigen äquatorialen Afrika werden!

---

4. Angola.

Südlich vom Kongostaat erstreckt sich bis zum Kunene das ausgedehnte portugiesische Westafrika, Angola, Benguella und Mossamedes, insgesamt 1 270 000 qkm groß, wahrscheinlich mit nicht mehr als 4 Millionen Einwohnern. Die portugiesische Kolonisation ist hier mehr als vierhundert Jahre alt, und ebenso alt die katholische

Mission. Aber jene beschränkte sich bis vor einem Vierteljahrhundert auf einige Küstenplätze, die als Stützpunkte des Handels mit Sklaven, Elfenbein und Kautschuk dienten, und diese auf eine dürftige geistliche Pflege der Portugiesen und Halbportugiesen in den Küstenstrichen. Seit der kolonialen Sturm- und Drangperiode in der Mitte der achtziger Jahre haben die Portugiesen angefangen, durch schwachbesetzte Forts mit geringen Machtmitteln wenigstens eine nominelle Herrschaft über das ganze weite Gebiet auszudehnen und haben die Macht der stärkeren einheimischen Könige wie derjenigen von Bailundu und Bihé gebrochen. Infolge davon haben sich zerstreut im Lande portugiesische Kaufleute angesiedelt, die mit Rum, Flinten und Pulver einen kulturell wenig förderlichen Handel treiben und die Eingeborenen hart drücken und rücksichtslos aussaugen. Außerdem brauchen die Kakaoplantagen auf den der Küste vorgelagerten Inseln San Thomé und Principe und die Zuckerplantagen von San Paolo die Loanda ein zahlreiches Arbeiterpersonal, und dies wird im Innern, zumal auf dem Hochland von Bihé, mit einer vom Sklavenhandel sich kaum unterscheidenden Unmenschlichkeit aufgetrieben und in Sklavenzügen zur Küste befördert.[1]) Leider ist durch diese eingeführten Sklaven auch die Schlafkrankheit nach der Insel Principe verschleppt, wo man aber tatkräftig gegen sie vorgeht. Angola ist in seinem nördlichen Teile noch tropisch. Schon im Hinterlande von San Paolo ist indessen bequem das Melange-Plateau zu erreichen, (jetzt mit der Bahn, 500 km von der Küste), das zwar nur 1000 m hoch ist, aber verhältnismäßig günstige klimatische und Gesundheitsverhältnisse bietet. Südlich von der erwähnten, sich in der Talsenkung des Kuanza hinziehenden Bahn erheben sich die Planaltos (Hochländer) von Bihé und Bailundu bis zu 1600 m Höhe, sie bieten sogar für die dauernde Besiedelung und Kolonisation durch Europäer ungewöhnlich günstige Bedingungen; sie sind wohl neben dem Schirehochlande und der Bena-Hehe-Hochebene in Ostafrika die zukunftsreichsten Siedelungsgebiete des äquatorialen Afrika. Die Schlafkrankheit wird sich auf diesem sog. Benguella-Plateau wahrscheinlich nicht einnisten können, weil die oft kalten Nächte für die betreffende Fliegenart tödlich sind, und die Malariamoskiten kommen in einer Höhe über 1300 m fast nicht mehr vor.

---

[1]) Kol. Rundschau 1914, 5. — L' esclavage Portugais, Flugschrift des Bureaus „France d' outre mer." — Nineteenth century 1914, 629 (von E. D. Morel). — Spectator 1914, 730.

Als zu Ende der siebenziger Jahre dem amerikanischen Board,[1]) der Missionsgesellschaft der Kongregationalistenkirche, ein großes Legat von 3 Mill. Mark von einem Herrn Otis zugefallen war, beschloß die Missionsleitung, neben ihrer Sulumission eine neue afrikanische Mission in Angriff zu nehmen. Der Missionssekretär D. Means richtete die Aufmerksamkeit auf Benguella. Im Frühjahr 1881 ließen sich die ersten Sendboten des Board auf dem gesunden Hochlande von Bihé und Bailundu nieder, das sich fast unmittelbar hinter der Küste bei der Stadt Benguella erhebt und sich in einer durchschnittlichen Höhe von 1600 m hunderte von Kilometern landeinwärts streckt. Die Amerikaner gingen langsam und behutsam in der Gründung ihrer Hauptstationen vor: 1881 legten sie Bailundu an, 1883 Kamundongo in der Nähe von Tschijuku, der Residenz Kandschundus, des bald zum Christentum übertretenden Königs von Bihé, 1889 Tschisamba, das die mit dem Bostoner Board verbundenen kanadischen Kongregationalisten als ihre Station ansahen und reichlich ausstatteten, 1893 Sakaudschimbe, das später nach Otschilesa verlegt wurde, 1906 Tschijuku (oder Latschekela), 1913 das besonders hoch und gesund gelegene Ndondi, neuerdings die Station des Seminars und der Handwerks-Lehrstätten. Es lag dem Board daran, ein zusammenhängendes und in sich entwicklungsfähiges Missionsgebiet zu gewinnen. Die Bevölkerung, die ovi Mbundu, kamen der Mission freundlich entgegen. Ihre Sprache wurde erschlossen und die erforderliche Literatur für Kirche und Schule in ihr geschaffen: das ganze Neue Testament und Teile des Alten (Genesis, Psalmen, biblische Geschichten), Katechismus, Gesangbuch, Bunyans Pilgerreise, Wörterbuch usw. sind veröffentlicht. Schwieriger als zu den Eingeborenen gestaltete sich das Verhältnis zu den Portugiesen; die gewissenlosen, minderwertigen Händler im Inlande sahen in den Missionaren die Feinde ihres unsauberen Geschäfts und legten ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg. Die Portugiesen sahen in den Amerikanern politische Sendlinge, die ihren vernachlässigten Kolonialbesitz bedrohten, und ließen sich nur zu leicht von den Händlern gegen sie einnehmen. Besonders war in den mehrfachen Kriegen der Portugiesen gegen die Eingeborenen, wenn bald die ersteren ihre Herrschaft durch Unterwerfung der Häuptlinge festigen, bald die Eingeborenen sich gegen

---

[1]) Strong, Story of the Amer. Board. Boston 1910. — Jahresberichte und Miss. Herald des Am. Board. — Barker, The Story of Chisamba. Toronto 1905.

die Vergewaltigungen der Sklavenhändler schützen wollten, die Lage der Missionare bedroht, obgleich ihnen die Eingeborenen kein Leid zufügten. Die Zahl der Getauften ist langsam gewachsen; die Mission zählte 1920: 1813 volle Kirchenglieder und etwa 20844 Anhänger; in 132 Schulen wurden 8300 Kinder unterrichtet. Ein richtiges Gehilfenseminar besteht seit 1914 auf der jüngsten Station Ndondi. Die Stationen und zum Teil sogar auf den Stationen die einzelnen Missionsarbeiter (12 Ordinierte, 4 Missionsärzte und 14 Missionsschwestern) stehen gemäß dem independenten Charakter der Mission mit weitgehender Selbständigkeit nebeneinander, und auch in tiefgreifenden Fragen wie der Ansiedlung der Christen in Dörfern auf oder in der Nähe der Station, Bezahlung der Gehilfen auf den Außenplätzen herrscht keine einheitliche Praxis. Trotzdem ist die Arbeit solide und unterscheidet sich vorteilhaft von den andern protestantischen Missionen in Angola. Seit einigen Jahren ist dem Amer. Board die glaubensverwandte Kanadische Kongregationalisten-Mission zur Seite getreten und hat Ndondi, Tschisamba, neuerdings auch Kamundongo übernommen. Die Arbeit ist im Begriff, sich weit über das Land auszudehnen; es bestehen bereits 161 Außenstationen, und es werden weitere Erkundungsreisen unternommen.

Im Jahre 1884 hatte sich der bereits alternde unruhige Evangelist Will. Taylor auf der Generalkonferenz der nördlichen bischöflichen Methodistenkirche zum „Bischof von Afrika" ernennen lassen. Alsbald begann er eine mit gewaltiger Reklame ins Werk gesetzte, riesengroße Missionsunternehmung, durch die alle bisherige Missionsarbeit in Afrika in Schatten gestellt und der schwarze Erdteil im Sturm erobert werden sollte. In zwei großen Heerzügen sollte die Mission von San Paolo im Westen und von Inhambane im Osten aus in Angriff genommen werden. Die Stationen sollten sich selbst unterhalten. Auf das Tropenklima sollte keine Rücksicht genommen werden; harte Arbeit in der Sonne werde die Körper nur um so leistungsfähiger erhalten; die Landessprachen sollten nur die gebildetsten und begabtesten der Missionare erlernen; weitaus die Mehrzahl dürfe sich mit dem Englischen begnügen; man würde alsbald Scharen von farbigen Dolmetschern zu ihrer Hilfe in Dienst stellen; man nahm auch gleich anfangs 50000 englische Bibeln zur Verteilung unter den Wilden Afrikas mit hinaus! Es ist nur mit der mangelhaften geographischen Kenntnis und dem Mangel an Nüchternheit Taylors zu erklären, daß er sein abenteuerliches

Missionsprojekt gerade in den tropischen Niederungen des nördlichen Angola, zumal in den zwar sehr fruchtbaren, aber auch sehr ungesunden Talniederungen des Kuanza zu verwirklichen unternahm. Lagen doch die gesunden Hochebenen von Benguella und Mossamedes nur wenig südlicher und waren bequem zu erreichen. Dort wären selbst große Ansiedelungen amerikanischer Missionskolonnen in Verbindung mit Plantagenunternehmungen mit verhältnismäßig geringerer Gefahr möglich gewesen. Und dem Amerikaner hätten diese Verhältnisse von der bereits seit einigen Jahren bestehenden Arbeit des Amerikanischen Board her geläufig sein können. Verständlicher werden die abenteuerlichen Pläne, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eben in den Jahren vor ihrer Verwirklichung Äquatorialafrika für die Mission aufgeschlossen wurde und diese Eröffnung eines halben Erdteils im Umfange größer als Europa auch am Njassa, in Uganda, am Tanganjika und am Kongo großartige und gewagte Missionsunternehmungen hervorrief. Auch in andern Teilen Afrikas sind nicht alle diese großen Unternehmungen geglückt. Und wenn man bisher Zentralafrika als eine Sandwüste gering geschätzt hatte, war es begreiflich, daß nun unter den begeisterten Schilderungen der Entdecker, welche die von ihnen erforschten Länder in dem besten Lichte erscheinen ließen, eine Überschätzung der wirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten Äquatorialafrikas einsetzte. Trotzdem ist bedauerlich, daß sich gegen Taylors ungesunde Pläne nicht auch in Amerika sofort eine kräftige Kritik geltend machte. So mußte Taylor durch Schaden klug werden, und das kostete bei einem derartigen Optimisten viel Geld und leider noch mehr Menschenleben. So wurden von 1885 an in schneller Folge zahlreiche Stationen von San Paolo aus in dem fruchtbaren, aber heißen und ungesunden Kwanza Tale angelegt. Aber als 1896 Bischof Hartzell die Leitung des verfehlten Unternehmens überkam, waren fast keine positiven Erfolge erzielt und fast nur Trümmer getäuschter Hoffnungen und mehr oder weniger verwilderte Plantagen und baufällige Häuser vorhanden. Hartzell mußte fast von vorn anfangen. Von den alten Stationen Taylors werden nur noch San Paolo die Loanda und Quiongoa am Kwanza gehalten; Malange ist nach dem hoch und gesund in der Nähe gelegenen Quessoa verlegt. Neu hinzugekommen sind eine Station Lubollo (1910) unter dem Stamme gleichen Namens südlich vom Kwanza und eine Station „Lunda" (1910) in dem riesigen Gebiete, das von der Völkergruppe dieses Namens diesseits

und jenseits des Kassai bewohnt wird. Diese Station ist vorläufig in Kasembes Dorf am Lukoschi angelegt. Diese beiden Stationen sind aber noch in den Anfängen. Die Mission zählt nur 240 volle Kirchenglieder und 780 Probeglieder; in 17 Schulen werden 950 Kinder unterrichtet. Das ist nach der großsprecherischen Reklame Taylors jammervoll wenig. Aber dies Wenige scheint doch solide zu sein. Die Taylor'schen Missionen waren der bedauerlichste amerikanische Humbug in der afrikanischen Missionsgeschichte. Es war ein Verdienst der AMZ., daß sie von Anfang an kräftig vor diesem Unfug warnte.

In Verbindung mit Bischof Taylor ging der Schweizer Heli Chatelain nach Angola hinaus (1885) und machte sich zunächst durch die gründliche Erforschung der Mbundu-Sprache und Veröffentlichung einer linguistisch bedeutenden Grammatik derselben (Kimbundu Grammar, Gent 1888/89) verdient. Er legte dann nach seinen eigenen Idealen eine Privatmission in Kakonda (Lincoln), südwestlich von dem Gebiet des Bostoner Boards, an, die hauptsächlich der Arbeitserziehung in Ackerbau und Handwerken diente. Diese Arbeit ist aber nach Chatelains Tode 1908 zerfallen.

Im Jahre 1885 hatte der uns schon vom Kongostaate her bekannte Arnot eine Mission in Garenganze-Katanga gegründet. Da damals die Kap-Kairo-Bahn noch nicht in Sicht war, welche jetzt eine bequeme Verbindung nach Südafrika hin herstellt, gründeten Arnot und die mit ihm verbundenen darbystischen „Brüder" eine lose Stationenkette als Etappenstraße nach dem entlegenen Katanga. Die ersten drei Stationen (Kwandjalula, seither verlegt nach Otschilonda, Ohwelondo und Okapango) wurden — wenig rücksichtsvoll und zum Verdruß des amerikanischen Board — mitten in dessen Missionsgebiet in Bihé ganz nahe beieinander angelegt; sie sollten die Stützpunkte für die Mission im Inlande sein. Eine zweite Gruppe von Stationen wurde weiter östlich unter den Tschokwe angelegt (Mboma und Matschijawe), eine dritte Gruppe im Lovalelande an den Quellflüssen des Sambesi (Kavungu und Kazombo). Die schlichten, frommen, aber aller Leitung und Ordnung abgeneigten Darbysten arbeiten wohl auf ihren Stationen nach dem Maß ihrer Einsicht und Kraft treulich; aber das gefährliche afrikanische Klima, die großen Schwierigkeiten in der Bemeisterung fremder Sprachen und eines ganz fremdartigen Volkstums u. a. lassen gerade in Afrika eine straffe Kontinuität der Arbeit unentbehrlich und ein noch so wohlgemeintes Freischärlertum als bedauerliche Kraftvergeudung erscheinen. Die Missionserfolge sind auf allen Stationen

gering; es werden insgesamt nicht mehr als 600 Christen gezählt. Die Schulen sind in den Anfängen. An einem Helferseminar scheint es ganz zu fehlen.

Angola vorgelagert sind die beiden fruchtbaren Inseln St. Thomé und Principe, die lange Zeit ein Hauptplantagengebiet für Kakao waren. Leider haben sie für die Kulturgeschichte Afrikas dadurch eine traurige Berühmtheit erlangt, daß auf ihnen die Arbeit überwiegend durch von offener Sklaverei kaum unterschiedene Zwangskontrakte geleistet wurde. Das Hauptelement in der Inselbevölkerung, das ausschließlich für die Arbeit in den Kakaoplantagen in Frage kommt, bilden die sogen. „serviçaes" (Einzahl serviçal), vom Festlande eingeführte Kontraktarbeiter, von denen jährlich ca. 4000 Männer und Frauen und 500 Kinder auf den Inseln gelandet werden. Das sind überwiegend im Innern Angolas eingefangene Sklaven, die wider ihren Willen an die Küste transportiert und von dort angesessenen Agenten zwangsweise nach den Inseln verschifft werden. Die aus dem Innern nach der Küste führenden Straßen, zumal die Nebenwege, die nicht von den Weltreisenden benutzt werden, waren nach dem Zeugnis von Reisenden und Missionaren geradezu übersäet mit Sklavengabeln, verwesenden Leichnamen und andern trostlosen Zeugnissen eines ausgedehnten Sklaventransportes. In den Zuckerplantagen des Küstenstriches wird ein annähernd ebenso großer Bedarf gewesen sein wie auf den Kakaoplantagen der beiden Inseln. Nur in seltenen Fällen kehrte jemand von den Geraubten und Verschleppten in seine Heimat zurück, bis in den letzten Jahren Portugal, als diese schier unter den Augen des christlichen Europa betriebene skandalöse Sklaverei aufgedeckt wurde, zu durchgreifenden Maßregeln zum Schutze der „Kontraktarbeiter" genötigt war. Englische Philanthropen hatten seit 1904 wiederholt nachdrücklich auf diese empörenden Zustände hingewiesen (so besonders Ch. Swan, The slavery of to-day. London 1910). Ein englisches Weißbuch 1915 glaubt feststellen zu können, daß jetzt die ärgsten Härten dieser Sklaverei beseitigt sind. (Vergl. EvMiss. 1911, 97 ff.)

Portugal ist seit Oktober 1910 Republik. Es erscheint fraglich, ob das vernachlässigte Land imstande ist, seinen großen afrikanischen Kolonialbesitz zu entwickeln oder auch nur zu behaupten. Leider hat bisher das neue Regiment der großen westafrikanischen Kolonie noch nicht viel Gewinn, wohl aber viel Unruhe mit kommenden und gehenden Beamten und ihrer wechselnden Politik gebracht. Doch ist

die protestantische Mission 1911 amtlich anerkannt. Der größte Fortschritt ist der von britischen Kapitalisten in Angriff genommene Bau einer Bahn von Benguella nach den Kupfergruben von Katanga, von der bereits einige hundert Kilometer fertig gestellt sind, gerade die Strecke, welche das Missionsgebiet des Bostoner Board und der Darbysten aus ihrer Weltabgeschiedenheit herausreißt und mit Benguella in bequeme Verbindung bringt.

In Oberguinea arbeiten 26 größere und kleinere Missionsgesellschaften mit 331 Missionaren, mit 22 Ärzten und 124 ledigen Missionsschwestern (die Missionarsfrauen lassen wir außer Ansatz); ihnen stehen 326 ordinierte und 2240 nichtordinierte Eingeborene zur Seite; sie halten 159 Hauptstationen besetzt und haben unter ihrer Pflege 267 124 Christen, von denen 106 902 abendmahlsfähig sind; in 1568 Schulen werden 93 996 Schüler unterrichtet. In Niederguinea arbeiten 23 größere und kleinere Missionsgesellschaften mit 363 Missionaren, 30 Ärzten und 94 Missionsschwestern; ihnen stehen 194 ordinierte und 2183 unordinierte Eingeborene zur Seite; sie halten 139 Hauptstationen besetzt und haben in ihrer Pflege 109 763 Christen, von denen 53 565 abendmahlsfähig sind; in 1851 Schulen werden 855 007 Schüler unterrrichtet. Oberguinea zeigt die Mission in einem fortgeschrittneren Stadium als Niederguinea; in dem letzteren weist weitaus die größten Zahlen Kamerun auf, das nach der Struktur seiner Missionsarbeit, aber nicht seines Volkstums, zu Oberguinea zu rechnen wäre. Zählen wir seine 70 ordinierten Eingeborenen von den insgesamt 194, seine 19 249 Abendmahlsfähigen von den insgesamt 53 565 Abendmahlsfähigen, seine 56 709 Christen und Katechumenen von den insgesamt 109 763 Christen, seine 519 Schulen mit 44 261 Schülern von den insgesamt 1851 Schulen mit 855 007 Schülern ab, so ergibt sich, daß fast die Hälfte des in Niederguinea erzielten Missionserfolges auf Kamerun fällt. Abgesehen von dieser Kolonie ist dort die Mission meist noch in den Anfängen, und nur einige Missionen wie die amerikanischen südlichen Presbyterianer im Belgischen Kongo haben größere Erfolge erzielt. Es wird aber neuerdings in Niederguinea eine erhebliche missionarische Kraft konzentriert. An Zahl der Missionare haben die dortigen Missionare die in Oberguinea bereits überflügelt. In Oberguinea ist fast durchweg die Mission um ein oder zwei Menschenalter älter. Die Erfolge aber sind keineswegs imponierend. In der Kolonie Sierra Leone rechneten sich nach dem Zensus von 1901 von 76 665 Einwohnern 40 790 als

Protestanten; da zur anglikanischen Kirche nur 11 667, zu den wesleyanischen Gemeinden nur 10 729 Christen zählen, so gehören fast 20000 zu verschiedenen methodistischen und baptistischen Kirchen, die früher missionierend und kirchenbildend aufgetreten sind, die aber, als sie ihre Arbeit in der „Kolonie“ als abgeschlossen ansahen und keine Neigung hatten, sie auf die Heiden und Mohammedaner des „Protektorates“ auszudehnen, in der Missionsstatistik nicht mehr auftraten. Solche in der Missionsstatistik nicht mehr gebuchte Gruppen von Christen begegnen uns auch in Liberia, auf der Goldküste und in Nigerien; überhaupt sind sie überall auf älteren Missionsgebieten im Auge zu behalten, ohne daß dadurch das statistische Gesamtbild erheblich verschoben wird. In Liberia rechnen sich ohne weiteres die 11 850 „reinblütigen Afroamerikaner“ und wohl auch fast alle 40000 „mischblütigen“ zu einer der zahlreichen im Lande konstituierten Kirchen. Von diesen etwa 52000 christlichen Liberianern tauchen in unserer Statistik nur die 12000 auf, die zu den bischöflichen Methodisten, den amerikanischen Wesleyanern und den amerikanischen Anglikanern gehören, einmal weil zufällig diese sie noch in ihren Missionsstatistiken führen und sodann, weil diese Kirchen unter den heidnischen Stämmen eine beträchtliche Mission treiben. Die Missionsarbeit ist einigermaßen intensiv und ausgedehnt nur in dem Küstengebiete: Am unteren Senegal und Gambia sind nur einige zerstreute Missionsposten besetzt. In Sierra Leone ist erst im letzten Vierteljahrhundert die Arbeit über die kleine, von Zugewanderten besiedelte „Kolonie“ hinaus unter den Heidenstämmen des „Protektorates“ in Angriff genommen. In Liberia ist wie die Kultur, so auch die Mission über den schmalen Küstenstreifen nicht erheblich hinausgekommen, nur die amerikanischen Lutheraner sind am St. Paulsflusse, und die amerikanischen Anglikaner am Kavalliflusse einige Tagereisen landeinwärts vorgedrungen. Auf der Goldküste schlugen bis zur Jahrhundertwende alle immer wieder unternommenen Versuche, selbst sich in dem 250 km von der Küste entfernten Kumase festzusetzen, fehl; erst seither kann die Mission dort als festbegründet angesehen werden. In dem deutschen Togo waren bis 1911 die hinteren zwei Drittel der Kolonie für die Missionsarbeit gesperrt. Nur in dem britischen Nigerien ist längs dem Niger und dem Binue, dem Kroßflusse und dem Kwa Iboe, aber auch auf Landwegen die Mission tief in das Innere eingedrungen. Selbst in den britischen und bisher deutschen Kolonien und in Liberia ist weitaus noch nicht alles Land besetzt.

Unter den Küstenstämmen der Goldküste, unter den Ewe von Togo, unter den Yoruba, den Ibo und verwandten Stämmen Süd-Nigeriens und unter den Küstenstämmen Kameruns hat in den letzten Jahren eine volkstümliche Bewegung zum Christentum eingesetzt, die z. B. die Zahlen der Wesleyaner-Mission auf der Goldküste in fast beängstigender Weise hat anschwellen lassen. Aber auch da handelt es sich nur um lokale Bewegungen, von denen man nur hoffen kann, daß sie sich ausdehnen und vertiefen werden. Halten wir dagegen, daß neben den $1^1/_3$ Millionen qkm, die den protestantischen Missionen in den britischen und deutschen Kolonien und in Liberia überhaupt zugänglich sind, allein in Westafrika $8^1/_4$ Millionen qkm französischen Kolonialreiches sind, in denen bisher sich nur eine einzige Station der Pariser Mission mit einem oder zwei Missionaren befindet, so heißt das, nicht nur sind reichlich $^4/_5$ dieses ungeheuren Gebietes annähernd von dem Umfang Europas seitens der evangelischen Mission unbesetzt, sondern es ist auch angesichts der schroff antikirchlichen Haltung der französischen Kolonialverwaltung vorläufig kaum eine Möglichkeit vorhanden, daß diese Länder mit evangelischen Missionen besetzt werden. Solche harten Tatsachen sind eine Ernüchterung gegen den hochfliegenden Optimismus, als könne der missionierende Protestantismus die nichtchristliche Welt im Sturme erobern. Unter diesen Umständen ist es ein Trost, daß neben der evangelischen Mission die katholische an der Arbeit ist und, da sie vorwiegend von französischen Organen getragen wird, an den Grenzen des französischen Kolonialreiches nicht halt zu machen braucht. Aber die gesamten katholischen Missionen vom Senegal bis zur Kamerungrenze zählten nach Streits Katholischem Missionsatlas (1906) nur 56600, nach Schwager's Kath. Heidenmission der Gegenwart, II, 218 (1908) 64334 Katholiken,[1]) wozu allerdings noch die überwiegend katholisch besiedelten Inselgruppen kommen, die der Westküste Afrikas vorgelagert sind. Nun ist weitaus der größte Teil des Hinterlandes Westafrikas südlich von der Sahara bis wenige Tagereisen von der atlantischen Küste bereits in den Händen des Islams, dieser saugt von den bisher im Heidentum verbliebenen Stämmen einen nach dem andern auf und drängt auf allen von den europäischen Kolonialver-

[1]) Nur auf der Elfenbeinküste scheinen die katholischen Zahlen in dem letzten Jahrzehnt erheblich gewachsen zu sein, weil die Bewegung zum Christentum auch die dortigen Küstenstämme ergriffen hat. Immerhin zählte auch 1920 das Vikariat der Elfenbeinküste nur 15000 Christen.

waltungen geschaffenen Handelswegen nach der Küste vor, da gibt also das gegenseitige Stärkeverhältnis der beiden konkurrierenden Religionen zu schweren Sorgen Anlaß. Man kann es verstehen, daß nüchterne Geographen und Kolonialpolitiker die Sache der christlichen Missionen in Westafrika bereits verloren geben und mit dem Islam als der Zukunftsreligion rechnen, neben dem sich das Christentum nur in einem schmalen Küstenstreifen behaupten und ausbreiten werde. Die Haupthindernisse der christlichen Mission sind bisher die furchtbare Ungesundheit des Klimas und die schwere Zugänglichkeit des Innern gewesen. Die eine Hemmung wird in einigem Umfang durch die moderne Tropenhygiene, die andere durch die Bahnbauten, die Wegeanlagen, die Schiffbarmachung der Flüsse und den enorm gesteigerten Verkehr überwunden. Es ist zu erwarten, daß dadurch den Missionen neue Wege geebnet, neue Türen geöffnet werden. Aber man wird damit rechnen müssen, daß durch diese günstigen Umstände auch die Propaganda des Islams befördert wird.

In Niederguinea hat im letzten Jahrzehnt die Besetzung von Kamerun und von Belgisch Kongo beträchtlich zugenommen; Kamerun übte besonders auf deutsche, Belgisch Kongo auf amerikanische Missionsvereine eine große Anziehungskraft aus. Aber von Kamerun war immerhin beim Kriegsausbruch nur das der Küste nächstgelegene Drittel der Kolonie besetzt; darüber hinaus waren nur einige neugegründete Missionsposten in das Hinterland vorgeschoben. In Belgisch Kongo war bis zu den durch die neue belgische Verwaltung (1908) eingeführten Reformen das Fortschreiten der evangelischen Mission empfindlich gehemmt; es war oft einfach unmöglich, die staatliche Erlaubnis zu Stationsgründungen zu erlangen. So ist auch dort von einer auch nur einigermaßen ausreichenden evangelischen Besetzung der Gebiete, zumal des Ostens und des Nordens der riesigen Kolonie, noch nicht zu reden. Das übrige Niederguinea ist fast ganz unbesetzt — fünf Pariser Stationen am Ogowe und Gabun und einige vom Kongo her vorgeschobene Stationen der schwedischen Vaterlandsstiftung — das ist alles im „Äquatorialen Frankreich", und daran ist bei der bekannten Ablehnung der atheistisch-radikalen Regierung schwer etwas zu ändern. Und auch in dem ausgedehnten und zum großen Teile gesunden und verhältnismäßig gut bevölkerten „Portugiesischen Westafrika" sind nur vier Missionen mit erst geringen Anfangserfolgen tätig. Da ist noch viel Land einzunehmen! Und Eile tut not, denn in diesem ganzen Gebiete hat die katholische Mission die protestantische

weit überflügelt. Der ersteren steht auch hier das ganze französische Kolonialreich offen, weil die Mission überwiegend in den Händen der sog. Schwarzen Väter (der Väter vom Heiligen Geist) liegt. In Kamerun hat zwar die katholische Pallottiner-Mission erheblich später als die evangelische eingesetzt, sie hatte die letztere aber zahlenmäßig bei Kriegsausbruch schon erheblich überholt; standen doch der evangelischen Mission mit 22545 Getauften und 9663 Taufbewerbern auf katholischer Seite 28969 Getaufte und 18650 Taufbewerber gegenüber. Vor allem aber ist der Kongostaat eine der Hauptstellungen des missionierenden Katholizismus in Afrika geworden. Hier stehen den 37885 evangelischen Getauften auf katholischer Seite 736318 Getaufte und 313514 Katechumenen gegenüber. Hier droht also der Protestantismus zu einer geringen Minorität in einem überwiegend katholischen Kolonialreiche zu werden.

Die Missionen in Niederguinea.

	Missionare	Missions-Schwestern	Miss.-Ärzte	Haupt-Stationen	Ordinierte Eingeborene	Eingeborene Helfer	Christen	Kommuni-kanten	Schulen	Schüler
Kamerun:										
Amerikan. südl. Presbyterianer-Mission	28	7	5	7	64	402	34 722	6 554	198	17 767
Basler Missions-Gesellschaft	70	9	1	21	3	367	18 363	9 571	284	22 818
Deutsche Baptisten . . .	17	6	—	6	3	51	3 724	3 124	57	3 676
Goßnersche Miss.-Gesellschaft	4	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Französisch- und spanisch-Afrika:										
Pariser Miss.-Gesellschaft .	14	3	—	5	—	67	4738	2 463	5	436
Primitive Methodisten-Miss.	5	1	—	5	1	—	—	—	—	—
Kongo:										
Amerikanische Baptisten .	23	3	7	10	6	271	4 801	4 801	189	7 023
Am. Bischöfl. Methodisten .	10	4	1	8	11	1	981	370	32	646
Am. Bischöfl. Methodisten-Kirche des Südens . .	3	—	1	1	2	1	23	23	3	75
Christian and Missionary Alliance	9	5	—	7	1	81	1 491	1 116	—	2 500
Am. südl. Presbyterianer .	22	2	2	5	—	258	12 128	12 128	178	6 240
Am. Disciples Mission . .	9	2	2	4	—	194	4 683	4 683	28	1 156
Adventisten	1	—	5	1	—	—	3	3	—	—
Englische Baptisten . . .	44	10	—	13	103	187	11 055	5 495	613	12 989
Christian Missions in Many Lands (Arnot)	27	9	—	12	—	—	—	—	—	—
Herz von Afrika-Mission .	5	2	—	2	—	—	—	—	—	—
Pfingst-Missionsbund . .	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Kongo-Balolo-Mission . .	22	6	—	9	—	—	700	45	1	1000
Schwedischer Missionsbund .	30	14	1	9	—	224	2020	2020	207	4619
Schwedische Baptisten . .	2	—	—	1	—	—	—	—	—	—
Angola:										
Amerikanischer Board . .	13	9	5	6	—	68	10 314	1 164	50	4 037
Mission Philafricaine . .	1	—	—	1	—	5	17	5	2	25
Ev. Angola-Mission (brit.)	3	2	—	4	—	6	—	—	4	—
Insgesamt	363	94	30	139	194	2183	109763	53565	1851	85007

II. Südafrika.[1])

Unter der Bezeichnung „Südafrika" begreift man in der Regel die Länder vom Kap der guten Hoffnung bis zum Kunene im Nordwesten und dem Sambesi im Norden und Nordosten. Längs der Südostküste steigt das Land in schnell aufeinanderfolgenden, fruchtbaren, aber zum Teil zerrissenen und nach dem Sambesi zu immer ungesunder werdenden Terrassen zu steilen Randgebirgen auf, die im Süden die Höhe von 10000 Fuß und mehr erreichen. Jenseits der Paßhöhen dacht sich das Land nach Westen zu langsam ab, wird immer wasserärmer und steppenartiger bis zu den Einöden der Kalahari und den fast ganz des Pflanzenwuchses baren Sandwüsten der Namib längs der Westküste. Von Süden nach Norden ist der Anstieg langsamer in breiten Stufen, die durch Bergketten voneinander getrennt sind, die schmale, meist fruchtbare Küstenebene, die kleine, zwar wasserarme aber mit reichem Alluvialboden ausgestattete „Kleine Karroo" in einer durchschnittlichen Höhe von 2000 Fuß, die öde, menschenleere „Große Karroo" in einer Höhe von 4000 Fuß, und jenseits des Oranje und Vaal das Hochfeld (Hooge Veldt) in einer Höhe von 6000 Fuß. Südafrika, d. h. die südafrikanische Staatenunion mit Einschluß des von ihr umschlossenen Bassutolandes, das menschenleere Betschuanaland-Protektorat, und die nach ihrer Geschichte und ihren Kulturbedingungen wesentlich zu Südafrika gehörigen Länder Süd-Rhodesia, das frühere Deutsch-Südwestafrika und das südliche Drittel von Portugiesisch-Ostafrika umfassen im einzelnen

---

[1]) Anthony Trollope, South Africa. 2. Bde. London 1878. — Der Historiker von Südafrika, zu dessen Quellenwerken mit ihren reichen Materialsammlungen man immer wieder zurückgreifen muß, ist G. McCall Theal: Records of Cape Colony. — Records of South Eastern Africa. — History and Ethnography of South Africa before 1795. 3. Bde. London 1907—1910. — History of South Africa since 1795. 5. Bde. London 1908. — Progress of South Africa during the century. London 1902. — Cory, The rise of S. A. London 1910. — Younghusband, South Africa to-day. New York 1899. — P. Samassa, Das neue Südafrika. Berlin 1906. — British Africa. British Empire Series II. London 1901.

	qkm		Einw.	davon	Weiße		Eingeb.
die Kapkolonie	717 318	mit	2 563 024,	davon	583 177	und	1 979 247
Oranjefreistaat	130 502	mit	528 174,	davon	175 189	und	352 985
Transvaal	285 991	mit	1 676 611,	davon	420 831	und	1 255 780
Natal	91 607	mit	1 191 958,	davon	240 000	und	951 808
Swasiland	16 928	mit	99 959,	davon	ca. 2 000	und	98 000
Basutoland	26 658	mit	403 845,	davon	ca. 150	und	403 700
Betschuanal.-Protekt.	715 000	mit	133 100,	davon	1 100	und	132 000
Süd-Rhodesia	374 000	mit	496 000,	davon	14 000	und	482 000
Südwestafrika	835 100	mit	164 000,	davon	14 000	und	150 000
Das südl. Drittel von Portugiesisch-Ostafrika	260 000	mit	ca. 1 Mill.,	davon	7 000	und	993 000
	3 453 304		8 256 671,	davon	1 457 447	und	6 797 165

Ein Flächenraum von 3½ Mill. qkm mit 8¼ Millionen Einwohnern, davon 6¾ Millionen Farbigen ist nur etwas mehr als $^1/_{10}$ des Erdteils Afrika. Dieses Südafrika hat aber in der Missionsgeschichte Afrikas eine so hervorragende Rolle gespielt, daß wir uns eingehend damit beschäftigen müssen, zunächst mit den Eingeborenen.

I. Die Eingeborenen.[1])

a) Die älteste Bevölkerungsschicht Südafrikas, von der wir Kunde haben, sind die **Buschmänner.** Nur untermittelgroß, im Durchschnitt 1,5—1,6 m, sind sie von schlankem Wuchs, mit ziemlich dickem, durch die flache breite Stirn und das spitze Kinn oft dreieckig erscheinendem Kopf, haben hervorstehende Backenknochen, platte Nasen und dicke Lippen. Durch diese äußere Erscheinung wie durch ihre schmutzig gelbe Hautfarbe und durch manche auffallende körperliche Eigentümlichkeit wie die starken Fettabsonderungen an den hinteren Hüften — den bekannten Fettsteiß — sind sie den Hottentotten ähnlich und merklich von den übrigen, nahewohnenden Farbigen unterschieden. Sie müssen mit den Hottentotten jahrhundertelang in

[1]) Geo. Stow, The native races of South Africa. London 1905. (Abhängig von Dr. Philips Werken und Anschauungen.) — H. Lichtenstein, Reisen in Südafrika 1803—1806. 2 Bde., auch engl. London 1812. — Report of the select committee on Aborigines. — The South African natives, their progress and present condition; edited by the South African races committee. London 1909. — Besonders G. Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, ethnographisch und anatomisch beschrieben. 2 Bde. Breslau 1872.

naher Berührung gelebt haben und mit ihnen stark gemischt sein. Sie gehören jedoch trotz der Ähnlichkeit wahrscheinlich mit den Hottentotten völkerkundlich nicht zusammen; jene gehören vielmehr zu der hochgewachsenen Hamitengruppe, die uns fast in allen Teilen Afrikas begegnet. — Die Buschmänner scheinen mit den Negritos, Papuas und andern tiefstehenden Völkergruppen zusammenzugehören, die überall in den von den großen Völkerbewegungen abgelegenen Landschaften ein verhältnismäßig primitives, in der körperlichen, geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung zurückgebliebenes Menschentum darstellen.

Die Buschmänner Südafrikas sind reine Jägervölker. Sie treiben nirgends weder Ackerbau noch Viehzucht. Ihre Lebensgewohnheiten hängen mit der Jagd zusammen. Darum wohnen sie in meist kleinen Trupps weithin über das Land zerstreut und haben kaum etwas wie eine politische Organisation, selbst keine Häuptlingschaft entwickelt. Die Jagd verträgt den Zusammenschluß größerer Menschengruppen nicht. Früher lebten die kleinen Buschmännertrupps mit Vorliebe auf den vereinzelten Spitzköpfen oder Tafelbergen (Koppjes und Platbergen) der Karroo und des Hoogeveldtes. Auf vielen dieser Bergköpfe sind noch heute die dürftigen Reste ehemaliger Buschmann-Niederlassungen zu finden. Dort oben, von der Höhe, konnten sie weithin über die Ebene spähen und das Wild auskundschaften. Zu diesem Zwecke waren ihre Sinne außerordentlich scharf entwickelt; an Gesicht und Gehör übertreffen sie ebenso die Weißen wie die benachbarten Neger weit. Im Dienste der Jagd war ihr Körper vielmehr auf zähe Ausdauer und Flinkheit als auf die Fähigkeit zu schwerer Arbeit eingestellt. Stunden-, ja tagelang schlichen sie dem Wilde nach, bald sich über und über mit dem Staube der Wüste bedeckend, bald als Strauße sich verkleidend und die Bewegungen der Tiere und ihre Laute täuschend nachahmend. Hatten sie sich bis auf sichere Schußweite herangeschlichen, so sandten sie ihre einzige Waffe, den vergifteten Pfeil, mit tödlicher Sicherheit auf ihr Opfer. „Das getroffene Tier enteilt; der Buschmann, der selbst laufen kann wie ein Wild, ihm nach. In einer Viertelstunde wirkt das Gift, das Tier stürzt. Bald nachdem es verreckt ist, sammelt sich das Gift ganz um die unmittelbare Nähe der Wunde. Dieses Stück schneidet er aus und trägt seine Beute heim." Für die Jagd in weiten Gefilden waren gewiß Pfeil und Bogen geeignete Waffen. Sie sind charakteristische Bewaffnung des Buschmanns geblieben. Ihr

Wert aber hängt wesentlich von dem Pfeilgift ab; das führt uns in überraschender Weise auf das religiöse Gebiet. Es ist eine bei primitiven Völkern in der ganzen Welt verbreitete Anschauung, daß sich die Seele des Verstorbenen in eine Schlange wandelt, die Schlange also Seelentier ist. Nun gewinnen die Buschmänner ihr schärfstes, wertvollstes Gift von einer kleinen, grünen Grasschlange (Ngwa oder Ngo), „kaum einen halben Zoll lang, bereitet sie sich ihr Häuschen aus den zusammengesponnenen Grashalmen und schaut da, den Oberleib im Kreise bewegend, heraus." Der Buschmann zerdrückt die Schlange und legt sie um den Widerhaken seines Pfeils, wo er sie antrocknen läßt. Seine Gedankenverbindung nun ist, daß sein Ahn ihm in dieser Schlange bei der Gewinnung seines Lebensunterhalts durch Jagd den wertvollsten Dienst leistet, indem er mit seiner gewaltigen Kraft das Wild tötet. Darum betet er auch, wenn er auf die Jagd geht und unterwegs eine Ngoschlange findet, zu ihr: „O Herr, liebst du mich denn gar nicht? O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg! Ich habe so gern meinen Leib recht voll; mein ältester Sohn, meine älteste Tochter haben auch so gern ihren Leib recht voll. O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg." [1])

Die Jagd ist ein unzuverlässiger Erwerbszweig. Sie bedingt eine große Beweglichkeit und widerstrebt allen festen Niederlassungen. Wo sich an den Bergeshängen Höhlen fanden, genügten sie als Unterschlupf; sonst mußten flüchtig in die Erde gesteckte Windschirme aus Reisern und Matten oder dürftige Hütten genügen. Die Buschmänner haben es anscheinend nirgends zum Bau fester Häuser gebracht. Unstet — das ist der Charakter ihres Lebens. Haben sie reiche Jagdbeute, so schwelgen sie im Überfluß und können unglaubliche Mengen von Fleisch vertilgen. Aber danach kommen Wochen und Monate, wo die Jagd wenig oder keinen Ertrag gibt. Wohl verschmähen sie dann auch das niederste Wild nicht, Heuschrecken, Raupen, Schlangen, Ameisenlarven und anderes Gewürm werden Leckerbissen. Können auch sie den nagenden Hunger nicht stillen, so kochen sie alte Gnuhäute, entfernen die Haare und kauen dann das dürre Leder. Dann ertragen sie schrecklichen Hunger und schrumpeln zusammen, bis ein glücklicher Jagdzug sie wieder in Überfluß setzt. Das Wildfleisch ist eben sehr vergänglich, und sie verstehen nicht, es für Notzeiten zu erhalten. Vielfach hat diese Un-

---

[1]) Wangemann, Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft I, 67. Berlin 1872.

sicherheit des Lebensunterhalts sie in Abhängigkeit von ackerbau-treibenden und viehzüchtenden Nachbarn gebracht. Bei reicher Jagd liefern sie den Überfluß an Fleisch ab und tauschen dafür den leidenschaftlich geliebten Tabak und Hanf oder andere Luxusartikel der Kulturwelt ein; in Zeiten nagenden Hungers betteln sie um kümmerliche Speise.

Solange die Buschmänner ungehindert über weite Gebiete Süd-afrikas schweifen konnten und das Land noch unermeßlich reich an jagdbarem Wilde war, hatten sie ein reiches und verhältnismäßig bequemes Leben. Aber als von Norden her die Hottentotten und die Kaffernstämme ins Land rückten und das ackerbare Land und die Viehweiden in Beschlag nahmen, als gar von Südwesten her die weißen Kolonisten Gau um Gau besetzten und mit ihren Feldern und Herden sich ausbreiteten und mit ihren weittragenden Flinten den Wildbestand wahrhaft mörderisch aufräumten, da wurde die Lage der Buschmänner von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwieriger, ja unhaltbarer. Seit Jahrtausenden ein Jägervolk wollten und konnten sie weder zum seßhaften Leben noch zur Pflanzenkost übergehen. Fanden sie kein Wild, so stahlen sie eben das große oder kleine Vieh der Farbigen oder der Weißen, und sie taten das mit einer Wildheit und Rücksichtslosigkeit, die doppelt erbittern mußte. Konnten sie eine ganze Rinderherde in ihre Gewalt bekommen, so trieben sie sie in höchster Eile fort. Was nicht so schnell fort konnte, wurde mit den vergifteten Pfeilen niedergeschossen oder niedergestochen oder mit durchschnittenen Sehnen verendend am Wege liegen gelassen. Und in ihrem Kraale schwelgten sie dann von ihrer reichen Beute einige Tage lang mit viehischem Fressen. Kein Wunder, daß jeder-manns Hand wider sie war und sie geächtet und vogelfrei wie das Wild des Feldes heruntergeschossen wurden. Mit ihren Nachbarn, den Hottentotten, lebten sie in erblicher Todfeindschaft. Und auch in den Buren lösten sie bald nur noch ingrimmigen Haß aus. Es ist eins der furchtbarsten Blätter der Burenkolonisation in Südafrika, worauf die berüchtigten Buren-„Kommandos“ geschrieben stehen, organisierte Treibjagden, auf denen die Buschmänner wie tolle Hunde niedergeknallt wurden. In den Jahren 1797—1823 sind nach amt-lichem Ausweis 53 solche „Kommandos“ unternommen; ein Bauer rühmte sich, binnen sechs Jahren 3200 Buschmänner getötet oder ge-fangen zu haben; ein anderer erzählte, die Kommandos, an denen er teil genommen, hätten 2700 Buschmännern das Leben gekostet.

Kein Wunder, daß dieser Vernichtungskampf beide Parteien mit höchster Erbitterung erfüllen und den Untergang der Buschmänner herbeiführen mußte. Am Anfang des 19. Jahrhunderts lebten sie noch in größerem Trupps in der Kapkolonie, besonders im Gebiete des großen Winterbergs, des Schneebergs, des großen und des kleinen Buschmannslandes. Wir werden ihnen dort in der Missionsgeschichte begegnen. Heute sind sie südlich vom Oranjefluß fast ganz ausgerottet. Und in den weiten Steppengebieten zwischen dem Oranje und dem Kunene und mittleren Sambesi führen die kümmerlichen letzten Reste ein trostloses Vagabundendasein.

Und doch waren die Buschmänner eine Nation nicht ohne Entwicklungsfähigkeit und Anlagen. Sie allein unter den Eingeborenen haben den Trieb gefühlt, mit Pinsel und Meißel das auf die Wände der Felsen und Höhlen zu bringen, was ihr Leben ausfüllte. Die Buschmannmalereien und Skulpturen, zumal vom großen Winterberge, zeigen eine erfreuliche Auffassungsgabe und Ausdauer der Technik trotz der kümmerlichsten Werkzeuge. Vielfach sind die Wände geradezu mit Zeichnungen und Skulpturen bedeckt, die Zebra, Quagga, Gemsböcke, Springböcke, Strauße, Paviane und andere Tiere darstellen. Selbst an Zeichnungen von Bauern haben sie sich versucht. Schade, daß ihr ungebändigter Freiheitsdrang, der hervorstechendste Zug ihres Charakters, irgend welche dauernde kulturelle Beeinflussung des eigenartigen Völkchens unmöglich gemacht hat. Jetzt scheinen sie rettungslos dem Untergang geweiht zu sein.

b) Die Völkergruppe, welche den Buschmännern zuerst den Besitz der Weide- und Jagdgründe streitig machte, waren die Hottentotten.[1] Sie waren auch das erste farbige Volk, mit welchem die Burenkolonisatoren, am Kap landend und von dort, von Südwesten her in das Land vordringend, in Berührung kamen. Das ist für die ganze Eingeborenen-Politik der Buren und darüber hinaus für die der Weißen in Afrika überhaupt von unheilvoller Bedeutung geworden. Die Hottentotten sind vielleicht unter allen afrikanischen Völkern das ungeeignetste Objekt, um grundlegende Studien für die Behandlung afrikanischer Völker zu machen. Aber freilich für die beginnende Kolonisation war es ein Vorteil, daß ihr eine so schwache, haltlose, jedem Drucke weichende Eingeborenen-Bevölkerung gegenüberstand. Es ist charakteristisch für den Mangel an Sympathie und

[1] Theoph. Hahn, Tsuni-Goam, the Supreme Being of the Khoi-Khoi. London 1881. Religion der Hottentotten.

Verständnis, mit welchem die Buren den Hottentotten gegenüberstanden, daß sie im 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine einzige zusammenfassende ethnologische Darstellung über die Hottentotten geschrieben haben, und daß kein Bur für die wissenschaftliche Erforschung der Hottentotten-Sprachen etwas Grundlegendes beigetragen hat. Unsere Kenntnis der Verhältnisse der Hottentotten ist deshalb bis in das 19. Jahrhundert hinein sehr bruchstückartig.[1])

Sie sind Viehzüchter und daneben, wie das in Afrika meist damit zusammenzuhängen pflegt, Viehräuber. Ihr Reichtum sind ihre Rinderherden. Ihr übriger Kulturbesitz ist nicht erheblich, sie sind darin vielfach sei es von den unter ihnen wohnenden Buschmännern, sei es von den sie umgebenden Kaffernstämmen, in neuerer Zeit vor allem von den ihnen kulturell so überlegenen Europäern abhängig. Was ihnen original zugehört, ist oft schwer zu sagen. In der Bewaffnung haben sie Pfeil und Bogen mit den Buschmännern, Wurfspeer und Kirri (Wurfkeule) mit den Kaffern gemein; original scheint ihnen der Wurfstock, das Rackum, zu sein. Aber alle diese Waffen sind bei ihnen längst durch die Gewehre der Weißen verdrängt. In ihren Sprachen haben sie die vielen Klixe und Schnalzlaute, welche das Erlernen derselben zu einer solchen Pein machen, wahrscheinlich von den Buschmännern übernommen. Aber sie haben bis auf einen Rest ihre Sprachen vergessen und dafür das Kapholländische angenommen. Es ist charakteristisch, daß heute selbst im Namalande die Kenntnis des Nama fast nicht mehr um der Nama-qua

[1]) Aber vgl. Fr. Valentyn, Beschrijvinge van de Kaap de Goode Hoop, met Zaaken daartoe behoorende. Amsterdam 1726. Beschreibung der Hottentotten. — Bernh. Struck, Die Kaphottentotten im Jahre 1688. Archiv für Anthropologie Bd. 46. N. F. 18. 1920. — Wandres, Die Hottentotten einst und jetzt. AMZ. 1920, 255. 275 nach der 1719 in Nürnberg erschienenen Beschreibung Peter Kolb's. Schon Missionsinspektor Wallmann hatte einen Zusammenhang der Hottentotten mit den nordafrikanischen Hamitenvölkern vermutet. Der Ägyptologe Lepsius hatte auf Grund von Beobachtungen des Sprachschatzes weiter darauf hingewiesen. D. Carl Meinhof hat in seinem grundlegenden Lehrbuche „Sprachen der Hamiten" den wissenschaftlichen Beweis für diese These erbracht. Es scheint danach, daß die Hottentotten manche charakteristische Eigenarten ihrer Sprachen, besonders die Schnalzlaute und die Tonhöhen, von den umwohnenden Buschmännern übernommen, daß sie aber im grammatischen Aufbau und einem Teile des Sprachschatzes das hamitische Erbe bewahrt haben. Es ist eine seltsame Tatsache, daß mithin die an Leib und Seele verarmtesten afrikanischen Stämme zu der Sprach- und Völkerfamilie der unternehmendsten Eroberer- und Herrenvölker des dunklen Erdteils gehören.

willen, die es vergessen haben, wohl aber um der zu den Bantu gehörigen Bergdamra willen, notwendig ist, die es ehedem von ihnen als ihren Herrn gelernt und festgehalten haben. Vielleicht sind die Hottentotten in ihren religiösen Anschauungen von dem großen Gotte Tsükoab, „Wundknie", und von dem sagenhaften Nationalhelden Heitsi Eibib originaler. Wenigstens haben sie den Kaffern ihren Gottesnamen Utiko gegeben. Aber auch diese vielleicht ehedem reiche Mythologie und der große Schatz ihrer Märchen und Tierfabeln ist fast vergessen. Diese Leichtfertigkeit, mit der sie ihren originalen Kulturbesitz aufgegeben haben, ist charakteristisch für ihr ganzes Auftreten in der Geschichte. In der Kapkolonie, wo es ihr Verhängnis war, unter einem allerdings harten und verständnislosen Herrengeschlechte der Buren zu leben, haben sie längst jede Spur von nationaler Eigenart verloren. Es ist ihnen alles verloren gegangen, ihr Viehbesitz, ihre Weidegründe, ihr Stammeszusammenhalt, ihre Religion, ihre Sprache, ihre Volkssitte. Sie sind eins der ärmsten Völker der Erde. Die einzige Hoffnung für sie ist die Mission, der christliche Dienst der Barmherzigkeit, daß sie ihnen für alle Verluste im Christentum einen neuen Geistesbesitz und eine neue Lebensgrundlage gebe. Wir werden von dieser mühsamen Arbeit später hören.

Ein so wenig widerstandsfähiges Volk war auch der Vermischung mit anderen Völkern in besonderem Maße offen. Diese Völkermischung geht weiter zurück, als wir verfolgen können. Die beiden Hauptstämme der Gona[1]-qua und Kora-nna sind stark mit Kaffernblut gemischt, die Nama-qua fast ebenso stark mit Buschmannblut. In den Hottentotten der Kapkolonie vereinigen sich alle Elemente des dortigen Völkergemischs, Bantu, Buschmänner, Mozambiker, Hindu, Malaien und vor allem ein starker Zusatz des Blutes der Weißen, auf den die Hottentotten besonders stolz sind. Reine Hottentotten gibt es dort schon längst nicht mehr; man nennt sie Oorlamsche, wahrscheinlich nach einem alten Bauern Oorlam, oder Bastarde. Wahrscheinlich ein ähnliches Völkergemisch sind die Gri-qua.

Die Hottentotten haben in der Missionsgeschichte Südafrikas eine so hervorragende Rolle gespielt, daß wir, um eine ausreichende Unterlage für die nachfolgende Darstellung zu haben, hier auf die Wanderungen ihrer Stämme eingehen müssen.

Die Gona-qua, ein Hottentotten-Stamm, der wegen seiner starken Vermischung mit den Kaffern bisweilen diesen zugerechnet

[1]) qua, nna sind Mehrzahlendungen der Clannamen.

wird, hatte seine Weidegründe im Osten der Kapkolonie, etwa in dem Gebiet zwischen den Schneebergen, der Algoa-Bai und dem großen Fischflusse. Hier, zwischen der unaufhaltsam vordringenden Burenkolonisation und dem ebenso stürmisch vorwärts drängenden Vormarsche der Kaffern, wurden sie wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben, namentlich seitdem sie sich törichterweise in den Kaffernaufstand von 1850 hatten verwickeln lassen. Die Kora-nna wohnten ursprünglich wahrscheinlich im Süden der Kolonie, etwa zwischen der Algoa- und Mosselbai und den Schwarzen Bergen. Am Anfang des 18. Jahrhunderts — oder im letzten Drittel des vorhergehenden — wurden sie durch die vordringende Burenkolonisation bewogen, nach Norden auszuwandern und jenseits der Grenze der Kolonie neue Weidegründe zu suchen. Sie zogen langsam, wahrscheinlich mehrmals auf längere Zeit rastend, nach Norden durch die damals sehr dünn bevölkerten Gebiete der Karroo bis in das Gebiet zwischen dem Oranje- und Vaalfluß, das heute den Oranje-Freistaat bildet. Dort fanden sie nur die unsteten Buschmanntrupps vor, die um so leichter von ihnen zurückgedrängt wurden, als sie zum Teil schon mit Gewehren bewaffnet waren. Sie verbreiteten sich weithin über das ihren Herden zusagende Land, hatten aber politisch nur schwachen Zusammenhalt. Wahrscheinlich zählte der ganze Stamm nur 20000 Seelen, war aber in 17 voneinander unabhängige Clans getrennt, die teils am oberen Oranje und Vaal, teils weiter stromabwärts am mittleren Oranje weideten. Die Gri-qua, man sagt, nach einem angesehenen Manne Gri so benannt, tauchen etwa um 1800 in den Khamies-Bergen ganz im Westen der Kolonie auf. Unter einem unternehmenden und klugen Führer, Adam Kok, zogen sie den Oranjefluß aufwärts bis in die Gegend des jetzigen West-Griqualandes westlich vom Zusammenfluß von Oranje und Vaal. Dort gründeten sie in einer weiten, nur von Buschmännern bewohnten Landschaft, ein originelles Staatswesen, dessen Mittelpunkt die Stadt Klaarwater, später Griquatown genannt, wurde. Leider starb der tatkräftige und organisationsgewandte Adam Kok bald, und unter seinen schwachen Nachfolgern Berendt Berend und Dam Kok zersplitterte sich die kleine Macht. Ihr Hauptteil indessen wählte den frommen Schullehrer Andries Waterboer zu ihrem Häuptling und erlebte unter seinem Regiment (1820—1852) drei Jahrzehnte erfreulicher Blüte, die wie ein Frühlingstag in der verworrenen Geschichte des unsteten Hottentotten-Volkes ist. Besonders bemerkens-

wert ist, daß Waterboer sein kleines Reich von allerdings kaum mehr als 2000 Untertanen in Frieden baute und selbst seine ehrgeizigen Pläne auf Wiedervereinigung der unter Behrend und Dam Kok abgesprengten Stammesteile nur durch leider vergebliche Unterhandlungen herbeizuführen suchte. Damals bildete der Gri=quastaat ein vielbeachtetes Staatengebilde, das zumal auch für die Ausbreitung der Mission im Herzen Südafrikas wichtig wurde. Leider zerfiel nach Andries Waterboer's Tode der junge Staat schnell wieder. Die alte Wanderlust der nomadischen Gri=qua erwachte wieder und führte viele von ihnen bis hinauf an den Ngami=See. Auch daß im Süden die englische Kolonie sich unaufhaltsam bis an den Oranje hinauf ausgebreitet und im Osten sich in dem ehemaligen Kora=nna=Gebiete die fester gefügte und schroff auftretende Buren=Republik Oranjefreistaat gebildet hatte, war ihnen unbehaglich und engte sie nach Süden und Osten ein, und im Norden waren schon lange die beTschuanen=Stämme so nahe herangerückt, daß auch dort keine Ausdehnungsmöglichkeit war. So zogen von der Mitte der sechziger Jahre Trupps von Gri=qua nach Osten über die Drakengebirge in das fast menschenleere Nomansland (Niemandsland) und nannten es das Ostgriqualand mit der Hauptstadt Kokstadt. Als nun gar um 1869 die Diamanten von Kimberley entdeckt wurden und infolge davon ein Strom von weißen Einwanderern sich in das Land ergoß, zerstreuten sie sich gänzlich. Auch im Ostgriqualande haben sie keine Bedeutung wieder zu erlangen vermocht.

Etwa um dieselbe Zeit wie die Gri=qua auftauchten, zogen auch die N a m a=qua=Stämme und =Horden nordwärts über den Oranjefluß in das sogenannte Großnamaland, den Süden des späteren Deutsch Südwestafrika. Auch sie waren schon damals in mehrere Stämme gespalten und hatten fast keinen politischen Zusammenhang auch keine Spur von staatenbildendem Geiste. Es ist nicht nötig, hier alle die planlosen Kreuz= und Querzüge der verschiedenen Horden zu verfolgen. Einesteils wollten sie sich dem Einflusse der nordwärts vordrängenden Buren entziehen, die den Oranjefluß als die Nordgrenze der Kolonie betrachteten. Andererseits rieben sie sich auf in endlosen Kämpfen gegen die von Norden her vordringenden Herero oder Damra, welche die besten Weidegründe des Damralandes in Besitz genommen hatten und gegen alle Angriffe der Nama behaupteten. Aus dieser verworrenen Geschichte voll endloser Kriegszüge ragen als Führer zwei Familien hervor, in der ersten Hälfte

des 19. Jahrhunderts die „Afrikaner", in der zweiten die „Witbois". Jager, später Christian Afrikaner, war ein gefürchteter Räuberhauptmann im südlichen Großnamalande. Nachdem er anderthalb Jahrzehnte hindurch Weiße und Farbige in Schrecken gehalten hatte, bekehrte er sich (1817), ließ sich taufen und führte nun bis zu seinem leider frühen Tode (1823) ein friedliches Regiment. Bei seinem Sohne Jonker Afrikaner brach die zügellose Wildheit der Räubernatur wieder durch; er ließ sich in Windhuk im Norden des Großnamalandes nieder und übernahm die Vorkämpferschaft gegen die nordwärts wohnenden Herero, und sein Sohn Jan Afrikaner folgte ihm darin nach seinem Tode (1851), mit wechselndem Geschick bald den Herero ihre reichen Herden abjagend, bald von ihnen fast aufgerieben. Es war im ganzen ein trostloses Halbjahrhundert, in welchem das Land von Kriegsgeschrei angefüllt war und die ohnehin zuchtlosen Namahorden vollends verwilderten. Später übernahm Hendrik Witboi, der Häuptling von Gibeon, die Führung in diesem endlosen Kriege. Damals wurde die deutsche Kolonialherrschaft im Lande aufgerichtet, und im aussichtslosen Kampfe mit ihr hat sich der letzte Hottentottenstamm vollends aufgerieben. Man kann rückschauend kaum anders urteilen, als daß die Hottentotten an ihrer eigenen Zuchtlosigkeit zugrunde gegangen sind. Eine leichte Erregbarkeit, die aber selbst nach tiefgreifenden Bewegungen ebenso schnell wieder restlos von den ungezügelten Trieben oder der maßlosen Trägheit abgelöst wird, hat es wohl zu vielen schönen Ansätzen, zu blütenreichen Frühlingszeiten, aber nie zu stetiger Kulturarbeit kommen lassen. Für die Geschichte der Kolonisation wie der Mission in Südafrika ist das große Kapitel, das von den Hottentotten handelt, das undankbarste und unbefriedigendste. Und man kann die ungemessene Geringschätzung, um nicht zu sagen Verachtung der stetigen, charaktervollen Buren gegen dieses zucht- und rückgratlose Geschlecht verstehen. Von den Sprachen der Hottentotten sind nur zwei eingehender bearbeitet. Im Nama hat der Rheinische Missionar Krönlein in Deutsch-Südwestafrika ein ausführliches Wörterbuch (Der Sprachschatz der Khoi-Khoin) und auf Grund seiner Arbeiten D. Carl Meinhof ein Lehrbuch der Namasprache abgefaßt. Für das Koranna hatte der Berliner Missionar Wuras auf der Station Bethanien im jetzigen Oranjefreistaate ein Vokabular mit 1700 Wörtern handschriftlich hinterlassen. Das Manuskript lag zuerst lange Jahre in Kapstadt, wurde dann aber in eine Bibliothek von

Auckland in Neuseeland verschlagen. Neuerdings hat es Walter Bourquin bearbeitet und als Beiheft zur „Zeitschrift für Eingeborenen-sprachen" (Berlin 1920) herausgegeben. Für den Ostdialekt der Gri-qua liegen nur wenige Vokabeln vor.

c) Im Umgang mit den Hottentotten und an ihnen bildete sich das Urteil und die Praxis der Buren in der Behandlung der Farbigen. Als sie aber in Südafrika nach Osten und Norden vordrangen, kamen sie in Berührung mit ganz anders gearteten, dunkler farbigen Stämmen, die sie mit einem alten, von den Arabern stammenden, von den Portugiesen übernommenen Namen die Kaffern (d. h. eigentlich Ungläubige) nannten. Sie sind neuerdings unter dem farb-loseren Namen Bantu bekannt.[1]) Sie bewohnen den ganzen Süd-osten Afrikas von der Kalahari-Wüste bis zum Indischen Ozean. Nun spalten sie sich allerdings in zwei erheblich verschieden geartete Stammesfamilien, in die kriegerischen, vorwiegend viehzüchtenden eigentlichen Kaffernstämme in dem langgestreckten Küstenstreifen zwischen den Ketten der östlichen Randgebirge und dem Meere, und in die unkriegerischen, vorwiegend Ackerbau treibenden beTschuanen- und baSuto-Stämme des inneren Hochlandes. Völkerkundlich aber, in ihrem Kulturbesitz, ihren Sitten und Anschauungen sind alle diese Stämme so nahe verwandt, daß wir sie erst in ihren hervorstechenden gemeinsamen Zügen charakterisieren müssen, ehe wir die Eigenart und Geschichte der Kaffern und Betschuanen im einzelnen verfolgen.

Wahrscheinlich sind alle diese Bantustämme die Vorhut einer großen Völkerwanderung, die sich vor Jahrhunderten aus dem Herzen des dunklen Erdteils längs der Ostküste vorgeschoben hat. Überall haben sie die Buschmannstämme vor sich her verdrängt. In manchen Gebieten sehen sie die letzteren noch heute als die eigentlichen Herrn des Landes an, und wenn die Buschmänner an einer Treibjagd teil-genommen haben, so werden ihnen noch vor den Häuptlingen der Kaffern die besten Stücke des erlegten Wildes ausgehändigt. Alle diese nach Süden vordringenden Bantu-Stämme vereinigen in einer Weise, wie es sonst bei den Bantu nicht üblich ist, Ackerbau und Viehzucht, jedoch in der Weise, daß bei den Kaffern der Nachdruck auf der Viehzucht, bei den beTschuanen und baSuto auf dem Ackerbau liegt. Ihre Rinderherden lieben sie geradezu leiden-

[1]) W. H. Bleek, A comparative grammar of South African languages. London 1862.

schaftlich; sie sind ihr Stolz und ihre Freude. Den Boden brechen sie fast überall mit der primitiven Hacke um; nur unter dem Einflusse der europäischen Kultur, besonders der Mission, sind sie auf einigen Gebieten zum Gebrauche des Pflugs fortgeschritten. Hauptprodukte waren früher die verschiedenen Hirsearten, daneben Bohnen, Erbsen, Gurken und Melonen, neuerdings daneben besonders Mais und, wo mit dem Pfluge geackert wird, Weizen und Reis. Die Wohnungen sind die typischen afrikanischen Rundhütten mit einem Unterbau aus Steinen oder Lehm und einem weitausladenden Stroh- oder Rohrdach.[1]) Davor ist meist der sauber gefegte und mit einem Rohrgeflecht umhegte Hausplatz, die Lapa. Die Gehöfte stehen teils in kleinen Kraalen weithin über das Land zerstreut, teils — zumal bei den westlichen beTschuanen — in großen Siedelungen, richtigen Städten beieinander. Ihre Mittelpunkte sind dann meist einerseits die von einem festen Dorngestrüpp oder wohl gar einer Steinmauer umgebenen Gehege für das Rindvieh, der „Kraal“, und andererseits der Rastplatz für den Häuptling und die Großen des Stammes, das Kchoro.

Die Kaffern sind meist hochgewachsene Menschen, die Xossa und Sulu oft über mittelgroß und so schön im Ebenmaß, daß man die Jünglinge geradezu als Modelle für Bildhauer gepriesen hat. Für das häusliche Leben bestehen feste Ordnungen, die zwar dem Geiste des Christentums stark widersprechen, aber doch eine heilsame Zucht und Ordnung aufrecht erhielten. Die Frau muß durch Rinder gekauft werden (ukolobola), und sie legt Wert darauf, daß sie teuer bezahlt wird; denn dadurch steigt ihr eigener Wert. Der bezahlte Kaufpreis ist meist ein guter Kitt, die Ehe zusammenzuhalten; denn es ist für den Mann ebenso schmerzlich, bei Verschuldung seinerseits mit der Frau deren Kaufpreis zu verlieren, wie für die Familie der Frau, bei Verschuldung von deren Seite den Kaufpreis wieder herauszahlen zu sollen. Da oft der Mann nur einen Teil des Kaufpreises erlegen kann, so tritt er entweder für den Rest der Schuld in eine

---

[1]) Die Xossa-Kaffern und einige ihrer Nachbarn haben zum Teil den Mattenpontok der Hottentotten übernommen, wie sie auch sonst auffällig unter dem Einflusse der Hottentottenkultur stehen. Die Form der Hütte ist charakteristisch verschieden: bei den Xossa-Kaffern eine bienenkorbähnliche Rundhütte, bei den Sulu ein auf einem steinernen Rundbau aufgesetztes, weit ausladendes Strohdach, bei den beTschuanen ein richtiger Lehmrundbau mit dem sauberen Strohdach darüber. Letztere verzieren oft die Lehmmauern mit anmutigen Strichmustern, die zum Teil künstlerischen Geschmack verraten.

Art Hörigkeit zu der Familie der Frau, oder er leiht den Rest von seiner Familie und ist dafür vielleicht auf Lebenszeit in deren Schuld. Dementsprechend gehören die in der Hörigkeit geborenen Kinder der Familie der Frau, oder umgekehrt die Frau selbst fällt beim Tode des Mannes als wertvollstes Erbstück an die Familie des Mannes und ist entweder deren gemeinsames Eigentum, an das alle männlichen Glieder Anspruch haben, oder sie wird für einen neuen Kaufpreis weiterverhandelt. Wer viele Rinder hat, kann viele Frauen kaufen; der Arme kann nie in den Besitz einer solchen kommen, wenn nicht etwa der Häuptling ihm eine aus seinem Harem abgibt und ihn dafür in ein völliger Abhängigkeit gleiches Hörigkeitsverhältnis nimmt. Es liegt auf der Hand, daß diese verwickelten Frauenbesitz-Verhältnisse Anlaß zu unendlichen Schwierigkeiten und Prozessen geben und das vordringende Christentum vor die schwierigsten sozialen Probleme stellten. Sklaverei ist meist bei allen diesen Stämmen unbekannt; an ihre Stelle tritt vielfach eine ihr allerdings ähnliche Hörigkeit. Die häuslichen Verhältnisse sind in keinem unbefriedigendem Zustande. Die väterliche Autorität ist meist unbestritten, und da meist Vatererbrecht — nicht das in Zentralafrika und bei andern primitiven Völkern herrschende Muttererbrecht — die Regel ist, so fallen die Herden und die Weiber des Vaters — außer der eigenen Mutter — dem ältesten Sohne zu. Die Sprachen haben meist keine allgemeinen Bezeichnungen für „Bruder, Schwester", sondern nur für „älterer bezw. jüngerer Bruder und Schwester". Leider kann man nicht dasselbe von der politischen Ordnung sagen. Die Autorität der Häuptlinge zwar ist sehr groß, zumal wenn ihre Familie auf eine bis in die graue Vorzeit zurückgehende Überlieferung zurückschaut. Aber in den Häuptlingsfamilien selbst führen Eifersüchteleien, Ehrgeiz und Erbschaftsstreitigkeiten zu endlosen Spaltungen, welche die Völker geradezu atomisieren und es zu keinem politischen oder kraftvollen nationalen Zusammenschluß kommen lassen. Der Kreislauf ist meist der, daß ein tatkräftiger, ehrgeiziger junger Häuptling mit List und Gewalt sich zu einer führenden Stellung in seinem Volke aufwirft, seine Nebenbuhler durch Meuchelmord oder friedliche Unterwerfung beseitigt und in einer Reihe von Kriegszügen, die man besser Raubzüge nennt, Kriegsruhm und Beute erwirbt. Dann herrscht er mehr oder weniger unumschränkt despotisch bis zu seinem Tod. Die Unterhäuptlinge haben ein Interesse daran, sich den Herrscher dadurch zu verbinden, daß sie ihm eine ihrer Töchter in

die Ehe geben. Jede folgende Frau aber, die ihm angeboten wird, muß vornehmer sein als die vorhergehenden, und die vornehmste wird in der Regel die Hauptfrau, deren Söhne in erster Linie erb=berechtigt sind. So sind beim Tode des Herrschers in der Regel die Thronfolger unmündig, und es ist Tor und Tür für ehrgeizige Um=triebe geöffnet, in denen meist ein Reich noch schneller wieder zerfällt, als es zusammengeschweißt ist.

Die religiöse Gedankenwelt und Praxis ist bei diesen Völkern gleichartig. Überall fehlen Tempel, Götterbilder, selbst die sonst in Afrika weit verbreiteten Ahnenbilder, und ein irgendwie regelmäßiges Priestertum. Fast überall ruht im Hintergrunde das verblichene Bild eines großen, guten Gottes, des Weltschöpfers, von dem man zumal in Märchen und Sagen schöne Geschichten zu erzählen weiß, der aber im wirklichen Leben keine Rolle spielt. Weitaus im Vordergrunde stehen die Geister der Ahnen, zumal der früheren Häuptlinge, der Großen und der Krieger. Mit ihnen glaubt das lebende Geschlecht in beständiger Berührung und Abhängigkeit zu sein, und diese Verbindung aufrecht und die Ahnen bei guter Laune zu erhalten, ist die wichtigste Priesterpflicht des Oberhäuptlings und der anerkannten Priester, welche sich durch die in ganz Afrika üblichen Mittel, zumal durch eine mehr oder weniger künstliche Ekstase mit den Geistern in Zusammenhang bringen und ihren Willen erforschen. Neben diesen Ahnengeistern gibt es noch eine unbegrenzte Zahl von Feld=, Wald=, Natur= und Krankheitsgeistern, die von den ersteren nicht deutlich geschieden sind und in derselben Weise wie jene durch die Priester um ihre Forderungen befragt und durch reichliche blutige Opfer bei gutem Willen erhalten werden. Gegen schädliche Einflüsse irgend welcher Art, gegen Verwundung im Kriege und gegen Krank=heiten im Frieden, gegen Diebstahl und Betrug, gegen bösen Blick und sonstigen Zauber muß man sich durch Amulette aller Art schützen, in welche die Priester durch Zauber magische Kraft, Seelenkraft, hineingebannt und sie dadurch wirksam gemacht haben. Daneben gibt es noch zwei Klassen von religiösen Bediensteten, zunächst die Regen=zauberer; ihr Amt ist in dem regenarmen Südafrika besonders wichtig, und vielfach hängt geradezu des Häuptlings Einfluß davon ab, ob er für einen wirksamen Regenzauberer gilt. Die Häuptlingin Motschatschi von Bolubedu im nordöstlichen Transvaal hatte sich als erfolgreichste Regenzauberin zu einer einzigartigen Stellung in jenem Lande aufgeschwungen. Eine andere Klasse sind die ge=

fürchteten Takati (in Xossa) oder schwarzen Zauberer, die Männer oder Frauen, welche in dem Verdacht stehen, Krankheit oder Tod ihrer Nebenmenschen durch Gift oder Zauber veranlaßt zu haben. Oft sind sie gefährliche Giftmischer, welche Pflanzen- und tierische Gifte mit teuflischer Sicherheit zubereiten und ihren Opfern unbemerkt einzuflößen verstehen. Aber noch häufiger werden sie nach natürlichen Krankheiten und Todesfällen, deren Zusammenhänge nur die Primitiven nicht verstehen, von den Priestern als Verursacher angegeben und schonungslos der wilden Volkswut ausgesetzt. Der Aberglaube ist auf diesem Gebiete grenzenlos.

Die geschichtlichen Verhältnisse der südostafrikanischen Kaffernvölker sind für die Missionsgeschichte so bedeutungsvoll, daß wir einige Grundzüge zeichnen müssen. Wir trennen dabei die kriegerischen Ostkaffernvölker, die wir in diesem Zusammenhange allein die „Kaffern" nennen, von den friedlichen Westkaffern, den beTschuanen, unter denen die baSuto eine besondere Stellung einnehmen.

d) Die Kaffern wohnen in zahlreichen Stämmen längs des Ostrandes von Südafrika vom Großen Fischflusse im Süden bis über den Sambesi hinaus im Norden. Die wichtigsten Volksgruppen sind von Süden nach Norden die Xossa, die Tembu, die Pondo, die Pondomisi, die Sulu und die Swasi. Fast jede dieser Gruppen aber ist unter sich wieder stark geteilt. Sie repräsentieren zusammen eine längs der Ostküste vordringende Völkerwelle, welche die vor ihnen im Lande sitzenden Buschmänner und wahrscheinlich auch die Hottentotten vor sich herschob. Ihre Vorhut bildeten seit Jahrhunderten die Xossa, bei denen sich infolgedessen in besonderm Maße kriegerischer Sinn und Siegesbewußtsein ausbildete. Es war, je mehr sich diese langsam fortschreitende Völkerwanderung der Südspitze Afrikas näherte, unvermeidlich, daß sie mit der vom Kap aus in umgekehrter Richtung vordringenden Einwanderung und Kolonisierung der Weißen, d. h. der Buren und Engländer, in ein Ringen eintrat. Es war weder von seiten der Kaffern wahrscheinlich, daß sie nach dem bisher unaufhaltsamen Vordringen ohne einen entscheidenden Waffengang vor der Macht der Weißen halt machten; noch konnte man nach den Erfahrungen, die bis dahin die Buren und Engländer mit den Farbigen der Kolonie gemacht hatten, von ihnen erwarten, daß sie ohne weiteres an den Toren des schönen Kaffernlandes still stehen würden. Auf der andern Seite konnte der schließliche Ausgang

dieses Ringens nicht zweifelhaft sein, es mußte mit dem politischen Untergange der Xossa enden.

Pato, der erste Xossa-Oberhäuptling, mit welchem die Weißen in Berührung kamen,[1]) hatte bei seinem Tode sein Reich unter seine beiden Söhne Hahabe (Chachabe) und Galeka geteilt, in der Weise, daß Hahabe die Weidegründe südlich vom Kai, Galeka das Land nördlich vom Kai erhielt. Hahabes Reich aber war unter seinen Nachfolgern, seinem Sohne Ndlambe (Chlambe) und seinem erbberechtigten Enkel Ngika (Geika) weiter geteilt und erst unter Ngika's Sohn Sandile einigermaßen wieder geeinigt worden. Schon mit Ndlambe und Ngika hatten die Engländer viel zu schaffen gehabt, hatten aber ohne ausreichende Kenntnis der verwickelten Erbschafts- und Rechtsverhältnisse nicht immer geschickt gehandelt und hatten stets den Großen Fischfluß als die Grenze der Kolonie, welche die Kaffern nicht überschreiten durften, angesehen. Das war nun aber, als wesentlich durch ihren Einfluß die Hahabe-Xossa sich unter Sandile wieder geeinigt hatten und ein kraftvolles Herrnbewußtsein entwickelten, kaum noch durchführbar. Die Kaffern sahen von ihren hohen Amatole-Bergen die weit zerstreuten, anscheinend schutzlosen Farmen der Weißen und deren reiche Herden, und es hätte merkwürdig zugehen müssen, wenn sie sich diese leichte Beute nicht hätten gelüsten lassen. Ihre Raubzüge in die Kolonie nahmen überhand. In den vorausgehenden Kämpfen zwischen Ndlambe und seinem Neffen Ngika hatten die Engländer des letztern Partei genommen und ihm damit zum Siege verholfen. Als Gegengabe mußte er den Landstrich zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma räumen, den die Xossa seit Menschenaltern innegehabt hatten. Die Engländer machten daraus einen unbewohnten Grenzstrich, gleichsam eine Pufferprovinz zwischen sich und den Kaffern. Das Los, so ausgewiesen zu werden, traf die stolzen Söhne Ngikas, Maqomo und Tjali, und erfüllte sie mit grimmigem Haß gegen die Engländer. Im Jahre 1834 fielen die Kaffern unter der Anführung Maqomo's mordend, sengend und plündernd in die Kolonie ein und

[1]) Patos Geschlecht:

- Hahabe
  - Mlan
    - Ngika
      - Sandile
      - Maqomo
  - Ndlambe
- Galeka
  - Hintza
    - Sarili

zwangen dadurch die Engländer zum Kriege. Diese warfen die Horden mit verhältnismäßig leichter Mühe zurück und begnügten sich, weil sie die Größe der von den Kaffern drohenden Gefahr noch nicht kannten und kurzsichtig sich nicht durch eine militärische Besetzung des Grenzlandes belasten wollten, damit, den Großen Fischfluß wieder als die Landesgrenze festzulegen. Ruhe gab es damit im Lande nicht. In den Jahren 1837—1843 wurden von den Kaffern in der Kolonie 2469 Pferde und 11 234 Rinder gestohlen, 73 Morde begangen und weitere 82 Mordversuche gemacht, und die Kaffernhäuptlinge waren so säumig wie möglich, die Räuber und Mörder zur Rechenschaft zu ziehen, steckten sie doch mit ihnen unter einer Decke und nahmen selbst ihren Anteil an der Beute. Dabei rüsteten sie heimlich zum Kriege und suchten sich soviel Gewehre und Pulver wie möglich zu verschaffen. Selbst die Subsidien, welche die kurzsichtigen englischen Behörden den stolzen Häuptlingen zahlten, um sich dadurch Sicherheit und Schutz der Grenze zu erkaufen, dienten nur dazu, diesen Geld für ihre Rüstungen zu verschaffen. So war ein zweiter Waffengang unvermeidlich. Am 31. März 1846 erklärten die Engländer den Krieg. Sie unterschätzten aber weitaus die Kraft der Kaffern und hatten das zu Anfang mit einer langen Reihe fataler Schlappen zu büßen, die den Übermut und die Siegesgewißheit der stolzen Xossa bedenklich steigerten. Erst als die Engländer beträchtliche Streitkräfte zusammengezogen und den Kaffern mehrere empfindliche Niederlagen beigebracht hatten, baten diese um Frieden, der ihnen auch in großmütiger Weise gewährt wurde. Nur das Land zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma wurde ihnen wieder abgenommen und so die Grenze der Kolonie bis zur Keiskamma vorgeschoben. Auch das eigentliche Kaffernland zwischen der Keiskamma und dem Kai wurde als „Britisch-Kafferland" unter englische Oberhoheit gestellt, die erblichen Häuptlinge aber sollten es im wesentlichen nach ihren überlieferten Ordnungen regieren.

Allein die Kraft der Xossa war nicht gebrochen, und die mächtigen Galeka jenseits des Kai hatten bisher verhältnismäßig geringe Verluste erlitten. Dazu wurden nun die kriegerischen Leidenschaften durch einen Propheten angestachelt, uMlandscheni, den „Wassermann". Als sechzehnjähriger Knabe sollte in ihm der alte Prophet uNxele wiedergekommen sein; im Keiskammaflusse sollte er leben, dort mitten im Wasser seine Pfeife rauchen und große Dinge verkündigen. „Die Engländer würden alle wie durch ein Wunder vernichtet werden;

alle ihre Festungen würde er mit Feuer verbrennen; er würde machen, daß die Gewehre der Weißen nur Wasser schössen; er selbst würde, von ihnen verfolgt, wie der Wind vor ihnen herlaufen. Alle Büsche würde er in Kaffern verwandeln und würde auch sonst große Wunder tun.“ Es war vielleicht das erste Mal in der afrikanischen Kolonialgeschichte, daß die Weißen mit der furchtbaren Macht des religiösen Fanatismus bei den Farbigen Bekanntschaft machten. Es ist eins der dunklen und doch wichtigen Kapitel bei der Beherrschung afrikanischer Völker, und die Weißen, die daheim bisweilen die Gewalt der religiösen Faktoren gering einzuschätzen belieben, haben in den Kolonien für den gleichen Irrtum teures Lehrgeld zahlen müssen und haben doch, wie die Haltung der Kolonialpolitik in Afrika beweist, noch immer nichts Durchgreifendes gelernt. Dem uMlandscheni gegenüber bewiesen die Engländer eine unbegreifliche Gleichgültigkeit und sahen es mit an, daß er die Xossa bis zur Siedehitze fanatisierte. Auch die Tembu wurden in die kriegerische Wut mit hineingezogen, und selbst die sonst zuverlässigen Hottentotten-Stämme längs der Ostgrenze der Kolonie, zumal die Gona-qua, fielen ab oder verhandelten wenigstens mit den Empörern. Es handelte sich um nichts Geringeres als die völlige Ausrottung der Weißen aus dem Kaffernlande und ihre Vertreibung aus Südafrika. Unglücklicherweise begann auch dieser dritte Kaffernkrieg (1850—1853) infolge unzureichender Rüstungen der sich in Sicherheit wiegenden Engländer mit einer Reihe empfindlicher Schlappen. Und es war ein heißes, unbarmherziges Ringen, bis in diesem Kriege auf Tod und Leben die Kaffern entscheidend geschlagen und niedergeworfen wurden. Im Frieden wurde Britisch-Kaffraria bis zum Kai der Kolonie einverleibt, die Amatole-Berge, die schönsten Weidegründe und sichersten Zufluchtsstätten der Xossa, wurden für Kronland erklärt, auf dem die Kaffern nicht wohnen durften, an ihrem Nordabhange wurde in und um Queenstown ein neuer Bezirk eingerichtet und mit Weißen besiedelt. Die Ngika, die bisher in den Amatole-Bergen gewohnt hatten, wurden in die minder fruchtbare, dornenbewachsene, offene Küstenebene verwiesen. Nur jenseits des Kai durften sich die Häuptlinge der Galeka noch einer verhältnismäßigen Freiheit und Selbstverwaltung erfreuen.

In drei heißen Kriegen binnen einem Jahrzehnt war das unvermeidliche Ringen zwischen den beiden sich begegnenden Völkerwanderungen vor sich gegangen. Es hatte mit der entscheidenden

Niederlage, aber noch nicht mit der Vernichtung des Kaffernvolkes geendet. Es ist tragisch, daß die Xossa ihre Vernichtung selbst durch ihren Aberglauben herbeiführen sollten. Wenige Jahre nach dem Friedensschlusse trat wieder ein Prophet unter den Galeka auf, uMhjlakasa mit seiner jungen Nichte Nonkausi, und weissagte, die Ahnen seien ihnen an der Mündung des Kaiflusses erschienen; sie seien im Begriffe wieder aufzustehen, um ihrem Volke gegen die Weißen beizustehen. Sie würden unermeßliche Herden von Rindern mitbringen, und die Kaffern sollten sich nur schon große Viehkraale bauen, um diese großen Viehherden und die ihnen dann mit leichter Mühe zufallenden Herden der Weißen aufzunehmen. Nur das sei die Bedingung, daß die Kaffern vorher all ihr Vieh schlachteten, ihre Kornvorräte aus ihren Häusern entfernten und entweder aufäßen oder der Vernichtung preisgäben, und unter keinen Umständen auch nur einen Spaten anrührten, um die Felder zu bestellen. Wie groß mußte der Fanatismus sein, wenn sich die Kaffern von ihrem liebsten Besitz, an dem ihre Seele hing, von ihren Rindern trennten. Es ist schwer glaublich, daß derartige aberwitzige Weissagungen überhaupt bei einem sonst klugen Volke Gehör finden konnten. Es ist auch leider fast sicher, daß die mächtigsten Häuptlinge mit dem falschen Propheten unter einer Decke steckten und mit ihrem Volke ein frevelhaftes Spiel trieben. Mit oder ohne Glauben an die Weissagungen wollten sie unter allen Umständen ihr Volk zu der höchsten Wut der Verzweiflung anstacheln. Es war ein kurioses Zusammentreffen, daß eben damals der Krimkrieg zu Ende ging, von dem verworrene Kunde bis zu den Xossa gedrungen war. Der Prophet legte sich die politischen Verhältnisse so zurecht, daß die amaRusse auch Schwarze seien wie die Neger und ihre nächsten Blutsverwanden, sie hätten jetzt in der Krim die Engländer besiegt und seien schon auf dem Wege, ihren Stammesgenossen in Afrika zu Hilfe zu eilen; in den nächsten Wochen würden ihre Schiffe an der Mündung des Kai landen. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich in den Jahren 1856 und 1857 der Kaffern. Mehr als 200000 Rinder, nach anderer Schätzung sogar 400000, wurden zweck- und nutzlos hingeschlachtet; die letzten Kornvorräte wurden vergeudet oder auf die Felder hinausgeschüttet; keine Hand regte sich, die Äcker zu bestellen. Alles wartete fieberhaft auf den von dem Propheten angegebenen Tag, wo die Sonne erst um 1/2 8 Uhr aufgehen und gleich wieder untergehen und dann ein entsetzlicher Sturm alle Engländer hinwegfegen werde. Das

geschah zwar nicht; aber eben in den Tagen, wo die Erregung auf das höchste gestiegen war und ein wütender Ausbruch des Fanatismus vor der Tür stand, landete zum Glück für die Engländer die zum größten Teil aus Deutschen zusammengesetzte Fremdenlegion aus der Krim. Da entfiel den Kaffern der Mut, sie sahen, daß sie furchtbar getäuscht waren. Eine entsetzliche Hungersnot brachte sie an den Rand des Untergangs. In wenigen Monaten starb ein Drittel der Xossa dahin, ein zweites Drittel zerstreute sich bettelnd und Arbeit suchend über die Kolonie; am Ende des Jahres war der Stolz und die Kraft der Xossanation für immer dahin. Ein elender, verhungerter Rest des Volkes war zurückgeblieben. Die ehedem so hochmütigen Häuptlinge saßen teils auf der Robbeninsel bei der Kapstadt in der Verbannung, teils hatten sie ihren stolzen Nacken endgültig unter das englische Joch gebeugt. Das Volk, das dem eindringenden Christentume einen besonders zähen Widerstand entgegengesetzt hatte, war an seinem Heidentume zugrunde gegangen.

In dieser ganzen wenig erfreulichen Entwicklung der südlichen Kaffernstämme spielen die Fengu eine Rolle. Zu Anfang der zwanziger Jahre wurde durch die furchtbaren Horden des Sulukönigs Tschaka ein Kaffernstamm an der untern Tugela, die Ngwana, aus ihren Wohnsitzen vertrieben. Mit Weibern und Kindern und mit ihren großen Viehherden wurden sie unter ihrem Häuptlinge Matiwana nach Süden gedrängt und fielen in das Gebiet der Tembu und Pondo ein, von diesen Völkern als Fekane oder Fetkanna, d. h. Räuber gefürchtet. Die zur Hilfe herbeigerufenen Engländer brachten den unstet wandernden Horden eine Niederlage bei, und die verfolgenden Tembu und Pondo vervollständigten das Zerstörungswerk und rieben die Fekane fast gänzlich auf. Ihre zersprengten Überreste irrten als Fengu, d. h. Bettler im Lande umher; teils ließen sie sich als Hörige bei andern Kaffernstämmen nieder; zum größeren Teil baten sie bei den Engländern in der Kolonie um Schutz und Aufnahme. Sie wurden teils an der Algoa-Bai, teils an dem Südabhange des großen Winterberges und am Catriver, teils in dem Gebiete zwischen dem großen Fischflusse und der Keiskamma angesiedelt, überall in den Grenzdistrikten gegen das freie Kafferland hin; sie sind in den späteren Kriegen meist treue Bundesgenossen und Hilfstruppen der Engländer gewesen. Sie haben sich auch als ein betriebsames, kulturoffenes Volk erwiesen und sind für das Christentum in besonderem Maße empfänglich geworden. Unter

dem Schutze der Engländer vermehrten sie sich schnell. Als sie 1835 aus dem Xossa-Lande in die Kolonie einwanderten, waren ihrer nicht mehr als 16000; bis 1875 waren sie auf 73500 angewachsen; um 1900 zählte man 300000 Fengu. Sie sind in der Missionsgeschichte Südafrikas wichtig geworden.

Noch einmal im Jahre 1878, einem gefährlichen Jahre, wo es in ganz Südafrika unter den Farbigen gärte und an den verschiedensten Stellen Kriege ausbrachen, wagten die Galeka und im Bunde mit ihnen und von ihnen fortgerissen auch die Ngika unter ihren alten Häuptlingen Sarili oder Chrili (Zacharias) und Sandile noch einmal einen Waffengang gegen die Engländer. Der Krieg war aber im Vergleich mit den früheren matt, und die in der Kolonie wohnenden Ngika mußten ihn teuer bezahlen. Ihr Häuptling Sandile wurde in einem Treffen tödlich verwundet. Die Ngika, soweit sie nicht inzwischen Christen geworden waren, wurden aus der Kolonie hinaus in das freie Kaffernland jenseits des Kai verpflanzt. Die im Lande zurückgebliebenen Kaffern sollten wenigstens im Laufe der Zeit auf größeren Lokationen zusammengezogen werden. Innerhalb der Kolonie also, in ihren alten Stammsitzen wurde die Macht der Kaffern bis auf den letzten Rest zertrümmert. Leider setzten die Laster der mit Macht in das Land dringenden Kultur, besonders die durch den das Land überflutenden Branntwein nur allzusehr beförderte Trunksucht, das Zerstörungswerk am Mark des ehedem so starken und stolzen Volkes fort.

e) Bei den Xossa-Kaffern war der Zusammenstoß mit der englischen Kolonialmacht dank ihrer vorgeschobenen Lage unvermeidlich. Fast noch bedrohlicher war für die Kolonial- und Missionsgeschichte Südafrikas der blutige Aufstieg und Untergang eines nördlichen Kaffernvolkes, der Sulu.[1]) Sie bieten das merkwürdige, in Afrika nicht seltene Schauspiel eines fast vor unsern Augen entstehenden, zu einer furchtbaren Größe gelangenden und dann wieder zerfallenden Volkes und Reiches. Am Anfange des 19. Jahrhunderts saß an der Umlovosi im sogen. „freien Sululande“ zwischen mächtigen Kaffernstämmen ein kleines, fast verachtetes Völkchen, das nach einem mythischen Ahnherrn die amaZulu, d. h. die Himmelsleute, hieß. Ihr Häuptling Tschaka, von seinem Vater gefürchtet und verfolgt, von

---

[1]) N. Isaacs, Travels and adventures in Eastern Africa, description of the Zooloes, their manners, customs etc. 2 Bde. London 1836.

seinen Brüdern der Herrschaft beraubt, konnte nur mit Hilfe eines mächtigeren Nachbarfürsten sich den Weg zum Throne bahnen. Als er aber einmal im Sattel saß, entwickelte er bald eine bei den Kaffern ungewöhnliche Herrscherkraft. Binnen weniger Jahre hatte er alle Nachbarstämme unterworfen und seinem Suluvolke einverleibt und letzteres damit zur weitaus größten Kaffernmacht in Südafrika gemacht. Unter dem Einflusse englischer Ratgeber — suluisierter Abenteurer, wie sie nur zu häufig an den Höfen südafrikanischer Tyrannen ihr Wesen trieben — richtete er eine schroffe Militärdespotie ein, in ihrer Art eine der rücksichtslosesten Volksorganisationen, welche die Welt gesehen hat. Die Beschneidung, diese uralte, mit den Überlieferungen der Kaffern auf das engste verwachsene Sitte, schaffte er ab. Alle waffenfähigen Mannschaften hatten im Heere zu dienen. Er teilte sie in drei Klassen, die Veteranen, die Männer und die Jungen, und ordnete sie in Regimenter, welche durch besondere Abzeichen an den Schilden und am Kopfschmuck unterschieden wurden. Diese Regimenter lebten in Ekanda, fliegenden Feldlagern, in verschiedenen Teilen des Landes als stehendes Heer. Heiraten war ihnen verboten, wie auch König Tschaka selbst unverheiratet blieb. Nur Konkubinen durften sie haben, soviel sie wollten; aber diese durften nicht gebären, sonst wurden sie totgeschlagen. Selten wurde einem Regimente als besondere Auszeichnung gestattet, sich regelrecht nach der sehr ausgebildeten Kaffernsitte zu verheiraten. Das blieb sonst nur den Greisen und den Schwächlingen, die zum Kriegsdienst untauglich waren. Die Verpflegung dieses stehenden Heeres übernahm Tschaka selbst; seine Herden wurden zu diesem Zwecke geschlachtet, und die Frauen mußten täglich in langen Reihen in die Ekanda ziehen und die zubereitete und gekochte Speise abliefern. Auch der Ackerbau und die friedlichen Handwerke waren nur für die Schwächlinge und die Weiber. Den Männern ziemte nur ein Handwerk, der Krieg. Tschaka rüstete seine Regimenter gleichmäßig aus, ließ ihnen in der Hauptstadt die fast mannshohen Kriegsschilde zubereiten und gab ihnen als Hauptwaffe die Assagai, den nur einen Meter langen Stoßspeer mit breiter Klinge. Endlose, zum Teil anstrengende Exerzitien und Tänze stählten die Muskelkraft der Männer und entflammten ihre kriegerische Begeisterung.

Ein solches schlagfertiges Heer in der Hand eines blutdürstigen afrikanischen Despoten war eine fürchterliche Waffe. Die Geschichte des Sulustaates ist eins der blutigsten Kapitel der Geschichte Süd-

afrikas. Vielleicht den grausigsten Einblick in diese Blutwirtschaft gewähren die sich über ein Jahr hinziehenden Totenfeiern, die Tschaka seiner schwärmerisch geliebten Mutter Mnandi bereitete. Gleich am Todestage begann ein sinnloses Schlachten; 20000 Sulu sollen in den ersten zwei Wochen hingerichtet sein; 12 der schönsten Jungfrauen wurden mit der Toten lebendig begraben. Hunderte von Milchkühen wurden totgestochen, nur damit die Kälber im Durste nach der Milch brüllen und verschmachten sollten. Dann wurden Gesetze erlassen, daß während der nächsten zwölf Monate alle Milch ungetrunken auf die Erde geschüttet werden müsse; alle Kinder, die in dieser Zeit geboren würden, sollten erbarmungslos mit ihren Müttern erschlagen werden. Als am Schlusse des Trauerjahres König Tschaka die Entsühnungs- und Reinigungsfeier hielt, wurden nochmals hunderte von Kühen totgestochen, damit die hungrigen Kälber sich nach ihnen zu Tode brüllen sollten. Dann wurde vielen Kälbern bei lebendigem Leibe die Galle ausgerissen, die Tiere ließ man mitleidlos verbluten; mit den Gallen führten die Regimenter um Tschaka her ihre Tänze auf und besprengten ihn damit.

Tschaka heißt „Feuerbrand", und wie ein Feuerbrand stürzte er sich auf seine schwächeren Nachbarn. Um 1820 fiel er in die jetzige Natalkolonie ein, zertrümmerte in wiederholten Raubzügen alle dort ansässigen Stämme und machte das ganze Land von den Drakenbergen bis zum Ozean zu einer fast menschenleeren Wüste. Dann wandte er sich nach Norden und hauste eben so greulich unter den Kaffernstämmen längs der Küste bis nach Inhambane hinauf. So schuf er ein auf Furcht und Schrecken gegründetes Reich größer als Italien. Im Jahre 1828 wurde Tschaka von seinem Bruder Dingan (1828—1840) meuchlings ermordet; aber dieser setzte das Blut- und Schreckensregiment mit unverminderter Mordlust fort.

Unter seine Regierung fiel die Begrüngung der Natal-Kolonie. Im Jahre 1837 stiegen etwa 1000 Buren mit ihren Wagen und Viehherden unter ihrem tapfern Führer Piet Retief über die Drakenberge, um der gehaßten Herrschaft der Engländer in der Kapkolonie zu entgehen. Sie fanden in dem fast menschenleeren Natal nur an der Küste bei Durban, damals Port Natal genannt, eine kleine englische Kolonie, die sich um einen Händler Isaacs geschart hatte. Diesem hatte schon Tschaka einen schönen Landstreifen um Durban mit dem Rechte der Ansiedlung verkauft. Sonst wohnten nur verschüchterte Häuflein versprengter Kaffernstämme in den weglosen

Klüften des Landes und in den Tälern des Drakengebirges. Mit Hilfe der Engländer erlangten die Buren Zutritt zum Hofe Dingans, und dieser übergab ihnen scheinbar willig das ganze Land vom Gebirge bis zum Meere und von dem Umsinkulu bis zum Umlovosi als ewigen Besitz. Aber als Piet Retief eben mit diesem wertvollen Schriftstück die blutbefleckte Suluhauptstadt Ukunkinglove verlassen wollte, wurde er von Dingans Kriegern mit allen seinen 67 Begleitern überfallen und niedergemacht, und ehe noch die Nachricht von dieser Bluttat zu den friedlich weidenden und jagenden Buren gelangte, fielen die Suluregimenter auch über diese her und machten mehr als 600 von ihnen nieder. Der Ort, wo dies Blutbad angerichtet wurde, heißt bis heute „Weenen" (Weinen). Die Buren sammelten sich bald unter tapfern Führern, wie A. Pretorius, fielen in Dingans Reich ein und brachten ihm eine empfindliche Niederlage bei. Sodann benutzten sie eine der Familienintrigen an Dingans Hofe, und als dessen Bruder Mpanda zu ihnen flüchtete und sie um Hilfe bat, standen sie diesem und seinem Heere gern bei. Dingans Heer wurde gänzlich besiegt. Dingan selbst flüchtete zu seinen Feinden, den Swasi, und wurde von ihnen erschlagen. Mpanda wurde mit Hilfe der Buren sein Nachfolger (1840—1872).

Die Buren hatten sich inzwischen in Natal häuslich eingerichtet, hatten in Pietermaritzburg — genannt nach den beiden Burenführern Piet Retief und Gert Maritz — eine Hauptstadt gegründet und eine Regierung eingesetzt. Allein die Engländer erkannten sie nicht an, sondern beanspruchten Natal selbst als Kolonie. Es kam zu einem kurzen Kriege zwischen Buren und Engländern. Die Engländer siegten, nahmen 1842 Natal in Besitz und erklärten es zur Kronkolonie. Die Buren verließen großenteils das ihnen unter englischem Regiment unbehaglich gewordene, schöne Land wieder und siedelten sich im Oranje-Freistaat oder in Transvaal an.

Nun folgten 3½ Jahrzehnte verhältnismäßiger Ruhe und friedlicher Entwicklung. Mpanda war ein ebenso unbarmherziger und blutdürstiger Tyrann wie seine beiden vor ihm regierenden Brüder. Er sah es auch mit Wut und Schrecken, daß die englische Natal-Kolonie an der Grenze seines Reiches zusehends erstarkte, und daß sie ein stets offener Zufluchtsort für alle Sulu war, die sich durch die Flucht seiner Tyrannei entzogen. Mehr als 100000 Sulu gingen unter seiner Regierung über die Grenze und begannen allmählich das fruchtbare Natal wieder zu bevölkern, in welchem ihnen der

mit dem Volke und seinen Sitten wohlvertraute Gouverneur Shepstone einen herzlichen Empfang bereitete. Mpanda hatte aber einen zu tiefen Eindruck von der Größe und Macht Englands, um einen Krieg zu wagen. Zudem war er feige und durch Laster entnervt. Im Jahre 1872 folgte ihm sein Sohn Ketschwayo, der den Feuergeist seines Onkels Tschaka geerbt und schon reichlich in blutigen Kriegen mit seinem Bruder und seinem Vater bewiesen hatte. Er organisierte die unter Mpanda etwas in Verfall geratene Militärdespotie der Sulu von neuem und hauchte den ihm blind ergebenen Kriegerhorden seinen wilden Kriegsgeist ein. So trieb er unaufhaltsam zum Kriege mit England; er wollte um jeden Preis die unbequemen Nachbarn jenseits der Tugela vertreiben und die hunderttausend dorthin geflüchteten Sulu von neuem unterjochen oder ausrotten. Im Jahre 1878, diesem Unglücksjahre allgemeiner Unruhe in Südafrika, brach der Krieg los. Er begann verhängnisvollerweise mit einer furchtbaren Niederlage der Engländer bei Isandhlawana am 22. Januar 1879, in welcher fast ihr ganzes Heer vernichtet wurde, die schwerste Niederlage, welche je die Eingeborenen den Engländern in Südafrika beigebracht haben. Ketschwayo nutzte, durch törichte Prophezeiungen eines seiner Zauberpriester zurückgehalten, glücklicherweise seinen Sieg nicht aus, es wäre ihm sonst ein kleines gewesen, die ganze Kolonie Natal zu vernichten. Die Engländer sammelten sich schnell wieder, zogen von allen Seiten Regimenter heran, und waren schon im Juni desselben Jahres imstande, den Krieg in Ketschwayos Land zu tragen und ihm bei Ulundi eine vernichtende Niederlage beizubringen. Ketschwayo wurde abgesetzt, das Land in 13 Bezirke eingeteilt und unter verschiedene Fürsten gestellt, die alle gleich sehr von den Engländern abhängig waren. Die stolze Militärmacht der Sulu war damit gründlich gebrochen.

f) Steigt man über den Kamm der östlichen Randgebirge auf die inneren Hochebenen, so kommt man in das Gebiet andersgearteter Kaffernstämme. Es gibt auch unter ihnen ausgeprägt kriegerische Völker oder wenigstens solche, die zuzeiten den Xossa und Sulu an kriegerischer Wildheit kaum nachgestanden haben. Aber der überwiegende Grundzug ist Friedlichkeit bis zur offenbaren Feigheit. Auch diese Stämme sind Viehzüchter und lieben ihre Herden; aber in erster Linie sind sie Ackerbauer. Es ist der Ackerbau, der ihrem Stammesleben ebenso charakteristisch das Gepräge gibt wie bei den Xossa die Viehzucht. Es gibt für sie keinen anerkannten Sammel-

namen; doch hat man sich, wie man mißverständlich die Küstenstämme unter dem Namen Kaffern zusammenfaßt, gewöhnt, die Inlandstämme zusammen beTschuana zu nennen, jedoch so, daß man für die östlichen beTschuana den Namen baSuto bevorzugt.

Die baSuto sind im allgemeinen von schwächlicherem Gliederbau als die Kaffern, was wohl damit zusammenhängen mag, daß sie mehr von vegetabilischer Kost leben als diese. Auch im Charakter sind die baSuto sanfter und daher dem Evangelium und der Zivilisation zugänglicher als die roheren Kaffern. Die Bekleidung ist dürftig und besteht außer der bei Männern und Frauen in verschiedener Tracht getragenen Fellschürze aus Fellkarossen, die zugleich als Schlafdecken dienen, und sehr vielem Schmuck, besonders Glasperlenschnüren, Ringen und Bändern von Eisen- und Messingdraht um den Hals, um Hand- und Fußgelenke und an den Fingern. Die Häuser der baSuto sind kreisrunde Hütten von 12—15 Fuß Durchmesser mit einer 4—5 Fuß hohen Erdmauer und einem spitzen Gras- und Rohrdache. Vor dem Hause befindet sich ein mit Rohr oder Rutenwerk umzäunter Hof. Gruppen von 5 bis 20 und mehr Wohnungen baut man gern in einen Halbkreis zusammen, dessen Vorderraum von dem meist mit Pfählen umzäunten Kchoro, dem öffentlichen Platze, eingenommen wird. Jeder Kraal hat seinen Viehhof, der mit Pfählen oder einer Mauer von Bruchsteinen eingefaßt ist. Den beliebten Feldbau treiben Männer und Weiber gemeinsam. Der Boden wird mit großen, rundlichen, eisernen Hacken umgebrochen. Beim Säen hackt man mit einer kleinen Hacke in der Rechten den Boden auf, wirft mit der Linken das Samenkorn in die aufgehackte Vertiefung und schiebt dann diese mit der Hacke wieder zu. Häuptlinge bestellen ein Aufgebot von Ackerleuten, welche in Reihe und Glied hacken und säen. Zum Lohn wird ihnen Vieh geschlachtet. Die baSuto werden von Häuptlingen regiert, welche despotische Gewalt haben. Ihre Häuptlingsgeschäfte beschränken sich auf Politik und Gerichthalten. Fürsorge für Land und Volk ist fast unbekannt. Bei den Gerichts- und anderen Sitzungen hat der Häuptling einen geheimen Rat um sich, der aus den Vornehmen, besonders den Alten unter ihnen, besteht. Neben den Häuptlingen und ihrem Rat sind die einflußreichsten Männer im Volk die Ngaka, die Priester, Geheimkünstler, Zauberer und Ärzte sind. Sie wahrsagen durch Werfen von Würfeln und andern Zauberdingen, deren Lage nach bestimmten Regeln gedeutet wird. Eine besondere Klasse von ihnen sind die

Regenmacher, welche die Ahnen, besonders die verstorbenen Häuptlinge, durch allerlei Zauberei bewegen, Regen zu spenden, — in dem regenarmen Südafrika eine besonders wichtige Kunst. In Kriegszeit werden die Waffen, die Ortschaften, die Wege gefeit, alles mit Medizin. Um den Feind zu behexen, sucht man etwa einen verhexten Rhinozerosschädel nachts vor seinen Kraaleingang zu setzen. Das Feien der Ortschaften kostet mitunter Menschenleben, indem etwa der abgeschnittene Kopf eines Menschen dazu gebraucht wird. Eine Spielart der Ngaka sind die lóï, die Schwarzkünstler der Bosheit, die Hexen. Sie sollen, Männer und Frauen, nachts splitternackt herumlaufen und Böses tun, sie sollen durch abgerichtete Paviane den Kühen die Milch ausmelken, die Leichen ausgraben und deren Gebeine zu Zaubereien benutzen u. dgl. Vor ihnen lebt man in beständiger Angst, und wird man ihrer habhaft, so werden sie auf grausame Weise umgebracht. Die Beschneidung scheint nicht ursprüngliche Volkssitte zu sein, sie hat sich aber längst vollständig durchgesetzt, und zwar bei Knaben wie bei Mädchen. Sie ist die zuchtlose Weihe zu uneingeschränktem Geschlechtsgenuß und überreizt so die ohnehin so ausgeprägte Sinnlichkeit der Neger. Während der mit dem Schleier des Geheimnisses umgebenen Monate, bis die Beschneidungswunde geheilt ist, werden die Jünglinge in alle Stammessitte und Überlieferung eingeweiht. (AMZ. 1876, 35. 77.)

Das entscheidende Ereignis, welches tief in das Leben der Inlandstämme eingegriffen und ihm für das 19. Jahrhundert Gestalt gegeben hat, war der Einbruch der furchtbaren Kriegerhorden des Sulufürsten Mosilikazzi[1]) um 1818 oder 1820. Wir kennen die näheren Umstände dieser Suluinvasion nicht. Sie ist ein Glied in einer langen Reihe von Eruptionen der kriegerischen Kaffernstämme, welche sich während der letzten Jahrhunderte wie Lavaströme in das Innere Afrikas ergossen haben. Überall, wohin diese Suluhorden kamen, haben sie wie ein Hammer die friedlichen Ackerbauerstämme zerschlagen und wild durcheinander gewürfelt. Überall haben sie auch die zertrümmerten Reste der unterjochten Völker an sich gezogen, mit sich verschmolzen und dadurch neue Völker gebildet, in welchen sie die aristokratische Oberschicht bildeten. Wir finden solche suluartigen Völker bis in das Herz von Ostafrika und bis an die großen Seen hin. Die bekanntesten sind die Ngoni auf den Hochflächen am

[1]) beTschuanische Namensform; korrekter Mselekazzi.

Westufer des Njassa und die Gwangwara oder maFiti auf den Hochebenen im Osten desselben Sees. Meist haben diese Völker mindestens als Hof- und Regierungssprache das isiSulu beibehalten.

Wir können die furchtbare Gewalt eines solchen Stoßes der Sulu am deutlichsten an Mosilikazzis Einfall in das jetzige Transvaal beobachten. Die Wirkung auf die Inland-Stämme war vernichtend. Einige wurden aus ihren Stammsitzen vertrieben und strichen jahrelang als Räuberbanden durch das Land, bis sie von den andern Stämmen aufgerieben und zersprengt wurden. So drangen die Mantäti bis zu den am Rande der Kalahari-Wüste sitzenden Westbetschuanen-Stämmen vor und wurden von den baTlaping im Bunde mit den Gri-qua nur mühsam in einer damals berühmten Schlacht bei Lattaku 1823 zurückgeschlagen. Andere Stämme wurden zersprengt, ausgeraubt und der Vernichtung nahegebracht. Jahrelang glich Transvaal einer Einöde; die großen Raubtiere, besonders die Löwen, nahmen überhand; selbst Menschenfresserei ging unter den furchtsam und verschüchtert in Höhlen und Wäldern hausenden Überresten der Stämme im Schwange. Es gelang den eben damals über den Oranje und Vaal nach Norden trekkenden Buren, Mosilikazzi bei seiner Hauptstadt Mosiga im südwestlichen Transvaal zu schlagen und ihm 1837 eine so empfindliche Niederlage beizubringen, daß er sich nach Norden über den Limpopo zurückzog und dort in Maschona-Land ein neues Reich gründete. Für die südlichen beTschuanen war der Sieg der Buren eine rettende Tat. Seitdem konnten sich die Stammesreste aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervorwagen und sich von neuem sammeln. Verhältnismäßig am wenigsten gebrochen gingen aus diesem zermalmenden Stoße die baWenda auf den ungesunden Waldgebirgen des nördlichen Transvaal hervor; sie und ihre südlichen Nachbarn haben deshalb die alte Stammeskraft am besten erhalten. Längs des Westrandes von Transvaal in den schwach bevölkerten Steppen nach der wasserarmen Kalahari zu erholten sich die zahlreichen dort nomadisierenden beTschuanen-Völker wieder. Es sind, oft ihre Stammesgrenzen verschiebend und sich durcheinander mischend, von Süden nach Norden die baTlaping, die baTlachu (oder baTloro), die baRolong, die baKhatla, die baNgwaketsi und vor allem die südlichen und nördlichen baMangwato. Zumal die letzteren haben unter ihren — wenigstens für die unpolitischen beTschuanen — herrschbegabten Fürsten leidlich gefestigte Staatswesen begründet, die südlichen baMangwato unter dem

in der Missionsgeschichte hervortretenden König Khama, die Nord-baMangwato am Ngamisee unter Letschulatebe. Ein in den Wirren Mosilikazzi's noch weiter nach Norden versprengter und dort vorübergehend zu Macht und Blüte gelangter Stamm der beTschuanen waren die maKololo am mittleren Sambesi.

Im südöstlichen Berglande sammelte sich unter dem klugen und tatkräftigen Moschesch — der Scherer, d. h. der die Völker schert — das Volk der Süd-baSuto und hat in den fruchtbaren Ebenen südlich vom Caledon-Flusse und in den Tälern und Schluchten des Maluti- und noch weiter südlich des Drakengebirges ein originelles Staatswesen aufgebaut, das seinen Bestand bis heute behauptet hat. In dem weiten Gebiete zwischen diesen Randvölkern, wie fast in dem ganzen Gebiete des heutigen Oranjefluß- und Transvaal-Staates blieben viele maTebele — so hießen Mosilikazzis Sulu — unter den beTschuanen und baSuto sitzen und bildeten zahlreiche kleine Stämme, oft in der Weise, daß die maTebele-Familien die Häuptlinge und Führer waren. Relativ das bedeutendste der auf den Trümmern neugebildeten Reiche war das der baPedi in dem Berglande südlich vom Olifantflusse, das unter Sekukuni zeitweilig eine Rolle spielte. Wir werden diesen beTschuanen-Völkern hernach in der Missionsgeschichte begegnen und begnügen uns deshalb hier mit dieser kurzen geographischen Orientierung.

Die Stämme nördlich vom Limpopo, unter denen die maTebele zwei Menschenalter gehaust haben, sind von ihnen noch ärger zertreten und ausgesogen wie ihre südlichen Stammesnachbarn. Es wohnten dort zum Teil edle Stämme, die unter den Völkern Südafrikas als besonders intelligent und geschickt galten, wie die maShona, die Bonyai u. a. Sie sind von den harten Herren bis aufs Blut ausgesogen und fristeten auf schroffen Bergkegeln oder in schwer zugänglichen Felswüsten ein trostloses Dasein, während die maTebele-Krieger ihre Pflanzungen abweideten und ihr letztes Vieh forttrieben. Im allgemeinen haben sich die beTschuanen als zugänglich für das Evangelium und bildungsfähig, die maTebele dagegen als hart und ablehnend bewiesen.

II. Die Missionsgeschichte[1]) des Kaplandes.

Erste Periode; bis 1838.

In Südafrika haben die christlichen Einwanderer ungewöhnlich lange ihre Missionspflicht versäumt.[2]) Die Portugiesen, welche seit der Entdeckung des Kaps durch Bartholomäus Diaz ein Jahrhundert lang die Herren in den südlichen Meeren waren, haben nie versucht, im eigentlichen Südafrika außerhalb des jetzigen portugiesischen Ostafrika und Süd-Rhodesia eine dauernde Niederlassung zu gründen. Sie haben an den von ihnen berührten Küstenpunkten einige Marmor- und Steinkreuze aufgerichtet und sind im übrigen nur gelandet, wenn sie es auf ihren Fahrten nach Ostindien nicht umgehen konnten. Auch die im Jahre 1600 gegründete englische und die 1602 gebildete holländische „Ostindische Kompagnie" hatten vorerst ihr Augenmerk auf andere, reichere und zivilisiertere Länder und Völker gerichtet als Südafrika. Als Jan von Riebeek[3]) 1652 die holländische

---

[1]) Du Plessis, A History of Christian Missions in South Africa, London 1911, gibt die Missionsgeschichte Südafrikas gut bis 1850, allerdings leider nicht geographisch, sondern nach den beteiligten Gesellschaften geordnet, und daher unübersichtlich. Für das zweite halbe Jahrhundert von 1850 ab bietet er meist nur kurze Skizzen. Auch läßt die Proportion der Darstellung zu wünschen übrig. Das Buch ist weitaus die wertvollste Vorarbeit zu diesem Bande. Eine nach großen Gesichtspunkten orientierende Schrift ist auch Wilde, Schwarz und Weiß in Südafrika. Berlin 1913. — Viele anschauliche Einzelbilder aus der südafrikanischen Missionsgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bietet Wangemann, Geschichte der Berliner Miss.-Ges. Bd. I. Berlin 1872. — Boëthius, Syd Africa. — J. E. Carlyle, South Africa and its mission fields. London 1878. Übersicht über die südafrikanischen Missionen um 1878.

[2]) A. Nachtigal, Die ältere Heidenmission in Süd-Afrika. Berlin 1891. — François Valentyn, Beschrijvinge van de Kaap de Goede Hoop, met Zaaken daartoe behoorende. Amsterdam 1726.

[3]) Jan von Riebeek, Dagverhaal (Tagebuch) 3 Bde. = 1981 S. Utrecht 1884—1893; verkürzte englische Übersetzung: Rev. H. C. V. Liebbrandt, Précis of the archives. — Riebeek's Journal. 813 S. — Peter Kolb, Naaukeurige en uitvoerige beschrijving van de Kaap de Goede Hoop. Amsterdam, 2 Bde. 1727. Riebeek begann die Besitzergreifung mit den besten Vorsätzen. Nach einer bald nach der Landung erlassenen Proklamation sollten die Eingeborenen mit großer Zurückhaltung und Schonung behandelt, selbst ihre Diebstähle nicht gestraft werden. „Wer einen Eingeborenen schimpft, schlägt oder stößt, mag er im Recht oder Unrecht sein, soll in dessen Gegenwart 50 Peitschenhiebe erhalten, damit die Eingeborenen sehen, daß das gegen unsern Willen ist und wir mit ihnen in Güte und Freundschaft leben wollen." Du Plessis, a. a. O. 22.

Niederlassung an der Saldanha-Bai, das heutige Kapstadt, gegründet hatte, betrieb Holland in seinen ostindischen und hinterindischen Besitzungen eine ziemlich umfangreiche Mission; es wurde aber auch nicht einmal ein Versuch gemacht, dieselbe auch nach Südafrika zu verpflanzen. Das Grundgesetz für die Behandlung der Bewohner überseeischer Kolonien, das Holland 1636 erlassen hatte, war nicht ungünstig: „Die Eingeborenen sollen hinsichtlich ihrer Freiheit in politischer wie bürgerlicher Beziehung ungehindert sein wie wir selbst und sollen sich eines gleichen Maßes von Gerechtigkeit erfreuen. Gute Vorschriften sollen erlassen werden, sie und besonders ihre Kinder die Wahrheiten der Religion und die Gebräuche eines zivilisierten Lebens zu lehren, und es soll Sorge getragen werden, sie abzubringen von den heidnischen Gebräuchen und von der Trägheit, der Mutter des Bösen, und sie hinzuführen zur Beackerung des Landes und zu solchen gesellschaftlichen Gewohnheiten, die mit ihrem Zustande und ihrer Fähigkeit übereinkommen mögen." Dies Grundgesetz hatte für die Ureinwohner Südafrikas wenigstens die wohltätige Folge, daß man sie nie zu eigentlichen Sklaven gemacht hat. Aber es hat entsprechend den Anschauungen jener Zeiten nicht verhindert, daß von auswärts Sklaven eingeführt wurden und so in das schwach bevölkerte Gebiet ein neues Bevölkerungselement gebracht wurde. Nun wurden aber sogar die geistlichen Bedürfnisse der weißen Ansiedler in unverantwortlicher Weise vernachlässigt; die Eingeborenen kamen noch schlechter weg. In den ersten Jahrzehnten war überhaupt kein Prediger am Kap; die etwa nötigen Amtshandlungen wurden von den nach und von Indien durchreisenden Geistlichen verrichtet. Am Kap weilten nur einige „Ziekentroosters", d. h. Katechisten. Auch später war die Zahl der Geistlichen unzureichend, und ihre Qualität ließ oft zu wünschen übrig. Es war auch am Kap wie in andern holländischen Besitzungen Sitte, daß die Kinder von Sklaven getauft wurden. So sind in den Jahren von 1665—1731, also in 66 Jahren, 1121 Leibeigene, Erwachsene und Kinder, getauft; allein mit ihrer religiösen Unterweisung sah es dürftig aus. Allenfalls wurde im Fort eine Schule für die Kinder gehalten, selbst das nur mit Unterbrechungen und mit unzureichenden Lehrkräften. Je und dann nahm man sich auch der Hottentotten an, die vorübergehend oder dauernd in oder bei dem Fort lebten; einige wenige von ihnen sind auch nach ausreichendem Unterricht getauft worden. Aber zu einer systematischen Arbeit unter ihnen wurde kein Versuch

gemacht.[1]) Während in den ersten Jahrzehnten die holländische Kolonialobrigkeit (aus politischen Gründen) mit großer Strenge darauf gehalten hatte, daß die Hottentotten gut behandelt wurden und ihnen in keiner Weise zu nahe getreten wurde, erklärte schon 1670 der Gouverneur dieselben für „unheilbringende Erbfeinde, Unruhstifter, eine Pest für die Kompanie", und gab Befehl, „sie sofort aufzusuchen und zugrunde zu richten, um Ruhe zu erhalten."[2]) In dem Maße, als sich die holländischen Kolonisten über das Land verbreiteten, wurde die Erbitterung gegen die Ureinwohner größer, um so mehr als man die unverbesserlichen Viehräuber, die Buschmänner, mit den Hottentotten zusammenwarf. Da leider mit dieser kolonialen Ausbreitung auch eine starke Blutvermischung mit einheimischen Frauen Hand in Hand ging und infolge davon eine zahlreiche Bastardbevölkerung aufwuchs, die auf jeden Tropfen weißen Blutes stolz war, erließen die Buren Gesetze, welche diese Bastarde fast zu Sklaven, mindestens zu Hörigen machten. Bastardsklaven sollten erst mit 25, Bastardsklavinnen mit 22 Jahren das Recht auf Freiheit erlangen, vorausgesetzt, daß sie getauft waren und holländisch sprachen.[3]) Es ist bedauerlich, daß das protestantische Holland bis 1799 keinen einzigen Missionar an das Kap gesandt hat.

Der erste Missionar in Südafrika war der Herrnhuter Georg Schmidt.[4]) Geboren in Kunewalde in Mähren, hatte er als Jüngling 6 Jahre in Schildberg um seines evangelischen Glaubens willen im Gefängnis gelegen. Durch Berichte Ziegenbalg's und die Beziehungen des Grafen Zinzendorf mit Holland wurde die Aufmerksamkeit der Gemeinde Herrnhut auf die Not der elenden Hottentotten gerichtet

---

[1]) In den ersten Jahrzehnten stand die holländische Kolonisation noch unter dem Einflusse der portugiesisch-katholischen Vorbilder; demnach galt es als Ordnung, daß die Sklaven mit der Taufe die Freiheit erhielten. Getaufte, Sklaven wie Eingeborene, galten auch als ehefähig für die Weißen, und solche Ehen zwischen Weißen und Farbigen und Halbblütigen waren nicht selten. Die Scheidelinie lief also nicht wie später längs der Farbengrenze, sondern hing von der Zugehörigkeit zur christlichen Kirche ab. Allein schon 1682 wurden diese Bestimmungen wesentlich abgeschwächt.

[2]) Nachtigal, a. a. O. 38.

[3]) Vgl. C. Spoelstra, Bowstoffen voor de Geschiedenis der N. G. Kerk in Zuid Africa. 2 Bde. Amsterdam 1906/07. Die Korrespondenz zwischen den holländisch-reformierten Geistlichen am Kap und den holländischen Kirchen im 17. und 18. Jahrhundert.

[4]) AMZ. 1888, Beibl. 1. Kölbing, G. Schmidt.

und Georg Schmidt zu ihnen abgeordnet. Nachdem er fast ein Jahr in Holland aufgehalten war, kam er 1737 nach der Kapstadt und erhielt die Erlaubnis, am Sonderendflusse unter den dortigen Hasse-qua-Hottentotten eine Niederlassung zu gründen. Da ihm dort ein Militärposten unbequem nahe war, verlegte er seine Station bald an den Sergeantfluß in die Baviaanskloof (das Affental). Hier fand der einfältig fromme Mann, der eine große Gabe des Umgangs mit diesen unerzogenen Naturkindern hatte, bald großen Zulauf und Einfluß unter den Hottentotten. Nachdem er allerdings in ungewöhnlicher Weise schriftlich durch einen Brief aus Herrnhut die Ordination erhalten hatte, taufte er aus der ihm treu ergebenen Schar von 47 Eingeborenen 7, darunter seine ersten Freunde Afrika, Kybodo und Magdalena Kleff. Die missionsgegnerischen Kapholländer hatten Schmidt zuerst als Sonderling verspottet; als sie aber erfuhren, daß er offensichtlich Erfolg hatte, besannen sie sich, daß von Jan von Riebeeks Zeit her nur das holländisch-reformierte Bekenntnis am Kap heimatberechtigt wäre, die Herrnhuter also als gefährliche Sektierer und Schwärmer gemieden werden müßten. Da nun obendrein zu eben jener Zeit ein von der Classis Amsterdam erlassener „Hirtenbrief" vor Zinzendorf und seinen Anhängern warnte, legte man Schmidt große Schwierigkeiten in den Weg. Man erkannte seine Ordination nicht an; man verbot ihm jede Amtshandlung, besonders die Verwaltung des heiligen Abendmahls. Schmidt bat schließlich in Herrnhut um die Erlaubnis, selbst nach Amsterdam reisen zu dürfen und dort seine Sache zu führen. Das wurde ihm zwar gestattet 1744, aber es erwies sich als unmöglich für ihn oder ein anderes Glied der Brüderkirche, die Erlaubnis zur Fortsetzung der Mission unter den Hottentotten zu erlangen. [1])

---

[1]) Man braucht das Verhalten der holländischen Kolonialkreise am Kap, abgesehen von der fehlenden missionarischen Gesinnung, nicht unfreundlich beurteilen. Noch lag ihnen der Grundsatz „Cujus regio ejus religio" im Blute; in der Kolonie war allein die holländisch-reformierte Konfession heimatberechtigt. Auch den weißen Lutheranern wurde erst nach langen Verhandlungen 1780 gestattet, eine Kirche zu bauen; und erst Jahrzehnte später erhielten sie die Erlaubnis, einen Kirchturm zu errichten und mit einer Glocke zu läuten. Dazu war G. Schmidt ein ungelernter, einfacher Bauer; die Anschauung aber war damals noch allgemein, — und ist sie es nicht vielfach heute noch? — daß zur Verwaltung der Sakramente die akademische Bildung und rite vollzogene Ordination die Voraussetzung sei. Daß dem G. Schmidt die Ordination durch einen Brief übertragen war, ist jedenfalls anfechtbar; so gut Schmidt dann zur Führung seiner

Anfänge der Mission in der Kapkolonie 1792—1838.

1. Ein halbes Jahrhundert war seitdem vergangen; man hatte in Herrnhut die Hottentotten nicht aus den Augen verloren, und der ehrwürdige Spangenberg hatte noch auf dem Sterbebette gemahnt: Brüder, vergeßt mir Afrika nicht. In Südafrika war in manchen Kreisen die Stimmung zugunsten der Mission umgeschlagen oder die Gewissensverpflichtung gegenüber den farbigen Ureinwohnern erkannt. Um den glänzend begabten, gläubigen, jungen Prediger van Lier, der leider, erst 28jährig, im Jahre 1793 starb, sammelte sich ein Kreis von Männern und Frauen, die auch für die swarten Schepsel (scharzen Geschöpfe) ein Herz hatten, sie an ihren häuslichen Andachten teilnehmen ließen oder sie gar nach einem von dem frommen Prediger Vos[1]) in

---

Sache nach Amsterdam reiste, hätte er auch zur Erlangung der Ordination dorthin berufen werden können. Zudem erhoben die reformierten Geistlichen am Kap nicht gegen die Taufe der Hottentotten an sich Widerspruch, sondern sie verlangten nur, daß die Taufe von ihnen nach reformiertem Brauche vollzogen würde, und daß demnach die Getauften offiziell Glieder der kapschen reformierten Kirche würden. Hätte Schmidt nicht besser getan, dieser allerdings weitgehenden Forderung nachzugeben? Aber dazu war damals die Reibung zwischen Lutheranern und Reformierten noch zu groß! Als zwei Menschenalter später die Basler Mission in der dänischen Kolonie Christiansborg auf der Goldküste beginnen wollte, stellte die dänische Kolonialverwaltung die Forderung, daß die etwa Getauften der dänischen-lutherischen Kirche eingegliedert werden sollten, und die Basler willigten in diese Bedingung.

[1]) A. Schulze, Abriß einer Geschichte der Brüdermission. Herrnhut 1901, hier S. 305—309 eine detaillierte Bibliographie. — Vor allem das sehr ins einzelne gehende, anschauliche Buch von Schneider, Gnadenthal. Gute Botschaft Nr. 5. Herrnhut 1892. — Kluge, Hin und Her in Südafrika. Herrnhut 1912. — M. C. Vos, Markwaardig Verbaal angaande het Leven en de Lotgevallen. Amsterdam 1824. Die überaus charakteristische Selbstbiographie des frommen und eifrigen Missionsfreundes. Vos schreibt, wie er im Alter von 17 oder 18 Jahren ernstlich den Entschluß gefaßt habe, Geistlicher in seinem Vaterlande Südafrika zu werden. Bis dahin waren seine Landsleute nur durch Geistliche von Holland aus versorgt worden. Besonders habe ihn die Lage der armen Sklaven beunruhigt: „nicht gerade ihr Sklavenstand; denn viele von ihnen sind für ihre leiblichen Bedürfnisse besser daran als tausende freier Christen in Europa; sie werden nicht mißhandelt; sie brauchen sich um Nahrung und Kleidung nicht zu sorgen; sie werden in Krankheitszeiten sorgfältig gepflegt; auch wenn sie sich verheiraten, brauchen sie sich weder um sich selbst noch um ihre Kinder sorgen; — aber mein Herz bekümmert sich um die Vernachlässigung ihrer unsterblichen Seeelen" a. a. O. S. 14f. Um Geistlicher zu werden, mußte Vos in Holland studieren, sein Vater war aber tot, er erst 19 Jahre alt, der Vormund versagte bestimmt die Reiseerlaubnis. Um trotzdem nach Holland zu kommen, gab es nach Lage der Landesgesetzgebung nur

Tulbagh verfaßten, handschriftlich verbreiteten Katechismus unterrichteten. Als nun der Brüderbischof Reichel, von einer Visitationsreise nach Indien über Kapstadt heimkehrend, von dort günstige Nachrichten über diese Kreise der Gläubigen am Kap mitbrachte, auch sicher melden konnte, daß noch einige der Getauften Georg Schmidts am Leben seien, wagte es die Brüdergemeine 1792,[1]) ihre südafrikanische Mission zu erneuern und sandte drei junge Brüder, Marsveld, Schwinn und Kühnel dorthin. Diese fanden auch freundliche Aufnahme am Kap und erhielten ohne Schwierigkeit die Erlaubnis, in der Baviaanskloof, die nun bald den Namen Gnadenthal erhielt, das Werk Schmidts wieder aufzunehmen. Wenigstens einer der Hottentotten-Christen lebte noch, die alte, blinde Lena; sie wußte zwar nicht mehr viel vom Christentum, hütete aber das ihr von Schmidt geschenkte Neue Testament, in Schaffelle gewickelt, wie ein Kleinod. Mit bewegtem Herzen hielten die Brüder unter dem von Schmidt mit eigener Hand gepflanzten Birnbaume ihren ersten Gottesdienst. Bald strömten die Hottentotten in Scharen herbei, um sich bei den Brüdern niederzulassen. Ihre Arbeit kam über Erwarten schnell wieder in geordneten Gang, und die gelegentlich dorthin zum Besuch reisenden kapschen Missionsfreunde konnten sich in ihrer tränenreichen und überströmenden Freude über das ihnen vor Augen liegende Gotteswerk nicht genug tun. Allerdings hing das Schwert der burischen Missionsgegnerschaft noch über dem Haupte der Brüder, man klagte sie an, „herumstreifende Ausreißer" bei sich aufzunehmen; man behauptete, die überhand nehmenden Herden der Hottentotten (NB. 100 Ziegen und 10 Stück Rindvieh!) engten die benachbarten Buren ein; man beneidete den Farbigen die schönen urbar gemachten Gärten und Felder. Und man setzte um ein Haar ihren Ausweisungsbefehl

---

einen Ausweg, — er verheiratete sich, machte aber mit seiner jungen Frau aus, daß er sie gleich nach der Hochzeit auf 6 Jahre verlasse. Nach Absolvierung seines Studiums erhielt er am Kap keine Anstellung; er nahm deshalb ein Pfarramt in Holland an und ließ nun seine Frau dorthin nachkommen. Erst 1794 konnte er als Pfarrer am Kap einziehen. Seine erste Predigt hielt er über Mark. 16, 15 und setzte seiner Gemeinde auseinander, daß er ebenso wie den Weißen auch den Hottentotten das Evangelium verkündigen werde.

[1]) LaTrobe, Journal of a visit to S. A. in 1815 and 16 with some accounts of the missionary settlements of the United Brethren. London 1818. — Buchner, Acht Monate in Südafrika. Gütersloh 1894. — Reichelt, Geschichte der Brüdergemeine-Station Silo. Herrnhut 1909.

durch.[1]) Im entscheidenden Augenblick aber, am 16. September 1795, nahm England Besitz von der Kapstadt und dem Kaplande. Allerdings mußte es 1803 nach dem Frieden von Amiens die Beute noch einmal herausgeben; aber es kehrte nicht die überlebte holländische Kompanie an das Ruder zurück, sondern der holländische Staat selbst. Und ehe er wieder im Sattel saß, nahmen 1806 die Engländer das Kapland endgültig in Besitz und erhielten es auch 1814 im ersten Pariser Frieden gegen eine Entschädigung von 6 Millionen £ für immer zugesprochen. Mit dem englischen Regimente zog eine andere Stimmung und Geistesrichtung gegen die Eingeborenen in Südafrika ein. Damit war die Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung der Mission gegeben.

Die Entwicklung der Brüdermission unterscheidet sich charakteristisch von der bald nach ihr einsetzenden Londoner Missionsgesellschaft; sie hat nicht so bedeutende Bahnbrecher gehabt, hat auch nicht annähernd eine so romantische Geschichte und so weite Ausbreitung erhalten. Aber sie zeichnet sich durch eine zumal in Anbetracht der bekannten Unbeständigkeit der Hottentotten geradezu bewundernswerte Stetigkeit der Entwicklung aus; es geht dabei ganz still und ganz langsam, aber doch schrittweise vorwärts. Und gerade im Rahmen der unruhigen südafrikanischen Missionsgeschichte jener Zeit liest man von dem planvollen, besonnenen, zielbewußten Vorwärtsstreben der Brüdermission mit Bewunderung. Gnadenthal war die erste eigentliche Missionsstation in Südafrika. Die Erfolge, welche den Missionaren in Kirche und Schule beschert wurden, wie die Fortschritte, welche die Eingeborenen unter ihrer Leitung in Feld- und Gartenbau machten, erregten im ganzen Lande großes Aufsehen; ja, Gnadenthal diente noch auf lange hinaus als unwiderleglicher

---

[1]) Allerdings war es für die Buren nicht angenehm, wenn in ihrer Nachbarschaft ein stets offenes Asyl für die ihnen entlaufenden eingeborenen Arbeitskräfte, die sie doch so nötig brauchten, vorhanden war. Entzogen sie sich nicht etwa aus Faulheit der strammen Zucht der Buren und führten bei den Fleischtöpfen der „Baviaanskloof“ ein zuchtloses Müßiggängerleben? Dieser Vorwurf ist gegen die Missionsplätze jener Zeit nur zu oft erhoben, nicht immer mit Unrecht! Nicht alle Missionare hatten für die wirtschaftlichen und erzieherischen Aufgaben neben der religiösen Unterweisung volles Verständnis. Es war ein großes Glück, daß gerade in Gnadenthal die Hottentotten zu fleißiger Arbeit und zu einem nüchternen, ehrbaren Leben angehalten wurden und sich später der Brauch einbürgerte, daß die arbeitenden Männer auf einige Monate sich in jedem Jahre auf benachbarten Burenplätzen verdingten. Dadurch wurden viele Vorurteile der Buren überwunden.

Tatbeweis für das gute Recht der Heidenmission;[1]) es galt geradezu als eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten im Lande, die jeder angesehene Reisende besuchen mußte. Man richtete bald Handwerke ein. Ein doppeltes Bestreben waltete dabei. Auf der einen Seite konnte die arme Brüdergemeine ihren Sendboten nur sehr mäßige Geldzuschüsse geben; sie mußte erwarten, daß sie sich nicht nur mit ihren häuslichen Bedürfnissen auf das äußerste einschränkten, sondern auch mit ihrer Hände Arbeit zuverdienten, zumal in jenen ersten Jahren, wo während der Napoleonischen Wirren in der Heimat fast alle Einnahmequellen versiegt waren. Auf der andern Seite sah man von Anfang an, daß die enterbten Farbigen schwerlich je wieder zu eigenem Grundbesitz oder zu größeren Viehherden gelangen würden; wollte man deshalb hoffen, sie je auf eigene Füße zu stellen, so mußte man sie Handwerke lehren. In Gnadenthal wurde neben einem Laden, einer Mühle, einer Tischler- und Maurerwerkstatt vor allem eine Messerschmiede eingerichtet, in der Winzermesser hergestellt wurden, die bald in der Kolonie berühmt waren und später von den billigeren Manchester-Waren nur dadurch aus dem Felde geschlagen wurden, daß diese den Fabrikstempel nachahmten. Außerdem richtete man einen Großhandel mit den Blättern des in jener Gegend überall wildwachsenden Bucko (Barosma crenata) ein, die damals als Spezialmittel gegen Cholera in der ganzen Welt gebraucht wurden.

Das Ansehen, das die Brüderstation Gnadenthal genoß, war so groß, daß 1808 der Gouverneur die Brüder fast gegen ihren Willen drängte, in der außerordentlich fruchtbaren Groenekloof, jetzt Mamre (nördlich von Kapstadt), eine zweite Station zu gründen. Es ging auf dieser allerdings nicht so glatt wie auf der ersten. Die Hottentotten zeigten nicht annähernd die gleiche Empfänglichkeit wie in Gnadenthal; und einem der folgenden Gouverneure war die reiche Grundbesitzbewilligung leid, und er hätte die Brüder gern wieder verdrängt, was viele unerquickliche Verhandlungen zur Folge hatte. Diese ließen sich schließlich dank dem großen Geschick des Londoner Sekretärs der Brüdergemeine, Chr. Ign. LaTrobe, gütlich beilegen. Aber eine gewisse Rechtsunsicherheit hat sich leider nicht beseitigen lassen.

Die Regierung verlieh nämlich der Brüdermission und später auch andern Missionen den Grund und Boden als Grant. Was das nun aber juristisch bedeutete, ließ sich schwer auf eine bestimmte

---

[1]) AMZ. 1901, Beibl. 73.

und rechtskräftige Formel bringen. Die Eingeborenen und auch manche verständige Missionare, wie der gleich zu erwähnende Präses Hallbeck, legten es so aus, daß das Land den Eingeborenen gehöre, nicht als Einzelpersonen, sondern der Gesamtheit der jeweilig auf dem Stationsgrunde angesiedelten Farbigen, und die Mission habe den Besitz zugunsten der letzteren zu verwalten. Nach anderer Anschauung, die besonders viele Missionare teilten, war der Grant eigentlich freies Eigentum der Mission, nur daß diese die Verpflichtung hätte, die Farbigen auf diesem Besitze wohnen und ihnen eine gewisse Fürsorge angedeihen zu lassen. Nach dritter Anschauung, die z. B. der erfahrene Missionsdirektor D. Buchner teilte, gehörte der Grant im Grunde der Regierung, diese hätte also auch letztlich das Recht, ihn zurückzuziehen.[1]) Diese Rechtsunklarheit sollte im Laufe des Jahrhunderts die Quelle vieler unerquicklicher Reibungen in verschiedenen Missionen werden. Vorläufig traten mehr die großen Vorteile der Grants hervor, insofern die Regierung wertvollen und großen Grundbesitz für die Missionszwecke unentgeltlich zur Verfügung stellte, und zwar ihrerseits mit der doppelten Absicht, einmal den des Landes beraubten Eingeborenen auf diese Weise wenigstens einen gewissen Besitz zu sichern und ihn unter die möglichst zuverlässige Aufsicht zu stellen, zum andern ihren Pflichtanteil an der Erziehung der vernachlässigten Farbigen auf die Schultern der dazu willigen und auch qualifizierten Missionsgesellschaften zu legen. Um den Missionaren die dazu unumgängliche Autorität zu verleihen, genehmigte die Regierung die von der Mission vorgeschlagenen Platzordnungen, obgleich dieselben nach den pietistischen Anschauungen der meisten damaligen Missionare erbaulich, breit, nicht immer zweckentsprechend und nicht konkret genug abgefaßt waren. Man muß eben bedenken, daß die Missionare vielen guten Willen und ein großes Maß von Glauben und Geduld, aber noch nicht gleichviel Erfahrung in den verwickelten Missionsfragen dieses schwierigen Gebietes hatten.

Zwei Männer förderten die Brüdermission besonders erfolgreich. Der schon erwähnte Londoner Sekretär Chr. Ign. LaTrobe unternahm 1815/16 eine Visitationsreise nach Südafrika, um die Mission aus eigener Anschauung kennen zu lernen und viele verwickelte Verhältnisse an Ort und Stelle zu ordnen. Ein wichtiges Ergebnis

---

[1]) Buchner, 132 ff.

seiner Reise war die Ausdehnung der Mission auf eine dritte, weit nach Osten vorgeschobene Grantstation, Enon bei Uitenhage 1818. Leider war diese Station in wasserarmer Gegend angelegt und konnte deswegen wirtschaftlich nicht recht gedeihen. Außerdem lag sie so nahe der Grenze der freien, damals noch ungebändigten Kaffern, daß sie den Überfällen derselben fast schutzlos ausgesetzt war und mehrmals vor ihnen geräumt werden mußte. Eine zweite Folge von LaTrobe's Visitation war die Einsetzung eines Präses der Brüdermission, wobei man für diesen Posten mit glücklichem Griff den schwedischen Theologen Hans Peter Hallbeck,[1] einen der tüchtigsten Brüdermissionare in Südafrika, wählte. Dessen Amtsperiode (1818—1840) ist die grundlegende Zeit der Brüdermission auf diesem Gebiete und ist in der Grundverschiedenheit ihres Charakters eine anziehende Parallele zu der gleichzeitigen Wirksamkeit des Londoner Missionssuperintendenten Dr. Philip (1819—1849). Unter ihm kaufte die Brüdergemeine in der Nähe der Südspitze von Afrika, dem Kap Agulhas, einen großen Bauernplatz, auf dem die Station Elim angelegt wurde (1824); hier konnte die Mission auf eigenem Grunde nicht nur eines ihrer blühendsten Hottentotten-Kulturzentren anlegen, sondern auch eine freie, d. h. nicht an die Ortsangesessenheit gebundene, sondern auf den benachbarten Bauernhöfen zerstreut wohnende Christengemeinde gründen. Ebenso begründete Hallbeck die weit in das Kaffernland vorgeschobene Station Silo. Der Tembuhäuptling Bauana hatte beim Gouverneur um Männer gebeten, welche sein Volk lehren könnten; der Gouverneur hatte ihm daraufhin die Anlegung einer Missionsstation empfohlen und hatte ihn auf die Brüdermissionare hingewiesen. Diese gingen auch gern auf das Angebot ein, glaubten aber irrtümlich die Station auf diesem exponierten Posten nur dadurch sicher begründen zu können, daß sie zahlreiche christliche Hottentotten-Familien in Silo ansiedelten, und die mit dem wenig ergiebigen Grunde von Enon unzufriedenen Hottentotten nahmen gern die Gelegenheit wahr, nach dem fruchtbaren Stationslande von Silo auszuwandern. So wohnten auf der Station nicht nur Leute zweier ganz verschiedener Sprachen — des von den Hottentotten gesprochenen Holländisch und des Kaffrischen — sondern auch von durchaus verschiedener und gegensätzlicher Rasse, eine Quelle späterer Konflikte. Außerdem übernahm die Brüdermission 1823

---

[1]) AMZ. 1901, Beibl. 73: Schneider, Hans Peter Hallbeck.

das bis dahin von weltlichen Beamten wenig zweckentsprechend geleitete staatliche Aussätzigen-Asyl, das erst in Hemel en Arde, nahe der Südspitze, seit 1845 auf der Robbeninsel in der Tafelbai sich befand. Die Brüdermissionare haben $4^1/_2$ Jahrzehnte hindurch an diesen Elenden einen aufopferungsvollen Pflegedienst geleistet. Im Jahre 1867 beanspruchte die Church of England diesen Dienst als ihre Amtspflicht, und die Brüdermission wich ihr. Noch bedeutsamer war Hallbecks Bemühen, die Stationen wirtschaftlich und geistig zu heben. Es war wirtschaftlich die Glanzzeit der Brüdermissionen. Die Stationen deckten nicht allein ihren Bedarf, sondern sammelten aus den Einkünften ihrer verschiedenen Betriebe bis 1838 einen Reservefonds von 56279 kapschen Reichstalern. Auf allen Stationen wurden Volksschulen eingerichtet; die äußere kirchliche Verwaltung der Stationen wurde durch die Einsetzung von Platzvorstehern, welche die farbige Gemeinde wählte, und von Saaldienern oder Ältesten, welche die Missionare ernannten, erheblich erleichtert. Beide Klassen von Beamten zusammen bildeten die Konferenz, die mit den Missionaren alle äußern und innern Fragen beriet. Es war schade, daß die Brüderstationen so vereinzelt in verschiedenen Teilen des Landes und unter verschiedenartigen wirtschaftlichen und volklichen Verhältnissen lagen. Allein irgend ein geschlossenes Volkstum gab es eben unter diesen Mischlingen schon damals nicht mehr; das Volk war atomisiert; es war deshalb kaum anders möglich, als daß man die Arbeit angriff, wo eben sich eine günstige Gelegenheit bot. Die weiterausschauenden Gedanken der Volksdurchdringung und Volkskirchenbildung lagen ohnehin damals noch außerhalb des Gesichtskreises.

Ungleich romantischer und wechselreicher waren die Anfänge der Londoner Mission.[1]) Nach einem verunglückten Versuche im Hinterlande von Sierra Leone setzte diese 1795 gegründete unternehmungslustige Gesellschaft 1799 mit der Arbeit in Südafrika ein. Gedrängt hatte sie dazu der holländische Arzt Dr. Joh. Theodorus van der Kemp, der sich ihr zur Verfügung gestellt hatte und nach Afrika ausgesandt zu werden wünschte. Da es van der Kemp 1797 gelang, in Holland eine erste niederländische Missionsgesellschaft, die „alte Rotterdamer", und gleich nach seiner Ankunft in Südafrika in

[1]) Lovett, History of the LMS. London 1899. Bd. I, 477 ff. — Philip, Researches in SA. London 1828. — Freeman, A tour in SA. 1815, Visitationsreise im Auftrage der LMS. — J. Campbell, Travels in SA., 2 Werke über zwei verschiedene Reisen. London 1815 u. 1822.

Kapstadt eine „südafrikanische Missionsgesellschaft" (1799) zu gründen, die beide in engster Verbindung mit der Londoner Gesellschaft arbeiteten, so war damit die Grundlage für eine größere Arbeit in dem damals vorwiegend holländischen Südafrika gegeben. „Die südafrikanische Missionsgesellschaft" (Het Zuid Afrikaansche Genootschap ter bevoordering van de uitbreiding van Christus Koningrijk)[1] ging mit fröhlichem Enthusiasmus ans Werk, die ersten Zeichnungen hatten beträchtliche Summen ergeben; eine Witwe allein hatte 25000 Mark gestiftet. In der Gesellschaft faßten sich alle Missionsinteressen am Kap zusammen. Es entstanden auch bald im Innern bis nach Grand Reinet ein Zweigverein und Hilfsgesellschaften. Merkwürdigerweise sollte der Gesellschaft der harmlose § 5 ihrer Verfassung eine starke Hemmung werden: „Das Komitee der Gesellschaft wird ernstlich um die allgemeine Christenpflicht bemüht sein, um des Herrn willen der zeitlichen Gewalt jeden Gehorsam und Ehrfurcht zu erweisen und sich deshalb sorgfältig hüten, durch irgend etwas sich mit den kirchlichen und bürgerlichen Bestimmungen in Gegensatz zu bringen." In dem kurzen holländischen Interregnum von 1803—1806 benutzte der mächtige Generalkommissar de Mist diesen Paragraphen, um der jungen Gesellschaft Schwierigkeiten zu machen. Sie errichtete in Kapstadt für die Hottentotten und Sklaven eine Kirche; de Mist erklärte das als einen Akt der Illoyalität gegen die reformierte Staatskirche; er dürfe wohl Privatzusammenkünfte in Privathäusern, aber keinesfalls öffentliche Gottesdienste der Farbigen gestatten. Ein Missionar dürfe nicht innerhalb eines Umkreises von drei Tagen von einer reformierten Kirche oder Gemeinde arbeiten! Als die Missionskirche trotzdem geweiht war, durfte sie beileibe nicht Kirche genannt werden, sondern „het groote oefeningshuis", das große Versammlungshaus. Die junge Gesellschaft stellte in jenen ersten Jahren drei Missionare: Kornelius Kramer,

[1]) Zendingswerk der N. G. Kerk in Zuid Afrika, een beknopt Oversicht. Kapstadt 1890. — Faure, Redevoering by het tweede Eewfeest. Kapstadt 1852 (Geschichte der holländisch-reformierten Kirche und Mission). Die südafrikanische Missionsgesellschaft befand sich in einer seltsamen Zwickmühle: Innerhalb der Kolonie wollten die burischen Geistlichen keine Missionsstationen haben, weil diese in ihre Pfarrsprengel eingriffen; und außerhalb der Kolonie wurde wegen der Unsicherheit des Landes jede Ansiedlung verboten. Diese Zwangslage war wohl ein Hauptgrund, daß die ersten Londoner Missionare immer wieder bemüht waren, sich ihr Arbeitsfeld jenseits des Bereiches der Burensiedlungen zu suchen.

der die Londoner Missionare Edwards und Kicherer bei ihrem Versuche einer Buschmannmission am Zakflusse begleitete, J. M. Kok, der bei einem Vorstoße zu den beTschuanen — damals nannte man sie Bri-qua — von seinen farbigen Begleitern ermordet wurde, und einen Kolonisten Joubert, der die Arbeit auf der einzigen selbständigen Station der Gesellschaft im Inlande, Zoar im Bezirke Ladismith, begann, aber infolge von Mißernten und aus Mangel an Unterstützung die Arbeit bald wieder im Stich ließ. Ein Versuch, sich der Kapmalaien anzunehmen, wurde schon nach drei Jahren wieder aufgegeben. Der wichtigste Dienst der Gesellschaft war die Unterstützung und lokale Leitung der Londoner Missionsgesellschaft. Diese aber versorgte das Jänicke'sche Institut in Berlin, mit welchem die Londoner Mission damals in engem Bunde stand, mit einer langen Reihe tüchtiger und gerade für diese südafrikanische Arbeit geeigneter Missionare; wir nennen nur Abraham und Christian Albrecht, Heinrich Helm, Schmelen, Ulbricht, Pacalt (gesprochen Patzalt, ein Tscheche), Messer u. a.

Der hervorragendste der Londoner Pioniere war der erwähnte Dr. van der Kemp.[1]) Im Jahre 1747 als Sohn eines frommen Professors der Theologie und Predigers in Rotterdam geboren und in einem von christlichem Geiste durchwehten Elternhause aufgewachsen, war er als Student der Medizin in Leiden auf Abwege und in Zweifel geraten, hatte das Studium abgebrochen und war als Dragoner in die Armee eingetreten, um seinen Lüsten die Zügel schießen zu lassen. Nach anderthalb Jahrzehnten war er aber doch, von diesem wüsten Leben angeekelt, zum Studium der Medizin zurückgekehrt, hatte in Edinburg zum Doktor promoviert und hatte dann ein Jahrzehnt lang in Holland teils als Arzt praktiziert, teils als Privatgelehrter den Studien obgelegen. Da trat ein Wendepunkt in seinem Leben ein, als bei einer Lustfahrt auf der Maas vor seinen Augen seine Frau und Tochter ertranken. Durch diesen furchtbaren Schlag tief erschüttert, bekehrte sich van der Kemp aufrichtig zu dem Herrn, und bald darauf stellte er sich der Londoner Missionsgesellschaft für den Missionsdienst in Südafrika zur Verfügung. Obgleich er bereits über 50 Jahre alt war, nahm diese ihn gern in ihren Dienst, weil er ein überaus energischer Charakter und ungewöhnlich vielseitig

[1]) AMZ. 1902, Beibl. 1. — Wangemann, Geschichte der Berliner Miss.-Ges. Bd. I, 109. 123. — Joh. Theod. van der Kemp. Amsterdam 1864.

gebildet war, dazu besaß er private Mittel. Die Missionsleitung bestellte ihn von vorn herein zum Führer ihrer südafrikanischen Mission.

Van der Kemp und die mit ihm ausgesandten Genossen Kicherer, Edwards und Edmond sahen zunächst nicht, daß ihre naheliegende und dringende Aufgabe unter den Hottentotten der Kolonie lag. Ihr Ziel waren die Heidenvölker jenseits der Grenzen, die Kaffern im Osten, die Hottentotten, Buschmänner und beTschuanen im Norden. Van der Kemp hatte eine abenteuernde Ader und eine Vorliebe für das Außergewöhnliche. So unternahm er gleich im Jahre seiner Landung am Kap (1799) einen Vorstoß in das freie Kaffernland und wurde von dem mächtigen Häuptling Gaika (Ngika), wenn auch mit ziemlichem Argwohn, aufgenommen. Er konnte sich bei der hochgradigen Unsicherheit im Land und den beständigen Unruhen an der Grenze nur 15 Monate unter den Kaffern halten; denn es stand immer fast unmittelbar vor dem Ausbruch offener Feindseligkeiten zwischen den Farmern und den Kaffern; später konnte er nur noch ein paar flüchtige Besuchsreisen zu ihnen wagen; aber obgleich er die Xossasprache nur unvollkommen beherrschte, gelang es ihm, einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck auf die Xossa-Kaffern zu machen, wie es kaum wieder einem einzelnen Missionar geglückt ist. Der blutdürstige Tyrann Gaika selbst hielt große Stücke auf ihn; ein Sohn des halbhottentottischen Unterhäuptlings Tjani Tsatsu hielt sich lange bei ihm auf und wurde dem Christentum sehr gewogen; ein anderer Unterhäuptling Ntsikana war so von der Wahrheit des Christentums ergriffen, daß er singend und predigend im Lande herumzog. Ein aufbewahrter Psalm dieses Ntsikana ist ein interessantes erstes Beispiel christlicher Nationalpoesie in echt afrikanischem Gewand:

Du bist der große Gott, welcher ist im Himmel,[1])
Du bist es, Du, o Schild der Wahrheit,
Du bist es, Du, o Feste der Wahrheit,
Du bist es, Du, o Wald der Wahrheit!
Du bist es, Du, Du wohnst in der Höhe,
Du, der Schöpfer des Lebens, Du schufst oben,
Der Schöpfer Schöpfer, Du schufst auch den Himmel,
Der Macher der Sterne und des Siebengestirns,
Das Gestirn wirft (seine Waffen) und verkündigt uns
Den, der durch sich Blinde machte mit Absicht.

---

[1]) Xossa und deutscher Text bei Wangemann, Evangelische Missionsarbeit in Südafrika 121.

Die Posaune tönt und hat uns gerufen;
Du bist der Zeuge, der die Seelen umringt,
Der Führer, Du führtest uns.
Du bist das große Kleid, das wir anziehen.
Du bist das Lämmlein, das wir nannten
Das Lämmlein, den Messias.
Du, dessen Hände haben Wunden,
Du, dessen Füße haben Wunden,
Warum fließt Dein Blut?
Dein Blut hat sich für uns ergossen;
Dieses große Lösegeld haben wir verlangt,
Jenen Deinen Wohnort haben wir begehrt.[1])

Während van der Kemp den abenteuerlichen und nicht genügend vorbereiteten Zug nach dem freien Kaffernlande unternahm, glaubten seine Reisegefährten Kicherer[2]) und Edwards einen Ruf zu den räuberischen, viehstehlenden, ungebändigten Buschmännern des großen Buschmann-Landes zu vernehmen. Der fromme Feldkornett Floris Visser bahnte ihnen den Weg. Ein missionseifriger Bur, Kramer, den die südafrikanische Missionsgesellschaft abgeordnet hatte, schloß sich ihnen an. Zwei angesehene Buschmannshäuptlinge, Vigilant und Slaporm (Schlapparm), und ein Kora-nnakapitän Orklam, die gerade damals nach der Kapstadt gekommen waren, um Missionare für ihr Volk zu suchen, führten sie bei den scheuen Buschmännern ein. So ließ sich die in wüster Gegend am Zak- (Sack-) Flusse gegründete Niederlassung Blijde Verwacht (Frohe Erwartung) oder Blijde Vooruitzicht's Fontein (Frohe Erwartungsquelle) anfangs gut an. Es sammelten sich einige Haufen von Eingeborenen um sie, allerdings vorwiegend Hottentotten, und sie fanden an dem Hottentotten Fortuin einen geeigneten Dolmetscher, der ihnen über die ihnen zu schwere Buschmannsprache hinweg den Weg zu den Herzen der Wilden bahnte. Es fanden auch einige Taufen statt, allerdings kaum solche von Buschleuten. Aber Stetigkeit kam nicht in die Arbeit, weder bei den Missionaren noch bei ihren Pflegebefohlenen. Unter vielen Unterbrechungen hielt Kicherer ein halbes Jahrzehnt mit großer Selbstverleugnung in der Wüste aus, oft selbst in seinem Leben von

[1]) Noch in späterer Zeit nannte man die Christen bei den Kaffernstämmen die maJinkanna, das „Volk van der Kemps“, und in Nord-Transvaal hatte sich bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts für die Christen die davon abgekürzte Bezeichnung maDjaken erhalten.

[2]) John Kicherer, Narrative of a mission to the Hottentotts and Boschemen 1799—1803. London 1806.

den giftigen Pfeilen der Buschmänner und von den wilden Tieren bedroht. Als er bald nach seiner Verheiratung dem Ruf einer holländischen Gemeinde, ihr Pfarrer zu werden, Folge leistete, vermochte sich die einsame Station am Zakflusse nicht zu behaupten. Sie wurde 1806 aufgehoben. Immerhin hat sie insofern Bedeutung gehabt, als sich von ihr die Fäden zu den Missionen unter den Gri-qua und beTschuanen anknüpften. Die Londoner Mission versuchte später noch zweimal wieder eine Mission unter den armen, zertretenen Buschmännern aufzunehmen. Im Jahre 1814 begründeten in ihrem Auftrag die Missionare Corner und Smith in der Gegend des heutigen Colesberg die Station Toverberg (Zauberberg), später Gracehill genannt, und etwas weiter nordwestlich in der Gegend des heutigen Bethulia die Station Hephzibah. Auf beiden sammelten sich schnell Scharen von Buschmännern und andern Eingeborenen. Allein die Buren waren in einer so gereizten Stimmung gegen diese unglücklichen Viehräuber, welche sie durch planmäßige Mordzüge, die berüchtigten Kommandos, auszurotten sich bemühten, daß sie eine Ansammlung derselben an den Grenzen der Kolonie unter keinen Umständen dulden wollten. Sie setzten es durch, daß an die Missionare der Befehl erging, die Stationen weiter in die Kolonie hinein zu verlegen; — das hieß sie als Buschmann-Stationen aufgeben. Auf Betreiben des gleich zu erwähnenden Dr. Philipp wurde 1825 noch einmal im Gebiete des Gri-qua-Häuptlings Adam Kok eine Buschmannstation Caledon eröffnet und mit dem tüchtigen deutschen Missionar Kolbe besetzt, allein auch sie war nicht lebensfähig. Sie wurde 1833 als ein halbwüster und verlassener Platz der Pariser Mission übergeben und von ihr unter dem Namen Bethulia zu einer Station für die beTschuanen ausgebaut.

Die nächstliegende Aufgabe am Kap bildeten damals nicht die Kaffern und Buschmänner, sondern die Hottentotten, und es ist erfreulich, daß sich von 1801 ab die Hauptaufmerksamkeit und die Kraft der Londoner Mission diesem armen, zertretenen Volke zuwandte. Nach dem Zensus von 1891 wohnten in der Kapkolonie — außer den Fengu und den in den östlichen Gebieten wohnenden Kaffernstämmen, die wir hier beiseite lassen — 298 194 Hottentotten und Mischlinge. Wahrscheinlich sind es nie erheblich mehr gewesen. Das war also eine immerhin beschränkte Missionsaufgabe. Die holländisch-ostindische Kompanie hatte sich in der Hauptsache auf die Kapstadt

und die daran grenzenden Bezirke beschränkt; hier hatte sie das Land mit einer ans Kleinliche grenzenden Gewinnsucht ausgebeutet und hatte den über Kapstadt, den einzigen Hafen, gehenden Handel monopolisiert. Als sich von dort die Buren über die weiten, öden Gebiete der „Kolonie" ausdehnten, waren sie fast ganz sich selbst überlassen. Sie mußten sich gegenüber den Eingeborenen ihrer Haut wehren; aber sie durften auch unter ihnen schalten und walten, wie sie wollten. Mangelhaft gebildet, wie die meisten waren, kamen sie den Hottentotten und Buschmännern von vornherein mit engen Vorurteilen entgegen, die sich bei ihren schroff reformierten, am Alten Testament orientierten Anschauungen leicht in ein religiöses Gewand kleideten und sich damit vor ihrem nicht sehr zarten Gewissen rechtfertigten. Da das Land im ganzen arm an gutem Acker, an grasreichen Wiesen und ausdauernden Quellen war, konnten sich die Buren mit ihren schnell wachsenden Herden nur in dem Maße ausdehnen, als sie die Farbigen von ihren Weidegründen verdrängten, und da sie jenen mit dem ganzen Bewußtsein des von Gott begnadeten Herrenvolkes gegenüberstanden, erschien es ihnen als der normale Zustand, daß die in ihren Augen rechtlosen Farbigen als Hörige ihre Herden weideten und ihre Äcker bestellten. Da sich die Hottentotten, die bisher unbestrittenen Herrn des Landes, in diese Leibeigenschaft gutwillig nicht fügten und zumal die fast nur von Fleisch lebenden Buschmänner, nachdem die Buren den Wildbestand im Lande vernichtet hatten, vom Viehraube sich nährten, so war die innere Stellung der Buren gegenüber allen Farbigen, die sich nicht freiwillig unter das Joch der Leibeigenschaft beugten, ein offener oder verdeckter Vernichtungskrieg. Diese in sich konsequente, rücksichtslose Eingeborenen-Politik war beim Eintritt der Mission seit anderthalb Jahrhunderten fortgegangen. Sie hatte die alles festen politischen Zusammenhaltes entbehrenden Hottentotten-Stämme zermalmt und atomisiert und hatte, soweit die Burenbesiedlung leidlich dicht war, die überlebenden Hottentotten und Bastarde zu körperlich und geistig heruntergekommenen, verlumpten Hörigen gemacht. Wo weiter im Osten und Norden die Burensiedlungen dünn waren, lebten die Buren, Hottentotten und Buschmänner in beständigem Guerillakrieg, der Weiße wie Farbige verwildern und verrohen ließ; und an den Grenzen der Kolonie hausten räuberische Hottentottenstämme, die sich durch die Flucht dem Sjambock (der Nilpferdpeitsche) der Buren entzogen

hatten und nun von wilder Feindschaft gegen sie erfüllt waren.[1]) Ob die Buren in das durch ihre Eingeborenen-Politik geschaffene Chaos je hätten Ordnung bringen können, ist zweifelhaft. Jedenfalls war es providentiell, daß 1795 und dauernd seit 1806 die Engländer die Herrschaft in Südafrika übernahmen. Und im wesentlichen gleichzeitig mit ihnen setzte die Londoner Mission ein.

Ihre erste Aufgabe war, in dem von den Buren besiedelten Gebiete für die Hottentotten Zufluchtsstätten zu gründen, d. h. größeren Grundbesitz zu erwerben, auf dem die Farbigen im Frieden unter der Aufsicht der Mission leben und sterben konnten. Die Mission hatte ein Interesse daran, solche Stätten zu gründen, weil sie da größere Scharen von Hottentotten unter ihren unmittelbaren und dauernden Einfluß bekam. Und die Kolonialregierung, besonders die englische, war verständig und barmherzig genug, durch Überweisung von Grantplätzen der Mission ihre Anlage zu erleichtern. Die Londoner legten nach und nach eine ganze Reihe solcher „Institute" an: Hoogekraal-Pacaltsdorp bei Georgetown, Zuurbraak bei Swellendam, Bethelsdorp bei Uitenhage, als Zweigstationen des letzteren Hankey und Kruisfontein am Gamtoosflusse, Theopolis im Albany-Bezirke südlich von Grahamstown u. a. Die meisten von ihnen haben eine bewegte und wechselreiche Geschichte. Bei der großen Beeinflußbarkeit der Hottentotten und den fast unbegrenzten Vollmachten der Stationsvorsteher vermochten es erziehungsbegabte Missionare, die sich ganz diesem eigenartigen Werke hingaben, bisweilen in wenigen Jahren wahre Oasen in der Wüste, viel bewunderte und wirklich bewundernswerte Kulturstätten hervorzuzaubern, so der Tscheche Pacalt in dem amtlich ihm zu Ehren umgenannten Pacaltsdorf, Ulbricht in Theopolis, Kitchingman in Bethelsdorp. Der Unterhalt der Missionare

[1]) Allerdings ist das nur die eine, die dunkle Seite der Sache; man darf, um im Urteil über die Buren nicht ungerecht zu sein, nicht vergessen, daß in den Burenfarmen im allgemeinen eine ehrenfeste, stramme kalvinische Zucht und Ordnung herrschte; auch das Ehe- und Familienleben war zwar von spartanischer Einfachheit, aber von großer Sittenstrenge. Es war für die charakterschwachen Hottentotten und Oorlams ein großer Segen, daß sie in diese gesunde Atmosphäre einer strengen, schlichten Christlichkeit verpflanzt wurden. Dazu waren recht viele Farmer den Missionsbestrebungen günstig gestimmt und waren geneigt, sie zu befördern. Die Missionare wurden auf ihren Reisen in den über das weite Land zerstreuten Burenfarmen meist mit ungeheuchelter Gastlichkeit aufgenommen und für ihren Dienst reichlich mit Ochsen, Schafen, Pferden und selbst Wagen ausgestattet.

war billig. Sie erhielten bei ihrer Ankunft £ 10 zum Bau eines Hauses und £ 10 zum Ankauf des Grundstocks einer Herde; außerdem wenn unverheiratet £ 30, wenn verheiratet £ 40 im Jahr, später wenn unverheiratet £ 35, wenn verheiratet £ 45 und für jedes Kind £ 5 Kindergeld. „Wir sind einstimmig der Meinung", schreibt van der Kemp, „daß ein Missionar Christi, der für seine Mühen reichlich von seinem Herrn belohnt wird, dem er dient, da er nicht durch Menschen gedungen ist, sondern aus freier Liebe arbeitet, seinen Missionarsnamen nicht verdient, wenn er für seinen Dienst irgend welche Bezahlung von Menschen annimmt. Wir bitten deshalb dringend, daß die uns gewährten Bezüge nicht als Gehalt angesehen werden, sondern nur als eine Subsidie, wie sie natürlich ist für Menschen, die nicht von ihrer eigenen Hände Arbeit sich nähren können." Van der Kemp selbst lebte von seinen bescheidenen eigenen Mitteln. Das war ein hochgespannter Idealismus, der aber allerdings die Gefahr in sich schloß, daß die Missionare auf den großen Grantplätzen als Buren wirtschafteten, um ihre Familien sicher zu stellen (Lovett a. a. O. I.), was die Missionsleitung in unüberlegter Weise begünstigte. Sie war nämlich im Grunde der Meinung, daß die Missionare nur auf die Kosten der Ausrüstung, der Reise und der ersten Einrichtung Anspruch hätten, hernach aber sich von den Einkünften des Landes selbst unterhalten sollten. Einige jener früheren Missionare sind durch diese Notlage zu ausgedehntem Tauschhandel verführt worden und sind dadurch, sehr zum Schaden der Mission und zu böser Nachrede für sie, ihrem geistlichen Amte entfremdet worden. Erst auf Betreiben von Dr. Philip wurde 1826 das Durchschnittsgehalt für den unverheirateten Missionar auf £ 75, für den verheirateten auf £ 100, und das Kindergeld für jedes Kind auf £ 5 festgesetzt. Allerdings wenn der Missionar seine Gewalt mißbrauchte, kam es zu schweren Mißständen, wie auf Zuurbraak unter dem unglücklichen Seidenfaden. Zum Teil waren als Grants derartig unfruchtbare Ländereien angewiesen, daß auf ihnen ein wirtschaftliches Fortkommen fast unmöglich war; oder die Einwohner einer nahegelegenen Stadt oder eines Forts benutzten die auf der Missionsstation zusammengehäuften Farbigen als bequeme, stets zur Verfügung stehende, unentgeltliche Arbeitskräfte, sogen sie rücksichtslos aus, trieben die Missionare fast zur Verzweiflung und die Farbigen in alle vier Winde. Bethelsdorp konnte unter solchen Nöten lange nicht gedeihen. Nur durch planvolle und durch lange Jahrzehnte

gleichmäßige Erziehung ließ sich mit dem dürftigen Materiale der Hottentotten etwas Ordentliches erreichen, wie die langsam, aber stetig wachsenden Stationen der Brüdergemeine beweisen. Aber gerade an dieser Stetigkeit fehlte es den independenten Missionaren der Londoner Gesellschaft vielfach. Sie waren wohl durchschnittlich begabter und gebildeter als die damaligen Brüdermissionare, aber es waren ihrer für diese mühsamen Erzieheraufgaben zu wenig, und an Treue in der Stille konnten sie mit jenen nicht wetteifern.

Die Brüdermissionare hatten als Fremde — als Deutsche unter Holländern und Engländern — weise getan, sich von irgend welcher agitatorischen Tätigkeit fern zu halten. Anders lag die Sache bei den Londoner Missionaren, die teils als Holländer den Buren bluts- und glaubensverwandt, teils als Engländer der neuen Regierung des Landes nahestanden. Die vorher skizzierte Eingeborenen-Politik der Buren mit den ihr zugrunde liegenden unchristlichen Anschauungen mußte entwurzelt und durch eine christlich-humane Anschauung ersetzt werden. Daß das im wesentlichen durch die Londoner Missionare geschehen ist, ist ein großes Verdienst, das sie sich um Afrika erworben haben. Freilich der Weg, der zu diesem Ziele führte, war dornenreich; er ging durch ein Maß von Verleumdungen, Anfechtungen und Anfeindungen hindurch, das in der Missionsgeschichte kaum seines gleichen hat. Und man darf unumwunden zugestehen, daß auch die Londoner Missionare durchaus nicht immer weise gehandelt und richtige oder zweckmäßige Wege eingeschlagen haben. Ihr großes Verdienst wird durch diese Kritik nur in geringem Maße geschmälert. Parallel mit diesem Ringen um eine humanere Eingeborenen-Behandlung im Gegensatz zu ihrer Bedrückung durch die Buren ging eben die Einführung der englischen Herrschaft im schroffen Gegensatz zu dem Unabhängigkeitsgeiste der engländerfeindlichen Buren. Und da die Engländer im Grunde nur eben das Kap selbst als wichtigste Etappe auf dem Seewege nach Indien haben wollten, an dem übrigen Südafrika aber vorläufig geringes Interesse hatten, — [die Diamantenfelder von Kimberley und die Goldfelder von Johannesburg waren noch nicht entdeckt,] — so hatten sie wenig Neigung, in Südafrika große politische Machtmittel einzusetzen, um ihre Herrschaft zu befestigen. Sie suchten deshalb soweit als irgend möglich den Buren entgegenzukommen. Und viele englische Einwanderer kamen in dem Kampfe um die Weidegründe und in der Notwehr gegen die farbigen Viehräuber bald zu ähnlichen Anschauungen wie die Buren. Die Londoner

Missionare standen deshalb in ihrem Kampfe für eine gerechte und humane Behandlung der Farbigen selbst ihren Landsleuten gegenüber oft allein.

Schon van der Kemp und sein Arbeitsgenosse James Read hatten diesen Kampf dadurch aufgenommen, daß sie die ihnen zu Ohren kommenden Grausamkeiten, die Morde und Mißhandlungen, welche die Buren an den Farbigen verübten, nach Hause meldeten. Sie hatten deshalb viele Anfechtung zu erleiden und wurden wiederholt zu langwierigen Verhandlungen nach der Kapstadt berufen. Begreiflicherweise war es in dem dünn bevölkerten Land oft nicht möglich, die Zeugen für Verbrechen rechtzeitig oder überhaupt zu beschaffen. Und manchmal mochten die Missionare auch wohl gegenüber den Schauerberichten der lügenhaften Farbigen zu leichtgläubig gewesen sein. Der Gesinnung, in welcher sich jene älteren Londoner Missionare der Vergewaltigungen der schutzlosen Hottentotten annahmen, gibt Read in einem Schreiben an den Gouverneur Ausdruck: „Es hat Gott in seiner Vorsehung gefallen, mein und meiner Mitmissionare Los in diesen Teil der Kolonie fallen zu lassen, wo wir besser als andere mit dem Lose dieser armen Leute bekannt werden. Der arme Hottentott schaut vergeblich nach jemand aus, dem er sein verwundetes Herz offenbaren und seine bitteren Klagen ausschütten kann; er hat vielleicht mit Gefahr seines Lebens Abhilfe gesucht; schließlich findet er in dem Missionar einen Freund, der, wie er sich nach und nach überzeugt, für sein leibliches und geistliches Wohl mehr oder weniger interessiert ist; und nicht ohne Frucht erzählt er ihm seine erbarmungswürdige Geschichte; selbst ein Herz von Stein muß bluten, wenn ein Vater von dem Tode seines Kindes, eine Frau von dem ihres Mannes, ein Kind von dem seines Vaters berichtet; und die Überlebenden werden zu fast endloser Hörigkeit gezwungen, die Waisen sind schlimmer dran als Sklaven. Ich hoffe, die Zeit ist nicht fern, wo dieser Schrei gehört und ihre zahlreichen Klagen abgestellt werden." Lovett a. a. O. I, 511. (Read war mit einer Hottentottin verheiratet.) Es ist begreiflich, daß die beschuldigten Kolonisten und ihr Anhang von dieser Tätigkeit der Londoner Missionare als „Anwälte der Eingeborenen" wenig erbaut waren. Die Stimmung gegen die Londoner Mission wurde in Südafrika bald ziemlich gereizt. (Theal, South Africa 1894, 126. 145 f.) Allerdings darf man nicht vergessen, daß hinter dieser selbstlosen und dornenvollen Tätigkeit der Missionare als letzter Hintergrund eine prinzipiell verschiedene Auf-

fassung des Rassenverhältnisses lag, nämlich die humanistisch-philanthropische Anschauung von den gleichen Menschenrechten: „Was dem Farbigen recht ist, das ist auch für den Weißen billig." Rechtsgrundsätze und Rechtsübung müssen für weiß und schwarz gleich sein, — wenn nicht die Weißen angesichts ihrer ungleich bessern Bildung und höheren Kultur für Barbareien härter bestraft werden müssen als die rohen Heiden. Die Missionare leiteten ihre Anschauung einfach aus ihrem christlichen Bewußtsein ab und waren bereit, für ihren philanthropischen Idealismus auch Martyrien zu erdulden. Die Kolonisten stellten sich auf den Standpunkt, daß sie als eine verschwindende Minorität außerhalb des Schutzbereiches der Behörden, umgeben von skrupellosen Viehräubern und faulen Strolchen, mit ihren Familien auf den einsamen, exponierten Farmen nie ihres Lebens sicher wären, wenn sie nicht mit harter Hand die rohen Massen in Zucht und in respektvoller Entfernung hielten. Besonders ärgerlich waren die Prozeßverhandlungen, welche sich an einen Brief J. Reads vom 30. August 1808 anschlossen, den die Londoner Missionsgesellschaft veröffentlicht hatte; sie setzten die ganzen östlichen Grenzbezirke George, Graaf Reinet und Uitenhage in Aufregung und bewiesen auf der einen Seite, wie viel Brutalitäten auf den einsamen Burenfarmen vorkamen; auf der andern Seite allerdings auch, wie leichtgläubig die Missionare gegenüber den Schauergeschichten und dem Klatsch der Farbigen gewesen waren. Im Verlaufe dieser Gerichtsverhandlungen war auch Dr. van der Kemp nach der Kapstadt gerufen. Sein unruhiger, exzentrischer Geist strebte trotz seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit fort aus Südafrika; er wollte eine Mission in Madagaskar beginnen. Es kam nicht mehr dazu. Ein hitziges Fieber raffte ihn im Dezember 1811 im Alter von 64 Jahren dahin.

Über einen so bedeutenden und so exzentrischen Mann wie van der Kemp ist es schwer, ein allseitig gerechtes Urteil zu fällen. Seine aufrichtige Frömmigkeit und die rückhaltlose Lauterkeit seiner Gesinnung stehen außer Zweifel. Er war wohl der am vielseitigsten gebildete und geistig am höchsten stehende Missionar, den die Londoner Mission in dem ersten Vierteljahrhundert nach Südafrika sandte. Wenn es allerdings damals im Plan der Londoner Mission lag, ihre gesamte Arbeit in Südafrika in der Hauptsache durch die südafrikanische Missionsgesellschaft leiten zu lassen, die an Ort und Stelle den Verhältnissen näher stand, dann war es ungeschickt, daß der berufene

Führer der Londoner Missionare, eben van der Kemp, diese Gesellschaft mit unverhohlener Geringschätzung behandelte und jahrelang an sie überhaupt nicht schrieb. Und wenn die wertvollste Leistung der Missionare in jenen ersten Jahrzehnten in der treuen, gewissenhaften Erziehung der auf den Instituten gesammelten Farbigen bestand, so war gerade dafür van der Kemp und der unter seinen Einfluß geratene Kollege J. Read in Bethelsdorp gänzlich ungeeignet. Von ihren Grundsätzen aus, daß die Farbigen völlig gleiche Rechte mit den Weißen und volle Freiheit ihrer Handlungen haben, ließ sich eine straffe Erziehung kaum durchführen. Aufforderungen, die Eingeborenen auf dem Institut zu geordneter Arbeit anzuhalten oder sie an die benachbarten Farmen in geordneten Arbeitskontrakt abzugeben, lehnte van der Kemp mit Entrüstung ab. Das Institut machte aber einen wahrhaft trostlosen Eindruck, elende, verfallende Hütten, Schmutz und Armut überall. Van der Kemp merkte das kaum, er bedurfte für sich selbst nichts; er war selbst für die ihn umgebende Unordnung unempfindlich. Er lebte nur für seinen religiösen Beruf, für das Heil der Seelen. Daß er sich als alter Mann mit einem 17jährigen farbigen, madagassischen Sklavenmädchen verheiratete, war für ihn selbst eine große Torheit; es war auch ein verhängnisvolles Vorbild. Denn nun scheuten sich auch andere Londoner Missionare nicht, Hottentotten und Halbblütige zu heiraten. Wenn ohnehin das Bildungsniveau nicht bei allen diesen ersten Londoner Missionaren gleich hoch war, diese Ehen trugen sicher nicht dazu bei, ihr Familienleben zu heben, und nicht alle waren geistlich frisch genug, um so wie van der Kemp und Schmelen auch in dieser dürftigsten und unbehaglichsten Umgebung ihren innern Menschen unversehrt zu erhalten. Zudem machten die Missionare dadurch die Kluft zwischen sich und den respektablen Burenfamilien doppelt tief; denn in jenen Kreisen hatte sich nach langer, schmerzlicher Erfahrung die Überzeugung durchgesetzt, daß die Rassenmischehe ein Makel und ein unbedingtes Übel sei. Van der Kemp freilich konnte, barfüßig ohne Hemd und ohne körperliche Pflege in fadenscheinigem, schwarzen Anzug in seiner nur acht Fuß im Quadrat messenden Hütte lebend, an einem schwer wissenschaftlichen Werke über die Theodizee bei Paulus arbeiten!

Von 1819 nahm der von der Londoner Mission zum Superintendenten ihrer Mission in Südafrika eingesetzte Dr. Philip[1]) die

[1]) AMZ. 1902, Beibl. 53.

Tätigkeit als Anwalt der unterdrückten Farbigen im großen Stile auf. Dieser hochbegabte und für das von ihm als Recht erkannte ohne Ansehen der Person eintretende Mann hat in der Missionsgeschichte Südafrikas während dreier Jahrzehnte (1819—1850) eine hervorragende Rolle gespielt.

Dr. Philip war früher Pastor in Aberdeen in Schottland gewesen, und es war ein großer Akt des Vertrauens und eine Anerkennung seiner ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten, daß ihn die LMS. unmittelbar von dort zur Leitung ihres ausgedehnten südafrikanischen Werkes berief. Dr. Philip nahm seinen Wohnsitz in Kapstadt, baute sich hier eine Kirche und sammelte um sie, da er ein hervorragender Prediger war, eine zahlreiche und ihm treu ergebene englische Gemeinde. Allerdings wurde er, da sein Haus auch für die durch Kapstadt kommenden Missionare seiner Gesellschaft als Hospiz diente und die gesamten Gehaltszahlungen und sonstigen Abrechnungen mit allen Londoner Missionaren durch seine Hände gingen, so stark in der Kapstadt in Anspruch genommen, daß er kaum Zeit und Gelegenheit hatte, sich mit den doch erheblich anders orientierten Verhältnissen tief im Innern des Landes vertraut zu machen. Er stand wohl dauernd unter dem Einflusse der damals in vielen englischen und schottischen Kreisen herrschenden extrem-philanthropischen Stimmungen und Anschauungen, welche durch den sich durch Jahrzehnte hinziehenden Kampf gegen die Sklaverei immer neue Nahrung erhielten. Im Banne dieser Exeter-Hall-Ideen kämpfte er in Südafrika für die Menschenrechte der Farbigen, für ihre religiöse, politische, gesellschaftliche und wirtschaftliche Gleichberechtigung, gegen die Sklaverei und alle mit ihr wirklich oder vermeintlich zusammenhängenden Härten und Ungerechtigkeiten. Dabei war er stets geneigt, die Partei der „unterdrückten, vergewaltigten" Eingeborenen gegen die Weißen zu nehmen, und er übte nicht nur an der harten Praxis der Buren eine unsanfte Kritik, sondern er scheute sich auch durchaus nicht, gegen seine englischen Landsleute und gegen Maßnahmen der Behörden mit allem Freimut aufzutreten. Er übte also jahrzehntelang sozusagen den Dienst eines öffentlichen christlichen Gewissens, leider ohne die dazu erforderliche abgeklärte Weisheit und Gerechtigkeit nach beiden Seiten zu besitzen. Er gab zu diesem Zwecke in Kapstadt eine eigene Zeitung, den South African Commercial Advertiser heraus. Noch bedeutender war die Veröffentlichung eines großen zweibändigen Werkes „Researches in South Africa",[1]) das in England wie in Südafrika großes Aufsehen machte. Er hatte es während eines Aufenthaltes in England herausgegeben; allerdings wurde er dafür bei seiner Rückkehr nach Südafrika wegen „Verleumdung" zu 24 000 Mark Geldstrafe verurteilt.

---

[1]) Researches in South Africa, illustrating the civil, moral and religious condition of the native tribes, including journals of the authors travels in the interior, by John Philip DD. London 1828. Vgl. auch D. Moodie, The Record, a series of official papers relating to the condition and treatment of native tribes in South Africa 1838/39. Sieben Jahre später, 1835, wurde unter dem Eindruck des eben beendigten Kaffern-Krieges in London eine

Wie sich die Buren, wenigstens die radikalen unter ihnen, ihre Stellung zu den Eingeborenen dachten, hatten sie 1795 in einer Eingabe an den damaligen holländischen Gouverneur dargelegt: „Jeder Buschmann oder Hottentott, männlich oder weiblich, sowohl solche, die durch Kommandos, als solche, die durch Individuen gefangen sind oder noch gefangen werden, sind lebenslang das gesetzliche Eigentum der Bürger, die sie besitzen, und sollen von Geschlecht zu Geschlecht dienstbar sein. Wenn solche Hottentotten fliehen, soll der Eigentümer das Recht haben, sie zu verfolgen und nach Verdienst zu strafen, wie er es für gut befindet", d. h. sie niederzuknallen. Nach dieser Anschauung hatte kein eingeborener Stamm Recht auf Landbesitz und kein Eingeborener Recht auf individuelle Freiheit. Jede Gewalttat, an freien Eingeborenen verübt, war legitim, jeder Landraub selbstverständlich. Es gehörte in der Tat eine herkulische Arbeitsleistung dazu, diese gesamte Anschauungswelt umzugestalten und eine andersorientierte koloniale Atmosphäre zu schaffen. Und daran hatte von Einzelpersonen doch wohl Dr. Philip das größte Verdienst, selbst wenn er im einzelnen oft zu weit ging oder sich im Urteil vergriff. Schon der Erlaß des Gouverneurs Lord Caledon von 1809 war ein Fortschritt gewesen: Danach sollten die Buren mit ihren farbigen Dienstleuten vor den Landdrosten regelrechte Dienstkontrakte abschließen; wenn diese abgelaufen seien, sollten die Farbigen das Recht haben, sich einen andern Herrn zu suchen; schlechte und grausame Herrn sollten bestraft werden. Das Herumstreichen der Farbigen ohne Paß war verboten. Freilich verordnete dagegen ein Erlaß von 1812, daß jeder Eingeborene, der auf einer Burenfarm geboren und bis zu seinem achten Jahre aufgewachsen sei, von da ab zehn Jahre lang ohne Lohn, nur

---

Untersuchungs-Kommission unter dem Vorsitze Sir Fowell Burton's eingesetzt. Wir können uns nur noch schwer in die geistige Atmosphäre dieser Kreise versetzen, wenn wir hören, daß die wichtigsten „Ergebnisse" ihrer Nachforschungen die folgenden waren: „Die Eingeborenen bilden einen tugendhaften und friedliebenden Teil der Bevölkerung; der Erfolg aller Gesetze und Verordnungen, die bisher veröffentlicht sind, ist gewesen, die Eingeborenen zu unterdrücken und zu reizen; die Hauptschuld für die verwüstenden Eingeborenen-Kriege trifft die Kolonisten, britische ebensowohl wie holländische, welche durch beständige Beraubungen und Landannexionen die Eingeborenen zu Racheakten aufgestachelt haben." Man muß leider urteilen, hier hat wohlgemeinte Philanthropie das Urteil verwirrt. Wenn die gewiß einer weisen und starken Anwaltschaft dringend bedürftigen Eingeborenen mit solchen Waffen und Gesichtspunkten vertreten wurden, so löste das eben erbitterte Gegnerschaft aus.

gegen freie Station seinem Herrn dienen müsse. Einen großen Fortschritt bildete die „Verordnung" vom 17. Juli 1829;[1]) dadurch wurden die Hottentotten den Weißen im wesentlichen gleichgestellt, d. h. sie erhielten gleiche Stellung vor Gericht, das Recht, eigenen Landbesitz zu erwerben, und Freizügigkeit. Es war nur noch ein allerdings sehr wichtiger Schritt weiter auf derselben Bahn, daß 1834 auch in Südafrika, wie in allen britischen Kolonien, die Sklaverei amtlich aufgehoben, und nach einer kurzen, vierjährigen Lehrlingschaft am 1. Januar 1838 wirklich alle Sklaven freigelassen wurden. 35745 Farbige erhielten an diesem Tage die Freiheit, und 1250000 £ (25 Millionen Mark) wurden dafür als Entschädigung an die früheren Sklavenbesitzer bezahlt.

Durch diese einschneidenden Gesetze und Verordnungen vollzog sich im Leben der Farbigen in der Kolonie ein tiefgreifender Wechsel. Viele Farbige, ehemalige Sklaven, Hottentotten und Bastarde, zogen nach den Städten und Dörfern der Kolonie und ließen sich für längere oder kürzere Zeit dort nieder. Schon vom Anfang des Jahrhunderts ab war es neben der Arbeit auf den Instituten ein wichtiger, wenn auch nicht so hervorstechender Arbeitszweig der Mission gewesen, den Sklaven und Hörigen in den Kolonialdörfern Kirche und Schule zu bringen. Mit den veränderten Verhältnissen rückte diese Aufgabe in den Vordergrund. Die Londoner Mission legte infolgedessen von der Kapstadt im Westen bis nach Somerset East und Beaufort im Osten eine lange Reihe von Stationen in den Kolonialdörfern an. Meist hatte der Missionar dabei neben der Sammlung und Unterweisung von Farbigen auch noch eine kleinere oder größere Gemeinde von independenten Weißen zu versorgen, und es scheint, daß nicht selten diese anziehendere zweite Aufgabe Zeit und Kraft für die erste verkürzt habe.

Als seit 1829 mit dem Bekanntwerden des Rechts auf freie Bewegung viele Farbige ihre bisherigen Burenherrn verließen und sich beschäftigungslos in der Kolonie herumtrieben, schloß die Kolonialregierung einen fruchtbaren, eben damals den Kaffern abgenommenen Landstrich am Cat River (südlich vom Großen Winterberge an der Grenze des freien Kaffernlandes) für eine Besiedlung durch Hottentotten auf. Die Londoner Missionare nahmen sich auch dieser An-

---

[1]) „Ordinance for Improving the Conditions of Hottentotts and other Free Persons "; Order in Council Nr. 50, by Sir R. Bourke.

siedler an und gründeten in ihrer Mitte Philipton und andere Niederlassungen. Leider erfüllte sich die Hoffnung nicht, an diesen Grenz-Hottentotten zuverlässige Bundesgenossen gegen die Kaffern zu gewinnen. In dem großen Kaffernkriege von 1850—1853 machten die wankelmütigen, leichtgläubigen Hottentotten gemeinsame Sache mit den Aufständischen, und die Folge war die Vernichtung der Niederlassungen am Cat River.

Dr. Philip und seine Freunde beschränkten sich nicht auf diese großen Aufgaben für die Gleichberechtigung der Farbigen und die geistliche Versorgung der so aus der Hörigkeit Befreiten; sie mischten sich auch weitergreifend in die Eingeborenen-Politik der Engländer; und ihre Bestrebungen in dieser Richtung geben zu schweren Bedenken Anlaß — nicht, daß nicht Dr. Philip als freier Engländer das Recht gehabt hätte, für seine politischen Ansichten einzutreten und sie durchzusetzen; aber hier wurde der große Einfluß der Londoner Missionsgesellschaft und ihrer mächtigen Freunde in England für eine wohlgemeinte, aber verfehlte Eingeborenen-Politik in Bewegung gesetzt und so die Mission als Vorspann für Zwecke benutzt, die sie im Grunde wenig angingen und die ihr Ansehen schließlich schädigten. Es handelte sich hauptsächlich um zwei Punkte: Einmal setzten es Dr. Philip und sein Anhang in Südafrika und in England durch, daß nach dem Kaffernkriege 1834 der von dem Gouverneur Lord Durban besetzte Landstrich zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma den Kaffern zurückgegeben wurde, weil, wie es in einer viel Erbitterung erregenden Depesche des englischen Kolonialministers hieß, die Kaffern reichlichen und gerechten Grund zu dem Kriege gehabt hätten.[1]) Noch verfänglicher war die Kolonialpolitik, die

[1]) In der Depesche des englischen Kolonialministers Lord Glenelg vom 26. Dezember 1835 hieß es: „Seit langer Zeit hatten die Kaffern reichlich Grund zum Kriege; sie mußten mit Recht, wenn auch ohne Erfolg, sich bestreben, eine Reihe von Bedrückungen zurückzuweisen und zu rächen. Sie hatten ein vollkommenes Recht, den Versuch zu wagen, wenn er auch aussichtslos war, durch Gewalt sich die Genugtuung zu verschaffen, welche sie auf andere Weise nicht erhalten konnten. Das eigentliche Recht liegt auf seiten der Besiegten, nicht der Sieger." Erwägt man den allgemeinen Hintergrund der Kaffernkriege, das unvermeidliche Aufeinanderstoßen der nordsüdlichen Expansion der Kaffernstämme mit den ostwestlichen der Buren und Engländer, und hört man, daß die Kaffern beim Kriegsausbruche 1834 etwa 500 Farmen zerstört, 350 geplündert und 112000 Rinder, 162000 Schafe und 5715 Pferde geraubt hatten, so wird man die philanthropische Depesche Glenelgs kaum als wohlabgewogen und weise ansehen können.

Dr. Philip betrieb. Die Grenzen der Kapkolonie waren zumal im Osten und Norden offen, und die Kolonialverwaltung hatte weder die Absicht noch die Mittel, sie zu schützen, selbst nicht gegen die wilden Raubzüge der sogenannten Bergenaars, gefährlicher Räuberhorden aus verwilderten Gri-qua am oberen Oranje. Nun hatte Dr. Philip gutes Zutrauen zu den Gri-qua des Andries Waterbur in Griquastadt und hatte 1825 auf einer von ihm veranstalteten Versammlung der Gri-quakapitäne sozusagen ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen ihnen und der Kapkolonie abgeschlossen. Er veranlaßte nun, daß in den Jahren 1834 bis 1843 weitere derartige Verträge mit dem Gri-qua-Häuptling Adam Kok in Philippolis, mit dem baSutofürsten Moschesch im Bassutolande und mit dem Häuptling Faku von Pondoland abgeschlossen wurden. Dabei war nicht klar, ob der Hauptzweck der Schutz der Kolonialgrenze gegen kriegerische Einfälle und Unruhen, oder die Verhinderung der von jenen halbzivilisierten oder noch ganz barbarischen Stämmen häufig unternommenen Raubzüge gegen schwächere Nachbarstämme, oder die Sperrung der Kolonialgrenze gegen einen etwaigen Versuch der Buren war, sich außerhalb der Kolonie neue Wohnsitze zu suchen. Jedenfalls wurden alle diese Zwecke nicht erreicht, erregten aber in den Kolonistenkreisen Verstimmung.

Die Gesetze und Verordnungen der Jahre 1828—1838 brachten nicht nur die Hottentotten in Bewegung. Auch viele Buren glaubten unter den dadurch geschaffenen neuen Verhältnissen nicht mehr existieren zu können. Sie trekkten in langen Zügen nach dem Norden und Osten, um fern von der verhaßten englischen Herrschaft in freiem Lande und mit einer Eingeborenenpolitik nach ihrem Sinne neue burische Staatswesen zu gründen. In diese Zeit fallen die Anfänge von Natal und den beiden Burenrepubliken.

Die Londoner Mission wandte ihre Aufmerksamkeit nicht nur den Farbigen innerhalb der Kolonie zu; sie richtete ihr Augenmerk auch auf die jenseits der Grenzen streifenden wilden Nomadenhorden. Und unter diesen verwilderten Scharen hat sie einige der auffälligsten, zu jener Zeit viel besprochenen Triumphe errungen.

Als die Gri-qua längs des Oranjeflusses nach Osten zogen und sich an dessen Mittellaufe in der jetzt Westgriqualand genannten Landschaft neue Wohnsitze suchten, hatten sich unterwegs schon ihnen englische Missionare angeschlossen, besonders Anderson, später kamen Helm, Kramer und andere. Sie bewogen die Gri-qua, sich in den

ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts in Klaarwater niederzulassen, und zumal unter dem Einflusse Andersons entstand eine „Hottentotten-Republik unter dem patriarchalischen Regimente der Missionare", wie der 1805 den Platz besuchende deutsche Reisende Lichtenstein sich ausdrückte. 1809 zählte der Ort Klaarwater bereits 784 Seelen. Allerdings die Schwierigkeiten waren groß. Die Unstetheit und Faulheit der Eingeborenen waren fast unüberwindlich. Dazu drohten die benachbarten Räuberstämme den Platz zu überfallen und auszuplündern. Eine festere Ordnung wurde erst eingeführt, als ihr Freund Andries Waterboer zum Häuptling der einflußreichsten Stammesgruppe gewählt wurde. Der englische Pastor John Campbell, welchen die Londoner Mission zweimal, 1813 und 1820, zur Visitation ihres schnell wachsenden Werkes nach Südafrika sandte, hatte bei der Ordnung dieses halbbarbarischen Staates eine besonders glückliche Hand. Leider gelang es weder ihm noch dem Ehrgeize Waterboer's, die abgesprengten andern Stammesteile der Gri-qua unter Kornelis Kok, Behrend Behrendt und Adam Kok mit dem kleinen Staate zu vereinigen. Kirche und Schule und mit ihnen Ackerbau, Handwerk und Handel entwickelten sich erfreulich in dem seltsamen Grenzstaate, der ein paar Jahrzehnte als eine schöpferische Musterleistung der Mission angesehen wurde. Das relativ feste Gebilde wurde der Ausgangs- und Stützpunkt sowohl für die Berliner Mission unter den Kora-nna wie vor allem für die Mission der Londoner Gesellschaft unter den nördlich wohnenden beTschuana. Nach dem Tode Waterboer's zerfiel der Gri-quastaat noch schneller, als er entstanden war. Die eingewurzelten nomadischen Instinkte der Hottentotten gewannen wieder die Oberhand. Auch mit den Londoner Missionaren, ihren Wohltätern, überwarfen sich die sich zerstreuenden Horden. Sie sind teils an der Grenze des Oranje-Freistaates und des Betschuanen-landes, teils in dem nach ihnen Ostgriqualand genannten Landstriche verwildert und verdorben.

Der Hottentottenstamm, der die eigentümlichen Merkmale der Rasse verhältnismäßig am reinsten und am längsten erhalten hat, sind die Nama. Sie wohnten am Anfang des 19. Jahrhunderts in verschiedenen, unzusammenhängenden Schwärmen im Klein-Namalande und jenseits des Oranjeflusses im Groß-Namalande. Zu ihnen sandte die Londoner Mission seit 1805 eine Reihe von aufopferungsvollen deutschen Männern, von denen die beiden Brüder Christian und Abraham Albrecht und Schmelen besonders genannt zu werden

verdienen. Die Gebrüder Albrecht ließen sich 1805 bei Warmbad nieder und begannen unter großen Entbehrungen eine Geduldsarbeit unter Hottentotten und Buschmännern. Aber sie lebten in der furchtbaren Nachbarschaft des schrecklichsten Namaräubers jener Zeit, des blutdürstigen Jager Afrikaner.

Die Afrikaner waren ein kleiner Hottentotten- oder Oorlamstamm, der ursprünglich zwischen dem Kap und dem Bergrevier im Westen der Kolonie nomadisiert hatte; vor der vordringenden Burensiedelung war er zurückgewichen, verarmt und zerrieben. Seine beiden Kapitäne Jager und Titus standen im Dienste des Landdrosten Pinaar. In einem heftigen Wortwechsel mit diesem erschoß ihn Titus; die beiden Brüder rafften daraufhin sofort ihre Habe und ihren Anhang zusammen, flohen über die Grenze der Kolonie und begannen dort ein blutiges, rücksichtsloses Freibeuterleben, ein Schrecken der weißen Bevölkerung in weitem Umkreise. Nun hatten andere Londoner Missionare gerade damals auch in den Khamiesbergen halbwegs nach dem Oranjeflusse zu im Kleinnamalande eine Station angelegt. Jager Afrikaner geriet in eine Fehde mit den Namastämmen beider Stationen Warmbad und Khamiesberg, überfiel in Abwesenheit der Missionare Warmbad, versprengte den ganzen Namastamm und verbrannte die Station. Die gerade am Kap weilenden Missionare fanden sich bei ihrer Rückkehr genötigt, Warmbad aufzugeben und sich jenseits des Oranjeflusses nach Pella zurückzuziehen.

Trotzdem wagte es der damals jene Gegenden durchziehende Visitator der Londoner Mission, Dr. John Campbell, dem blutdürstigen Räuber direkt einen Missionar anzubieten, und Afrikaner, in dessen Herzen schon manches göttliche Samenkorn gefallen und der besonders durch einen merkwürdigen Traum vorbereitet war, nahm den Missionar (Ebner) mit Freuden auf, bekehrte sich und ließ sich taufen. Der unerfahrene Ebner verstand es aber nicht, auf den aus der Barbarei auftauchenden Häuptling einen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Afrikaner, der bei seiner Taufe den Namen Christian angenommen hatte, war im Begriff, wieder in das Heidentum zurückzugleiten, als eben zur rechten Zeit der missionarisch hoch begabte Robert Moffat bei ihm eintraf und ihn völlig für sich gewann. Moffat konnte es sogar wagen, den einst so gefürchteten Räuberhauptmann auf einer Reise mit nach der Kapstadt zu nehmen, ein Siegeszeichen der Mission, das großes Aufsehen erregte. Leider wurde Moffat unmittelbar

danach von der Namamission abberufen und nach Griquastadt und dann in die beTschuanen-Mission versetzt.

Die dritte Missionsgesellschaft, die am Anfang des 19. Jahrhunderts in die Missionsarbeit in Südafrika eintrat, waren die englischen Wesleyaner. Ihr erster Sendbote, Barnabas Shaw, hatte von den großen Erfolgen der ersten Londoner Missionare unter den Nama gehört, und da man ihm am Kap Schwierigkeiten bereitete, zog er 1816 nach Norden. Unterwegs wurde er von einem Namahäuptlinge Hainkoep festgehalten, der für sich und sein Volk dringend nach einem „Lehrer" verlangte. Er ließ sich bei diesem Namastamme im jetzigen Klein-Namalande nieder und gründete die Station Lilyfontein[1]) in den Khamiesbergen. Wie so häufig in der Namamission, wurde die Station bald durch eine große Erweckungsbewegung erfreut, die wie ein geistlicher Frühling über den Stamm dahinbrauste. Es konnte bald ein ansehnliches Dorf von 7—800 Seelen angelegt werden. Die Londoner Mission hatte inzwischen auch die Arbeit im Groß-Namalande aufgegeben, und die Wesleyaner[2]) traten gern in diese Lücke ein. Ein erster Versuch, jenseits des Oranjeflusses Fuß zu fassen, scheiterte an der Ermordung des Missionars Threllfell durch begehrliche Buschmänner. Aber 1834 konnte auf Anregung des wohlwollenden englischen Beamten Nisbett die Station Warmbad besetzt werden, welche die Wesleyaner Nisbett Bath nannten. Von hier wurde die Arbeit früherer Londoner Sendboten unter Afrikaners Volk und andern Namastämmen wieder aufgenommen. Es wurden auch Verbindungen mit dem früher im Süden sitzenden Amraal Lamberts, dem Häuptling eines Orlamstammes, der die Taufe empfangen, dann aber nach Norden verzogen war, und mit Jonker Afrikaner, dem Sohne Christian Afrikaners, der als Räuberhauptmann in Windhuk hauste, angeknüpft, und 1844 bei dem ersteren in Naosanabis die Station Wesleyvale, bei dem andern in Windhuk die Station Concordiaville angelegt. Wesleyvale entwickelte sich eine Zeitlang überaus lieblich. Aber dann verkümmerten beide Stationen unter den beständigen Kriegswirren. Als sich die Rheinische

---

[1]) So genannt nach den dort viel wild wachsenden Kallas (Piglily).

[2]) Whiteside, History of the Wesleyan Meth. Church in SA. London 1906. — Memoir of the Rev. W. Shaw. London 1874. — Boyce, William Shaw. London 1874. — Barn. Shaw, Memorials of South Africa. London 1840. — W. C. Holden, A brief history of Methodism and of Methodist missions in SA. London 1877.

Mission im Namalande ausdehnte, zogen sich die Wesleyaner zurück und hielten nur die Arbeit in den Khamiesbergen im Klein-Namaland aufrecht. Dort haben sie jetzt eine Gemeinde von 3700 farbigen Mitgliedern.

Inzwischen hatten die Wesleyaner auch am Kap Fuß gefaßt. Grundsätzlich verbanden sie überall die Arbeit an den Weißen mit der an den Farbigen. So lag im allgemeinen den Missionaren auch die Pastoration der zerstreuten methodistischen Gemeindeglieder ob. Für eine intensive Werbetätigkeit in der Art der Innern Mission war an dem kirchlich ziemlich verwahrlosten Kap reichlich Gelegenheit, zumal ehe die anglikanische Kirche sich dort machtvoll entfaltete. Die gerade in den von Weißen am intensivsten kolonisierten Südwesten der Kolonie sich zusammendrängenden ehemaligen Sklaven und Mischlinge boten gleichfalls ein ebenso einladendes wie dringendes Missionsobjekt. So überzogen die Wesleyaner bald dies Gebiet mit einem Netz von Missionsposten, in Kapstadt, Somerset-West, Simonstown, Stellenbosch usw., überall die Arbeit an den Weißen mit der an den Farbigen verbindend.

Eine große weitere Arbeit eröffnete sich den Wesleyanern, als 1820 das Britische Parlament 1 Million Mark auswarf, um 4000 britische Auswanderer in der Kolonie anzusiedeln. Als ihr Gebiet wurde ihnen der in der Hauptsache fruchtbare Landstrich zwischen dem Sonntags- und dem Großen Fischflusse, von Grahamstown bis zum Meere angewiesen. Dort sollten sie ein Schutzwall der Kolonie gegen die unruhigen Kaffern sein. Die Mehrzahl dieser Siedler waren Methodisten. Die Einrichtung kirchlicher Ordnungen mit Kirchen, Schulen, Pfarrämtern usw. war eine große und dringende Aufgabe für die Wesleyanische Missionsgesellschaft. Das waren die Anfänge einer bald viel weiter ausgreifenden und sich allmählich über ganz Südafrika ausdehnenden Missionsarbeit.

So waren es — von einigen Anfängen anderer Gesellschaften in den letzten Jahren abgesehen, die wir später im Zusammenhang darstellen, — drei große Missionen, welche in Südafrika die Grundlegungsarbeit leisteten, die stillen, bescheidenen, zähen und stetigen Herrnhuter, die mit großen Mitteln arbeitenden und große Erfolge erzielenden Londoner, und die die Pastoration der Weißen mit der Heidenmission verbindenden Wesleyaner. Die Pfadfinder der Missionsmethoden waren die Herrnhuter; aber im Mittelpunkte des Missionsinteresses standen die Londoner. Die Namen ihrer

bedeutenden Vertreter wie van der Kemp, Kicherer, Albrecht, Schmelen, Pacalt, Dr. Philip, Robert Moffat und andere waren in aller Munde — viel bewundert und fast ebensoviel angefeindet. Zusammenfassende Missionsstatistiken stellte man damals noch nicht auf. Die Mission beschränkte sich — von den schwierigen, noch ganz in den Anfängen befindlichen Missionsversuchen im Kaffernlande abgesehen, — fast ausschließlich auf die Hottentotten und die von ihnen abstammende Mischlingsbevölkerung. Unter ihnen setzte nirgends ein ausgebildetes Heidentum dem Christentum Widerstand entgegen, aber die sittliche Haltlosigkeit und Charakterschwäche und die wirtschaftliche und kulturelle Verarmung der zerfahrenen „Gelben" boten der Mission schwierige und undankbare Erzieheraufgaben, an denen sie sich mit wechselndem Erfolge schier zerarbeitete.

III. Die Entwicklung der Mission von der Sklavenemanzipation bis zum Burenkriege.

1. Allgemeine Übersicht.

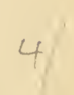
Die zweite Periode der südafrikanischen Missionsgeschichte wird durch zwei Entwicklungen eingeleitet und bestimmt: die Freilassung der Farbigen und die zunehmende Verbreitung der weißen Bevölkerung über das Land. Indem wir für diese zweite Periode etwa zwei drittel Jahrhundert bis zum Ausbruche des Burenkrieges rechnen, scheiden wir sie noch deutlich in zwei Gruppen, die durch die Entdeckung der Diamantenfelder von Kimberley 1869 und der Goldfelder von Johannesburg 1885 getrennt werden. In dem zweiten Drittel des Jahrhunderts (1838—1869) breitet sich eine dünne Farmer-Bevölkerung in breitem Wurfe über das weite Land aus, während eine dichtere, städtische Siedelung nur längs der Küste und in wenigen Inlandzentren stattfindet. Im andern Drittel (1869—1899) rückt die Städtegründung und Industrialisierung in den Vordergrund, die großen Minenstädte beherrschen das öffentliche Leben und regen zur Schaffung großer Verkehrsstraßen, besonders von Eisenbahnen an, deren Linienführung sie bestimmen. Das burisch-landwirtschaftliche Südafrika wandelt sich in ein städtisch-englisches mit überwiegend Handels- und Bergbau-Interessen. Diese verschiedene Physiognomie der beiden Gruppen tritt aber mehr in der politischen Geschichte

der Weißen als in der Missionsgeschichte hervor; in dieser vollzieht sich die Umformung so langsam und unmerklich, daß sich die Grenzlinien verwischen. Wir charakterisieren zuerst den allgemeinen Hintergrund, von dem sich die Missionsgeschichte abhebt.

Die Geschichte der weißen Siedelung und Staatengeschichte dürfen wir als bekannt voraussetzen. Da aber das Problem des Verhältnisses von Schwarz und Weiß die Missionsgeschichte von Südafrika beherrscht und die letztere nicht verstanden wird ohne Kenntnis der immer stärker und überragender werdenden Herrschaft des weißen Mannes, müssen wir wenigstens kurz an die wichtigsten Tatsachen erinnern. Die Kulturexpansion der weißen Rasse gruppiert sich in sieben Landschafen: Das frühere Deutsch Südwestafrika, das Betschuanen-Land und -Protektorat, den Oranje-Freistaat, Transvaal, Kaffraria und Transkei, Natal und das Sululand, und Rhodesia. Von den kriegerischen Entwicklungen, welche allmählich zur Besetzung von Kaffraria, Transkei, Natal und des freien Sululandes geführt haben, ist bei der Beschreibung der Eingeborenen-Völker die Rede gewesen. Das bisherige Deutsch Südwestafrika und Rhodesia rückten erst in der kolonialen Ära seit der Mitte der achtziger Jahre stärker in den Gesichtskreis. Betschuanen-Land und -Protektorat haben nur vorübergehend in der südafrikanischen Kolonialgeschichte eine Rolle gespielt; sie kamen als Durchgangsland nach Rhodesien und allenfalls als Sperrgürtel gegen eine westliche Ausdehnung von Transvaal in Betracht. Für die nachfolgende Darstellung empfiehlt es sich, die Missionsgeschichte aller dieser Gebiete außer der Kapkolonie im Zusammenhang gesondert nacheinander darzustellen. Aber den beherrschenden Hintergrund bildet die Geschichte der beiden Burenstaaten Oranje-Freistaat und Transvaal. In Verbindung mit der Kapkolonie bilden sie das Rückgrat der Geschichte Südafrikas.

Seit der Sklavenemanzipation 1834 hielt es eine große Anzahl von Buren nicht mehr unter der englischen Herrschaft in der Kapkolonie, denn sie fühlten sich in einem zu schroffen Gegensatz mit den gesamten Anschauungen, zumal der Eingeborenen-Politik der Engländer. Das nächste Ziel der Auswanderung war Natal. Als aber auch dort die Engländer ihre Herrschaft aufrichteten, zog 1842 ein Teil der holländischen Kolonisten über die Drakenberge nach Westen zurück und gründete 1842 einen losen Freistaat am Oranjefluß. Die Engländer vertraten aber ihnen gegenüber den alten englischen Kolonialgrundsatz, alles Land, das englische Untertanen erwerben, stehe unter englischer Oberhoheit; die Buren seien englische

Untertanen; folglich hätten sie das Oranjeland für England in Besitz genommen. Daher annektierten sie 1847 den neu gegründeten Freistaat und schlugen die gegen diesen Gewaltakt sich empörenden Buren am 28. August 1848 bei Boomplaats aufs Haupt. Die unausgesetzten kostspieligen Kämpfe mit den Eingeborenen und die Armseligkeit der Erträgnisse des wenig versprechenden Landes bewogen England schon 1851 in der sogenannten Blumfontein-Konvention die Herrschaft über den Oranjefreistaat wieder aufzugeben und ihn als selbständige Republik anzuerkennen. Seitdem ist der Oranjefreistaat bis zum Burenkriege unabhängig geblieben und ist bei der Armut des Bodens und der Spärlichkeit der weißen Bevölkerung nur sehr langsam erstarkt. Kritische Jahre waren 1869—1871 und 1880—1881. Im Jahre 1869 wurden die Diamantenfelder von Kimberley, Beaconsfield und Pniel entdeckt, und das bis dahin als wertlos angesehene Land erschien nun mit einem Male den Engländern begehrenswert. Unter nichtigen Vorwänden entrissen sie den Oranjeburen die Diamantenfelder und schlugen sie mit Westgriqualand zur Kapkolonie. Nur nach heftigen Protesten und längeren Verhandlungen bequemten sie sich, eine bescheidene Entschädigung von 2 Millionen Mark zu bezahlen. Und 1880/81 während des Freiheitskampfes der Transvaal-Buren hinderte sie nur der schnelle Abschluß des Friedens, die anfänglich bewahrte Neutralität aufzugeben und auf die Seite Transvaals zu treten. Der Oranjefreistaat hatte den Vorzug, daß er fast rein von Buren besiedelt war. Neben 75 443 Buren lebten beim Ausbruch des großen Freiheitskrieges in ihm nur 2273 nichtburische Weiße. Aber der Staat hatte eben bei einer Größe von 131 070 km (etwa soviel wie ganz Süddeutschland) nur soviel weiße Einwohner wie eine deutsche Mittelstadt.



Fast gleichzeitig mit der Ansiedlung der Buren zwischen Oranje und Vaal zogen auch Burentreks in langen Zügen in das weite, damals noch wenig bekannte Jagdgebiet und Weideland jenseits des Vaal, daher Transvaal genannt. Bei der mangelnden staatenbildenden Kraft der Buren brachten sie nicht nur keinen politischen Zusammenschluß mit den Oranjeburen zustande, sondern zersplitterten sich obendrein in vier lose und wenig lebensfähige Republiken: Potschefstrom, Zoutpansberg, Utrecht und Leydenburg, die sich 1848 konstituierten. England erkannte sie am 17. Januar 1852 in der sogenannten Sand-River-Konvention an, und Andr. Pretorius schloß sie 1860 als Transvaal zu einem einheitlichen Staate zusammen. Innere Streitig-

keiten, fortwährende Kämpfe mit den beTschuanen und baSuto innerhalb oder an den Grenzen des unbestimmten Staatengebildes und unverständige Finanzwirtschaft hemmten das Gedeihen des Staates. Der romantische Theophilus Bürgers, der als Präsident auf Pretorius gefolgt war, hoffte Transvaal dadurch leistungsfähig und selbständig zu machen, daß er ihm nach dem nächstgelegenen guten Hafen Lourenzo Marques im portugiesischen Gebiet direkte Eisenbahnverbindung und damit einen von der englischen Herrschaft nicht beaufsichtigten Anschluß an den Weltverkehr verschaffte. Allein ein neuer erfolgloser Krieg mit dem baPedihäuptling Sekhukuni zerrüttete vollends die Staatsfinanzen und brachte die ganze Verwaltung des Landes an den Rand des Verfalls. Da kam der englische Kommissar Sir Theoph. Shepstone in das Land und annektierte es am 12. April 1877 auf Grund einer zweifelhaften Volksabstimmung, an der sich nur die englisch gesinnten Städter beteiligten. Allein damit wurde die finanzielle Lage nicht verbessert, und der englische Administrator Sir Owen Lanyon verstand durchaus nicht, sich die Sympathien der Buren zu erwerben, sondern erbitterte sie vielmehr durch sein hochfahrendes Benehmen. In einer Landesversammlung am 13. Dezember 1880 beschlossen die Buren die Wiederherstellung ihres Freistaates und übertrugen die provisorische Regierungsgewalt an Martin Pretorius, Paul Krüger und Piet Joubert. Sie griffen zu den Waffen, und es kam zu einem kurzen, unblutigen Kampfe. Die Engländer, die einen Gesamtaufstand aller Buren in Südafrika zu befürchten Ursache hatten und um das für wertlos gehaltene und vom Meere abgeschlossene ungefährliche Transvaal keinen ernstlichen Krieg führen mochten, schlossen schon am 4. August 1881 in der Konvention von Pretoria einen Frieden, in welchem sie die Unabhängigkeit der „Südafrikanischen Republik" — so nannte sich Transvaal jetzt mit einem anspruchsvollen Namen — anerkannten. Sie wurden allerdings peinlich überrascht, als seit 1883 eines von den wertvollen Minenfeldern nach dem andern, besonders seit 1884 die unermeßlich reichen Goldfelder des Witwatersrandes entdeckt wurden. Es stellte sich heraus, daß Transvaal an Diamanten, Gold, Kupfer, Zinn, Kohlen und andern wertvollen Schätzen eines der reichsten Länder der Erde ist. Da war es ohne zu große Schwierigkeit möglich, die zerrütteten Finanzen zu sanieren und das Staatswesen gesund aufzubauen. Allerdings ergoß sich damit auch ein starker Strom nichtburischer Einwanderer in das Land; bei dem Ausbruch des Freiheitskrieges

standen sich in Transvaal 80000 Buren und 208750 Nichtburen, sogenannte Uitlanders gegenüber. Das machte es für die burische Minderheit schier unmöglich, sich als Herrenschicht die Herrschaft und die Verwaltung auf die Dauer zu sichern, zumal ihnen die Uitlanders sowohl an allgemeiner Bildung und Intelligenz wie vor allem an den für die Aufschließung und Nutzbarmachung der riesigen Bodenschätze erforderlichen großen Kapitalien und an technischer Erfahrung weit überlegen waren.

Für uns kommt im Blick auf die uns beschäftigende Missionsgeschichte mehr eine andere, eng damit zusammenhängende Entwicklung in Betracht. Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatten staatliche und wirtschaftliche Interessen ihre Basis fast ausschließlich in dem Küstenstrich von der Kapstadt bis Port Elisabeth; da gab es wenigstens einige wirtschaftlich stärker entwickelte Bezirke und aufblühende Städte, wenn auch in kleinem Maßstabe. In dem weiten Innern gab es gleichsam einige zerstreute Oasen, Farmer-Dörfer, aber sonst nur vereinzelte Farmen mit einem mehr oder weniger großen Anhang von farbigen Arbeitern und Dienstleuten und dazwischen, sich von ihnen nicht sehr deutlich unterscheidend, Missionsstationen als Sammelplätze der Farbigen. Dies Bild gestaltete sich nun schnell und gründlich um, nicht nur dadurch, daß in Kaffraria und Transkei, im Oranjefreistaat und Transvaal nunmehr große Massen von Eingeborenen, und zwar vorläufig meist noch straff in der alten Stammesorganisation gegliedert, in die Kolonisation einbezogen wurden, sondern vor allem durch eine Verlegung des Schwerpunktes der weißen Siedelung von der Küste in das Inland, aus der Kapkolonie nach Transvaal. Das Kapland war, von einem mäßigen Minenbezirk im Klein-Namalande abgesehen, arm an den im Innern in so verschwenderischer Fülle aufgefundenen Mineralien; es blieb auf seine landwirtschaftliche Produktion angewiesen. Allerdings gewann auch diese eine erhöhte Bedeutung, seitdem im Innern Großstädte und Minenkamps wie die Pilze aus der Erde schossen, die für ihre Lebensmittelversorgung auf jene landwirtschaftlichen Bezirke angewiesen waren. Und in Verbindung mit der allgemeinen Erstarkung Südafrikas ergab sich auch die Möglichkeit, Landwirtschaft und Viehzucht, besonders Wollschafzucht, in solchem Umfang zu betreiben, daß auch für den Export noch erhebliche Mengen übrig blieben. Aber die Gold- und Diamantenstädte, die Kohlen- und Erzlager zogen das wirtschaftliche Leben an und förderten es mächtig.

Hier war ein schier nicht zu befriedigender Bedarf an ungelernten farbigen Arbeitskräften, hier konnten verhältnismäßig hohe Löhne gezahlt werden. Hierher zog sich das Netz der Eisenbahnen und sonstigen modernen Verkehrsmittel. Hier strömte also die europäische Kultur in breitem Strome und unaufhaltsam bis in das Herz der im ersten Drittel des Jahrhunderts noch so gut wie unberührten Massen der Eingeborenen.

Um der Übersichtlichkeit willen schließen wir auch die allgemeine missionarische Entwicklung in diesem wie in dem folgenden Kapitel mit der Kapkolonie, mit Einschluß der allmählich hinzukommenden Gebiete von Kaffraria und Transkei — zusammen. Denn hier sind zumal bis zur Jahrhundertwende die großen Missionsfragen verhandelt und entschieden worden. Allerdings tritt die eigentliche alte Kapkolonie, in der sich in der Hauptsache im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts die Missionsgeschichte abgespielt hatte, mehr und mehr zurück. Seit der Mitte des Jahrhunderts ist es wegen des Mangels an Quellen kaum noch möglich, ihren Christianisierungsprozeß, außer in beschränkten Gebieten wie den Arbeitsfeldern der Brüdergemeine, der Rheinischen und der Berliner Mission, zu beschreiben. Es ist eine langsame Assimilation und Aufsaugung der geistig und wirtschaftlich verarmten Hottentottenscharen. Frische fröhliche Missionsarbeit an den Heidenmassen begann erst jenseits des Großen Fischflusses und des Oranje.

Bis zur Sklavenemanzipation unterschied man in der Kapkolonie — sie war damals das Hauptsiedelungsgebiet der Weißen und Hauptarbeitsfeld der Mission — drei Hauptgruppen von Farbigen, die Freien, die Sklaven und die Oorlams. Die Mehrzahl der Sklaven war eingeführt; die meisten von der Ostküste Afrikas; sie wurden deshalb Mozambiker genannt. Ein zweiter, einflußreicher, wenn auch an Zahl schwächerer Bestandteil stammte aus den indonesischen Besitzungen Hollands. Dieser malaiische und mohammedanische Teil gewann eine gewisse Bedeutung dadurch, daß Holland das Kap als Verbannungsort für politische Verbrecher oder Verdächtige betrachtet hatte. Es waren deshalb unter den dortigen Malaien bisweilen Fürsten und andere einflußreiche Leute gewesen.[1]) Der Rest der Sklaven stammte aus allen Teilen der farbigen Welt; nur

[1]) Man zählte 1872: 5000, 1909: 15682 Kap-Mohammedaner. Allerdings sind sie nicht alle Malaien bezw. malaiischer Abstammung. Ihr Islam hat zu

weiße Sklaven, die z. B. in Nordamerika eine gewisse Bedeutung gehabt haben, scheint es am Kap nicht gegeben zu haben. Diese Sklaven, deren Los am Kap dasselbe gewesen war wie in den andern Sklavenländern, wurden also 1838 durch die Aufhebung der Sklaverei in allen britischen Besitzungen frei.

Rechtlich anders standen von Anfang an die Eingeborenen der Kolonie; sie waren im allgemeinen keine Sklaven im gewöhnlichen Sinne und wurden nicht wie Ware verhandelt. Aber ihrer Herden und ihres Grundbesitzes beraubt, wirtschaftlich verarmt, vielfach verkommen, waren sie in ein Verhältnis der Hörigkeit zu den Weißen geraten, das oft drückender und nachteiliger war als die Sklaverei selbst. Auch dieser Hörigkeit und Schuldsklaverei machte eine Reihe von Erlassen der englischen Kolonialregierung ein Ende, deren Abschluß die erwähnte Verordnung von 1828 war. Unabhängige Stämme der Eingeborenen gab es in der Kolonie in ihrem damaligen Umfange wenig.

Seit der Sklavenemanzipation waren in der Kolonie dem Buchstaben nach die Farbigen aller Art einander rechtlich gleich gestellt, und zwischen ihnen und den Weißen war vor dem Gericht kein Unterschied. Es war, wie in den andern Ländern der Sklavenemanzipation, zunächst eine schwierige Übergangszeit zu überwinden. Die Farbigen waren mit einem Schlage auf eigene Füße gestellt; aber sie konnten ihre Freiheit noch nicht gebrauchen. Bisher hatten ihre Herrn für ihre Lebensbedürfnisse, Nahrung, Kleidung, Pflege in Krankheitszeiten usw. Fürsorge getragen. Jetzt sollten sie für sich selbst sorgen. Das wollte gelernt sein. In Nordamerika halfen nach der Sklavenbefreiung 1863 ein überaus reicher Boden und unbegrenzte Strecken jungfräulichen Waldes ihnen über die ersten, schwierigsten Jahre hinweg. Südafrika war damals ein armes Land. Dem kärglichen und wegen der Unsicherheit des Regens ungewissen Boden größere Ernten abzuringen, hatten die Farbigen nie gelernt. Viehherden besaßen sie nicht mehr. Handwerke kannten sie auch nicht, und es gab auch zu wenig städtische Ansiedlungen, um einer größeren Zahl auf diesem Wege eine Existenz

---

Zeiten, zumal in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, auf verarmte und verkommene Weiße, vielleicht noch mehr auf die Eingeborenen und die Mischlinge Anziehungskraft ausgeübt. Er stellte sich auch hier als die Religion des braunen Mannes dar im Gegensatz zu den weißen Bedrückern.

zu ermöglichen. So fand eine große Zerstreuung der Farbigen statt. Viele hängten sich in Stadt und Land an die Weißen, und es war vielleicht ein Glück für sie, daß die Buren mit ihren schnell wachsenden Herden ein großes Dienstpersonal gebrauchten. Andere rotteten sich in Horden zusammen und führten an den Grenzen der von den Buren besiedelten Landstriche als Nomaden und Jäger, als Viehdiebe und Räuber ein unstetes Leben, wie die Jagers im Kleinnamalande und die Bergenaars südlich vom Oranjefluß. Noch andere gingen über die Grenzen der Kolonie und zerstreuten sich über die nördlich angrenzenden Einöden. Es war eine kritische Zeit für die eingeborene Bevölkerung der Kolonie. Nie bedurften sie mehr, daß ihnen in Geduld und Liebe nachgegangen wurde. Es war deshalb von besonderer Wichtigkeit, daß eben damals die Mission durch den Eintritt neuer und leistungsfähiger Gesellschaften einen Aufschwung nahm.

Parallel mit dieser ungünstigen Entwicklung der farbigen Bevölkerung der Kolonie lief die Ausbreitung der Buren über die Kolonie hinaus. Die holländisch-ostindische Kompanie hatte in krämerhafter Kurzsichtigkeit auch die Burensiedelung in weiterem Umkreise des Kaps kleinlich beschränkt und hatte sich ein drückendes Handelsmonopol vorbehalten, das allen Import und Export an die Kapstadt fesselte. Die neue englische Herrschaft gewährte den Buren freien Spielraum und beförderte sogar, soweit es ihre beschränkten Machtmittel erlaubten, eine weite Ausbreitung der burischen Ansiedlungen. Das hatte in einer Landschaft nach der andern die Zurückschiebung und Verdrängung der Eingeborenen zur Folge und führte langsam jenen neuen Zustand herbei, daß sich die Bevölkerungszahl von Weiß und Schwarz fortgesetzt zu Ungunsten der Schwarzen verschob. Zunächst wurde die Kapkolonie „weißen Mannes Land". Infolge der großen Burentreks zumal in den Jahren 1836—1839 wurden erst Natal, dann der Oranjefreistaat und Transvaal in den Bereich der europäischen Kolonisation einbezogen. Im Jahre 1705 zählte man in Südafrika 1609, ein Jahrhundert später 1806: 26000 Weiße. Bis zum Jahre 1892 war die Bevölkerung weißer Abstammung auf 687472 angewachsen. Sie differenzierte sich in die beiden großen Gruppen der Buren und der Nichtburen, die überwiegend Briten waren. Unmittelbar vor dem Ausbruche des Burenkrieges zählte man in der

Kapkolonie	226 474	Buren,	150 510	Nichtburen,
Natal	4 065	„	40 350	„
Freistaat	75 443	„	2 273	„
Transvaal	80 000	„	208 750	„
Rhodesia	?	„	5 000	„

Insgesamt also in Südafrika an Weißen 385 982 Buren und 406 883 Nichtburen. Im Westen der Kapkolonie, im Oranjefreistaat und auf dem flachen Lande von Transvaal mit Ausschluß der Minendistrikte überwogen bei weitem die Buren. Sie hielten die weiten Flächen des Landes besetzt. Durch britische Ansiedlung waren planmäßig einige kleinere ländliche Bezirke des östlichen Kaplandes (besonders zwischen dem Buschmannflusse und der Keiskamma 1820) und in den Küstenbezirken von Natal (1848—1852) besiedelt. Im übrigen waren die britischen Einwanderer überwiegend Städter; sie fanden sich in Scharen erst ein, als 1869 die Diamantenfelder des Westgriqualandes, zumal in Kimberley und Beaconsfield, und noch mehr, als seit der Mitte der 80er Jahre die ungeheuren Gold- und Mineralschätze Transvaals, zumal die Goldminen des Witwatersrandes bei Johannesburg und der Diamantenreichtum der Premiermine bei Pretoria, entdeckt wurden.

Das Nebeneinanderwohnen der Weißen und der Farbigen machte die Frage ihres gegenseitigen Verhältnisses brennend, zumal die Weißen immerhin eine kleine Minorität gegenüber den Farbigen bildeten; 1891 standen im Bereiche der späteren Union von Südafrika 687 472 Weiße 4 350 000 Farbigen gegenüber; sie verhielten sich also zueinander wie 1 : 6. Die Frage nach dem Verhältnis der Weißen zu den Schwarzen wurde von den Buren anders beantwortet als von den Briten. Den Buren galten die Farbigen auch jetzt noch im allgemeinen als das verfluchte Geschlecht Hams; kein Kananiter dürfe in die Gemeinde Gottes aufgenommen werden.[1]) Die Schwarzen hatten darum im allgemeinen keine Menschenrechte; sie hatten das Recht zu leben und zu besitzen nur als Diener der Weißen, wozu sie von Gott bestimmt schienen. Wenn Schwarzen die Möglichkeit gegeben wurde, sich eine unabhängige Stellung und größeren Besitz

[1]) Noch in dem Gesetz des Jahres 1910, durch welches sich die holländisch-reformierten Kirchen von Südafrika zu einer Einheit zusammenschlossen, heißt es in § 10: „Keine farbige Person soll ein Recht haben, . . . auch in der vereinigten Kirche (außerhalb der Kapkolonie) Mitgliedschaft zu beanspruchen".

zu erwerben, so war das in den Augen der Buren alten Schlages ein Verrücken der Ordnungen Gottes; er nannte das Sünde. Demnach mußten die freien Stämme von den Weißen unterworfen werden; ihr selbständiges Bestehen galt als wider Gottes Ordnung. Die europäischen Kolonien oder Staaten Südafrikas hatten ihrer Ansicht nach den Beruf und die Pflicht jene zu unterwerfen und ihnen ihr Land zu nehmen, sowie Israel einst den Beruf und die Pflicht hatte, Kanaan einzunehmen und die dort wohnenden Heiden auszurotten oder sie sich untertan zu machen. Die unterworfenen Stämme verloren nicht nur ihre Selbständigkeit, sondern auch das Recht auf Grund und Boden. Ein Schwarzer besitzt kein Land. Stämmen, die glaubten, noch im Besitz des von den Vätern ererbten Landes zu sein, wurde das Land gleichsam unter ihren Füßen fort vermessen, in Grundstücke verteilt und mit allen darauf liegenden Siedelungen der Farbigen weißen Leuten als Eigentum zugewiesen. Wenn irgend tunlich, wurden die Unterworfenen als Dienstleute unter die Farmer verteilt. Die Plakkerwet in Transvaal, deren harte Bestimmungen vielfach auch von den Oranje-Buren angewandt wurden, ordnete das Verhältnis. Danach durften auf dem Privatgrundstück eines weißen Mannes nicht mehr als fünf Familien schwarzer Leute beieinander wohnen. Der Schwarze hatte in den Burenstaaten nicht das Recht, gegen einen Weißen klagbar zu werden. Nur einzelne Landdroste haben hier und da in Eigentumsfragen Klagen von Dienstleuten gegen ihre Herrn angenommen. Das Prinzip, daß der Schwarze sich über die Stufe eines Arbeiters oder Dieners des Weißen nicht erheben sollte, trat auch in der Tatsache hervor, daß in der Transvaalrepublik keine einzige Schule, auch keine Industrieschule für Schwarze, von der Regierung eingerichtet wurde, noch die Missionsschulen aus Staatsmitteln subventioniert wurden (AMZ. 1901, 400. 404 f.). Dabei hatten die Buren in der Behandlung der unter ihnen stehenden Schwarzen im allgemeinen eine zwar strenge, oft harte, aber glückliche Hand. In ihren Häusern herrschte stramme sittliche Zucht und kirchlicher Sinn, und diese spartanische Strenge hatte auf die zum Leichtsinn und zur Zuchtlosigkeit neigenden Farbigen einen heilsamen Einfluß. Dazu herrschte in dem Verhältnis der weißen Dienstherrn zu den farbigen Hörigen ein patriarchalischer Zug, der sich auf die Fürsorge für die Alten und Kranken erstreckte. Die Farbigen waren doch eben mehr oder weniger Hausgenossen und nahmen am Leben des Bauern, des Baas und der Mevrouw, Anteil. Sie gaben ihre

Eingeborenen-Sprachen zugunsten des Kapholländischen auf; sie sahen doch trotz allem im Buren ihr Vorbild. Im ganzen waren die Buren Farmer, zumal Viehzüchter im Großbetriebe. Die Farbigen kamen für sie hauptsächlich in Betracht, um für ihre extensive Viehwirtschaft die erforderlichen Hilfskräfte reichlich und billig zur Verfügung zu stellen. Der Gedanke an eine Gleichberechtigung der Schwarzen mit ihnen, womöglich an ein aktives oder gar passives Wahlrecht derselben für die gesetzgebenden oder das Land regierenden Körperschaften, lag außerhalb ihres Gesichtskreises. Und die „Linie der Farbe" sollte unter allen Umständen aufrecht erhalten werden.

Anders war von vornherein das Verhalten der Briten zu den Schwarzen orientiert. Sie hatten in ihrer englischen Heimat schon seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine große Erziehung zur Humanität und den Menschenrechten durchgemacht; diese waren ihnen mehr oder weniger in Fleisch und Blut übergegangen. Außerdem kam der Brite nicht als Viehbauer, für den der Eingeborene entweder als Hütejunge oder als Viehdieb, also entweder als Knecht oder als Widersacher in Betracht kam; er kam als Händler, dessen Hauptinteresse darin bestand, Abnehmer seiner Waren und Produzenten für die ihm nützlichen Rohprodukte zu gewinnen. Zudem liegt im britischen Charakter eine gewisse Großmut gegen den „kleinen Bruder", d. h. gegen die, welche sich seinen Ansprüchen an Herrschaft und Leben willig unterordnen oder wenigstens nicht damit in Konflikt geraten. So gewährten die Engländer auch in Afrika nicht nur den Sklaven die Freiheit; sie erkannten den Eingeborenen auch einen Anspruch an den Grund und Boden ihrer Väter und an privaten Besitz zu; sie räumten ihnen in der Kapkolonie, wo sie die Herren waren, schon 1828 das Recht ein, Grundbesitz zu erwerben. Sie bauten in dem von ihnen kolonisierten Natal ihre Eingeborenen-Politik auf der Anschauung auf, daß man die Schwarzen am besten in ihrem Sonderleben ungehindert sich selbst überlasse und sie durch ihre eigenen Häuptlinge nach väterlicher Sitte und nach eigenem Recht regiere. Sie waren auch in einer unbestimmten, allgemeinen Anerkennung der Menschennatur der Schwarzen — im Unterschied von ihrer Behandlung durch die Buren als swarte schepsel (Geschöpfe) — nicht abgeneigt, für ihre intellektuelle Förderung durch Schulen beizutragen. Ja, sie gewährten den Farbigen frühe, vielleicht allzufrüh, das aktive und passive Wahlrecht; in der Kapkolonie war

dasselbe an gewisse, leicht zu erfüllende Bedingungen des materiellen und geistigen Besitzes gebunden; in Natal konnte es bei Erfüllung solcher Bedingung wenigstens einzelnen Farbigen gewährt werden. Prinzipiell also hatte man nichts dagegen einzuwenden, daß sich die Schwarzen auch in das von den Weißen geschaffene Kultur- und Staatsleben eingliederten und an dessen Früchten teilnahmen; war man doch im Gefühl der überlegenen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Stärke gewiß, daß die Farbigen eben selbstverständlich nur das breite Fundament britischer Weltmacht würden verstärken helfen; an der britischen Kultur teilnehmen zu dürfen, ist eben der Menschheit höchste Ehre und Beruf; daß die Farbigen sich solch lockender Aussicht gegenüber in Rassengegensatz und Nationalbewußtsein feindselig versteifen könnten, lag außerhalb der Berechnung.

So war das Burentum im allgemeinen auch der Mission abgeneigt; man hielt den Versuch, aus den Schwarzen als den verfluchten Kindern Hams Christen wie sie selbst zu machen, mehr oder weniger für einen Frevel gegen die göttliche Ordnung; man sah in den Missionaren weltfremde Enthusiasten, die den Farbigen die Köpfe verdrehten und in ihnen ungerechtfertigte Ansprüche erweckten. Die Briten dagegen waren von Haus aus der Mission geneigt; sie brachten den religiösen und kulturellen Bestrebungen zur Hebung der Farbigen, zu ihrer Gewöhnung an ein seßhaftes Leben, an geordneten Ackerbau und an Kleidung ein wohlwollendes Interesse entgegen. Kein Wunder, daß die von dem enthusiastischen Holländer Dr. van der Kemp schon 1799 in den Burenkreisen gegründete „südafrikanische Missionsgesellschaft“ nach einem ersten Anlaufe Jahrzehnte lang kümmerlich dahinsiechte und bei den streng holländisch-reformierten Buren mehr Widerstände und Hemmungen als Förderung fand. Dagegen lag die Missionsarbeit überwiegend in den Händen der Engländer und englischer Missionsgesellschaften.

Es fanden nun aber in weitem Maße Ausgleichungen zwischen den beiden grundverschiedenen Anschauungsweisen, der burischen und der britischen, statt. Viele Engländer, die in Südafrika Farmer, vielfach auch durch Heiraten mit den Buren verschwägert wurden, näherten sich der burischen Auffassung und waren geneigt, das Eingeborenen-Problem vorwiegend unter dem Gesichtspunkte anzusehen, daß die aufstrebende, höhere Kultur der Weißen allein Recht habe, die Farbigen dagegen lediglich als ungelernte Arbeitskräfte zur Er-

reichung und Erleichterung der Kulturziele der Weißen in Betracht kämen. Umgekehrt in den Kreisen der Buren zog zumal durch schottische Geistliche, allen voran durch die seit 1816 in ihrer Mitte wirkende, weitverzweigte Familie der Murrays, ein humanerer, auch missionsfreundlicherer Geist ein. Jene alttestamentlich-mittelalterlichen Anschauungen von den Eingeborenen als dem „schwarzen Vieh", den verfluchten Hamiten, den von Gott zur Ausrottung bestimmten Kananitern und den Buren als dem auserwählten Israel Gottes wurden in weiten Kreisen überwunden. In der Kapkolonie gingen Erweckungen, die methodistischen Charakter trugen, durch manche Gegenden. So erwachte in der Burenbevölkerung des Kaplandes und auch des Freistaates vielfach Missionsverständnis, teilweise sogar tätige Teilnahme an dem Werke. Die „südafrikanische Missionsgesellschaft" erwachte seit 1857 zu neuem Leben; sie hatte im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts im Durchschnitt eine Jahreseinnahme von 200 000 Mark. Es wurde in besseren Burenkreisen mehr und mehr feste Ordnung, daß jeder christliche Weiße verpflichtet sei, auch für die religiöse Unterweisung der Farbigen zu sorgen. In manchen Kirchdörfern wurde von den Weißen für die Farbigen eine eigene Kirche erbaut, oder es wurden für sie in den Kirchen der Weißen einige Bänke reserviert. Man nahm keinen Anstoß daran, ja pflegte es sogar, daß der Pfarrer zugleich auch eine farbige Gemeinde pastorierte und ihr die Sakramente spendete.



In den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fand eine weitere tiefgreifende Verschiebung in dem Verhältnis von Weiß und Schwarz statt. Die europäische Kultur schob sich mit der Begründung von Farmen, dörflichen und städtischen Ansiedlungen mehr und mehr über das ganze Land vor; Verkehrswege und Eisenbahnen schlossen auch abgelegene Landesteile auf; die Farbigen konnten sich nicht mehr in ihre Berge, Wälder und Einöden zurückziehen; ein Stamm nach dem andern, ein Volk nach dem andern wurde von den Buren planmäßig unterworfen und in die Kulturbewegung hineingezogen. Ferner bedurfte das immer komplizierter werdende Wirtschaftsleben der Weißen immer zahlreichere ungelernte Arbeitskräfte; die Farm- und Plantagenwirtschaften auf dem Lande und noch mehr die Städte verlangten tausende von Händen. Andererseits wurde auf die Eingeborenen durch die Einführung und allmähliche Steigerung von Hütten- und Kopfsteuern ein Druck ausgeübt, der sie nötigte, gelderwerbende Arbeit zu suchen, um die Steuern für die Familie

oder den Stamm zahlen zu können; sie wurden so indirekt den Weißen zugetrieben. Dieser Prozeß nahm einen ungeheuren Aufschwung, als seit 1869 die Diamantenfelder von Kimberley und Beaconsfield [1]) und seit 1884 die Goldfelder des Witwatersrandes entdeckt wurden. Die Weißen erkannten, daß die eigentlichen Schätze Südafrikas nicht in der immerhin mühsamen und infolge der häufigen Dürren, Rinderpesten und anderen Viehkrankheiten, Heuschrecken usw. unsicheren Landwirtschaft, sondern in den ungeheuren Vorräten an Gold, Diamanten, Kohle, Kupfer und anderen Edelmetallen liegen, die mit einer sonst kaum ihresgleichen findenden Fülle über Transvaal und Rhodesia ausgeschüttet sind. Das ganze Wirtschaftsleben Südafrikas gewann dadurch eine neue Gestalt; die Minendistrikte rückten in den Mittelpunkt. Am Witwatersrand waren während des Jahres 1911 in

Johannesburg	farb.	Minenarb.[2])	59 039,	sonst.	farb.	Arbeiter	68 757,	zus.	127 797
Roodeport	„	„	18 886,	„	„	„	1 415,	„	20 301
Krügersdorf u. Randfontein	„	„	33 684,	„	„	„	3 788,	„	37 472
Germiston	„	„	35 360,	„	„	„	5 772,	„	41 132
Boksburg	„	„	22 445,	„	„	„	2 302,	„	24 747
Benoni	„	„	20 404,	„	„	„	2 041,	„	22 445
Springs	„	„	3 309,	„	„	„	761,	„	4 070

[1]) EMM. 1893, 225: Meyer, Deutsche Missionsarbeit auf den südafrikanischen Diamantenfeldern. 1867 sah Schalk van Stinkerk den ersten Diamanten in den Händen spielender Kinder. 1869 wurde bei Zandfontein am Oranje der „Stern von Südafrika", ein 83 Karat schwerer Diamant gefunden. Allein die Kimberleygrube ergab in den Jahren 1870—1908 18 611 kg Diamanten im Werte von 2⅔ Milliarden Mark. Im Jahre 1884 fand Arnold auf dem Gute Geldenhuis in Transvaal das erste Gold in den Konglomeraten des Witwatersrandes. Ein Jahr später wurde auf der Farm Wilge Spruit das erste Goldbergwerk angelegt. Heute fördern Transvaal und Rhodesia 45 % der ganzen Goldausbeute der Welt. Transvaal allein lieferte 1917 gegen 9 Millionen Unzen Gold im Werte von 766 Millionen Mark.

[2]) Geschichten und Bilder aus der Mission. Heft 30. Halle 1912: Wilde, Die Compound-Mission in SA. Als ein Beispiel der bunten Zusammensetzung einer südafrikanischen Großstadt führen wir Kapstadt an. Es hatte 1891 in der Stadt selbst 51 251, mit den Vorstädten 83 718 Einwohner. Davon waren 38 000 Farbige. Diese verteilten sich auf die verschiedenen kirchlichen Denominationen wie folgt: Anglikaner 12 000; Burisch-Reformierte 9600; Brüdergemeine 2168; Wesleyaner 2000; Äthiopier 700; Kongregational. 300; Berliner Mission 250; Holländisch-Lutheraner 100; diverse 200; dazu 8259 Mohammedaner und ca. 2000 Heiden. Die Bevölkerung der Kapstadt war übrigens bis 1904 auf 169 641 an-

Insgesamt waren am Witwatersrand farbige Arbeitskräfte in den Minen 193 127, sonstige 84 836, zusammen 277 963. Ähnlich, nur in kleinerem Maßstabe, stand es in den andern Minenstädten und aufstrebenden Städten Südafrikas. Weitaus die Mehrzahl dieser farbigen Arbeiter war nur kurze Kontraktzeiten, meist nur sechs Monate, in den Städten und kehrte dann zu ihrem Stamm zurück. Bedenken wir, daß in Südafrika bis zum Sambesi etwa 8¼ Millionen Farbige leben und daß in jedem Jahre reichlich 400 000 sich vorübergehend in den Städten und Minenzentren aufhalten, so sehen wir, daß in der Regel 5 vom Hundert oder, da es sich im Jahre um wenigstens zwei Schichten handelt, sogar 10 % der Eingeborenen auf der Wanderung von und nach den Städten sind, und da glücklicherweise weit weniger Frauen als Männer in den Städten und Minen Arbeit suchen, so muß man die in jedem Jahre auswärts auf Arbeit ziehende männliche Bevölkerung auf 15—20 % der Gesamtzahl einschätzen. Das hat für die Umgestaltung des Lebens der Eingeborenen tiefgreifende Folgen. Die ehedem so straffe Stammesorganisation, die den sittlichen und religiösen Halt der Schwarzen bildete, löst sich langsam, aber unaufhaltsam auf. Die arbeitsfähigen jungen Männer ziehen hinaus ins Großstadtleben mit seinen andersartigen Verhältnissen; mag immerhin noch ein Jahrzehnt oder ein Menschenalter der Halt der Stammessitte und des Sippenzusammenhanges stark genug sein, um die als Stadtgigerl mit Glacéhandschuhen und Vatermördern auf den Kraal Zurückkehrenden wieder zur Felldecke und zum roten Ocker zu bekehren, der Kanäle, auf denen das Kulturleben auch in die abgelegenen Walddörfer eindringt, sind zu viele, als daß sich die primitive Unkultur behaupten könnte. Die Scham über die eigene Barbarei, das Verlangen nach dem höheren Lebensstande der Weißen, und der Kulturhunger erwachen. Auch die väterliche Religion mit ihrem unbegreiflichen Unsinn und der bösartigen Tyrannei der Zauberei genügt nicht mehr, seitdem mehr oder weniger alle Männer den großen Gott der Christen, deren geistigen Gottesdienst, ihr heiliges Bibelbuch und ihr lebendiges Gemeindeleben kennen gelernt haben.

---

gewachsen. — Nur eine Episode bildete seit 1904 einige Jahre lang die Zufuhr chinesischer Kulis als Minenarbeiter. Es wurden im ganzen etwa 40 000 Chinesen, meist aus Schantung eingeführt. Sie bewährten sich aber in den Minen durchaus nicht und wurden auf Parlamentsbeschluß wieder nach China zurückbefördert. Die Südafrikaner betrachteten es damals als eines Kulturstaates unwürdig, chinesische Arbeiter zu beschäftigen.

In den Städten lauern aber auch große Gefahren. Der Auswurf der Weißen, zum Teil wahre Verbrechertypen, macht sich an die unerfahrenen, in ihrer ungezügelten Sinnlichkeit ungefestigten farbigen Arbeiter heran; die Verführung zum unmäßigen Branntweingenuß, zu perversen sexuellen Ausschweifungen, zu raffiniertem Diebstahl und Verbrechen, zur Eitelkeit und Verschwendung wird vielen, leider zu vielen zum Verderben. Sie vertun fast ihren ganzen, unter Gefahr für ihr Leben und ihre Gesundheit schnell erworbenen Lohn oder setzen ihn in Tand und Kleider, in Flinten und Kugeln um und kehren mit schwer geschädigter Gesundheit, mit schmutzigen Krankheiten oder dem Keim der Schwindsucht in den Heimatkraal zurück. Andererseits ist diese Zusammenführung von Zehntausenden oder Hunderttausenden, die sonst so zerstreut in hunderten von abgelegenen Kraalen, womöglich in ungesunden, von Malaria verseuchten Wäldern und Bergtälern wohnen, eine einzig günstige Missionsgelegenheit, die nach Kräften ausgekauft werden muß. Leben auch die Minenarbeiter meist in ausgedehnten Wellblechcompounds zu tausenden enggedrängt beieinander, und macht der Lärm der schwatzenden, tanzenden Menge oder die Müdigkeit nach zehnstündiger harter Arbeit unter der Erde nicht eben die Geister lebendig und empfänglich, hier ist ein großes Ackerfeld, in das der gute Same mit vollen Händen ausgestreut werden kann. Diese wohltätige stille Arbeit ist notwendig als Gegengewicht gegen die Verführungskünste gewissenloser weißer Ausbeuter. Und die Loslösung aus dem Bannkreis des Heimatdorfes und der väterlichen Sitte und die überraschende Erfahrung des Zusammenseins mit tausenden brauner Landsleute mit andern väterlichen Sitten, andern Religionsgebräuchen und andern Überlieferungen macht das Nachdenken über die schöne Botschaft der Missionare leichter und eindrücklicher. Das Kommen und Gehen von den Lokationen nach den Minen und zurück vollzieht sich mit der Regelmäßigkeit von Ebbe und Flut; es revolutioniert langsam das ganze Leben der Farbigen.

Diese Umgestaltung ist tatsächlich seit der Zeit der Sklavenemanzipation weit vorgeschritten. Um 1830 überwogen die Sklaven und die Oorlams (d. h. die in den Häusern und auf den Farmen der Weißen aufgewachsenen und lebenden Farbigen) im Westen der Kapkolonie, die freien Stämme im ganzen übrigen Südafrika. Am Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man die Farbigen etwa in folgende drei Gruppen einteilen: a) die auf den Lokationen (d. h. den für die Farbigen reservierten Gebieten) lebenden. Diese Lokationen

wurden aber mehr und mehr beschnitten und abgegrenzt. Nur das Süd-Bassutoland zwischen dem Drakengebirge und dem Caledonfluß, die großen Stammesgebiete der beTschuanenstämme im Betschuanen-Lande und -Protektorate und die wenig zivilisierten weiten Gebiete im portugiesischen Ostafrika boten noch große Flächen, wo die Farbigen nach der Väter Weise in ungehemmter Freiheit sich ausleben konnten. Überall im britischen Südafrika wollten die knapp bemessenen Lokationen mit ihrem meist dürftigen Acker- und Weideland nicht mehr ausreichen. b) Die zweite Gruppe bildeten die Farbigen auf den Burenfarmen. Vielleicht lebten sie noch auf dem Grunde der Väter, der nur ohne ihr Wissen und ihren Willen an weiße Herrn zu Farmen aufgeteilt war, oder sie waren durch die Plakkerwet oder andere Ordnungen hierhin verschlagen. Meist waren nur wenige Familien beisammen. Sie hatten während einiger Monate des Jahres oder mit einigen Gliedern ihrer Familie dem weißen Grundherrn in seiner Ackerwirtschaft oder seiner Viehzucht zu helfen. Sie hatten außerdem eine Grundrente zu entrichten, die zusammen mit der an die Regierung und die Kreisverwaltung zu entrichtenden Hütten- und Kopfsteuer für ihre geringe wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eine starke Belastung war. Sie bekamen dafür Land angewiesen, auf dem sie ihre „Gärten" „picken", ihren Mais und Melis bauen und ein paar Ziegen weiden konnten. c) Die dritte Gruppe bildeten die Farbigen auf den in der Nähe der Städte angelegten Lokationen und in den Compounds der Minen. In diesen hielten sich die Minenarbeiter während ihrer Kontraktzeit auf, in jenen wohnten die sonstigen farbigen Hilfskräfte, die Boys, die ungelernten „Hände", die Mägde, die den Tag über in der Stadt zerstreut bei den Weißen in Arbeit waren. Weitaus die meisten Schwarzen, $87\frac{1}{3}$ %, leben auf dem Lande und vom Ackerbau. Von der ländlichen Bevölkerung Südafrikas sind nur $13\frac{3}{4}$ % Weiße, dagegen 86 % Farbige. Von der städtischen Bevölkerung dagegen sind $44\frac{1}{2}$ % Weiße, 21 % Mischlinge und 35 % Schwarze.

Auch die Missionsarbeit mußte diesen tiefgreifenden Umgestaltungen entsprechend neue Formen suchen. Während des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts hatte es hauptsächlich zwei Typen von Missionsarbeit gegeben, diejenige in der eigentlichen Kolonie und die in den freien Ländern jenseits der Grenzen. In der Kolonie hatte die Mission große Liegenschaften erworben, die teils von der Kolonialverwaltung für Missionszwecke überwiesen (Grants), teils von der

Mission angekauft waren (Institute). Diese Missionsstationen waren Zufluchtsplätze für die Farbigen, die sie gern aufsuchten, wo sie unter wohlwollender, bald strammer, bald allerdings auch allzu nachsichtiger Aufsicht in die christliche Lebensordnung und Anschauungswelt eingeführt wurden. Außerhalb der Kolonie ließ sich bald bei diesem, bald bei jenem Häuptling, bald bei diesem, bald bei jenem Stamm ein Missionar nieder, meist unter unsäglichen Anfangsschwierigkeiten. Die Unsicherheit des politischen Bestandes dieser meist auf schwachen Füßen stehenden Stämme, wie bei den verschiedenen Gruppen der Hottentotten, oder ihre unverhohlene Feindseligkeit gegen die Weißen und ihre Religion, wie bei den Kaffern, machten diese Missionsanfänge zwar meist recht romantisch, aber wenig aussichtsvoll. Im weiteren Verlaufe des Jahrhunderts bildeten sich fünf Typen von Missionsarbeit heraus. a) Zunächst die Arbeit auf den Grantstationen und Instituten. Sie bestand noch fort. Zwar die meisten Missionsgesellschaften, auch die bahnbrechenden, wie die Londoner, die Wesleyaner, die Anglikaner, haben dies System ganz oder fast ganz aufgegeben. Sie sind der Ansicht, daß es sich unter den veränderten Verhältnissen der Eingeborenen überlebt hat. Die deutschen Missionen teilen diese Anschauung nicht. Sie wollen solange als möglich den tausenden von Farbigen, welche sich vielleicht vor Menschenaltern unter den Schutz der Mission geflüchtet haben, in der allgemeinen Unruhe einen Friedenshafen erhalten; sie sind zudem der Überzeugung, daß bei der großen Unbeständigkeit und dem Mangel an Zuverlässigkeit des Charakters, der eigentlichen Not der Farbigen, solche Institute ein großer Segen sind, weil auf ihnen ganze Geschlechter unter sorgfältiger religiöser und sittlicher Erziehung stehen und, wenn auch mehr oder weniger in einer zu mannhaftem Gebrauch der Freiheit nicht erziehenden Enge, zu einem guten Kern in der haltlosen Farbigen-Bevölkerung herangebildet werden. Immerhin ihre Bedeutung liegt in der Vergangenheit. Neue derartige Institute wird kaum noch eine Mission anlegen. b) Dagegen hat die zweite Gruppe, die Stationen bei den Stämmen, auf den Lokationen, geradezu entscheidende Bedeutung bekommen. Hier steht meist nicht die auf der eigentlichen, nicht großen Missionsstation betriebene Arbeit in Kirche und Schule im Mittelpunkte des Interesses, sondern die Außenarbeit auf dem Häuptlingskraal, auf den Dörfern und Kraalen in weitem Umkreise, die von Dutzenden von eingeborenen Helfern in Kirche und Schule betrieben wird. Es gilt eine ganze Landschaft mit dem Schalle des

Evangeliums zu erfüllen, oder mit einem andern Bilde, nicht mit der Angel mühsam einen Fisch nach dem andern zu fangen, sondern mit weitausgespanntem Netz einen Zug durch das heidnische Volkstum zu machen. Es gilt inmitten der noch überwiegend heidnischen und erst allmählich zu gewinnenden Umgebung bodenständige Christengemeinden zu bilden, aus denen gesunde Volkskirchen erwachsen können. c) Die dritte Gruppe ist die Arbeit auf den Burenfarmen. Inmitten einer Landschaft, die mit Farmen der Buren überzogen ist, wird auf einem vielleicht nur wenige Morgen großen Grundstück eine Missionsstation angelegt, die als Mittelpunkt für eine Dutzende oder Hunderte von Farmen umfassende Arbeit gedacht ist. Meist wohnen auf jeder Farm nur 25—50 Farbige. Überall muß die Zustimmung des Baas zu der Missionsarbeit auf seiner Farm oder unter seinen Hintersassen eingeholt werden, und sie wird jetzt meist gern gegeben. Dann muß eine Zeit herausgefunden werden, wo man die Farbigen erreichen und sammeln kann. Dann werden an zentralen Punkten Kapellen oder Schulen gebaut, Katechisten oder Lehrer angestellt, und nun wird die sorgfältig gegliederte Arbeit von dem immer wieder umherreisenden Missionar beaufsichtigt und gefördert. d) Die vierte Gruppe bilden die Missionsstationen auf den städtischen Lokationen und für die Compoundarbeit. Hier hat man es überwiegend mit einer freizügigen, beständigem Wechsel unterworfenen Bevölkerung zu tun; es ist besonders notwendig, sie reichlich mit dem Worte Gottes zu bedienen und so viel nachhaltige Eindrücke wie möglich auf ihre Seele auszuüben. Es ist auch meist in den städtischen Lokationen ein Stamm seßhafter Familien vorhanden, der einen guten Kern für die Gemeinde abgibt. e) Die fünfte Gruppe endlich sind die immer mehr zunehmenden städtischen Gemeinden, in denen sich an eine Europäergemeinde mehr oder weniger zwanglos eine farbige Christengemeinde angliedert, die nebenamtlich von dem Pastor der Weißen mitbedient wird. Natürlich kann dieser Typus nur da ausgebildet werden, wo bodenständige Europäergemeinden entweder genug Missionsliebe oder wenigstens gesunden kirchlichen Sinn haben. Er entwickelte sich zuerst in Verbindung mit den wesleyanischen Siedlergemeinden, wurde dann mit großer Tatkraft von den Anglikanern durchgeführt und bürgerte sich schließlich auch in den holländisch-reformierten Gemeinden ein, zumal in dem Maße, als in den letzteren die Verachtung gegenüber den Farbigen einer humaneren Anschauung Platz machte. Allerdings ist die Folge, daß man zumal in der Kapkolonie und dem Oranje-

Freistaate den Missionsprozeß nicht mehr in vollem Umfange verfolgen kann, weil er zum nicht geringen Teil in der regelmäßigen kirchlichen Gemeindearbeit aufgegangen ist.

Die Konsolidierung der Europäer-Herrschaft in Südafrika hat zunächst eine lange Reihe von größeren und kleineren Kriegen zur Folge gehabt, in welchen die noch freien Eingeborenen-Völker unterjocht wurden. Die Buren unternahmen diese Kriegszüge planmäßig und ohne sie zu beschönigen; sie wollten Herren in ihrem Hause werden. Die Briten haben nicht minder derartige kriegerische Unternehmungen gegen die Stämme durchgeführt; aber sie legten Wert darauf, wenn irgend möglich den Schein des Rechts zu wahren; sie waren die „Angegriffenen", die „Bedrohten", die nur in der „Notwehr" zum Schwerte griffen. Und sie bewiesen bei den Friedensverhandlungen nicht selten eine seltsame, bisweilen geradezu unverständige Nachsicht, welche aus „humanen" Rücksichten den Erfolg des ersten Krieges preisgab oder nicht auskaufte und dadurch sofort den Grund zu einem zweiten Waffengange legte. Immerhin seit dem Anfange der achtziger Jahre war die politische Herrschaft der Europäer überall gesichert. Es war damit auch den beständigen Kriegen der Schwarzen untereinander ein Ende gemacht. Und zogen auch gerade infolge der allgemeinen Eröffnung des Landes für den Verkehr vernichtende Seuchen durch Südafrika wie die entsetzliche Rinderpest, die, vom Njassa-See herunterkommend, im Laufe des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts $^4/_5$ des Rinderbestandes vernichtete, so besserten sich doch unter der europäischen Verwaltung auch die gesundheitlichen Verhältnisse der Eingeborenen. Die Frage war nun, wie in der neuen Zeit das Wohnen im Bereiche europäischer Kultur auf die Neger einwirken würde, ob sie wie andere Naturvölker an der Berührung mit der Kultur sterben würden. Die bisher vorliegenden Tatsachen scheinen zu beweisen, daß die Folge umgekehrt eine sehr starke Bevölkerungszunahme ist. Allerdings die eigentlichen Hottentottenvölker in der westlichen Kapkolonie sind zerrieben und mehr oder weniger ausgestorben; Lungenschwindsucht, Aussatz[1]) und andere Krankheiten widerstandsloser Völker haben ihr Lebensmark aufgezehrt. Auch die zersplitterten, schwachen Buschmannstämme sind überall in Südafrika beiseite geschoben und bis auf kümmerliche Reste vernichtet. An ihre Stelle sind die Mischlinge, die „Oorlams",

[1]) 7,4 % sind vom Aussatz angesteckt.

die „Farbigen" getreten, die aus Hottentotten-, Buschmann-, Mozambiker-, Malaien-, Buren- und Engländerblut seltsam gemischt, meist überwiegend Burenart haben und Kapholländisch sprechen. Sie sind ein schwaches Geschlecht, körperlich wenig widerstandsfähig, geistig schwach begabt, charakterlich unzuverlässig und wirtschaftlich weder unternehmungslustig noch betriebsam. Dabei sind sie religiösen Einflüssen meist sehr zugänglich; sie halten sich zur Kirche und Gemeinde, führen oft ein vorbildliches kirchliches Leben und hängen an ihren Missionaren mit einem rührenden, kindlichen Vertrauen, das allerdings nicht selten wie eben bei Kindern in unbelehrbaren, kindischen Trotz und Eigensinn umschlägt. Es ist charakteristisch, daß diese Mischlinge trotz sehr regen kirchlichen Lebens und einer bei ihrer Armut oft geradezu bewundernswürdigen Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke so wenig eingeborene Geistliche hervorgebracht haben. Zur selbstständigen Führung des geistlichen Amts reicht selbst bei den Besseren unter ihnen meist der Charakter nicht aus. Aber auch sie scheinen sich stark zu vermehren; bei dem letzten Zensus zählten sie in Südafrika 688146 und sollen sich im letzten Jahrzehnt um 19,4% vermehrt haben. (1904 zählte man 405276.)

Die Eingeborenen (abgesehen von den Mischlingen) vermehren sich unter den günstigeren Kulturverhältnissen auffällig stark. Man glaubt nachweisen zu können, daß sich die Negerbevölkerung Südafrikas in 30 Jahren verdoppelt. In Natal hat die Verdoppelung in 37 Jahren, in der Kapkolonie in 28 Jahren, im Süd-Basutolande sogar in weniger als 20 Jahren stattgefunden. In den nur 7 Jahren zwischen dem Zensus von 1904 und dem von 1911 hatte sich die Negerbevölkerung um 15,12% vermehrt. Wo man an einzelnen, kleinen Volksgruppen die Vermehrung durch einen längeren Zeitraum verfolgen kann, ist sie phänomenal. Im Süd-Basutolande zählte man 1869: 128672; 1904: 347781; 1911: 403845 Einwohner. Als die Fengu sich 1835 unter britischen Schutz stellten und in die Kolonie einwanderten, berechnete man ihre Zahl auf 18000. Bis zur Jahrhundertwende waren daraus 300000 geworden. Diese sehr starke Vermehrung der farbigen Bevölkerung ist ein wichtiger Faktor in der Eingeborenen-Politik und vom Standpunkte der Mission aus. Leider greift unter ihnen die Trunksucht bedrohlich um sich. Einzelne Staaten wie Natal und Transvaal suchen sich dagegen durch strenge Verbote der Einfuhr und des Verkaufs von Branntwein zu sichern. Aber teils wußten die Weißen und Schwarzen diese Verordnungen

zu umgehen, teils produzierten die Schwarzen selbst aus Mais, Honig und Baumfrüchten Mengen von berauschenden Getränken. In dem „freien Kaffernlande“ jenseits des Kei war Abgabe von Branntwein an Eingeborene nur gegen einen Lizenzschein gestattet; aber viele Magistrate waren in der Ausstellung von Hunderten solcher Lizenzen unverantwortlich nachsichtig. Am schlimmsten war die Not in der Kapkolonie, wo zumal in der Umgebung von Kapstadt große Mengen von schweren Weinen gebaut werden, die auf dem Weltmarkt nur schwachen Absatz finden. Hier werden auch große Quantitäten von minderwertigem Branntwein produziert und in Massen an die farbigen Arbeiter abgegeben. Lange Zeit wurde fast regelmäßig die Hälfte des Lohnes in Kapwein oder Branntwein ausgezahlt. Die arbeitende Bevölkerung war denn auch hoffnungslos dem Trunk ergeben und verlumpte dadurch.

2. Die Mission in der Kapkolonie seit der Sklavenemanzipation.

Richten wir nach diesen zum Teil weiter greifenden, allgemeinen Bemerkungen unsere Aufmerksamkeit zunächst wieder auf das Kapland, so hatte in der ersten Missionsperiode bis zur Sklavenemanzipation die Londoner Mission im Vordergrunde gestanden. Wir wenden uns deshalb zuerst ihrer weiteren Entwicklung zu.

Die Londoner Mission hatte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine ausgebreitete Arbeit in der Kolonie. Von Kapstadt im Westen bis Beaufort im Osten und Colesberg im Norden hatte sie einige 20 Hauptstationen. Die Christianisierung der sich an die christliche Umgebung assimilierenden farbigen Bevölkerung machte schnelle Fortschritte. Es war damals die Zeit, wo von Amerika her die Losung in die evangelische Missionswelt geworfen war, daß sich selbst erhaltende, regierende und ausbreitende Kirchen das Ziel der Mission seien und daß Selbstregierung überall da den Kirchen der Eingeborenen eingeräumt werden dürfe und müsse, wo die Gemeinden die Kosten ihrer kirchlichen Verwaltung selbst tragen. Für Südafrika brachte Pastor W. Elliott, der lange Jahre Missionar der Londoner Mission gewesen war, dann in der Kapstadt ein Pfarramt übernommen hatte, diese Fragen für die Londoner Mission in Fluß. In den von kongregationalistischen Kirchenidealen beherrschten heimatlichen Kreisen fand er ein offenes Ohr. Er setzte mit seiner Kritik bei den Grantstationen und Missionsinstituten ein: Ohne Zweifel hätten sie ehedem eine Bedeutung als Zufluchtsstätten für die unterdrückten

Hottentotten gehabt; aber seien sie jetzt noch nowendig, wo sich die Farbigen überall niederlassen und sich mit jeder ehrlichen Beschäftigung ihr Brot verdienen könnten? Jetzt bestehe vielmehr die Gefahr, daß die Institute faulen, arbeitsscheuen Farbigen Schlupfwinkel gewährten und so dem Lande die notwendigen Erwerbskräfte und den Eingeborenen den ihnen so notwendigen Ansporn des freien Wettbewerbs nähmen. Elliott hatte mit seiner Kritik nicht ganz unrecht; jede Mission, die heute noch in der Kapkolonie Institute unterhält, weiß, daß nach dieser Seite hin ernste Gefahren liegen. Aber er war im Irrtum, wenn er seine Theorie auf der Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der Farbigen mit den Weißen aufbaute. Auch auf gleiche gesetzliche Grundlage gestellt, waren die schwachen, energielosen und unbeständigen Bastarde und Mischlinge noch lange nicht in der Lage, in einen wirtschaftlichen Wettbewerb mit den Weißen einzutreten. Wo gebildete Weiße mit eben aus der Barbarei aufgetauchten Farbigen unter denselben wirtschaftlichen Bedingungen nebeneinander leben, genügt es nicht, daß den Farbigen Gleichberechtigung gewährt wird, sie müssen darüber hinaus noch in eine gewisse väterliche Obhut, Erziehung und Schutz genommen werden; sonst werden sie in dem Kampf ums Dasein von den wirtschaftlich stärkeren Weißen an die Wand gedrückt. Das ist der Grund, warum andere Missionen, besonders die deutschen, sich bis heute verpflichtet halten, die enge Verbindung zwischen den längst christianisierten Gemeinden und der Mutterkirche aufrecht zu erhalten.

Die Leitung der Londoner Mission ging auf die Anregungen Pastor Elliotts ein. Nach langen, mühsamen Vorarbeiten veranlaßte sie, daß 1873 im Kapparlamente eine „Missions Institut Bill" zum Gesetz erhoben wurde. Danach wurde es als das Ziel hingestellt, die großen Ländereien der Grantstationen den darauf wohnenden Farbigen gegen mäßigen Kaufpreis als freies Eigentum zu übertragen, die so gebildeten freien farbigen Bauerngemeinden zu lebensfähigen bürgerlichen und Kirchengemeinden zu organisieren und die so entstandenen Gebilde sich selbst und ihrer eigenen Entwicklung zu überlassen. Die erzielten Erfolge entsprachen den Erwartungen nicht. Die Farbigen zeigten keineswegs einen großen Eifer, von dem außerordentlich günstigen Angebot billigen Landerwerbs Gebrauch zu machen; sie waren zu stumpf, zu wenig betriebsam dazu. Und wo sie Grundbesitz erworben hatten, war die Gefahr groß, daß sie mit ihrem tiefgewurzelten Leichtsinn die eigne Scholle in der ersten wirt-

schaftlichen Verlegenheit wieder verschleuderten. Die Missionsleitung wollte gern die ihr gehörigen Kirchen, Schulen, Pfarr- und andern Häuser in die Verwaltung zuverlässiger Vertrauensmänner aus den Eingeborenen übergeben; aber solche Vertrauenspersonen waren schwer zu finden. Es hielt nicht schwer, die gesammelten Gemeinden zu verhältnismäßig hohen kirchlichen Abgaben heranzuziehen. Allein war auf die Regelmäßigkeit dieser Einkünfte hinreichend Verlaß, um die Existenz weißer Pastorenfamilien darauf zu gründen? Woher sollten die eingeborenen Pfarrer genommen werden, da die Londoner Mission auf ihre Gewinnung und Ausbildung niemals nachhaltigen Fleiß verwandt und im Kaplande nie weder ein Gehilfeninstitut noch ein Predigerseminar unterhalten hatte, von vorübergehenden Versuchen abgesehen? Und boten die unzuverlässigen Hottentotten und Mischlinge überhaupt ein ausreichend brauchbares Material für einen eingeborenen Geistlichen-Stand? Immerhin trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken war es möglich, im Laufe des Jahrzehnts von 1872—1882 alle in der Kolonie gelegenen Stationen mit nur einer Ausnahme zu selbständigen Kongregationalisten-Gemeinden umzugestalten und sie der auch die weißen Gemeinden umfassenden, südafrikanischen „Kongregationalisten-Union" einzugliedern. Nur mit dem Institut Hankey gab es unüberwindliche Schwierigkeiten. Nachdem der Versuch, das wertvolle Land im Interesse der Farbigen in Bauerngüter zu parzellieren an der mangelnden Wirtschaftlichkeit der Eingeborenen gescheitert war, mußte die Londoner Mission erst die wirtschaftliche und dann auch die pastorale Verwaltung des Platzes selbst wieder in die Hand nehmen (1888). Sie setzte dorthin den in südafrikanischer Missionsarbeit erfahrenen John Mackenzie. Dieser mühte sich redlich mit der sittlich verwilderten Platzgemeinde ab, rief eine Mittelschule und ein Gehilfenseminar für die Kongregationalisten-Gemeinden ins Leben und förderte sonst die Station. Aber nach seinem Tode (1899) hat sich (1903) die Londoner Mission endgültig auch von Hankey zurückgezogen. Hankey ist der südafrikanischen Kongregationalisten-Kirche angegliedert. Das auf der Station unterhaltene Lehrerseminar wird auch unter der veränderten Verwaltung fortgesetzt.

Wie groß die Zahl der farbigen Mitglieder der „Kongregationalistischen Union" ist, läßt sich sehr schwer mit einiger Zuverlässigkeit angeben. Eine Kirchenstatistik von 1893 zählte 2728 weiße und 25 653 farbige Gemeindeglieder; eine Statistik von 1905 gab 14 789 Abend-

mahlsberechtigte und 38 303 Anhänger, also 53 092 Personen. Der statistische Atlas der Edinburger Konferenz berechnete für 1908: 17 351 Abendmahlsberechtigte und 69 139 Anhänger. Nach dem Regierungszensus von 1911 gibt es in ganz Südafrika 107 216 farbige Kongregationalisten. In den beiden letzten Zahlen sind die etwa 25 000 Glieder der kongregationalistischen American-Board-Mission in Natal mit eingeschlossen. Der heute noch nachweisbare Ertrag der umfangreichen Arbeit der Londoner Mission sind also etwa 80 000 farbige Christen, von denen kaum ein Viertel volle Gemeindeglieder sind.

Die Arbeit der Wesleyaner wurde in der westlichen Kapkolonie nicht mit demselben Nachdruck betrieben wie im Kaffernlande und in Transvaal. Sie hatte am Kap mehr als in den eigentlichen Missionsbezirken Rückhalt an weißen Siedlergemeinden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren die rührigen Wesleyaner in der Kolonie die eigentlichen Träger des geistlichen Amtes, die sich überall bemühten, Gemeinden zu gründen und Kirchen zu bauen. Seitdem wurden sie von der fast stürmisch vordringenden anglikanischen Kirche beiseite geschoben und zurückgedrängt. Trotzdem sind wohl auch heute noch die Wesleyaner unter den farbigen Christen der Kolonie weitaus in der Mehrzahl. Nach einer Statistik im Churchman's Missions-Atlas (London 1907, S. 33) zählten unter 786 725 farbigen Christen der Kapkolonie die Wesleyaner allein 254 332, also ein volles Drittel, und zwar obgleich ihre weißen Gemeinden nur 36 032 Mitglieder hatten.[1]) Nach den Jahresberichten von 1891—1901 war in diesem Zeitraum die Zahl der Anhänger um 80 %, die der vollen Kirchenglieder um 65 % gestiegen. Die Regierungsstatistik glaubte zwischen den beiden Volkszählungen von 1891 und 1904 ein Wachstum der wesleyanischen farbigen Gemeinden um 209 % feststellen zu können. Im Jahre 1884 hat die Wesleyanische Missionsgesellschaft in London die südafrikanischen weißen und farbigen Gemeinden in der Kapkolonie und Natal aus ihrer Leitung entlassen und sie zu einer selbständigen Kirchenprovinz organisiert. Diese „Südafrikanische

[1]) Die Kirchen- und Missionsstatistik von 1893 zählte 21 855 weiße und 107 760 farbige Glieder der wesleyanischen Gemeinden. Der Regierungszensus von 1891 berechnete 21 707 weiße und 89 815 farbige Methodisten. In dem Jahre des hundertjährigen Gedächtnisses der wesleyanischen Kirchen- und Missionsarbeit in Südafrika (1920) zählte der Methodismus insgesamt unter Weißen und Schwarzen 456 000 Anhänger; davon 135 000 volle Kirchenglieder (120 000 Eingeborene), die von 277 weißen und farbigen Pfarrern bedient wurden.

Konferenz" hat alsbald wieder eine „Südafrikanische Missionsgesellschaft" gebildet. Übrigens ist die wesleyanische Kirche und Mission weit stärker in dem Osten als in dem Westen der Kolonie.

Ein neuer und großer Faktor trat mit der anglikanischen Kirche und Mission[1]) ein. Merkwürdigerweise hatte die englische Staatskirche, von einigen dürftigen Versuchen abgesehen, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Südafrika ebenso kirchlich wie missionarisch fast unbegreiflich vernachlässigt. Im Jahre 1847 wurde mit Hilfe einer großen Stiftung von Fräulein Burdett-Coutts das Bistum Kapstadt gegründet und mit dem tüchtigen und arbeitsfreudigen, dabei entschieden hochkirchlichen R. Gray besetzt. Dieser Mann hat um die Begründung des anglikanischen Kirchentums in Südafrika hervorragende Verdienste. Nicht nur sorgte er während des Vierteljahrhunderts seines Episkopats (1847—1872) dafür, daß von seiner unübersichtlichen Diözese weitere fünf Bistümer abgeteilt wurden: 1853 Grahamstown (Kapland-Ost) und Natal, 1859 St. Helena, 1863 Blumfontein, 1870 Sululand. Er war auch unermüdlich tätig, anglikanische Gemeinden zu gründen, Kirchen zu bauen und Geistliche anzustellen. Zwar der Westen der Kolonie hatte so überwiegend eine burisch-reformierte Bevölkerung, daß dort der Anglikanismus nur in den Städten, besonders der Kapstadt eine Macht wurde; aber weiter im Osten, wo eine stärkere englische Einwanderung stattgefunden hatte, wurde er die vorherrschende kirchliche Richtung. Bischof Gray hatte von Anfang an ein offenes Auge und ein warmes Herz für die auf allen Seiten bereitliegende Missionsaufgabe. Er war weitherzig genug, letztere so weit irgend angängig mit der regelmäßigen pastoralen Pflicht der Geistlichen zu vereinigen, was sich umsomehr

---

[1]) Two hundred years of the SPG. 1701—1900. London 1901, 254—366. — Gray, Robert Gray, Bishop of Capetown. London 1882. — H. Baynes, South Africa (Handbooks of English Church expansion series). London 1908. — Wood, father in God (Erzbischof W. W. Jones). London 1913. — Herb. Moore, The land of Good Hope. London 1911. (Die Arbeit der SPG. und der Church of England.) — Carlyle, South African mission fields. Für die ältere, missionslose Geschichte der anglikanischen Kirche in SA. vgl. J. A. Hewitt, Sketches of English Church history in SA. 1795—1898. Kapstadt 1887. — Von Bischof Gray's Werken: Journal of the Bishop's visitation tour through the Cape Colony in 1848. 3. Aufl. London 1848. — Journal of the Bishop's visitation tour in 1850. London 1851. Sie sind wichtiger für die Geschichte der anglikanischen Kirche als ihrer Mission. — Wirgman, The English Church in South Africa.

empfahl, als die weißen Gemeinden meist klein waren. So schlossen die Anglikaner die farbigen Christen an die Gemeinden der Europäer an, sie gewährten ihnen Zutritt zu ihren Gottesdiensten, begruben die Toten auf ihren Kirchhöfen, vollzogen ihre Trauungen usw., ein erfreulicher Fortschritt gegenüber der früheren Übung der Buren. Allerdings entstanden dadurch gelegentlich seltsam gemischte Gemeinden. In Herschel in der östlichen Kapkolonie setzte sich die anglikanische Gemeinde zusammen aus 73 Engländern, 91 Mischlingen mit holländischer Sprache, 100 baSuto und 900 Kaffern und Fingu. Da die südafrikanischen Anglikaner überwiegend hochkirchlicher Richtung waren, legten sie von Anfang großes Gewicht auf die Heranbildung eines eingeborenen Predigerstandes. Jede Diözese hatte ein kleines Gehilfenseminar, und in Zonnebloem vor den Toren der Kapstadt entstand ein gemeinsames, größeres Seminar für die ganze „Kirche der Provinz Südafrika". Allerdings trat in der Kolonie hemmend in den Weg, daß die Hottentotten und Mischlinge meist holländisch sprachen und die anglikanischen Geistlichen diese Sprache selten beherrschten. Die Arbeit an den Farbigen mußte entweder mit Hilfe von übergetretenen Kapholländern oder durch eingeborene Helfer betrieben werden; sie stand auf keiner recht soliden Grundlage. Daneben wurden eigene Missionsstationen, bis zum Ende des Jahrhunderts 29, angelegt und mit Missionsgeistlichen besetzt. Nur zweimal, beidemale in der näheren Umgebung von Kapstadt — in Abbotsdale bei Malmesbury und in Uitvlugt bei Maitland — scheint der Versuch gemacht zu sein, die Gemeinden auf eigenem Grundbesitz (Instituten) anzusiedeln. Auf den Missionsstationen sind 33 362 farbige Kirchenglieder gesammelt; die Anglikaner zählten aber nach dem Zensus von 1904: 154 881 farbige Christen, weitaus die meisten also in Verbindung mit den weißen Gemeinden.[1]) Bischof Gray gründete 1858, wie erwähnt, in Zonnebloem bei Kapstadt ein Seminar zur Erziehung farbiger Häuptlingssöhne und zur Heranbildung eines eingeborenen Lehrstandes. Die Anstalt litt unter der für die Jünglinge aus dem kulturarmen Innern fremdartigen und versuchungsreichen großstädtischen Umgebung und dem ihnen wenig zuträglichen Seeklima. Sie wurde dann auch durch die aufblühenden, einfacheren Helfer-

[1]) Nach der Kirchenstatistik von 1893 hatten die Anglikaner im Kaplande 38 098 weiße und 39 986 farbige Kirchenglieder. Ihre Zahlen haben sich zwischen den beiden Volkszählungen von 1891 und 1904 um 123 % vermehrt.

seminare der Inlanddiözesen in Schatten gestellt. Sie hat aber neuerdings als eine gemeinsame, wenn auch bescheidene „Theologische Fakultät" für Farbige für alle anglikanischen Diözesen Südafrikas Bedeutung erhalten. Ein Arbeitszweig, welcher dem Bischof Gray besonders am Herzen lag, war die Mission unter den 15682 malaiischen Kapmohammedanern. Besonders der wissenschaftlich tüchtige Dr. Mühleisen Arnold hat sich jahrzehntelang in Papendorf bei Kapstadt dieser Aufgabe gewidmet, allerdings mit geringem Erfolge. Es gelang nur zeitweilig, durch das zunehmende Prestige der christlichen Weißen der starken Anziehungskraft dieser islamischen Gemeinden auf die farbige Bevölkerung entgegenzuwirken. Jedenfalls scheint bis in die Gegenwart die Zahl der Abfälle zum Islam die der Übertritte zur christlichen Kirche zu überwiegen. Bei aller Anerkennung für den brennenden Eifer Bischof Grays und seiner Mitarbeiter gab doch der Eintritt der anglikanischen Kirche in Südafrika Anlaß zu vielen unerquicklichen Reibungen. Diese Anglikaner fühlten sich als die Vertreter „der Kirche", der einzigen wahren. Alle „Sekten", auch die Londoner Mission und die Wesleyaner, hatten daneben nur ein bedingungsweises Existenzrecht. Sie traten auch so nachdrücklich und anspruchsvoll auf, daß sie den farbigen Christen vielfach imponierten und ihnen den Anschluß an die anglikanische Kirche als wünschenswert erscheinen ließen. Ganze Gemeinden wie z. B. die große Kongregationalisten-Gemeinde Zuurbrak traten zu ihnen über, manchmal unter unerfreulichen Begleiterscheinungen. Von dem bei der Erzdiözese Kapstadt verbliebenen Westen der Kapkolonie ist 1911 eine weitere Diözese George abgezweigt, zu der 13500 getaufte Farbige und in 26 Schulen 1562 Schüler gehören.

Die Brüdergemeine setzte mit der ruhigen Folgerichtigkeit, die ein so ausgezeichnetes Merkmal ihrer Arbeit ist, ihre Mission in den alten Bahnen fort; ihr Typus war die Grantstation oder das Institut, die Siedelung der Farbigen in einer festgefügten Gemeinde um Kirche und Schule auf eigenem Grund und Boden. Solche bodenständige Arbeit ist auf Kontinuität angelegt. Nur langsam mehrte sich die Zahl der Hauptstationen auf 11; dieser Betrieb mit ausgedehntem Grundbesitz war eben schwerfällig; sicher war er nicht der einzige damals notwendige Typus; es war gut, daß daneben andere Gesellschaften nach leichter beweglichen Methoden und mit größerer Anpassung an die im Übergang begriffenen Verhältnisse arbeiteten. Aber es war auch nützlich, daß in der Erscheinungen Flucht die stillen,

friedlichen Brüderstationen gleichsam ein ruhender Pol waren. Auch die Brüdermission fand für besondere Aufgaben neue Methoden. Von 1827—1866 hatte sie die bürgerliche und geistliche Versorgung der staatlichen Aussätzigen-Kolonie übernommen, erst in dem weltabgeschiedenen Hemel en Aarde, dann auf der Robben-Insel bei Kapstadt. Als sich in der Gegend von Enon und Clarkson (1839) an der Tzitzikama ein Fingustamm ansiedelte, entschloß man sich, zu ihrer wirksameren Bedienung eine offene Missionsstation ohne größeren Grundbesitz in Witkleyboſch anzulegen (1883). Als immer mehr Glieder der Brüderstationen nach den Großstädten auswanderten, um dort zeitweilig oder dauernd Arbeit zu suchen, gründete man zu ihrer geistlichen Pflege und zur Bewahrung der Gefährdeten in der Kapstadt die Station Moravianhill (1884), in Port Elizabeth Moravianhope (1898). Aber der Schwerpunkt der Arbeit in der westlichen Kapkolonie blieben die Grantstationen und Institute; weitaus die Mehrzahl der 10522 kirchlichen Pfleglinge wohnten auf ihnen. Schon 1838 wurde zur Heranbildung eines Helferstandes für Kirche und Schule eine Gehilfenschule in Gnadenthal begründet. Sie hat trotz mancher Mißerfolge ihre solide Erzieherarbeit bis heute fortgesetzt. Nicht an der Begabung fehlte es den jungen Leuten, die durch dies Seminar gingen; aber mit ihrem kindischen Eigensinn hatte man schon während der Ausbildung manche Not, und ihre Unbeständigkeit, ihr Mangel an ausdauernder Pflichttreue, ihre geringe Widerstandsfähigkeit gegen Versuchungen zumal der Trunksucht und Unzucht bereiteten hernach immer wieder Enttäuschungen. Nur ganz selten war es möglich, Nationalhelfer zum Predigtamt zu ordinieren; und dann erwiesen sie sich zwar als brauchbare und treue Prediger, aber es mangelte ihnen die Gabe der Ordnung und der selbständigen Leitung einer Gemeinde. Im Jahre 1869 wurde die westliche Kapkolonie zu einer eigenen Missionsprovinz unter einem eigenen Präses erhoben. Die Arbeitsweise der Brüdergemeine ist zumal für die deutschen Missionen in der Kapkolonie vorbildlich geworden.

Die Rheinische Gesellschaft[1]) sandte 1829 ihre ersten Sendboten an das Kap. Sie setzte mit ihrer Arbeit in Verbindung mit der Londoner Mission ein und fand ihr erstes Arbeitsfeld unter

[1]) Schreiber, Fünf Monate in SA. Barmen 1894. — Spiecker, Im Kaplande. Gütersloh 1903. — von Rohden, Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. 3. Aufl. Barmen 1888. — A. Bonn, Die Rheinische Mission daheim und draußen. Barmen 1917.

den Sklaven und Hörigen in der näheren Umgebung des Kaps auf Kolonistendörfern, wo teils Londoner Missionare, teils lokale Missionsvereine eine gewisse Vorarbeit geleistet hatten. So gründete sie ihre ersten Stationen in Stellenbosch, Tulbagh (1829) und Worcester (1832). Um den besitzlos im Lande herumstreifenden, in den Jahren 1828 und 1838 frei gewordenen Farbigen eine Heimstätte zu bereiten, wo sie unter christlichen Einflüssen sich in die Ordnungen des Kulturlebens eingewöhnen konnten, kauften sie im Distrikte Clanwilliam einen großen Bauernhof, den sie Wupperthal (1830), vor den Toren von Tulbagh ein kleines Landgut, das sie Steinthal (1843), und in derselben Gegend, westlich von Tulbagh ein größeres Gut, das sie Saron nannten (1846). Außerdem folgten sie der Einladung eines kleinen Namahäuptlings am Olifants River und gründeten dort bei Dornkraal die Station Ebenezer (1832). So hatten sie verhältnismäßig schnell und für südafrikanische Verhältnisse nahe beieinander ein erstes zusammenhängendes Missionsgebiet gewonnen. Auf allen Stationen wuchs bald eine Gemeinde (von 10000 Seelen im Jahre 1869) heran, die in der soliden Pflege der Rheinischen Missionare geistlich und wirtschaftlich erstarkte. Die Mission hatte den Vorzug, daß die Missionare sehr lange im Dienste blieben. Von den ersten vier im Jahre 1829 am Kap gelandeten Missionaren feierten D. Lückhoff und Zahn ihr fünfzigjähriges Missionarsjubiläum, und Leipoldt und Terlinden hatten auch über 40 Arbeitsjahre. Das gab eine für diese mühselige Erzieherarbeit doppelt erwünschte Stetigkeit. Die Gemeinden sind zu wohlgeordneten, wirtschaftlich leidlich sicher fundierten und überaus beitragswilligen Kirchspielen herangewachsen, die in guten Jahren alle Kosten ihres kirchlichen Betriebs einschließlich der Missionarsgehälter decken, in den in Südafrika ja leider überall von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Notjahren allerdings noch Zuschüsse aus der Missionskasse brauchen. Nach zwei Richtungen hin haben sie die berechtigten Erwartungen nicht erfüllt. Die wirtschaftlichen Verhältnisse liegen auf den Stationen zu verschieden, als daß es geglückt wäre, die Gemeinden zu einem einheitlichen Kirchenkörper zusammenzufassen; sie bestehen bis heute als independente Gemeinden nebeneinander, nur die aus demselben Missionshause stammenden und in demselben Geiste wirkenden Missionare sind das Band zwischen ihnen. Und die Ausbildung eines eingeborenen Lehrer- und Predigerstandes hat wenig Erfolge erzielt. Ein eigenes Seminar besteht erst seit 1903 und hatte vor dem Kriege nur 8 Zöglinge. Die auf dem

Seminar der Brüdergemeine in Gnadenthal ausgebildeten Helfer haben sich meist nicht bewährt. In ihren vorzüglich geleiteten Schulen, welche sich im Westen der Kolonie eines ausgezeichneten Rufes erfreuen, sind die Leiter und Lehrerinnen meist Weiße. So wertvolle Dienste treue und gereifte Gemeindeglieder zum Teil als Älteste leisten, so scheinen diese schwachen Mischlinge nicht Geistesgaben und vor allem nicht Stetigkeit und Charakterfestigkeit genug zu haben, um als Lehrer beständig zu sein oder sich zur Ordination zu empfehlen.

Im Jahre 1840 begann die Rheinische Mission ihre Arbeit längs der Westküste nach Norden hin auszudehnen. Das nächste Arbeitsfeld war Klein-Namaland. Hier hatten die Londoner Missionare seit dem Anfang des Jahrhunderts die schwere Pionierarbeit geleistet. Nach den romantischen Anfangsjahren der Gebrüder Albrecht war der entsagungsfreudige Schmelen der Träger dieser Arbeit gewesen. An geistlichem Leben ein ungewöhnlich frischer Mann, der sich auch unter den ungünstigen Verhältnissen eines halb nomadischen Lebens unter den wankelmütigen Nama die Freudigkeit seines Glaubens erhielt, war er im Äußern den Nama ein Nama geworden, lebte und wohnte ganz wie sie und hatte auch, um die Anpassung vollständig zu machen, wie manche der ersten Londoner Missionare, eine Eingeborene zum Weibe genommen. Fast zwei Jahrzehnte lang hatte er auf Bethanien im Groß-Namalande ausgehalten und hatte von hier aus auf die nomadischen Stämme des weiten, öden Landes einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt wie nie wieder ein Missionar nach ihm. Als seine Stellung dort auf dem damals weit vorgeschobenen Posten unhaltbar geworden war, hatte er sich 1826 nach Komaggas im Klein-Namalande zurückgezogen. Die Londoner Mission wollte die Arbeit im Namalande aufgeben, um ihre Kraft auf die Kolonie und die beTschuana konzentrieren zu können. Sie trat deshalb gern der Rheinischen Mission ihre Mission und ihren Grundbesitz (lauter Grantstationen) im Klein-Namalande ab. Es war keine sehr erfreuliche Arbeit, in welche die Rheinischen Missionare eintraten. Das Land macht weit und breit einen öden, durstigen Eindruck. Ackerbau ist nur in wenigen, günstig gelegenen Landstrichen möglich. Die Bevölkerung ist dünn. Die kräftigeren Namastämme waren längst nach Norden über den Oranjefluß gegangen. Was in dem armen Lande zurückgeblieben war, waren zersplitterte, verarmte Stammesreste. Allerdings schien mit dem Jahre 1852 eine große Zeit für diesen vergessenen Winkel der Kolonie anzubrechen. Die

Spekulation bemächtigte sich der seit länger bekannten, außerordentlich ergiebigen Kupferlager des Bezirks. Aller Orten wurden Minen eröffnet. Ein Strom von Weißen, meist Abenteurern und andern zweifelhaften Elementen, ergoß sich in das Land und schleppte Trunksucht, Unzucht und Liederlichkeit ein. Der große Strom zerstreute sich allerdings fast so schnell wieder, wie er gekommen war. Es stellte sich heraus, daß bei dem Mangel an Wasser der Abbau der Minen beschwerlich war und große Kapitalien erforderte. Das Klein-Namaland versank wieder in seinen Dornröschenschlaf. Die Rheinische Mission hat dort drei Stationen, auf denen 4135 Christen gesammelt sind. Noch abgelegener war eine kleine Arbeit in den Karroobergen, die 1845 in Amandelboom begonnen und 1847 nach dem unfern gelegenen Carnarvon-Schietfontein ausgedehnt wurde, wo von der Regierung ein kleiner Kaffernstamm angesiedelt war. Die Hottentotten und Bastards von Amandelboom haben sich zerstreut, unter den Kaffern von Carnarvon wird die Arbeit bis heute fortgesetzt.

Die Berliner Mission[1]) sandte die ersten Sendboten 1834 an das Kap; diese suchten und fanden ihr Arbeitsfeld unter den Kora-nna des jetzigen Oranjefreistaates. 1845 gründeten sie von ihrer ersten Station Bethanien aus in dem jetzt (seit 1871) zur Kapkolonie geschlagenen Westgriqualande die Station Pniel am unteren Vaalflusse. Zunächst für die nomadischen und unsteten Hottentotten-Horden des Jan Bloem angelegt, hatte dieser Platz trotz seiner großen Ausdehnung von mehr als drei deutschen Quadratmeilen in dem ersten Vierteljahrhundert schwer unter der Zuchtlosigkeit, Raublust und Unbeständigkeit der verschiedenen Kora-nna- und Gri-qua-Horden zu leiden, die in jener öden, menschenleeren Gegend schweiften. Das wurde anders, als 1869 in dieser Wüste große Diamantenfunde gemacht wurden, infolgederen das Gebiet als Westgriqualand von den Engländern in Anspruch genommen wurde (1871) und wie über Nacht die Diamantenstädte Kimberley und Beaconsfield aufschossen. Diese beiden Städte wurden bald als Verkehrsmittelpunkte von

---

[1]) Wangemann, Geschichte der Berliner Miss.-Ges. 5 Bde. Berlin 1872 ff. — Kratzenstein, Kurze Geschichte der Berliner Mission in Süd- und Ostafrika. 4. Aufl. Berlin 1893. — Gensichen, Bilder von unserm Missionsfelde in Süd- und Deutsch-Ostafrika. Berlin 1902. — Wilde, Schwarz und Weiß. Bilder von einer Reise durch das Arbeitsgebiet der Berliner Mission in SA. Berlin 1913. — Wangemann, Ein Reisejahr in SA. Berlin 1868. — Ders., Ein zweites Reisejahr in SA. Berlin 1886.

großer Anziehungskraft und günstigen Arbeitsgelegenheiten für die Farbigen wichtige Missionsorte, in denen auch die Berliner Mission Hauptstationen anlegte. Auch das öde Pniel bekam dadurch eine neue Bedeutung, zumal auch auf seinem ausgedehnten Grundbesitz Diamanten und Lager des Diamanten führenden Blaugrundes gefunden wurden. Die Berliner Mission hat kirchlich diese Stationen im Westgriqualande zu ihrer Oranje-Synode geschlagen. — Schon 1838 begann die Berliner Mission auch in der eigentlichen Kapkolonie eine kleine Arbeit. Von 1837—1844 hatte sie in der Kapstadt als Leiter ihrer zerstreuten Arbeit in Südafrika den Missionssuperintendenten Pehmöller stationiert. Dieser vereinbarte mit der „südafrikanischen Missionsgesellschaft" die Wiederaufnahme der Arbeit auf dem von der letztern verlassenen, aber ihr zugewiesenen Grantplatze Zoar. Leider hat sich diese Arbeitsgemeinschaft zwischen einer reformierten und einer lutherischen Missionsgesellschaft nicht bewährt. Als die Berliner Missionare in einer von ihnen auf ihrem eigenen Grunde gebauten Kirche ein Kruzifix aufstellten, brach in den kapholländischen-reformierten Kreisen ein Sturm los. Die unerquicklichen Streitigkeiten zogen sich lange hin, bis sich beide Gesellschaften wieder trennten. Die Berliner legten dann mehrere Missionsposten an, das große Institut Amalienstein und von dort aus Ladismith und Anhaltschmidt, die städtische Station Riversdale und von dort aus Herbertsdale und Mosselbay, in der öden Karroo zur Versorgung der Bahnarbeiter an der Hauptlinie ins Innere die Station Laingsburg, und in der Kapstadt zur Versorgung der dorthin verschlagenen Christen. Sie hat diese Stationen zu einer Synode Kapland vereinigt. Mit den Stationen im Westgriqualande hat sie in der westlichen Kapkolonie 12 Hauptstationen mit 12500 Christen.

Die „südafrikanische Missionsgesellschaft" war allerdings seit 1857 zu neuem Leben erwacht und hatte angefangen, sich an der Missionsarbeit im südlichen und östlichen Afrika lebhafter zu beteiligen. Auch ihrer engeren Heimat, dem westlichen Kapland, kam dieser neue Eifer zugute. Die reformierten Buren sind im westlichen Kaplande weitaus die überwiegende Denomination; wenn sie ihre frühere Geringschätzung gegenüber dem „schwarzen Vieh" aufgaben, lag es am nächsten, daß sich die Farbigen kirchlich ihren Gemeinden anschlossen. Die Missionsgesellschaft gab zum Teil den Burengemeinden Zuschüsse, damit ihre „Kerkeraads" sich der Farbigen in ihrer Gegend annahmen. Sie gründete auch als „Holländisch-

reformierte Inlandmission" einige eigene Missionsposten in George, Ceres, Middelburg und Beaufort-West. Ihre Not aber war der Mangel an Arbeitskräften, die der Burenkirche in beklagenswertem Maße fehlten. Um dieser Not abzuhelfen, gründete Dr. Andréas Murray, der weitbekannte Erbauungsschriftsteller, in Wellington ein Predigerseminar, das später 1903 von der kapholländischen Synode übernommen wurde. Um den an sie angeschlossenen farbigen Gemeinden ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und ein korporatives Leben zu verleihen, gründeten die Buren aus ihnen 1881 eine „Holländisch-reformierte Missionskirche", der sich jede farbige Gemeinde anschließen konnte, welche die Kosten ihres kirchlichen Betriebes selbst aufbrachte. Bis zum Burenkriege hatten sich 40 Gemeinden angegliedert, weitere 25 waren dazu noch nicht ausreichend konsolidiert. Im ganzen weist die Kirchenstatistik der „Holländischen Innern Mission" 57000 farbige Getaufte und 17000 Abendmahlsfähige auf. Einen seltsamen, vereinzelten Schößling hat die kapholländische Mission an dem öden Mittellaufe des Oranjeflusses in Upington oder, wie es in den Missionsberichten gewöhnlich heißt, Olijvenhouddrift getrieben. Kolonisten, die in jenen weiten, menschenleeren Steppen Farmen angelegt hatten, wurden von viehstehlenden Kora-nna-Horden belästigt und hatten deshalb um die Anlegung einer Missionsstation unter jenen Viehdieben gebeten. Das merkwürdige Experiment hatte nur teilweise Erfolg. Die Kora-nna setzten trotz der Missionsstation ihre Raubzüge fort. Ein Regierungskommando mußte aufgeboten werden, das sie schlug und in der Wüste zerstreute. Es wurden nun aber Bastard-Hottentotten an jenem Grenzsaume angesiedelt, um die Grenze vor Einfällen der Kora-nna und andern Wüstengesindels zu sichern. Unter ihnen ist die Arbeit fortgesetzt.

Neben diesen größeren, gut organisierten Missionen arbeitet noch eine ganze Anzahl von Denominationen im westlichen Kaplande; ist doch der Protestantismus des letzteren eine wahre Musterkarte der konfessionellen Zerrissenheit der evangelischen Kirche. In Paarl finden wir die „Apostolische Union" mit 700 Farbigen, in Tulbagh die „Evangelischen" mit 2100 Farbigen, in Bedford die „Unierte Kirche" mit 840 Farbigen, in Aliwal North am Oranjefluß arbeiten seit 1871 die „Primitiven Methodisten" unter zwei tüchtigen eingeborenen Geistlichen J. Msikinya und W. R. Somngesi (1797 Christen). Auch die Adventisten des siebenten Tages fehlen nicht. Die Heilsarmee entfaltet unter Weißen und Farbigen eine rührige Progaganda. Die

Baptisten haben ihren Rückhalt an einigen größeren deutschen Ansiedler-Gemeinden, die seltsamerweise zu ihnen übergetreten sind; sie arbeiten aber von da aus auch unter den Farbigen (588 farbige Christen). Auch die Katholiken haben unter den Weißen wie den Farbigen mit ihrer Propaganda begonnen; sie haben 1818 ein apostolisches Vikariat Kapland gegründet, das 1847 in zwei Vikariate, Ost- und Westkapland zerlegt wurde; 1874 kam dazu eine Präfektur „Mittelkapland", sie zählten aber 1893 neben 7510 weißen nur 942 farbige Christen.

3. Die Mission in der östlichen Kapkolonie.

a) Verschieden in volklicher Eigenart und in geschichtlicher Entwicklung von den Stämmen und Völkern des westlichen Kaplandes sind diejenigen des östlichen Kaplandes, die man sich gewöhnt hat, unter dem farblosen Namen Kaffern zusammenzufassen. Die Bezeichnung ist nicht glücklich; von dem arabischen Worte Kafir, d. h. der gegen Mohammed und den Islam Ungläubige, hergeleitet, ist das Wort wahrscheinlich mit der arabischen Kolonisation an der Ostküste nach Süden gewandert und mit einer merkwürdigen Laune speziell auf den Xossa hängen geblieben. Der Bereich aber, in dem man das Wort heute auf die Farbigen Südafrikas anwendet, ist vielem Schwanken unterworfen; bald beschränkt man es auf die Xossa und die nächst verwandten Völker; bald dehnt man es auf alle Bantu südlich des Limpopo oder wohl gar auf alle Farbigen in Afrika überhaupt aus; bald wendet man die Bezeichnung auf die verwandte, sprachlich und volklich zusammenhängende Gruppe von Stämmen an, welche vom Großen Fischflusse bis zum Umsimkulu, dem südlichen Grenzflusse von Natal, in dem schmalen, aber regenreichen und fruchtbaren Landstreifen zwischen dem wie eine hochragende Mauer das Land abschließenden Draken- oder Kathlambe-Gebirge und dem Ozean wohnen. In diesem letztern Sinne gebrauchen wir die Bezeichnung.

Wir haben als Typus Eigenart und Volkstum der Xossa-Kaffern geschildert, haben auch einiges von ihrer bewegten Geschichte erzählt. Wir verzichten darauf, bei den andern hierher gehörigen Stämmen in gleicher Weise in Einzelheiten zu gehen. Es genüge eine geographische und eine geschichtliche Orientierung.

Im 18. Jahrhundert galt als die Westgrenze der Kaffern der Sonntagsfluß. Nach dem Frieden von 1778 wurde sie bis an den Großen Fischfluß zurückgeschoben, und dieser hat ein halbes Jahr-

hundert als Landes- und Volksgrenze gegolten. Nur hatten die Engländer sich für die Hilfe, die sie dem Xossahäuptling Geika (Ngika) in seinen Kämpfen mit seinem Onkel und Nebenbuhler Ndlambe gewährten, ausbedungen, daß das Gebiet zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma als neutrales Gebiet von den Xossa geräumt wurde. Die Engländer legten im Süden das Fort Peddie als einen vorgeschobenen Stützpunkt an der heiß umstrittenen Grenze an und siedelten weiter im Norden am Katflusse, wo die stolzen Brüder Geikas, Makomo und Tjali grollend das Land hatten räumen müssen, Hottentotten-Stämme an, auf deren Loyalität sie glaubten rechnen zu dürfen. Nach dem Kriege von 1834/35 wurde zwar die Grenze der Kaffern nicht verschoben; aber die unter der drückenden Knechtschaft der Galeka schmachtenden Fingu wurden (1835) befreit und zum größeren Teile in dem Gebiete zwischen dem Großen Fischflusse und der Keiskamma, zu kleineren Teilen auch auf dem unfruchtbaren Höhenrücken westlich von Humansdorf am Gamtoosflusse angesiedelt. Nach dem folgenden Kaffernkriege 1846 wurde die Grenze der Kapkolonie bis an den Keyfluß vorgeschoben. Dabei wurde das Land zwischen Fischfluß und Key, das eigentliche Stammland der südlichen Xossa, zwar als Britisch-Kaffraria unter englische Verwaltung genommen, es wurde aber den Kaffern als Wohnsitz belassen; nur das Gebiet zwischen dem Fischflusse und der Keiskamma wurde unter dem Namen Viktoria-West für britische Besiedelung freigegeben. Nach dem nächsten Kaffernkriege (1851—1853) wurden die Grenzen nicht verändert. Wohl aber wurden aus dem nördlichen Gebiete zwischen dem Key und Fischflusse, dem jetzigen Bezirke Queenstown, die dort angesiedelten Tembu oder Tambukki ausgewiesen und zur Auswanderung nach dem Transkei gedrängt; dies Gebiet wurde von europäischen Kolonisten besiedelt und als Mittelpunkt die Stadt Queenstown angelegt. In dem südlichen Bezirke wurden die Amatole-Berge, die zerrissenen, aber fruchtbaren Weidegründe der Xossa, zur königlichen Reserve erklärt und dafür die Kaffern gezwungen, sich in dem weniger fruchtbaren, vielfach sandigen Küstengebiete am Fuße der Berge anzusiedeln. Im Jahre 1865 wurde schließlich das ganze seit 1846 sogenannte Britische Kaffraria der Kapkolonie einverleibt und die Kaffern wurden, soweit sie sich nicht als Arbeiter bei den Weißen verdingten, auf besondern Lokationen angesiedelt.

In dem weiten Gebiete zwischen dem Keyflusse und der Südgrenze von Natal, das man unter dem Namen Transkei zusammen-

faßt, wohnen verschiedene und verschiedenartige Stämme. Es haben da im Laufe des letzten Jahrhunderts viele Völker- und Grenzverschiebungen stattgefunden. Ehedem dicht bevölkerte Gebiete sind menschenleere Wüsten geworden; neue Stämme sind eingewandert, andere haben ihre Wohnsitze gewechselt. Wir begnügen uns, den jetzigen Stand zu beschreiben.

Zunächst jenseits des Kei bis zum Baschiflusse wohnte seit den Kämpfen im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts der andere große Stamm der Xossa, die Galeka unter seinen berühmten Häuptlingen Hintza und Krili. Bis zum Jahre 1835 hatten unter ihnen als ihre Sklaven die Fingu gewohnt. In jenem Jahre wurden sie (nach dem Kaffernkriege von 1834) von den Engländern befreit und an die Grenze der Kapkolonie nach Süden verpflanzt. In den nächsten drei Jahrzehnten vermehrten sie sich aber unter dem englischen Schutze so stark und gewannen so sehr an Viehherden und Besitz, daß sie um die Erlaubnis baten, in das Transkei zurückkehren zu dürfen. Das wurde ihnen 1865 gewährt. Sie siedelten sich zwischen den Galeka längs des linken (nördlichen) Keiufers und an der Meeresküste an und durchsetzten so allmählich das ganze Galekagebiet, die ehedem so stolzen, aber durch Heidentum und Trunk herunterkommenden Xossa zurückdrängend. Das Land wurde geradezu Fingulanb genannt. Im Jahre 1875 wurde es dem britischen Kaplande einverleibt.

Nördlich davon wohnen zu beiden Seiten des oberen Baschi die Tembu, die als ihre Nordgrenze den Umtata betrachten, nördlich von ihnen nach der Küste zu zu beiden Seiten des Umzimvubu die Pondo. Westlich von diesen beiden verhältnismäßig großen Völkern wohnen mehrere kleinere, aber kriegerische und in der Missions- und Kolonialgeschichte bedeutsame Stämme, so als Nachbarn der Tembu die Baka, als Nachbarn der Pondo die Pondomisi und die Xesibe, noch weiter nach dem Drakengebirge zu die den Fingu verwandten Hlubi. In dem zurückgezogenen Bogen zwischen dem Pondolande, dem Drakengebirge und der südlichen Natalgrenze ist ein weites, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast menschenleeres Gebiet, das darum Nomans-Land genannt wurde. Hierher sind nacheinander verschiedenartige Volksteile ausgewandert. Zuerst die Gri-qua vom mittleren Oranjeflusse, als nach Andries Waterburs Tode die kurze Herrlichkeit ihres Gri-qua-Reiches zu Ende ging. Von ihnen hat das Land den Namen Griqua-Land-Ost erhalten. Die englische

Regierung ließ sich dies Gebiet von Faku, dem mächtigen Oberhäuptling der Pondo, abtreten (1862) und überließ es den Gri-qua und andern Einwanderern; im Jahre 1876 fügte sie dies Land der Kolonie ein. Die Tembu im eigentlichen Tembulande stellten sich im Jahre 1875, die weiter nach Osten wohnenden Bomwana im Jahre 1878 unter britische Verwaltung. Inzwischen hatte der ehedem so mächtige Fürst der Galeka, Krili, im Jahre 1877 wieder an dem Aufstande gegen die Engländer teilgenommen und verlor deswegen sein Stammesgebiet; Galeka-, Tembu- und Bomwanaland wurden 1881 der Kapkolonie angegliedert, Krili mit den Seinen im Bomwanalande angesiedelt. Im Jahre 1885 wurden die Xesibe um Mount Ayliff der Kolonie eingegliedert. Nun war als unabhängiges Gebiet nur noch das Pondoland übrig. Es stand in schlechtem Rufe. Alle Scheußlichkeiten des entartenden Heidentums gingen dort im Schwange, alle Schurken und Verbrecher, denen unter der englischen Herrschaft der Boden zu heiß wurde, fanden dort Unterschlupf. Ein Vertragsbruch des wetterwendischen Oberhäuptlings Umkikela gab 1878 den Engländern eine Handhabe, nach dem Grundsatze: divide et impera das westliche Pondoland abzutrennen und unter einen eigenen Häuptling zu stellen. 20 Jahre später standen die beiden rivalisierenden Häuptlinge Umhlangaso und Sigkau in offenem Kampfe miteinander; Umhlangaso stellte sich mit seinem ganzen Volke unter britischen Schutz, und die Engländer benutzten diese Gelegenheit, auch dies Gebiet der Kolonie einzuverleiben (1894). Das in dieser gleich einer steigenden Flut langsam aber unaufhaltsam fortschreitenden britischen Okkupation sich ausprägende Anwachsen des britischen Einflusses ist der Hintergrund der Missionsgeschichte und greift mannigfach in sie ein. Fast überall waren die Missionare die Pfadfinder der europäischen Kultur und haben meist unter unsäglichen Schwierigkeiten das Vertrauen der launischen Kaffernhäuptlinge gewonnen.

Um den an romantischen Zügen so reichen Hintergrund gleich zu Ende zu zeichnen, ist noch zweierlei zu erwähnen. Einmal die fast unaufhörlichen Stammeskriege, in welchen die verschiedenen Kaffernstämme sich gegenseitig das Leben sauer machten und sich ihr Vieh abjagten. Floß auch meist bei diesen Kriegszügen nicht viel Blut, so gab es doch eine allgemeine Unsicherheit des Lebens und Verkehrs, welche wie das Eindringen europäischer Kultureinflüsse, so vor allem auch die Missionsarbeit unsäglich erschwerte. Nur einmal noch haben

es die Kaffern auf einen großen Waffengang mit den Engländern ankommen lassen. In der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zog ein Geist der Empörung und der Unbotmäßigkeit gegen die Engländer durch ganz Südafrika und loderte an mehreren Stellen in Kriegen auf. Die Galeka waren grimmig, daß die Engländer ihren früheren „Hunden", den Fingu, gestattet hatten, sich in ihrem Lande anzusiedeln und auszubreiten. Sie sahen auch voll Zorn, wie die Fingu an Zahl, Macht und Reichtum wuchsen und sie überflügelten. Sie wollten sie mit einem Schlage vernichten. Daß die Xossa diesseits des Kei das englische Joch mit Widerwillen trugen und nur auf eine Gelegenheit warteten, es abzuschütteln, war bekannt. Leider ließen sich auch die Tembu und andere Stämme in die Aufstandsbewegung hineinziehen. Das ganze Kaffernland sollte von den Weißen gesäubert werden. Die Galeka fielen 1877 über die Fingu her; die südlichen Xossa empörten sich unter ihren alten Häuptlingen; auch sonst gab es viel Blutvergießen an Weißen. Die Bewegung wurde schnell mit Waffengewalt niedergeschlagen.

Auf keinem andern Gebiete Südafrikas ist der politische und volkliche Hintergrund der Missionsgeschichte so verwickelt und verworren wie im Kaffernlande. Um von den Stärkeverhältnissen der verschiedenen Völker eine Vorstellung zu geben, seien noch folgende Zahlen mitgeteilt. In dem zum „eigentlichen Kaplande" (Colony Proper) gehörigen Landstriche zwischen dem Fischflusse und dem Kei mögen heute 300000 Eingeborene, überwiegend Xossa und Fingu, leben. In den später annektierten Gebieten zwischen dem Kei und der Natalgrenze wohnen im

		Farbige	Weiße	Zusammen
Ostgriqualande	19760 qkm[1])	216784	5901	222685
Pondoland	10140 qkm	201644	1113	202757
Tembuland	10504 qkm	223416	8056	231472
Transkei	6635 qkm	176023	1707	177730
	47039 qkm[2])	817867	16777	834544

b) Die Geschichte der Missionsbestrebungen unter den Kaffern teilen wir in zwei Perioden: 1816—1857, und 1860—1899. Die erste Periode ist die überaus unruhige, wechselvolle Zeit der Kaffern=

[1]) Eine englische Quadratmeile = $2^2/_3$ Quadratkilometer.

[2]) So groß wie Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen. Diese Länder haben 6 Millionen Einwohner. Ihre Bevölkerung ist also $7^1/_2$ mal so dicht.

kriege, in welcher diese stolzen Völker allmählich von den Engländern niedergezwungen wurden. Es ist eine Zeit stets wiederholter Anfänge, Gründung von Stationen, die bald wieder zerstört wurden — manche Stationen sind dreimal aufgebaut und wieder niedergebrannt! Zahlreiche Fäden wurden angeknüpft und wieder abgerissen, Gemeinden gesammelt und wieder zerstreut. Eine genaue Geschichte dieser wechselvollen Zeit müßte sehr ausführlich sein. Wir erzählen die Geschichte der am weitesten ausgebreiteten Mission, der wesleyanischen, indem wir das in ihren Verlauf eingliedern, was von den andern Missionen besonders wichtig ist.

Im Jahre 1816 knüpfte die Londoner Mission an die durch van der Kemps vorübergehenden Missionsversuch gewonnenen Beziehungen zu den Xossa-Kaffern wieder an, indem sie die beiden Missionare James Read und Joseph Williams zu Geika sandten. Sie erhielten die Erlaubnis, an dem damals noch unbestritten zum Gebiete der Xossa gehörigen Katriver eine Station zu gründen. Allein Read wurde nach kurzer Zeit auf ein anderes Missionsgebiet gerufen, und Williams rieb sich bei den furchtbaren Anstrengungen der Stationsgründung auf und starb schon 1818. Es war ergreifend, als seine junge Frau mit einem Säugling auf dem Arme und einem Knaben an der Hand selbst den wilden Kaffern Anweisung geben mußte, wie sie Sarg und Grab für ihren Gatten zurichten sollten und dann schutzlos unter ihnen weilte, bis sie in die Kolonie abgeholt wurde. Im Jahre 1820 wurde ein origineller, zweiter Missionsversuch gemacht. Die englische Regierung wünschte bei ihrem „Bundesgenossen" Geika, der um einen Missionar gebeten hatte, eine Station anzulegen; sie erbat sich daher von der Londoner Mission den Missionar Brownlee, den sie als ihren Agenten zum Verkehr mit Geika und den andern Kaffernhäuptlingen einsetzte;[1]) ihm zur

---

[1]) J. Brownlee und W. R. Thompson waren zugleich Missionare und politische Vertreter der britischen Regierung. Dabei vergegenwärtige man sich die allgemeine Lage: Ihr Arbeitsfeld, der Geikateil des Xossa-Kaffernstammes, bildete den Vorposten der langsam, aber stetig nach Süden vordrängenden Kaffernstämme, zwischen denen und der Kolonisation der Weißen, [die eben damals (1820) durch Besiedelung des Grenzbezirks (Albany) intensiver in Angriff genommen wurde], es unvermeidlich zum Kriege kommen mußte. Die Doppelstellung der Missionare also war bedenklich und ungünstig. Die Regierung mißbrauchte sie, einmal um durch den offensichtlich friedlichen Charakter ihrer Arbeit das Vertrauen der argwöhnischen Kaffernhäuptlinge zu gewinnen, und andererseits um durch diese unverdächtigen und klugen Agenten über alle Vorgänge im

Seite traten die Missionare W. R. Thompson und Bennie von der jungen Glasgower Missionsgesellschaft. Sie siedelten sich in Tschumie an dem gleichnamigen Quellflusse der Keiskamma an.

Die Wesleyaner hatten 1820 mit einer planmäßig betriebenen Ansiedlung englischer Kolonisten im Bezirke Albany westlich vom Großen Fischflusse, wo die Hauptstadt Grahamstown aufblühte, festen Fuß in Südafrika gefaßt. Mit jenem Ausbreitungsstreben, das für diese Denomination so charakteristisch ist, faßte ihr Pionier Rev. Will. Shaw[1]) schon 1823 den großen Plan, von seiner Station Salem aus quer durch das Kaffernland bis an die Natalgrenze hinauf eine Kette von Missionsstationen anzulegen und dadurch alle diese stolzen Kaffernstämme unter den Schall des Evangeliums zu bringen. Dieser große missionsstrategische Plan war gesunder als der berühmtere Dr. Ludwig Krapfs in Äquatorialafrika, und Will. Shaw lebte noch ein volles halbes Jahrhundert und durfte ihn verwirklicht sehen. Im Jahre 1823 gründete er die erste Station Wesleyville bei Pato, dem Oberhäuptling des stark verkafferten Hottentotten-Stammes der Gona-qua. Die Station, der Ausgangspunkt der großzügigen methodistischen Mission unter den Kaffern, lag zwischen dem Katriver und der Keiskamma in der Gegend des heutigen Kolonialdorfes Alice. Sie gewann früh dadurch Bedeutung, daß Kama, einer der beiden Brüder Patos, sich zum Christentum bekehrte und in seinem langen Leben eine Säule der Kirche wurde. Im folgenden Jahre wagte es Shaw, im Herzen des Xossa-Kaffernlandes, bei dem stolzen Häuptling Ndlambe eine zweite Station unfern des Büffelflusses zu gründen, die er zu Ehren des Bahnbrechers der methodistischen Missionen Mount Coke nannte. Im Jahre 1827 gelang es nach längeren Verhandlungen bei dem Oberhäuptling Hintza des Galekazweiges der Xossa-Kaffern jenseits des Kei Eingang zu finden. Hier wurde die Station Butterworth angelegt. Hintza stellte die Mission unter seinen besonderen Schutz, kam auch gelegentlich zu den Gottesdiensten. Vor allen Dingen war es ihm bequem, einen zuverlässigen Engländer in seiner Nähe zu haben, durch den er mit den Kolonialbehörden verhandeln konnte. Dieser Gedanke, durch einen Missionar in einen geordneten

---

Lande unterrichtet zu werden. Konnte man es den Kaffern verargen, wenn sie fortan geneigt waren, in den Missionaren Spione der feindlichen Regierung und Pfadfinder der britischen Herrschaftsgelüste zu sehen?

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem wesleyanischen Pionier in der westlichen Kapkolonie, Barnabas Shaw.

Verkehr mit den gefürchteten englischen Behörden zu kommen und dadurch Vorteile herauszuschlagen und etwa drohendes Unheil abzuwenden, spielte damals bei der Aufnahme von Missionaren eine große Rolle. Ein Unterhäuptling der Pondo, Depa, der südlich vom Umtata wohnte, hatte als Mutter eine Engländerin, die von einem gescheiterten Schiff zu den Pondo verschlagen und die große Frau des Oberhäuptlings geworden war. Das gab dem Sohne eine gewisse Geneigtheit, es auch mit einem Missionar zu versuchen. Bei ihm wurde die Station Morley angelegt. Vossani, der Oberhäuptling der Tembu, hatte schon oft versprochen, er werde einem zu ihm gesandten Missionar einen herzlichen Empfang bereiten. So wurde 1830 bei seinem Stamm eine fünfte Station angelegt, die nach dem damals berühmten Bibelkommentator Dr. Adam Clarke den Namen Clarkebury erhielt. Besonders wichtig war es den Wesleyanern, bei Faku, dem berühmten Oberhäuptling der Pondo Fuß zu fassen. Nun litten die Pondo damals schwer von den Raubzügen der Sulu, denen sie als nächste Nachbarn des damals menschenleeren Natal besonders ausgesetzt waren. Weiße Missionare mochten gegen sie vielleicht Schutz geben. So hieß Faku 1830 die Missionare bei sich willkommen mit den Worten: „Die Botschaft, die ihr mir heute gebracht habt, ist gut; sie ist süß wie Zuckerrohr. Laßt schnell einen Missionar zu mir kommen. Ihr redet von Frieden; das ist gut. Wir sind des Krieges müde, sind müde wie ein gejagtes Wild umhergetrieben zu werden.“ Bei ihm wurde, die Station Buntingville angelegt. Vielleicht mag man sagen, die Stationenkette sei in dem damals noch gänzlich unzivilisierten Lande zu schnell und zu weit ausgezogen. Immerhin war in dem ganzen Gebiete ein hoffnungsvoller Anfang gemacht.

Zur selben Zeit wurde die Position an der Basis durch andere Gesellschaften verstärkt. Die Glasgower Gesellschaft und die Londoner Mission breiteten sich unter den südlichen Xossa-Kaffern, also in dem Gebiete zwischen Kei und Fischfluß aus. Jene Gesellschaft legte neben Tschumie die Stationen Lovedale[1]) und Balfour an, und besonders Tschumie begann erfreulich aufzublühen; die Erstlinge wurden getauft, ein freundliches, sauberes Christendorf begründet, sogar eine Druckerpresse in Betrieb gesetzt. Die Londoner Mission

[1]) So genannt nach dem einflußreichen Sekretär der Glasgower Missionsgesellschaft Rev. Love 1800—1824.

legte zwei Stationen bei Tsatsu's Kraal (das später so bedeutende Kingwilliamstown) und an der Keiskamma an; letztere wurde zu Ehren des Halleschen Professors Knappshope genannt (1833). Zur selben Zeit trat die Brüdergemeine in einem nördlichen Landstrich westlich vom oberen Kei in die Arbeit und gründete, von den damals noch dort wohnenden Tembu eingeladen, am Klipplaatflusse die Station Siloh (1828), bei der man Hottentotten und Tembu nebeneinander ansiedeln und zu einer Gemeinde sammeln wollte, wie die Folgezeit herausstellte, ein folgenschwerer Fehler.

Die Mission war in fröhlichem Aufblühen. Da brach der verheerende Kriegssturm der Jahre 1834/35 herein und fegte fast alle Stationen hinweg. Allerdings war es ein erfreuliches Zeichen, daß keines Missionars Leben in ernste Gefahr kam; vielleicht mehr noch, daß es den wesleyanischen Missionaren am Schlusse des Krieges, als der Gouverneur Sir Benjamin Durban das Land mit eisernem Besen kehren wollte, gelang, die beiden gefährlichen Kaffernhäuptlinge Maqomo und Tjali zur freiwilligen Unterwerfung zu bewegen, einer der vielen wichtigen politischen Dienste für die Sache des Friedens, welche die Missionen den Kolonialregierungen in Afrika haben leisten können. Aber diesmal wurde er reichlich aufgewogen durch einen schweren politischen Fehler, der mit Recht oder Unrecht gleichfalls der „Missionspartei" in die Schuhe geschoben wurde. Der Gouverneur hatte den Kaffern strenge, aber nach allgemeinem Urteil angemessene Friedensbedingungen gestellt. Die Kolonie sollte bis zur Keiskamma ausgedehnt werden. Die Xossahäuptlinge sollten als britische Beamte der Aufsicht der Kolonialbehörden unterstehen. Die Zauberei wurde abgeschafft, der Verkauf berauschender Getränke an die Eingeborenen streng verboten. Zur peinlichen Überraschung der Beteiligten hob der britische Kolonialsekretär Lord Glenelg diesen Friedensvertrag wieder auf, gab das ganze Gebiet zwischen dem Großen Fischflusse und dem Kei den Xossa zurück und rief Sir Benj. Durban ab. Das Schlimmste war, daß Glenelg der betreffenden Depesche, — wir erwähnten sie schon, — eine unnötige, verletzende Schärfe gab: „Die Kolonisten und die Behörden hätten in einer langen Reihe von Jahren die Kaffern mit systematischer Ungerechtigkeit behandelt. So sei es deren volles Recht gewesen, mit Gewalt die Sühne zu suchen, die sie auf keine andere Weise erlangen konnten!" Diese Handlungsweise ist nur zu verstehen aus der damaligen Erregung der öffentlichen Meinung über die Abschaffung der Sklaverei. Die damals

siegreiche liberale Partei scheint in der Erbitterung dieses Kampfes das Augenmaß für die wirklichen Verhältnisse Südafrikas verloren zu haben. Obgleich die Missionare an Ort und Stelle, zumal die Wesleyanischen, tatkräftig für die Kolonisten und die lokalen Behörden eintraten, führte die an diese Depesche Lord Glenelgs sich anschließende Preßfehde zu einer unerfreulichen Entfremdung zwischen den Kolonisten und den Missionaren und half den Grund legen zu der ausgesprochenen Animosität zwischen Weiß und Schwarz, die im Laufe der Jahrzehnte in steigendem Maße die Missionsarbeit erschwert hat.

Nach dem Kriege ging man mit frischem Mute daran, die verwüsteten Stationen wieder aufzubauen. Es folgte ein Jahrzehnt mächtig vorwärts strebender Entwicklung zumal der wesleyanischen Mission. Als neue, besonders dankbare Aufgabe kamen die zwischen dem Fischfluß und der Keiskamma angesiedelten Fingu hinzu. Der Gona-qua-Häuptling Pato siedelte sich mit seinem Stamme in derselben Gegend am Beghaflusse an. Für beide wurden zwischen Peddie und dem Ozean mehrere Stationen gegründet. Der christliche Bruder Pato's, Kama, wanderte mit seinem Anhang in die damals von Tembu bewohnte Gegend des heutigen Queenstown aus; die Mission ging auch ihm nach. Um mehr als bisher für die wirtschaftliche Hebung der Eingeborenen zu tun, gründeten die Wesleyaner zwei Institute mit beträchtlichem und wertvollen Grundbesitz in Farmersfield bei Grahamstown and Haslope Hills am Großen Winterberge. Unter den Galeka wurde (außer dem wieder aufgebauten Butterworth) eine zweite Station, Beechamwood, für die damals in der Gegend von Queenstown wohnenden Tembu eine Station Imvani, für den kleinen, kriegerischen Stamm der Baka die Station Shawbury an dem wundervollen 375 Fuß hohen Wasserfall der Tsitsa gegründet. Der hochangesehene Pondohäuptling Faku verlegte wieder einmal seinen Wohnsitz weiter nördlich, die Mission folgte ihm und baute bei seiner neuen Residenz die Station Palmerton. Dehnte sich so die wesleyanische Mission beträchtlich aus, so sorgten die andern Gesellschaften wenigstens im südlichen Xossalande für eine ausreichende Besetzung. Die Londoner Mission gründete zwei neue Stationen in Umkelo und Blinkwater bei Fort Beaufort. In der Glasgower Missionsgesellschaft hatten anfänglich Vertreter der Staatskirche und freikirchlich Gerichtete friedlich nebeneinander gearbeitet. Sie trennten sich 1838 gütlich, die erstern behielten den alten Gesellschaftsnamen

und vier der in Afrika begründeten Stationen. Die letzern konstituierten sich als „Glasgow African Society“ neu und übernahmen die andere Hälfte der Arbeit. Die Glasgow Miss. Soc. ging bei der Disruption 1843 in der Schottischen Freikirche auf; die Glasgow African Soc. vereinigte sich 1847 mit der Vereinigten Presbyterianer Kirche.[1]) Da infolge davon der Missionsarbeit größere Mittel zur Verfügung standen, konnte von beiden Seiten die Arbeit ausgebaut werden. Die Freischotten gründeten außer Lovedale, das sie behielten, die Stationen Burnshill und Pirie, die Glasgower bezw. die Vereinigten Presbyterianer, die ihr Zentrum in Tschumie behielten, gründeten neu Glenthorn und einige kleinere Stationen. Neu in die Arbeit trat die Berliner Mission 1836,[2]) welche der deutsche, im Dienste der Londoner Mission stehende Missionar Kayser gerufen hatte. Sie ließen sich bei dem Xossa-Unterhäuptling Gazela unweit des heutigen Städtchens Stutterheim nieder und nannten ihre Station Bethel. Da sie reichlichen Zuzug erhielten, konnten sie bald in derselben Gegend noch eine Reihe von weiteren Posten wie Itemba, Indwe, Emmaus besetzen.

Allein als gerade die Arbeit im besten Zuge war, brach 1846 ein neuer verheerender Kaffernkrieg aus, und als dies Unwetter vorübergebraust war, lastete weiter die Gewitterschwüle über dem Lande. Die Kaffern sannen auf neue Kriegszüge. Die Missionare waren durch die wiederholten Fehlschläge entmutigt. Die Missionsleitungen wagten kaum noch beträchtliche Geldmittel für das gefährdete Gebiet zu verwenden. Der lang hingezogene Krieg von 1850—1853 schien alle trüben Ansichten zu bestätigen. Und selbst danach kehrte keine Ruhe ein, bis in den Jahren 1856/57 die Xossa durch ihren blinden Glauben an den Lügenpropheten Mhlakaza und die furchtbare, dadurch heraufbeschworene Hungersnot sich selbst den Untergang bereitet hatten. Zu Anfang des Jahres 1857 wurden die diesseits des Kei wohnenden Xossa auf 105000 geschätzt; am Ende

[1]) Die Heimatgeschichte der schottischen Missionen ist ziemlich verwickelt: Die Edinburger und die Glasgower Missionsgesellschaft, die United Secession Church, Relief Church, ihre Verschmelzung seit 1847 als United Presbyterian Church, die 1843 entstandene Free Church, die sich 1900 mit der United Presbyterian Church zusammenschloß zur United Free Church, und diese endlich wird sich wahrscheinlich demnächst mit der Established Church of Scotland vereinigen.

[2]) Wangemann, Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft. II. Bd. 2. Abt. Berlin 1873.

des Jahres lebten davon nur noch 38000. Des Oberhäuptlings Sandile Volk schmolz von 31000 Mann auf 3700 zusammen. Allerdings wurden von diesen beständigen Unruhen und Wirren in der Hauptsache nur die Xossa betroffen und zerrieben; aber auch die Tembu und andere Nachbarstämme wurden in die Kriege mit verwickelt. Und zu den weiter nach Norden im Innern wohnenden Stämmen war der Verkehr jahrelang abgeschnitten und auf den einsamen Stationen das Leben der Missionare bedroht.

Die fortgesetzten Unruhen und die allgemeine Unsicherheit im Lande lasteten schwer auf der Mission. Es war das tiefe Dunkel vor dem Sonnenaufgang. Etwa die Jahre 1857—1860 bilden den Wendepunkt in der Missionsgeschichte des Kaffernlandes; mit ihnen bricht eine neue Zeit an.

Wir werfen noch einmal den Blick auf die vierzigjährige, schwere Zeit der grundlegenden Arbeit. Der Schwerpunkt der Mission lag damals entschieden noch diesseits des Kei, unter den Xossa und den westlichen Teilen der Tembu. Die Schwierigkeiten waren selbst für südafrikanische Verhältnisse ungewöhnlich groß. Die in der schroffen Gegnerschaft der Kaffern gegen die vordringenden Weißen und den damit zusammenhängenden Kriegen wurzelnde Unsicherheit aller Verhältnisse ließ es über Anfänge kaum hinauskommen. Die endlosen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen, die meist mit Viehdiebstählen zusammenhingen, ließen auch in den abgelegenen Teilen des Landes keine friedliche Konsolidierung zu. Dabei ist das Solidaritätsbewußtsein bei den meisten Kaffernstämmen hoch entwickelt, es findet seine Verkörperung in den Häuptlingen und den mit ihnen meist im engen Bunde lebenden Zauberpriestern. Wer sich den Christen anschloß, galt als ein Abtrünniger von der Volksgemeinschaft, als einer, der seinen angestammten Fürsten treulos verlassen hatte, und das wurde als Schmach empfunden. Auf der andern Seite brauchten die Häuptlinge die Missionare, teils um ihrem Hofe durch die Anwesenheit von Weißen Glanz zu geben, vor allem aber, um geeignete Vermittler für den meist lebhaften und oft unerfreulichen Verkehr mit den Kolonialbehörden zu haben. Sie mußten also den Missionaren auch eine Wirksamkeit unter ihrem Volke ermöglichen und boten ihre Untertanen zur Predigt auf. Zu Schulen kam es meist noch nicht viel; der Zweck des Lernens schien den Kaffern noch nicht einzuleuchten. Und schon die achtjährigen Knaben und Mädchen hatten beim Weiden des geliebten Viehs oder bei der

schweren Arbeit in Haus und Feld zu helfen. Meist begann die Mission damit, daß der Häuptling dem Missionar ein Stück Land, manchmal ein beträchtliches und wertvolles, übermachte und dieser darauf im Schweiße seines Angesichts die erforderlichen Gebäude errichtete. Da der Handel vorläufig noch ausschließlich im Tausch bestand, waren auf den Stationen ziemlich beträchtliche Warenlager erforderlich, und manche Missionare fanden an diesen gewinnbringenden Tauschgeschäften so viel Gefallen, daß ihnen der Handel zu einer Gefahr wurde. Wer nun unter den Einfluß des Wortes Gottes kam, ließ sich bei dem Missionar nieder; so entstanden meist schon früh um das Missionsgehöft her Dörfer von Farbigen. Ein erheblicher Bestandteil dieser Zuzügler waren Menschen, die irgendwie mit ihrem Häuptling oder mit ihrem Stamme zerfallen waren, vor allem Leute, die im Verdacht der Zauberei standen und auf die Missionsstation flohen, um ihr Leben zu retten. Merkwürdigerweise wurde das Asylrecht der Missionare fast allgemein, selbst von den widerhaarigsten Häuptlingen anerkannt. Das machte, daß die Missionare trotz der allgemeinen Unsicherheit verhältnismäßig sicher lebten. Allerdings sind mehrere Ermordungen von Missionaren vorgekommen. So wurde der Wesleyaner S. J. Thomas 1855 in Nkambele, der Anglikaner J. Willson 1858 bei East London, der Berliner Missionar Scholz 1845 bei Peddie ermordet. Es ist in allen diesen Fällen fraglich, ob die Kaffern die Missionare als solche erkannt hatten. Aber ihre Stationen wurden als Fremdkörper, als Schlupfwinkel für Zauberer und Gesindel aller Art empfunden und oft mit Groll angesehen. Daß die Kaffern als getaufte Christen in ihren väterlichen Dörfern und der ererbten Volksgemeinschaft lebten, war noch kaum möglich; sie waren da zu schweren Anfeindungen ausgesetzt und konnten ihr junges Christentum kaum behaupten. Die Missionare mußten sie also unter festen Platzordnungen zu einem christlichen Gemeinwesen erziehen auf die Gefahr hin, daß sie selbst dadurch die Stellung von kleinen Häuptlingen bekamen, die den Stammeshäuptlingen ein Dorn im Auge waren. Eine tiefer greifende Wirksamkeit unter dem Volksganzen außerhalb der Stationsgrenzen war noch kaum möglich.

Den Übergang zu einer andern, fruchtbareren Missionsweise bildeten die Fingu. Sie schienen berufen zu sein, das Missionsvolk unter den Kaffern zu werden. Sulu von Abstammung und mit etwas von dem stolzen, männlichen Selbstbewußtsein dieser Rasse in ihrem

Blute, waren sie schon damals verhältnismäßig freier von der Tyrannei der Häuptlinge; sie waren fleißig und strebsam. Durch die Engländer von dem drückenden Joche der Xossa befreit und in eine wirtschaftlich günstige Lage versetzt, haben sie den Engländern auch in den schwersten Zeiten die Treue gehalten und auch mit politischen Diensten die ihnen erwiesenen Wohltaten reichlich vergolten. Sie haben sich auch den von den Weißen ausgehenden missionarischen Einflüssen willig hingegeben und sind Jahrzehnte hindurch das Rückgrat der jungen Kirche gewesen. Unter ihnen war eine Wirksamkeit über die engen Stationsgrenzen hinaus möglich. Von ihnen stellten sich nicht nur die Armen und Schwachen oder die Anrüchigen, wie von den andern Kaffern, sondern vielfach die kräftigen Männer ein. Aus diesem Material konnten Helfer, später auch ordinierte Geistliche herangezogen werden.

Eine wertvolle, grundlegende Arbeit war 1859 in der Hauptsache zum Abschlusse gekommen, die Übersetzung der Bibel in Xossa. Den Hauptanteil an der schweren sprachlichen Rodearbeit haben die Wesleyaner geleistet. W. B. Boyce gab 1833 eine erste Kafirgrammatik heraus, W. J. Davis vervollkommnete sie 1836, der eigentliche Linguist war Rev. J. W. Appleyard,[1]) dem die Wesleyaner auf seiner Station Mount Coke eine eigene Druckerei zur Verfügung stellten. Er veröffentlichte 1850 eine neue, wertvollere Kafirgrammatik und machte sich dann an sein magnum opus, die Bibelübersetzung. Für eine große Anzahl von biblischen Büchern lagen dazu Übersetzungsentwürfe vor. Im Jahre 1846 wurde das Neue Testament in erster, 1854 in revidierter zweiter Auflage veröffentlicht, im September 1859 erschien die ganze Bibel in zwei Bänden. So verdienstlich diese Arbeiten Appleyards waren, so waren sie allerdings noch unvollkommen. Es knüpfte sich an sie eine heiße, literarische Fehde.[2]) Die Schwierigkeiten waren eben sehr groß. Abgesehen von wirklichen Übersetzungsfehlern, waren damals die Ausdrücke für viele christliche Zentralbegriffe noch nicht fest geprägt, und es gab viel Meinungsverschiedenheit darüber. Zudem sollte die Kafirbibel allen Kaffernstämmen vom Fischflusse bis Natal dienen; da waren nicht nur die zahlreichen Stammesdialekte, sondern auch

---

[1]) Smith, J. Wh. Appleyard. London 1881.

[2]) The Kafir Bible. Rev. J. W. Appleyard's Version judged by missionaries of various denominations. Lovedale 1866.

viele örtliche Besonderheiten zu berücksichtigen, und es war die schwierige Frage zu beantworten, ob man lieber den „edelsten" Kafirdialekt, den der Xossa um Kingwilliamstown, zugrunde legen oder aus dem Sprachgut der verschiedenen Dialekte eine umfassende und bereicherte Kafirsprache schaffen solle. Fast alle Missionen außer der Wesleyanischen lehnten Appleyard's Bibelübersetzung ab, setzten mit Hilfe der Britischen Bibelgesellschaft ein Revisionskomitee ein und schufen in gemeinsamer Arbeit, an der der sprachbegabte Berliner Missionar D. A. Kropf den Hauptanteil hatte, eine fast ganz neue Übersetzung, die in erster Auflage 1878, in zweiter, revidierter Ausgabe 1888 erschien. Aber auch Appleyards Übersetzung wird daneben aufgelegt. Es sei gleich noch erwähnt, daß D. A. Kropf, der Linguist der Berliner Mission, im Jahre 1899 ein englisch-deutsches Kafirlexikon, ein wissenschaftliches Standardwerk, herausgegeben hat.[1])

c) Die neue Zeit 1860—1899.

Seit der verhängnisvollen Verblendung, die sich an den Namen Mhlakazas knüpft, zog langsam, aber stetig eine neue Zeit über das Kafferland herauf und nahm von einem Landstrich nach dem andern Besitz. Die hochmütigen, der englischen Kultur ebenso wie dem Christentum gegenüber ablehnenden Xossa — die Geika diesseits des Kei wie die Galeka jenseits — hatten ihre Rolle ausgespielt. Ihre Kraft und Macht war gebrochen. Der Bann der Häuptlingschaft und der mächtigen Zauberer schwand unaufhaltsam dahin, und auch die letzte große Rebellion 1877/78 vermochte ihr Schicksal nur noch zu beschleunigen. Kolonisten drängten in das Land. Die 6000 überwiegend deutschen Fremdenlegionäre, deren gerade rechtzeitige Ankunft 1857 den Ausbruch des Aufruhrs verhinderte, bildeten den Kristallisationspunkt der weißen Ansiedlung. Die Xossa wurden in Reserven und Lokationen zurückgedrängt oder zerstreuten sich als Arbeiter bei den Weißen über das Land. Städte blühten auf, große Verkehrswege und Eisenbahnlinien schlossen auch so schwer zugängliche Landschaften wie die Amatole-Berge auf. Am weitesten schritt diese kulturelle Durchdringung vor, wo die Fingu wohnten. Da sah man Gärten und Felder eingefriedigt. Sie bauten nicht nur Mais und Kafferkorn, sondern versuchten es auch vielfach mit Weizen, Hafer, Bohnen, ja sogar mit Anlegung von Obstgärten. Da fanden sich Ochsenwagen, Pflüge, Eggen, ja selbst kleinere Maschinen,

[1]) Rev. Albert Kropf DD., A Kafir — English Dictionary. Lovedale 1899.

z. B. Dreschmaschinen für Mais auf ihren Gehöften. Statt der Pfahl- und Rasenbauten errichteten sie vielfach Steinhäuser mit Wellblech gedeckt. Am weitesten ist dieser Prozeß der Durchdringung der farbigen Bevölkerung mit der weißen Kolonisation diesseits des Kei vorgeschritten, aber auch jenseits dieses Flusses vollzieht sich die Bewegung unaufhaltsam. Die Besitzergreifung und Einverleibung der einzelnen Gebiete in die Kolonie ist das in die Augen fallende Sympton dafür.

Die alten Lebensbedingungen der Kaffern sind damit entwurzelt. Was ehedem das Leben der Männer ausfüllte: Krieg und Jagd, ist ihnen genommen. Ihr Viehbestand, ihr Reichtum und ihre Augenweide, ist durch die furchtbare Rinderpest von 1897 und die nachfolgenden Viehseuchen fast restlos vernichtet. Selbst die Gerichtsverhandlungen, in denen sie ihren Scharfsinn übten und ihre Beredsamkeit glänzen ließen, haben keinen rechten Inhalt mehr, seitdem in englischen Gerichtshöfen nach mehr oder weniger englischem Recht das Urteil gesprochen wird und sie ihre Sache durch englische Advokaten führen lassen müssen. Ihr Leben ist also inhaltlos geworden; sollen sie nicht in Stumpfsinn und Trunk verlumpen, so muß ein neuer Inhalt geschaffen werden. Das kann nur geschehen, indem ihnen einerseits die Geisteswelt des Christentums aufgeschlossen und ihnen dadurch auch die Kultur der Weißen näher gebracht wird, andererseits indem ihnen neue Beschäftigungen und Berufe zugänglich gemacht werden.

Die Mission steht demnach unter einem doppelten Zeichen: Durchdringung der Stämme mit dem Sauerteig des Evangeliums und Einrichtung von Schulen aller Art. Ihre Arbeit aber wird nach verschiedenen Richtungen hin mannigfaltiger: Nur noch in beschränktem Maße läßt sich die Mission bei den Häuptlingen an ihrem Hauptsitze nieder; sie sucht die Stellen im Lande, von wo sie verhältnismäßig die meisten Farbigen ohne zu große Schwierigkeit erreichen kann, und läßt sich da für die Dauer nieder. Daneben aber bilden sich bei jeder aufstrebenden Stadt Lokationen der Eingeborenen, in welchen verhältnismäßig viele von ihnen auf engem Raume beieinander leben. Mit der überhand nehmenden Freizügigkeit haben die Missionen ein lebhaftes Interesse, ihren in die Städte verzogenen Gemeindegliedern nachzugehen, umsomehr als diese dort großen sittlichen Gefahren ausgesetzt sind. Da sich nun obendrein die Arbeit an diesen städtischen Farbigen meist leicht an die parochiale Arbeit in den Gemeinden der

Weißen angliedert, treten in sie die verschiedensten Kirchengemeinschaften ein, wie sie eben in oder bei den Städten vertreten sind. Und es fehlt bei diesem Wettbewerb um den Einfluß auf die Farbigen nicht an viel ungesunder Konkurrenz, Durcheinanderarbeit und Vergeudung der Kräfte.

Wir beginnen unsere Einzelausführungen wieder mit der wesleyanischen[1]) Mission als derjenigen, die gleichsam das Rückgrat der Kaffernmission bildet. Es kam dieser Mission zustatten, daß sie vermöge ihrer geschichtlichen Priorität überall bei den mächtigsten Häuptlingen und damit im Herzen der großen Stämme angesiedelt war. Verhältnismäßig schwach vertreten war sie in dem heißumstrittenen Stammlande der Xossa-Kaffern diesseits des Kei. Mount Coke war mit der Missionspresse lange ein geistiger Mittelpunkt der Mission, von dem sie mit den erforderlichen literarischen Produkten, zumal Testamenten und Gesangbüchern versorgt wurde. Als aber gegen Ende der siebziger Jahre auch Drucke in Xossa billiger und besser in England hergestellt wurden, gab man das ganze Verlagsinstitut auf. Eine interessante Station war lange Zeit Annshaw an der Keiskamma. Es war die Reserve oder Lokation, die dem alten treuen Gona-qua-Häuptling Kama angewiesen war. Merkwürdig, der Oberhäuptling Pato und sein Bruder Kobi, die beim Übertritt Kamas ihm absichtlich nichts in den Weg gelegt hatten, weil sie erwarteten, daß ihr Bruder Kama als Christ allen Einfluß auf sein Volk verlieren werde, — waren beide längst untergegangen, ihre Stämme verschollen. Kama lebte bis 1875 hochangesehen und von seinem Volke geliebt, von den Weißen geehrt, in seinem strohgedeckten, von blühenden Schlingpflanzen umzogenen Hause. In seinem Alter war er zu schwach, um in die Kirche zu gehen; er mußte sich fahren lassen; aber wenn er langsam das Schiff der Kirche hinabging, um zu seinem Sitz zu gelangen, bot seine aufrechte Gestalt mit dem wohlwollenden Lächeln auf dem klugen Gesicht das Bild eines feinen christlichen Edelmanns.

Im näheren Transkei, dem alten Galeka-Lande, vollzog sich dadurch eine wichtige Änderung, daß 1865 die Kolonialregierung den Fingu, die an Wohlstand und wirtschaftlicher Kraft zu sehr ge-

---

[1]) Außer dem Werke von Whiteside: Memorials of the Rev. W. J. Shrewsbury. London 1869. — Will. Shaw, The story of my mission. London 1860. — Moister, Conversations on Wesleyan missions. London 1869.

wachsen waren, um sich in den engeren Verhältnissen der ihnen 1835 in der Kolonie angewiesenen Sitze noch wohlzufühlen, gestattet hatte, in ihre alten Sitze neben den Galeka zurückzuwandern. Sie nahmen bald fast das ganze Gebiet längs des mittleren Kei ein und drängten die Galeka unaufhaltsam zurück. Der Aufstand der letztern in den Jahren 1877/78 hatte wesentlich seinen Grund in dem Wunsche, die übermächtigen Rivalen, denen man sich im wirtschaftlichen Wettbewerb nicht gewachsen fühlte, mit Gewalt unschädlich zu machen. Der Aufstand hatte natürlich die entgegengesetzte Folge. Die Engländer gewährten den auch in dieser Kriegszeit treu erprobten Fingu gern volle Freiheit, sich auszudehnen. Für diesen Landstrich bürgerte sich geradezu der Name Fingulanb ein, während die zerfallenden Reste der Galeka sich längs der Meeresküste von der Mündung des Kei bis zu dem Kogha ansiedelten. Butterworth blieb hier das Zentrum der wesleyanischen Missionsarbeit; daneben wurden aber sowohl unter den Fingu wie unter den Galeka neue Stationen errichtet; doch wurden zumal bei den Fingu die Wesleyaner durch die ausgebreitete und tiefer grabende Arbeit anderer Gesellschaften in Schatten gestellt.

Im Tembulande blieb Clarkebury die Hauptstation der Wesleyaner; doch vollzog sich auch hier eine Schiebung dadurch, daß mit dem Eindringen der europäischen Kolonisation am Umtata-Flusse das Kolonialdorf Umtata aufblühte und von der anglikanischen Mission zu ihrem Mittelpunkte gemacht wurde. Da auch bei den Tembu zahlreiche andere Missionen einsetzten, wurden auch hier die Wesleyaner aus ihrer führenden Stellung verdrängt. In dem unruhigen Wetterwinkel des Transkei, den weiten Weidegebieten zu beiden Seiten des St. Johns-Flusses und seiner Nebenflüsse, wohnen vor allem die trotzigen, unbändigen Pondo, unter sich in beständigen Fehden sich zerfleischend, und mit ihren westlichen und nordwestlichen Nachbarn, den ebenso räuberischen und kriegslustigen Baka und Xesibe immer von neuem im Kampfe. Die Wesleyaner hatten hier eine Gruppe von Missionsstationen konzentriert, Morley und Buntingville unter den westlichen Pondo, Palmerton und Emfundisweni unter den östlichen Pondo, Shawbury und Osborn unter den Pondomisi und Baka. Die Mission in diesem Gebiete ist besonders romantisch und an Abwechslungen und Aufregungen reich. Faku, der alte Oberhäuptling der Pondo, genoß bei Weißen und Schwarzen hohes Ansehen als einer der mächtigsten Häuptlinge Südostafrikas. Die beiden

wesleyanischen Missionare T. Jenkins und P. Hargreaves gewannen völlig sein Vertrauen und wanderten mit ihm, so oft er seinen Häuptlingskraal verlegte. Aber unter seinen undisziplinierten Nachfolgern verfiel auch diese Häuptlingschaft, und die Pondo erwiesen sich als eines der härtesten Heidenvölker. Für die Pondomisi war verhängnisvoll ihre Empörung gegen die Engländer in den Jahren 1880/81, in der die beiden sonst in heftiger Fehde lebenden Häuptlinge Mhlonhlo und Mditschwa gemeinsame Sache gegen den überhand nehmenden englischen Einfluß machten. Es floß viel Blut, auch von Weißen. Aber der Aufstand wurde natürlich leicht niedergeschlagen, und beide Häuptlinge verloren allen Einfluß. Unter den Baka wirkte lange (1864—1881) in Osborn der ehrwürdige C. White. Im allgemeinen ist kaum zu verkennen, daß die Wesleyaner durch das bei ihnen übliche System, die Missionare oft wechseln zu lassen, an Stetigkeit und Einfluß beträchtlich einbüßten. Gerade bei diesen wilden Stämmen und Häuptlingen, wo nur der in jahre-, vielleicht jahrzehntelangem Verkehr gewonnene persönliche Einfluß des weißen Mannes Vertrauen erwerben konnte, waren diese unablässigen Wechsel, oft schon nach zwei oder drei Jahren, überaus schädlich. Manchmal kam es so weit, daß die Häuptlinge geradezu gegen den Wechsel streikten und den Nachfolger nicht aufnahmen. Wo wesleyanische Missionare durch lange Arbeitsperioden bei demselben Stamme volkstümlich einwurzelten, — und das war bei einer ganzen Reihe von ihnen der Fall, — da wurden sie auch populäre Männer.

An neuen Arbeitsgebieten haben in diesem Teile Afrikas die Wesleyaner nur den Distrikt Herschel am oberen Oranjefluß, da, wo die Kapkolonie, die Oranjefluß-Kolonie und das freie Bassutoland zusammenstoßen, aufgenommen. Die Engländer hatten dies abgelegene, fast menschenleere Gebiet nach dem Kaffernkriege von 1834/35 der freien Kolonisierung durch Farbige aufgeschlossen, und baSuto, Fingu und Hottentotten hatten sich zahlreich dort angesiedelt. Die Wesleyaner gründeten unter ihnen die beiden Stationen Wittebergen und Bensonvale. Ein Aufschwung der wesleyanischen Mission in diesem Bezirke schloß sich an die Evangelisationstour des später berühmt gewordenen amerikanischen Methodistenbischofs William Taylor im Jahre 1866 an. Sie führte zu einer beträchtlichen Stärkung der wesleyanischen Missionsgemeinden.

Die Missionsarbeit im ganzen nahm in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts einen andern Charakter ein. Einmal ging sie mehr

in die Breite. Neben den alten Hauptstationen wurden bei den aufstrebenden Städten und Kolonialdörfern zum Teil im Anschluß an die dort gesammelten Gemeinden der Weißen zahlreiche Neben- und Außenstationen gegründet und das Land mit einem Netz von Evangelisationsposten überzogen. Daneben aber wurde der Schwerpunkt der Arbeit in die Schulen verlegt. Schulen waren die Parole der neuen Zeit, und zwar nicht nur zahlreich vermehrte Elementarschulen. Es war hohe Zeit, daß mit dem eingekehrten Frieden die Wesleyaner diesen wichtigen, bis dahin vernachlässigten Missionszweig ernstlich aufnahmen. Die Signatur der neuen Zeit waren teils Schulen zur Ausbildung eines eingeborenen Lehr- und Predigerstandes, teils Handwerkerschulen zur Aufschließung neuer Erwerbszweige. Die Wesleyaner haben auf diesem Gebiete des höheren Schulwesens eine bedeutende Tätigkeit entfaltet. Es liegt auf der Hand, daß sowohl die Schaffung eines ausreichenden und gut durchgebildeten Lehrstandes wie die Einführung von Handwerken aller Art durchaus im Interesse der Kolonialregierung und im Rahmen ihrer Aufgaben lagen. Es war deshalb nur billig, daß sie zu deren Kosten beisteuerte, wenn die Missionen sich an ihre Ausführung machten, und das auch in Südafrika auf verschiedenen Verwaltungsgebieten eingeführte Grantsystem bot dazu eine bequeme Handhabe. Auf der andern Seite war dies höhere Schulwesen mit so beträchtlichen Kosten verknüpft und die Fragen der Handwerksschulen u. dergl. lagen immerhin so sehr an der Peripherie der Missionsarbeit, daß die Missionsleitungen in größerem Umfang in diese Arbeit nur eintreten konnten, wenn ihnen der Staat dabei zu Hilfe kam. Leider hat auch in Südafrika die Regierungspolitik auf diesem für die Mission immerhin wichtigen Grenzgebiete stark geschwankt. Die wesleyanische Mission spiegelt diese Schwankungen charakteristisch wieder.

In dem Jahrzehnt nach den Kaffernkriegen, von 1852—1861 war Generalgouverneur der Kolonie der von Australien her mit den Fragen der Eingeborenen-Politik wohlvertraute, bedeutende Sir George Grey. Ihm lag die Schaffung eines höheren Schulwesens für Farbige mit Hilfe der Mission dringend am Herzen, und er setzte aus eigener Machtvollkommenheit £ 40000 jährlich für diese Zwecke in den Staatsetat ein. Von diesen bedeutenden Mitteln konnte er große Unterstützungen geben. So veranlaßte er die Wesleyaner, in Salem, Peddie, Lesseyton und Healdtown Industrieschulen einzurichten, in denen die Knaben Tischlerei, Schreinerei, Schuhmacherei, Schneiderei

und Wagenbaukunst, die Mädchen die üblichen häuslichen Arbeiten lernten. Besonders Healdtown bei Beaufort stattete er mit reichlichen Zuschüssen aus Staatsmitteln zu einer Musteranstalt aus. Allein als er Südafrika verlassen hatte, wurden die Staatszuschüsse zurückgezogen; die Schulgebäude in Salem und Lesseyton wurden für Schulen der Europäer benutzt, Healdtown und Peddie wurden fast ganz geschlossen. Zwei Jahrzehnte später begann sich bei den Eingeborenen selbst das Verlangen nach höheren Schulen zu regen, und die Regierung war nicht zurückhaltend in ihren Versprechungen. In Buntingville im westlichen Pondoland brachten 1875 die Eingeborenen selbst 70000 Mark auf, um eine stattliche Industrieschule zu errichten, und die Kapregierung stellte für die Betriebskosten einen jährlichen Zuschuß von 18000 Mark in Aussicht. Allein dann kam in Kapstadt ein Umschwung, die Burenpartei erlangte die Oberhand im Parlamente; der Zuschuß wurde auf 1800 Mark gekürzt, die schöne, große Industrieschule mußte geschlossen werden. Wieder zwanzig Jahre später, um 1895 ist das Bedürfnis höherer Schulen für die Farbigen allgemein geworden. Die Wesleyaner hatten Seminare in Healdtown, Lesseyton, Bensonvale und an andern Orten, Industrieschulen in Peddie, Lesseyton und Butterworth für Mädchen, in Clarkebury für Knaben eingerichtet. Aber schon wieder kam eine Gegenströmung. Die kapsche Schulverwaltung unter ihrem energischen Leiter Dr. Muir setzte sich die berechtigten Ziele, einmal die vielen kleinen Institute zu beseitigen und die Kraft auf große, lebensfähige Anstalten zu vereinigen, zum andern die Heranbildung von Lehrern und Lehrerinnen als das zur Zeit dringendste Bedürfnis einseitig in den Vordergrund zu stellen und die Handwerksschulen wenigstens während der nächsten Jahre einzuschränken. Natürlich ließ sich für jede dieser Schwankungen in der Regierungsschulpolitik manches sagen, der Hauptfehler war nur, daß eben die Schwankungen stete Unruhe brachten und die zum Teil von den Regierungsgrants abhängigen Missionen stark in Mitleidenschaft zogen.

Weitaus die bedeutendste Schulanstalt der Wesleyaner war Healdtown, so 1866 bei der Rekonstruktion der Schule genannt nach einem Kaufmann Heald in Manchester, der dafür eine beträchtliche Geldsumme stiftete. Sie war ein groß angelegtes Lehrerseminar, in dem auch viele Dolmetscher, Häuptlingssöhne, Rechtsanwälte und Journalisten ihre Ausbildung gefunden haben. Die Abteilung für Mädchen, die meist Lehrerinnen wurden, war fast so stark wie die für Männer.

Bis zum Jahre 1880 war mit dieser Anstalt auch ein theologisches Seminar verbunden; es ist aber seitdem nach dem unfern gelegenen Lessexton verlegt.

Nicht nach der zeitlichen Folge, aber nach der Ausdehnung ihres Werkes über dies ganze Gebiet nennen wir an zweiter Stelle die anglikanische Kirche.[1] Sie besann sich spät auf ihre doppelte Verpflichtung gegen Engländer und Eingeborene in Südafrika; aber als sie 1847 mit der Gründung des Bistums Kapstadt einmal in die Arbeit eingetreten war, dehnte sie dieselbe schnell auch in die eigentliche Missionsarbeit hin aus. Schon 1853 wurde, nachdem Bischof Gray bereits wiederholte ausgedehnte und anstrengende Reisen durch das Kaffernland bis nach Natal hinauf unternommen hatte, das Bistum Grahamstown für die östliche Kolonie gegründet. Im Anschluß hieran entwickelte sich zunächst die Arbeit im damals sogenannten Britisch Kaffraria. Die Hauptmissionsstation wurde St. Matthews oder Keiskammahoek an den Quellen der Keiskamma 1857. Hier entwickelte sich nicht nur ein frisches Gemeindeleben, sondern es wurde auch schon früh ein ausgedehntes Schulwesen mit mannigfaltigem Handwerksunterricht in Angriff genommen. Seit 1896 wurde diese Anstalt in ein großes Lehrerinnenseminar umgewandelt. Eine weitere größere Missionsarbeit unternahmen die Anglikaner in dem 200 englische Quadratmeilen großen Bezirke Glen Grey, in dem durch die berühmt gewordene Glen-Grey-Land-Bill den Eingeborenen ein großes Maß von Selbstverwaltung mit eigenen Behörden und vor allen Dingen Privatgrundbesitz für die Individuen — ein dem südafrikanischen Heidentum fehlender Begriff — zugebilligt war. Hier erstarkte unter den neuen, günstigen Lebensverhältnissen die Überzeugung, daß das alte Kaffernheidentum dem Untergang verfallen sei und doch alle Christen werden würden. Die Anglikaner gründeten hier drei Stationen, Bolotwe, Indwe und Lady Frere. Außer einer Reihe weiterer, kleinerer Stationen nahmen sich die Anglikaner vor allem der in die städtischen Lokationen verzogenen Farbigen an und hatten unter ihnen eine lange Reihe von Evangelisationsposten. Das Gehilfenpersonal bildete ihnen ein Lehrer- und Predigerseminar aus, das bis 1905 in Grahamstown unterhalten wurde, seitdem aber auch nach Keiskammahoek verlegt ist; es zählt dort jetzt 200 Seminaristen.

---

[1]) Pascoe, Two hundred years of the SPG. 1701—1900. London 1901. — South African Provincial Directory 1908.

Zwei Jahrzehnte hindurch gehörte zum Bischofssprengel von Grahamstown auch das ganze Transkei, und schon Bischof Gray hatte gesehen, daß dort eine große und umfangreiche Missionsarbeit getan werden müsse. Im Jahre 1855 ließ sich H. T. Waters bei dem gefürchteten großen Galeka-Fürsten Krili nieder und gründete die berühmt gewordene Missionsstation St. Marks am Weißen Kei. Erst nachdem die an den Namen Mhlakaza sich knüpfenden, verhängnisvollen Unruhen vorüber waren, in denen Waters 6000 Kaffern vor dem Hungertode rettete, kam die Arbeit in geordneten Gang, und erst als ein Jahrzehnt später in jener Gegend die zugänglicheren und kulturoffneren Fingu sich ansiedelten, zeigten sich auch Erfolge der Arbeit. St. Marks hat das Glück gehabt, 28 Jahre hindurch unter der Leitung des unermüdlichen, auch praktisch tüchtigen Waters zu stehen. Die Anglikaner ehren in ihm den eigentlichen Begründer der kirchlichen Missionsarbeit in Kaffraria. Er hat St. Marks zum Mittelpunkt eines bis in das Land der Tembu hinein verzweigten Werkes gemacht. Ihm zur Seite stand lange Jahre sein späterer Nachfolger, der begabte und treue Kafferngeistliche Peter Masiza, ein Fingu, der erste Farbige in Südafrika, der 1877 zum anglikanischen Geistlichen ordiniert wurde. Er wurde von den englischen Geistlichen seiner Kirche so hoch geschätzt, daß er 1899 zum Kanonikus ernannt wurde († 1907).

Im Jahre 1861 begannen die Anglikaner in St. Cuthbert die Arbeit bei dem westlichen Zweige der Pondomisi unter Mditschwa, deren östlichen Zweig unter Mhlonhlo die Wesleyaner bedienten. Die Arbeit an dem harten Heidenvolke erwies sich aber als schwierig und undankbar. Im Jahre 1880 wurde die Station in den unglücklichen Aufstand der Pondomisi gegen die Engländer verwickelt und wurde fast völlig vernichtet. Nach Wiederherstellung des Friedens wurde die Mission in St. Cuthberth neu gegründet (1884). Die Station ist bedeutsam, weil sie von ihrem Anfang im Jahre 1861 ab die Arbeitsstätte des B. Key, eines der tüchtigsten anglikanischen Missionare in Südafrika überhaupt, gewesen ist. Er besaß einen selten klaren Einblick in alle Schliche des Kaffercharakters, beherrschte ihre Sprache in hervorragendem Maße und bewies in seinem Umgang mit den Kaffern, auch den Fürsten, viel Weisheit und Einsicht. Er genoß dabei den Respekt, die Liebe und die Bewunderung aller, die mit ihm zu tun hatten, besonders auch seiner Mitmissionare.

Bis zum Jahre 1873 war Transkei ein Anhängsel der Diözese Grahamstown. Dann aber wurde es, zumal wegen der ungewöhnlich schwierigen Verkehrsverhältnisse als eine eigene Diözese abgetrennt und nach dem für die Erschließung des Landes wichtigsten Flusse die Diözese St. Johns[1]) genannt. Die neue Diözese war so glücklich, als ihre beiden ersten Bischöfe so hervorragende Leute wie Dr. Callaway und den schon erwähnten B. Key († 1901) zu haben. Auch Callaway[2]) hat unter den südafrikanischen Missionaren einen guten Namen; er war einer der besten Kenner der Sprache, der religiösen Überlieferungen und der Folklore der nördlichen Kaffern und der Sulu, und seine Schriften darüber werden noch heute von Linguisten und Anthropologen hoch geschätzt.

Die Erhebung des abgelegenen Gebiets zu einem Bistum hatte einen Aufschwung der Arbeit zur Folge. Der Mittelpunkt der Diözese wurde das Dorf Umtata an dem gleichnamigen Flusse. Dieses entwickelte sich im Zusammenhange mit der Missionsniederlassung zu dem bedeutendsten Kolonialstädtchen des Gebiets, eines der in Südafrika nicht seltenen Beispiele, wo um eine Missionsstation eine Stadt aufgeblüht ist. In Umtata baute die Mission das Zentralschulinstitut der Diözese, das St. Johns Theological College and Training Institute, (1877), das also zunächst zugleich als Lehrer- und Predigerseminar geplant war. Seit 1899 hat man es aber doch für notwendig erachtet, das Predigerseminar abzutrennen und in einem eigenen Institut, St. Bede's College, neu zu begründen.

Von neuen Bezirken wurde besonders der von den Gri-qua besiedelte Norddistrikt Ostgriqualand mit den Verkehrsmittelpunkten Clydesdale und Kokstadt in Angriff genommen. Die Gri-qua waren fast alle als Christen, und zwar kongregationalistischer Richtung, eingewandert. Viele hielten auch an dieser Kirchenform fest, trotzdem sie keine Missionare ihrer Denomination bei sich hatten. Ihre alte Mission, die Londoner, sah sie als christianisiert an und überließ es ihnen selbst, für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen. Im allgemeinen waren diese Gri-qua kirchlich vernachlässigt, und da sie auch wirtschaftlich und sozial herunterkamen und sich andererseits viele Fingu,

---

[1]) Der zweite Bischof von Grahamstown, Cotterill, war 1871 zum Bischof von Edinburg berufen und hatte seine neue Diözese so lebhaft für die Kaffernmission interessiert, daß sie den größeren Teil des Fundationskapitals aufbrachte.

[2]) Callaway, Sketches of Kafir Life. London 1905. — Ders., Nursery Tales — Religious System of the Amazulu. — Benham, Henry Callaway. London 1896.

baSuto und Kaffern in ihrer Mitte niederließen, hielten es die Anglikaner 1871 für ihre Pflicht, sich ihrer kirchlich und missionarisch anzunehmen. Sie gründeten hier einen ausgedehnten Missionsbezirk (archdeaconry) mit Clydesdale und Kokstadt als Mittelpunkten.

Bei den Pondo, neben den Galeka und den Tembu dem stärksten, aber auch härtesten Kaffernvolke, faßten die Anglikaner nach vorübergehenden Versuchen erst nach der englischen Besitzergreifung 1894 wirklich Fuß; zu einer ausgedehnten Arbeit ist es noch weder bei den Ostpondo (Station St. Peter) noch bei den Westpondo (Station St. Barnabas) gekommen. Auf dieser letzteren Station wirkte vorübergehend (1893—1896) ein vollqualifizierter Missionsarzt Dr. Sutton, eine Ausnahme in Kaffraria, so viel sich auch zahlreiche Missionare, besonders wesleyanische, durch ärztliche Hilfeleistung verdient gemacht haben.

Im Tembulande, wohin sich die Arbeit von St. Marks ausdehnte, übernahmen die Anglikaner außer einigen kleineren Stationen die Verwaltung des vom Staate 1894 begründeten Aussätzigen-Asyls Emdschanjana (Emjanyana). Auch unterhalten sie in Engkobo eine gehobene Mädchenkostschule. In dem Maße als Transkei für die Kolonisation aufgeschlossen wurde, wuchsen auch die kirchlichen Verpflichtungen der Anglikaner gegenüber den weißen Einwanderern, die zum großen Teile von Haus aus ihrer Kirche angehörten und in Gefahr standen, in diesem noch wilden Lande kirchlich und sittlich zu verwildern. Die weite Zerstreuung der Kolonisten auf einsam über das Land hin liegenden Farmen brachte es mit sich, daß auch die anglikanische Mission sich überall geltend machte, oft nicht in angenehmer Weise, zumal gegenüber den Wesleyanern. Aber da Zeit und Kraft der weißen Geistlichen in erster Linie von dem Dienste an ihren Landsleuten in Anspruch genommen wurde, ließ man die Missionsarbeit vielfach in den Händen farbiger Helfer, die von den Geistlichen bei oft ungenügenden Sprachkenntnissen nur mangelhaft beaufsichtigt werden konnten.

An Bedeutung für die Kaffernvölker zur Zeit noch die anglikanische Mission überragend, wenn auch an Ausdehnung ihr nicht gleichkommend, sind die schottischen Missionen.[1] Seit der Auseinandersetzung im Jahre 1838 arbeiteten die schottische Freikirche und die Vereinigten Presbyterianer in friedlichem Wettbewerb neben-

---

[1]) Lennox, Our Missions in South Africa. Edinburg 1911.

einander, so daß ihr Werk, obgleich daheim unter getrennter Leitung, wesentlich den gleichen schottisch-presbyterianischen Charakter trug, eine in schottischer Art solide, tiefgründige Arbeit, die es bei den Vereinigten Presbyterianern mehr auf Gemeindegründung und Kirchenaufbau, bei den Freischotten mehr auf Erziehung und Schulung absah. Die älteren Stationen beider Missionen, Tschumie (1821), das 1823 an der Neera gegründete, aber nach dem Kaffernkriege von 1834/35 an die Tschumie verlegte Lovedale (1837), Balfour, Burnshill, Pirie, Glenthorn und einige kleinere Stationen lagen alle in dem damals sogenannten Britisch Kaffraria. Angelegt waren sie alle für das damals im Vordergrunde des Missionsinteresses stehende, stolze, aber harte und für das Christentum besonders unzugängliche Volk der Xossa, zumal des Gaika- und Ndlambe-Zweiges derselben. Es war aber eine günstige Fügung, daß die Fingu bei ihrer Verpflanzung unter englischen Schutz 1835 zum großen Teile im Bereiche dieser schottischen Stationen angesiedelt wurden. Ihnen als einem empfänglicheren und bildsameren Volke wandte sich bald die Hauptarbeit der Schotten zu, und man kann wohl sagen, daß die Fingu und die schottische Mission miteinander gewachsen sind. Die Rücksicht auf die Fingu ist vielfach auch für die Ausdehnung der schottischen Mission bestimmend gewesen.

Schon im Jahre 1841 begannen die Freischotten auf der damals noch kleinen und unbedeutenden Station Lovedale[1]) die höhere Schularbeit. Ihr Ziel war ein doppeltes, einmal in einer gehobenen Schule einen eingeborenen Lehrstand heranzubilden, und zum andern für die Missionarskinder und andere Weiße eine solide, den Ansprüchen der Heimat entsprechende Schule zu schaffen. Man glaubte so den Missionaren die Wohltat erweisen zu können, daß sie ihre Kinder bis in reiferes Alter bei sich behalten könnten, was des Klimas wegen recht gut möglich war. Und man hoffte durch das Neben- und Miteinanderarbeiten der Weißen mit den Farbigen in den letzteren einen heilsamen Ehrgeiz zu erwecken und sie zu höheren Leistungen anzufeuern. Allerdings brachte es diese Kombination mit sich, daß als Schulsprache ausschließlich Englisch gewählt wurde, — eine Kaffernsprache stand ja für die weißen Kinder außer Frage —, und daß die Anforderungen sehr hoch gestellt wurden, um mit den

[1]) Rob. Young, African Wastes Reclaimed; Lovedale Past and Present. Allg. Miss.-Zeitschr. 1893, 489; 1905, 237. 283. — Stewart, Lovedale. Edinburg 1894. — Lennox, Lovedale. Edinburg 1903. — Warneck, Missionsstunden II, 1, S. 106 (4. Aufl. 1897).

heimischen Schulen wetteifern zu können. Man tröstete sich damit, daß es vorläufig nicht darauf ankomme, das Gesamtniveau der Kaffern zu heben, selbst nicht darauf, einen zahlreichen und gleichmäßig durchgebildeten Stand von Gehilfen zu schaffen, sondern einzelne besonders begabte Kaffern auf eine den Durchschnitt weit überragende Bildungshöhe zu heben und sie damit zu Führern der künftigen Geschlechter zu machen, ein immerhin anfechtbarer pädagogischer Grundsatz. Die Anstalt kam unter den Kriegswirren jener Jahrzehnte nur langsam in einen geordneten Gang. Bedeutungsvoll war es, daß ihr der für die Zivilisierung der Kaffern so lebhaft und verständnisvoll interessierte Gouverneur Sir George Grey 1855 den Anstoß gab, sich die Ausbildung in Handwerken in größerem Umfange anzugliedern. Grey bewilligte aus Staatsmitteln bedeutende Zuschüsse, um die erforderlichen Werkstätten zu bauen und auszurüsten. Diese Handwerkserziehung ist für Lovedale ein charakteristisches Merkmal geworden. Es wurden im Laufe der Jahre außer den landläufigen Handwerken wie Tischlerei, Schreinerei, Schuhmacherei, Schneiderei, Wagenbauerei und allen Zweigen der Landwirtschaft, auch Buchdruckerei und Binderei, später auch Stenographie, Telegraphie, Postdienst, doppelte Buchführung und dergl. gelehrt. Maßgebend war dabei in den früheren Jahrzehnten hauptsächlich die allgemeine Erwägung, die der treffliche, um das Eingeborenen-Schulwesen in der Kapkolonie verdiente Regierungsschulinspektor Dr. Langham Dale so formulierte: „Der einzige erfolgreiche Weg, die wilden Eingeborenen in tüchtige, treue Bürger zu verwandeln, sind Schule, Werkstätte und Kirche. . . Verstand und Hand müssen gleichzeitig ausgebildet werden. Wahres Christentum verträgt sich nicht mit der Ziellosigkeit eines heidnischen Lebens. . . Die ernste Frage ist: was werden die Tausende von Knaben und Mädchen mit ihrer Kunst zu lesen, zu schreiben und zu rechnen anfangen, wenn sie keinen Hobel, keine Säge, keine Nadel, keinen Pfriemen zu führen, keinen Rock zuzuschneiden, keinen Schuh zu besohlen, keine Tür zu machen, keinen Reif um ein Rad zu legen wissen." In neuerer Zeit ist dazu die sehr wichtige spezielle Erwägung getreten, daß die allgemeine Entwicklung der Lebensverhältnisse in den von den Kaffern bewohnten Landschaften diese fast aller der Beschäftigungen beraubt hat, welche in der Zeit des Heidentums ihrem Leben wenigstens einigen Inhalt gaben. Wenn die Kaffern unter diesen veränderten Verhältnissen nicht zu Ackerknechten und

Proletariern heruntersinken sollen, müssen ihnen zahlreiche, neue Berufe aufgeschlossen werden.

Im Jahre 1868 wurde der Anstalt als ein weiterer, wichtiger Arbeitszweig ein Mädcheninternat angegliedert, in welchem Kaffernmädchen nach den gleichen Grundsätzen in allen Zweigen der den modernen Verhältnissen angepaßten Hauswirtschaft unterwiesen und die begabteren zu Lehrerinnen ausgebildet wurden. Mit dem Jahre 1872 wurde pflichtmäßig Schulgeld eingeführt, um auch dadurch den Schülern und ihren Eltern den Wert der Schulbildung zu Gemüte zu führen. Später ist noch ein stattliches Krankenhaus, das Viktoria-Hospital, hinzugekommen, das auch Gelegenheit zur Ausbildung farbiger Mädchen in der Krankenpflege gewährt. Lovedale hat sich im Laufe des Jahrhunderts zu weitaus der bedeutendsten und einflußreichsten Ausbildungsanstalt für die Farbigen in Südafrika entwickelt. Die wichtigsten Grundsätze, auf denen die weitverzweigte und hochangesehene Anstalt beruht, sind folgende: 1. Zwischen farbigen und weißen Schülern wird kein Unterschied gemacht. Sowohl im Unterricht wie in den Lebensverhältnissen werden an beide die gleichen Anforderungen gestellt und beiden dieselben Einrichtungen zur Verfügung gestellt. 2. Schulsprache ist in allen über die Elementarfächer hinausführenden Disziplinen Englisch. 3. Alle Stämme und Völker der Farbigen Südafrikas sind gleich willkommen. Die Anstalt will nicht einer Nation oder einer Stammesgruppe, sondern dem ganzen farbigen Südafrika dienen. 4. Die Anstalt ist ausgesprochen biblisch-evangelisch, aber interdenominationell; sie dient Presbyterianern, Kongregationalisten, Wesleyanern, Lutheranern und selbst Anglikanern ohne Unterschied. Sie umfaßt fünf Hauptzweige: a) Elementarschulen für Knaben und Mädchen, b) Handarbeitsschulen verschiedenster Art, c) ein Lehrerseminar für Jünglinge und Jungfrauen (Normal School), d) ein College, das bis zum Abiturienten-Examen der Universität Kapstadt hinaufführt, e) eine Theologenschule speziell für die schottisch-presbyterianischen Missionen. Bis zum Jahre 1887, wo eine genaue Statistik der Schulen aufgestellt wurde, hatten etwa 6000 Knaben und Mädchen die Anstalt besucht. Davon waren damals 700 im Institut; 1800 weitere hatten nur die Elementarklassen besucht; 700 waren verstorben oder verschollen. Von den übrigen 2800 Schülern waren 768 Lehrer oder Lehrerinnen, 57 eingeborene Geistliche, 203 Beamte im Dienste höherer oder niederer Behörden, Journalisten u. dgl.; 1500 waren Ackerbauer oder Handwerker. Das Jahres-

budget betrug schon um die Jahrhundertwende £ 10000; davon zahlte das heimatliche Missionskomitee £ 2400, die Kapländische Schulbehörde £ 2000 bis £ 2300 an Subsidien. Etwa £ 5000 wurden von den Schülern als Schulgeld usw. bezahlt. Das Schulgeld betrug damals im Jahr bereits £ 12, wofür allerdings der ganze Unterhalt mit bestritten wurde.

Lovedale war begünstigt dadurch, daß es eine ungewöhnliche Kontinuität in seiner Leitung hatte. Während der ersten drei Jahrzehnte von 1841 ab stand an der Spitze der hochgebildete und energische Dr. Govan. Man muß wohl zugeben, daß er die Ansprüche zu hoch geschraubt und der Anstalt den Charakter einer Eliteschule gegeben hat; aber bei seiner pädagogischen Begabung und seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit war auch etwas zu leisten. Neben und nach ihm wirkte 56 Jahre lang James Weir, eine kraftvolle, herkulische Erscheinung. Im Jahre 1866 trat an die Spitze James Stewart DD., der Mann, der Lovedale vier Jahrzehnte hindurch mit glücklicher Hand geleitet und ihr das Gepräge aufgedrückt hat.

James Stewart,[1]) geboren am 14. Februar 1831 in Edinburg, war durch die Lektüre von Livingstones „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika" für Afrika und den Missionsdienst begeistert und ging 1861 an den Sambesi hinaus, um Livingstone seine Gemahlin zuzuführen und um als Freimissionar eine Arbeit am Njassa zu beginnen. Er sah indessen, nachdem er sechs Monate lang den See in einem Kahn befahren und erforscht hatte, ein, daß die Verhältnisse für eine geordnete Missionsarbeit noch nicht reif seien, und kehrte deswegen nach Schottland zurück. Hier erging, als 1864 Dr. Alex. Duff eine Verstärkung des Lehrpersonals der Lovedaler Anstalten suchte, an ihn der Ruf, in diese Arbeit einzutreten. Schon zwei Jahre später übernahm er die Leitung des weitverzweigten Werkes. Im Jahre 1875 hatte er die Freude, die erste freischottische Missionskarawane an den Njassa hinauszugeleiten und mit Dr. Laws die erste schottische Missionsstation am See, Livingstonia, anzulegen. Stewart galt als die erste Autorität für Eingeborenen-Schulwesen in Südafrika. Er hat sich auch literarisch einen Namen gemacht, in Kaffrisch durch ein Kafirwörterbuch, in Englisch durch ein vielgelesenes Buch „Dawn in the dark Continent". Hochbegabt, energisch, und

---

[1]) Wells, Stewart of Lovedale. London 1908.

wie ein echter Schotte überzeugt von der Bedeutung planmäßiger Schulung für die Emporentwicklung einer Rasse, setzte er ein Menschenalter seine große Kraft an die Aufgabe, die schwarze Rasse in Südafrika auf dem Wege planmäßiger Schulung kulturell auf ein höheres Niveau zu heben. Als langjähriger Herausgeber des Lovedale Christian Expreß benutzte er auch seinen großen Einfluß im öffentlichen Leben Südafrikas, um die Lebens- und Entwicklungsbedingungen der Farbigen günstiger zu gestalten. Er war ein missionarischer Staatsmann mit bestimmter Abzielung auf eine gesunde Lösung des Eingeborenen-Problems, wie er es zu seiner Zeit sah. Er starb am 21. Dezember 1905. Sein Nachfolger in der Leitung von Lovedale ist Dr. Henderson.

Aus der Arbeit der Vereinigten Presbyterianer in jenen ersten Jahrzehnten verdient als eine selten reife und wertvolle Frucht der Kaffernpastor Tijo Soga[1]) hervorgehoben zu werden. Aus dem Häuptlingsgeschlecht der Geika stammend, hatte sich dieser edle Jüngling früh bekehrt. Der schottische Missionar Niven hatte seine Begabung erkannt und hatte ihn, als er der beständigen Kriegsunruhen wegen 1851 nach seiner Heimat zurückkehrte, dorthin mitgenommen, um ihn den vollen theologischen Bildungsgang eines schottischen presbyterianischen Geistlichen durchlaufen zu lassen. Er hatte sich auf den Schulen in Edinburg und Glasgow ausgezeichnet und verheiratete sich auch vor seiner Rückkehr nach Afrika mit einer Schottin. Trotz verlockendster Angebote wollte er aber nun nicht in Regierungsdienste treten. „Ich will lieber", sagte er, „mein Brot an den Türen betteln, als die Hoffnung aufgeben, meinen heidnischen Landsleuten Christum predigen zu dürfen." Als die Aufregung, welche der kaffrische Lügenprophet Mhlakaza 1857 verursacht hatte, vorüber war und die Hungersnot das unglückliche Volk dezimierte, schuf der wohlwollende Gouverneur Sir George Grey am Emgwali einen Zufluchtsort für die versprengten Christen. Dort wurde Tijo Soga als Pastor angestellt. Er baute die Kirche, zu welcher auch der Oberhäuptling Sandile einen Beitrag gab, und das Pfarrhaus. Nachdem er hier ein Jahrzehnt lang eine tiefgreifende Tätigkeit ausgeübt hatte, drängte es ihn, auf Vorposten in das ungebrochene Heidentum zu gehen. Es war damals die Zeit, wo die schottischen Missionen mit Macht

---

[1]) Chalmers, Tiyo Soga, a page of South African mission work. 2. Aufl. Edinburg 1873. — AMZ. 1879, 3. — H. T. Cousins, Tiyo Soga. London 1897.

sich über den Kei nach Norden ausdehnten. Soga ließ sich 1868 im Galeka-Lande bei dem Oberhäuptling Krili nieder. Aber seine zarte Gesundheit war den Strapazen des Lebens im wilden Heidenlande nicht mehr gewachsen. Er siechte an der Schwindsucht dahin. Nachdem er noch auf seiner Station Tutura die neugebaute Kirche geweiht hatte, starb er am 12. August 1871. Mit Recht ist er als eine Zierde der Kaffernmission gepriesen. Dr. James Stewart urteilt von ihm, er sei der gebildetste und auch der ethisch und geistlich höchststehende Mann gewesen, den das farbige Südafrika bis jetzt hervorgebracht hat. Auch literarisch hat er sich ausgezeichnet. Seine Übersetzung von Bunyans Pilgerreise in Xossa gilt als ein klassisches Buch. Der Missionssinn hat sich in seiner Familie vererbt. Zwei seiner Söhne haben als Missionare auf exponiertem Vorposten im Dienste der Presbyterianer-Kirche gestanden, der eine, Dr. Will. Anderson Soga, als Missionsarzt.

Als im Jahre 1865 den Fingu auf ihr Gesuch gestattet wurde, in das Galeka-Land jenseits des Kei zurückzukehren und sich längs des linken Keiufers in den fruchtbaren Weidegründen der Galeka anzusiedeln, sahen beide schottische Missionen darin eine Aufforderung, ihnen in diese Gebiete noch ungebrochenen Heidentums zu folgen. Die Freischotten wurden erfreut durch den Eifer, mit welchem die Fingu es sich angelegen sein ließen, in ihrer Mitte „ein Kind von Lovedale", eine ähnliche Industrie-Erziehungsanstalt kleineren Stils zu haben. Sie brachten gleich anfangs £ 1450 an freiwilligen Gaben auf. Bei späteren Gelegenheiten wurden sie noch wiederholt zu Beisteuern für das College herangezogen, so daß sie insgesamt für die Begründung und den Ausbau des Instituts £ 4500 bezahlt haben, eine großartige Leistung, die bewies, wie bildungshungrig die Fingu damals bereits waren. Die Anstalt wurde einem wohlwollenden Regierungsbeamten zu Ehren Blythswood genannt. Sie ist der Mittelpunkt der schottischen Schularbeit im Transkei geworden. Die Arbeit dehnte sich unter den Fingu und Galeka beträchtlich aus. Die Freischotten gründeten die Stationen Cunningham, Main, Duff, die Vereinigten Presbyterianer — außer dem noch diesseits des Kei gelegenen Emgwali und dem erwähnten Tutura, der von 1871—1884 verlassenen, dann aber wieder besetzten Station Tijo Sogas, — Paterson (Mbalu), Columba nahe am Meeresufer, und Miller (im Bomvanalande zwischen dem Baschi- und Umtatafluß). Emgwali ist schon seit 1859 durch eine angesehene und gut besuchte Mädchenanstalt

mit Lehrerinnenseminar bekannt. Von dem Greenocker Missions-Frauenverein (Ladies' Kaffrarian Soc.) begründet und unterstützt, ist die Schule nun seit 70 Jahren eine kleinere, für Mädchen bestimmte Parallelanstalt zu Lovedale, mit einem Jahresetat von 2200 £, mit 42 Seminaristinnen in der Normal-Schule, 89 Pensionärinnen im Kosthause und etwa 150 Schülerinnen in der Mädchenschule.

Unter den Missionaren, die auf diesen Posten in oft undankbarer Rodearbeit standen, verdient der Major Charles H. Malan erwähnt zu werden. Aus einer berühmten Hugenotten-Familie stammend, hatte er schon als Offizier sich ernstlich bemüht, seine Untergebenen entschieden religiös zu beeinflussen. Als man ihm trotz seiner ausgezeichneten militärischen Leistungen begann in dieser Richtung Schwierigkeiten zu machen, quittierte er in Südafrika den Dienst und widmete das letzte Jahrzehnt seines leider kurzen Lebens († 1881, erst 44 Jahre alt) draußen und daheim dem begeisterungs- und aufopferungsvollen Werben für den Missionsdienst. Seine weiten Reisen durch die südafrikanischen Missionsfelder in Kaffraria, Bassutoland und Natal haben einen hellen Lichtstreifen des Segens hinter sich gelassen. Seine darüber veröffentlichten Bücher „Rides in the Mission Field of South Africa" 1872 und „South African Missions" 1876 sind um so mehr beachtet worden, weil sie von einem vornehmen Offizier geschrieben waren. Seine Lieblingsidee war es, den schweren Pionierdienst im unbekannten Innern Afrikas durch Eingeborene ausrichten zu lassen. Er gründete für diesen Zweck eine „Native African Mission Aid Association", die sich aber nach seinem Tode nicht lebensfähig erwies. Es waren wesentlich seine Anregungen, die wenige Jahre später François Coillard bewogen, für die werdende Bassuto-Volkskirche ein eigenes Arbeitsfeld tief im Innern zu suchen.

Als im Jahre 1886 die britische Kolonialverwaltung Tausende von loyalen und betriebsamen Fingu in die nördlichen Gebiete des Transkei, an der Grenze der Pondo, der Baka und des Ostgriqualandes verpflanzte, um dort einen zuverlässigen Rückhalt für ihre Verwaltung zu erlangen, folgten die Schotten auch dorthin nach. Ein besonderer Anlaß war, daß ein Häuptlingssohn des kleinen, aber mannhaften Xesibe-Stammes um Mount Ayliff in Lovedale erzogen und Christ geworden war. Sein Vater, der von den amaKristu viel Gutes gehört hatte, rief die Missionare ins Land. So gründeten die Presbyterianer die Station Gillespie. Im Laufe der Jahre kamen dazu noch unter den Fingu und den ihnen benachbarten

Stämmen, den Pondo, Pondomisi, Baka, Hlubi u. a., die Stationen Buchanan, Mount Frere, Somerville, Roß und Rainy hinzu.

Im Jahre 1900 schlossen sich daheim die freischottische und die Vereinigte Presbyterianer Kirche zu der Vereinigten schottischen Freikirche zusammen. Sie stellen eine große Missionskraft dar, und haben diesseits des Kei mit 9, im Transkei mit 8, in dem davon abgezweigten und nördlich angrenzenden Trans-Bashee-Bezirke 7 Hauptstationen, mit 24 ordinierten und 19 nichtordinierten Missionaren und 33 Missionsschwestern, 11 ordinierten Eingeborenen, den beiden großen Schulinstituten Lovedale und Blythswood und ihren großen Gemeinden gegenwärtig wohl unbestritten die Führung in der Kaffernmission. Ihre Gemeinden sind vielfach ungewöhnlich groß, die Gesamtzahl der Christen, einschließlich der Katechumenen, wird in Cunningham auf 3700, in Paterson auf 3000, in Mount Fletcher auf 3500, und auf zehn weiteren Stationen auf über 1000 Seelen, auf dem ganzen Missionsfelde auf über 37261 Seelen berechnet, von denen 15769 Abendmahlsberechtigte sind. Allerdings hat auch kaum eine Mission so sehr wie diese unter dem Äthiopismus gelitten. Merkwürdigerweise hielten sich die Gemeinden beider Missionen noch bis 1920 gesondert, weil die ehemaligen Freischotten eine unabhängige, sich selbst verwaltende Eingeborenen-Kirche, die ehemaligen Vereinigten Presbyterianer einen organischen Zusammenschluß mit der Schwarze und Weiße umfassenden Presbyterianischen General-Assembly in Südafrika anstrebten. Im Jahre 1920 ist aber endlich ihr kirchlicher Zusammenschluß erfolgt.

Neben diesen großen, sich über das ganze Kaffernland ausdehnenden Missionen sind noch eine ganze Reihe kleinerer Missionsarbeiten zu erwähnen. Die Londoner Mission, wie auf so vielen andern Gebieten auch hier der Pionier im ungebrochenen Heidentum, hatte um die Mitte des Jahrhunderts ihre Aufmerksamkeit in Südafrika und auf andern großen Missionsfeldern andern Aufgaben zugewandt und zog sich deshalb aus der von andern Missionen mit so großen Mitteln fortgeführten Kaffern-Mission zurück. Die zum Teil beträchtlichen, von ihr gesammelten Gemeinden von Xossa und Fingu, — Kingwilliamstown mit 665 Kommunikanten und 2193 Anhängern; Peelton mit 414 Kommunikanten und 3130 Anhängern u. a. — traten 1889 der selbständigen Kongregationalisten-Kirche der Kapkolonie bei. Die letzte Verbindung der Londoner Mission mit diesem Gebiete war, daß sie am großen Lovedaler Institut einen der Professoren stellte und besoldete und im Ostgriqualande die sich zer-

streuenden Reste ihrer ehedem so blühenden Gri-qua-Mission durch einen ihrer Sendboten in und um Kokstadt zu sammeln sich bemühte.

Die Brüdergemeine[1]) ging aus den Stürmen der fast zwei Jahrzehnte langen Unruhen und Kriege mit ihrer Arbeit in Silo wesentlich ungeschädigt hervor. Schon 1839 hatte sie daneben im Süden der Kolonie bei dem Dorfe Humansdorp unter den an die Tsitsikamma verpflanzten Fingu die Station Clarkson angelegt. Als um die Mitte der fünfziger Jahre friedlichere Zeiten einkehrten, dehnte sie um Silo ihre Arbeit aus und gründete 1855 die Station Gosen, 1859 in derselben Gegend, als infolge der an den Namen des Kaffernpropheten Mhalakaza sich anknüpfenden Hungersnot Scharen von Xossa in die Kolonie einwanderten, die Station Engotini. Im Jahre 1869 wurden diese östlichen Stationen von den westlichen, für die Hottentotten bestimmten Stationen abgezweigt und zu einem eigenen Konferenzkreis erhoben. Das gab Anlaß zu einer beträchtlichen Ausdehnung der östlichen Missionsprovinz. Im Jahre 1863 war von der englischen Kolonialregierung an die Brüdermission die Aufforderung ergangen, bei dem starken Stamme der Tembu einzusetzen, und sie hatte infolgedessen mit Zustimmung des Oberhäuptlings Ngangilizwe in Baziya und später auch in Tabase Stationen angelegt. Die Tembu erwiesen sich indessen als wenig empfänglich für das Evangelium; auch heute, nach mehr als 50jähriger Arbeit, zählen die Tembugemeinden der Brüdermission kaum ein halbes Tausend Glieder. Wenige Jahre später erging ein andersartiger, lockender Ruf an die Brüdergemeine. Zibi, der Häuptling des kleinen, aber kraftvollen Hlubistammes, der um die Mitte des Jahrhunderts aus den Wittebergen des Herscheldistriktes in das wenig bevölkerte Nomansland, das spätere Ostgriqualand eingewandert war, hatte sich von den Wesleyanern taufen lassen, war aber von ihnen bei der Bitte um Missionare nicht sogleich bedacht worden. So wandte er sich an die Brüdermission, und diese folgte seinem Rufe gern. Seit 1870 wurden eine ganze Reihe von Stationen für sein Volk und die Nachbarstämme angelegt, die wichtigeren sind Bethesda (1877), Ezincuka (1881) und Mvenyane (1888). Zibi selbst erwies sich als eine treue und wirksame Stütze dieser Mission und war ihr drei

---

[1]) D. Charles Buchner, Acht Monate in Südafrika. Gütersloh 1894. — G. Burkhardt, Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden, 4. Südafrika. — H. Schneider, Marianne Mazwi.

Jahrzehnte hindurch ein Freund. Leider wurde im letzten Jahrzehnt seines Lebens auch er von dem sich steigernden Mißtrauen der Farbigen gegen die Weißen angesteckt; sein Vertrauen zu den Brüdermissionaren erkaltete, als er bei der Einführung der Glen-Grey-Akte meinte, durch die weitgehende Selbstverwaltung der Eingeborenen in seinen Häuptlingsrechten verkürzt zu sein. Er zog unliebsame Konkurrenten, wie die Äthiopier und die Römischen, in das Land. Die gedeihliche Entwicklung der Brüdermission wurde dadurch erheblich gestört. In Mvenyane wurde 1893 ein Lehrerseminar zur Ausbildung eines den Ansprüchen der englischen Schulverwaltung entsprechenden Lehrpersonals begründet. Es ist ein arger Nachteil der Brüdermissionsprovinz Südafrika-Ost, daß sie volklich so wenig einheitlich ist. Sie arbeitet unter kapschen Oorlamschen, Tembu und Hlubi. Aber unter allen drei Völkern arbeiten auch andere, stärkere Missionen. Wie soll da eine gesunde, lebensfähige Volkskirche entstehen? Oder soll sich etwa der Dienst der Brüdermissionare damit bescheiden, lebendige Bausteine für die werdenden Kirchen anderer Denominationen zu liefern? An einer Kirchenordnung für die Provinz ist seit langer Zeit gearbeitet; sie hat aber wegen des Weltkrieges noch nicht eingeführt werden können.

Die Berliner Mission,[1]) deren erste Stationen mitten im heiß umstrittenen Gebiete der Xossa lagen, hatte dieselben mehrfach aus den Trümmern wieder aufzubauen. Ihre Mutterstation war Bethel, dazu kamen in dem Jahrzehnt 1855—1868 noch das nahe gelegene Wartburg (1855), in der Gegend von Kingwilliamstown Petersberg (1856) und zwei kleinere Stationen in Etembeni und Emdizeni, doch sind nicht immer alle diese fünf Stationen besetzt gewesen. Die Arbeit hat sich in bescheidenen Grenzen gehalten und hat nur 1338 Christen, davon 750 Kommunikanten gesammelt. Erst neuerdings, wo die Berliner wie auch die Brüdermissionare die Arbeit an ihren nach den aufblühenden Städten verzogenen Gemeindegliedern und an den fluktuierenden, in den städtischen Lokationen angesiedelten Kaffern aufgenommen hat (die Brüdergemeine in Queenstown, East London und Cathcart, die Berliner Mission an den beiden letzteren Orten und in Kingwilliamstown), kommt ein frischerer Zug in die Arbeit.

[1]) E. Kratzenstein, Kurze Geschichte der Berliner Mission. 4. Aufl. Berlin 1893. — Gensichen, Bilder von unserm Missionsfelde. Berlin 1902. — Hoppe, Im Kaffernlande. — D. Albert Kropf, Ein Lebensbild. Berlin 1912.

Es schien gegen Ende der fünfziger Jahre, als würde die Berliner Mission einen starken Rückhalt an einer zahlreichen deutschen Einwanderung erhalten. Die englische Regierung siedelte die im Krimkriege geworbene Fremdenlegion in dem damaligen Britischen Kaffraria an (1857), und in den folgenden Jahren fand eine ziemlich starke deutsche Einwanderung aus Hannover und Pommern statt, so daß damals wohl 6000 evangelische Norddeutsche in dem verhältnismäßig kleinen Gebiete wohnten. Die Berliner Missionare haben sie in Kirchengemeinden gesammelt und haben ihnen eine Anzahl Pastoren gestellt. Infolge dieser starken Kolonisierung überzog sich das vielumstrittene Britisch Kaffraria mit einem Netze von Kolonialdörfern und Städten und sicherte so die Grenze gegen die kriegerischen Kaffernstämme. Aber für die deutsche Mission hat die Einwanderung nicht annähernd die Bedeutung gehabt wie für die britischen Wesleyaner diejenige um 1820 im Albany-Bezirke. Die deutschen Gemeinden haben sich in Betonung ihres lutherischen Charakters sogar im Gegensatz gegen die doch auch lutherisch geartete Berliner Mission dem hannoverschen Kirchenregimente unterstellt. — Von Bedeutung für die Berliner Mission war es, daß ihr Senior und Superintendent D. A. Kropf 1845—1910 über sechzig Jahre hindurch in der Arbeit verharrte. Er galt als einer der tüchtigsten Kenner der Xossasprache und hat durch das Ansehen, das er persönlich in den Kreisen der britischen Missionare genoß, auch seiner Mission manchen Dienst geleistet, wenn er allerdings auch andererseits durch sein schroffes Luthertum deren Entwicklung hemmte. Neuerdings hat die Berliner Mission in eigenartiger Weise unter dem unbändigen Unabhängigkeitsdrang der Xossa zu leiden. Die Missionsleitung hat bei der Einrichtung einer kirchlichen Neuordnung 1912 die wenigen Xossagemeinden mit den Sulugemeinden in Natal zusammengeschlossen. Das ließen sich die Xossagemeinden nicht gefallen, einmal weil sie mit den Sulu nichts zu tun haben wollten und dann weil sie glaubten, daß durch diese Verschmelzung ihr reines Luthertum in Gefahr komme. Sie haben sich großenteils separiert. Die Berliner Arbeit in Kaffraria ist durch diese Hartnäckigkeit einige Jahre bedroht gewesen; doch scheint die Krise überwunden.

Erheblich später, seit 1894, trat in Kaffraria die „südafrikanische allgemeine Mission[1]) (South Africa General Mission) ein und

[1]) Zu ihren Missionaren gehörte Dudley Kidd, der eine Reihe von vielgelesenen Büchern über die Kaffern geschrieben hat: The essential Kafir. London

gründete im Transkei eine Reihe vereinzelter Missionsposten, je eine Station unter den Tembu und dem kleinen Völkchen der Tschesi, zwei Stationen unter den Bomwana und vier Stationen unter den Pondo. Diese Kaffernstämme sind alle in der Zersetzung ihres ehedem so zähen Stammeslebens begriffen; es gilt nun, daß von allen Seiten fleißig an ihrer Einkirchung gearbeitet wird, damit sie sich nicht in ein entwicklungsunfähiges Proletariat auflösen. Allerdings hat es gerade in diesem Entwicklungsstadium Nachteile, wenn sich die kirchliche Arbeit zersplittert und dadurch bei dem Durcheinanderarbeiten so verschieden gearteter Missionen der kirchliche Zusammenschluß erschwert wird.

Wiederholt wurde im Kaffernlande der Versuch gemacht, eine öffentliche Meinung unter entschieden christlichem Einfluß bei den Kaffern dadurch zu schaffen, daß eine Zeitschrift für sie herausgegeben wurde. Den Anfang machten in den 40er Jahren die schottischen Missionare in Emgwali mit dem Blatte „Ikorezi". Ihnen folgten die Wesleyaner von Mount Coke in den 50er Jahren mit dem „Messenger". In den 60er Jahren erschienen in Lovedale zweisprachig (Englisch und Xossa) die „Indaba" (Nachrichten). Diese Blätter gingen nach wenigen Jahren wieder ein. Im Jahre 1870 begründete Dr. James Stewart in Lovedale den „Expreß", zunächst wieder zweisprachig; der kaffrische Teil führte den Sondertitel „Isigidimi Sama-Xosa" und wurde von zwei Eingeborenen, Tengo Jabavu und W. Gqoba, mit großem Geschick herausgegeben, ging aber nach des letzteren Tode 1888 ein. Der englische Teil, der „Lovedale Christian Express" ist nun bereits seit länger als einem halben Jahrhundert das führende Organ der öffentlichen missionarischen Meinung in Südafrika.

Der Schwerpunkt der Missionsarbeit in der Kapkolonie liegt so sehr im vorigen Jahrhundert, daß wir ihr bei der Einzeldarstellung der Missionsfelder in den folgenden Kapiteln keine besondere Darstellung mehr widmen, obgleich die Arbeit, meist im Rahmen der seit lange erprobten Geleise, fortgesetzt ist. In der westlichen Kapkolonie gab es 1907 in der sehr großen, inzwischen geteilten anglikanischen Erzdiözese Kapstadt unter 296522 Eingeborenen nur noch 24548

1904. — Savage childhood. London 1906. — Kafir Socialism. London 1908. Kidd versucht sich mit lebhafter Phantasie und Anpassung in die Atmosphäre des kaffrischen Stammes- und Seelenlebens zu versetzen. Seinen Thesen, zumal über den Sozialismus der Kaffern, ist aber lebhaft widersprochen worden.

Heiden und 18595 Mohammedaner. In der ganzen Kapkolonie mit Einschluß der dazu gerechneten Außenbezirke wie Westgriqualand, Betschuanaland und Transkei gab es 1891: 392000, 1904: 786725 Christen. Davon gaben sich 254332 als Methodisten, 154881 als Anglikaner, 107216 als Kongregationalisten, 102913 als Holländisch Reformierte, 67192 als Lutheraner, 62303 als Presbyterianer, 4165 als Baptisten, 8589 als Katholiken und 25234 als sonstige Christen an. Um aber ein richtiges Bild von der kirchlichen Lage zu gewinnen, muß man im Auge behalten, daß in demselben Gebiet von den 579741 Weißen sich 302783 zur holländisch-reformierten, 126552 zur anglikanischen und 36032 zur wesleyanischen Kirche rechneten. Also die Holländisch-Reformierten rechneten Weiße und Farbige zusammen etwa 405000 Glieder; da aber mehr als 300000 davon Weiße waren, hatten sie dadurch im öffentlichen kirchlichen Leben weitaus das Übergewicht. Neben ihnen kamen in erster Linie die Wesleyaner mit 290000 und die Anglikaner mit 281000 Mitgliedern in Betracht. Zumal im Westen der Kapkolonie muß man sich weiter erinnern, daß weitaus die meisten „Eingeborenen" Mischlinge, „colored", sind, insgesamt 1904: 405276, und diese rechnen sich fast ausnahmslos zu einer der christlichen Kirchen, soweit nicht einzelne Gruppen von ihnen neuerdings sich den Kapmalaien, also dem Islam angeschlossen haben.

IV. Vom Burenkriege bis zum großen Kriege.

1899—1914.[1]

Wir haben nur erst die Missionsgeschichte der westlichen und östlichen Kapkolonie dargestellt. In der zeitlichen Ordnung sollten wir an dieser Stelle auch die Entwicklung der zahlreichen andern Missionsfelder Südafrikas schildern. Wir würden dann aber genötigt sein, überall die Darstellung zu zerreißen und dadurch unübersichtlich zu machen. Wir schildern deshalb zunächst die allgemeine Missionsentwicklung Südafrikas während dieses Zeitraums, um dann die übrigen Arbeitsfelder im Zusammenhang darzustellen.

[1]) Markham, South Africa past and present. New York 1900. — Samassa, Das neue Südafrika. Berlin 1905. — Younghusband, South Africa to-day. New York 1899. — J. Bryce, Impressions of South Africa. London 1897. — Colqhoun, The renascence of South Africa. London 1900.

Gegen das Ende des Jahrhunderts zu wurde die Lage in Südafrika immer gespannter und bedrohlicher. Eine ungewöhnlich lange Reihe von Dürren und Heuschreckenplagen hatte schwere wirtschaftliche Notstände im Gefolge. Dazu wälzte sich längs der Ostküste langsam, aber unaufhaltsam die Rinderpest herunter und vernichtete mit tödlicher Sicherheit fast den ganzen Rinderbestand der Stämme, ihren Stolz und die Grundlage ihres Wohlstandes. Die baMangwato König Khamas allein verloren 600000 Rinder. Die kostspieligen und doch meist erfolglosen Gegenmaßregeln verschlangen große Geldsummen. Dazu wuchs unter den Weißen die Spannung zwischen der burischen und der englischen Partei bedrohlich. Solange die Gebiete der Burenrepubliken als wertlose Steppen gegolten hatten, ließen die Engländer die Buren dort in Ruhe. Als aber die Gold- und Diamantenreichtümer im Innern ins Ungemessene stiegen, warteten rücksichtslose englische Imperialisten nur auf eine Gelegenheit, die unbequeme Burenherrschaft beiseite zu schieben. Cecil Rhodes war der Träger dieses Gedankens. Schon hatte er durch die Aufrichtung der Herrschaft der Chartered Company in Rhodesia und die Einrichtung der beiden Betschuanaland-Provinzen die Burenrepubliken eingekreist. Der völlig unbegründete Überfall Jamesons auf Johannesburg zeigte den Transvaal-Buren, wessen sie sich von der Rhodes-Partei zu gewärtigen hätten. Es drängte zur kriegerischen Auseinandersetzung.

Der mit großer Erbitterung geführte, $2^1/_2$ jährige Krieg zwischen den Engländern und den Buren 1899—1902 hat auch in die Entwicklung der Mission tief eingegriffen und für Südafrika eine neue Zeit heraufgeführt. Zumal die deutschen Missionen wurden von dem Kriege hart betroffen.[1]) Eine ganze Reihe von Stationen wurde teils in Asche gelegt, teils schwer beschädigt. Es war für die Missionare bei der entschiedenen Teilnahme der deutschen Heimat für die Buren schwer, sich ganz neutral zu halten. Vielfach standen die in den alten britischen Teilen Südafrikas arbeitenden mit ihren Sympathien auf seiten der Engländer, die im Oranjefreistaat und in Transvaal auf seiten der Buren. Manche Missionare hatten sich auch in Südafrika naturalisieren lassen, und ihre Söhne wurden deshalb zum Kriegsdienste eingezogen. Viele Missionare wurden von den Engländern

[1]) Für die Hermannsburger Mission AMZ. 1902, 17; für die Berliner Mission ebd. 113; 1904, 437; ebd. 1908, 573. Raeder, Die Lage der Mission in SA. seit dem Burenkriege. — Int. Rev. Miss. 1912, 573: The missionary situation in SA. — Miss. Rev. World 1912, 840: H. Beach, The missionary occupation of SA.

in Konzentrationslager geschleppt, einige sogar mit Hochverratsprozessen bedroht. Es wurde der deutschen Missionsgemeinde zum ersten Male klar, daß trotz der zur Schau getragenen missionsfreundlichen Gesinnung Großbritanniens die deutsche Missionsarbeit in britischen Kolonien großen Gefahren unterliegt. Nach dem Kriege setzte eine Zeit schwerer wirtschaftlicher Depression ein; Handel und Wandel stockten; Tausende von farbigen Arbeitern wurden aus den bergmännischen Betrieben entlassen; waren während des Krieges die Löhne ungesund in die Höhe getrieben, so fielen sie jetzt in einer geradezu die wirtschaftliche Existenz der Farbigen bedrohenden Weise. Mißernten steigerten die wirtschaftliche Not, zumal die während der letzten Jahre des alten Jahrhunderts durch alle Gebiete Südafrikas gezogene Rinderpest fast den ganzen Viehbestand der Schwarzen, ihr wertvollstes Vermögen, vernichtet hatte. Erst allmählich wurde das wirtschaftliche Gleichgewicht wiederhergestellt und bahnte sich eine neue Blütezeit des wirtschaftlichen Lebens an. Der Haupterfolg des Krieges ist gewesen, daß nunmehr der südafrikanische Kontinent ein einheitlicher wirtschaftlicher Organismus unter britischer Ägide geworden ist. Das nämlich war das Kriegsziel der Engländer gewesen. Solange der Schwerpunkt Südafrikas an den Küsten und in den Hafenstädten gelegen hatte und das menschenarme, wüste Innere mehr oder weniger als eine politische und wirtschaftliche Einöde erschienen war, hatten sie mit einer gewissen Geringschätzung die Bildung selbständiger Burenstaaten im Innern gestattet. Als aber das Verhältnis infolge der erstaunlichen Mineralschätze, besonders der Diamanten- und Goldfelder im Innern sich gänzlich verschob und das burische Transvaal der Kern, die englischen Küstengebiete aber die minder wertvolle Schale Südafrikas wurden, hatten sie die aufstrebenden Burenstaaten vernichtet. Man hatte in manchen Kreisen erwartet, das nunmehr gesicherte britische Übergewicht werde auch einen Umschwung in der Eingeborenen-Politik zugunsten der liberalen englischen Anschauungen herbeiführen; die Unterdrückungspolitik der Buren werde endgültig abgetan sein. Diese Erwartung hat sich nur zum geringen Teile erfüllt. In der Kapkolonie und den beiden früheren Burenrepubliken behielten auch nach dem Kriege die burischen Elemente die Oberhand, und da die Briten so weise waren, den südafrikanischen Staaten sofort nach dem Kriege ein großes Maß von Selbstverwaltung einzuräumen, bekam die burische Partei in der innern Politik bald die Führung. Außerdem setzte sich nach dem Kriege noch deutlicher als

vorher die Anschauung durch, daß die Eingeborenen-Frage das wichtigste und schwierigste Problem Südafrikas sei. Die Frage des Verhältnisses von Schwarz und Weiß beherrscht geradezu die innere Politik des Landes. Am 1. Mai 1910 hat Großbritannien die vier großen Länder Südafrikas, die Kapkolonie mit Betschuanaland, Natal, den Oranjefreistaat und Transvaal zu der „südafrikanischen Union" verbunden, ein Gebiet von 1 225 496 qkm, also fast $2^1/_2$ mal so groß als das alte Deutsche Reich (540 000 qkm). Im Laufe der Jahre werden wohl auch noch die jetzt außerhalb der Union verbliebenen Gebiete Rhodesien, das Betschuanaland-Protektorat und Bassutoland angegliedert werden, wie es nach dem Weltkriege mit Deutsch Südwestafrika schon geschehen ist. Bedenkt man den ungeheuren Mineralreichtum Südafrikas und das gesunde Klima weitaus der größten Länderstrecken, so wird man an der Entwicklungsfähigkeit und der großen Zukunft des Landes trotz der weiten öden Steppengebiete nicht zweifeln. Im Gebiete der britischen Union wohnen[1]) 5 958 499 Einwohner (1911); davon sind 1 278 025 Weiße und 4 680 474 Farbige; die Weißen verhalten sich also zu den Farbigen wie 1 : 4. Allerdings haben sich die Weißen in einem Jahrzehnt durch starke Einwanderung um $14^1/_4$ % vermehrt, aber die Farbigen, die auf keine Zuwanderung von außen, sondern nur auf ihre natürliche Vermehrung angewiesen sind, haben sich um 15,1 %, die Mischlinge, die sich notgedrungen überwiegend auch auf die Seite der Neger schlagen, sogar um 19,4 % vermehrt. Und diese starke Vermehrung der Farbigen hält schon seit Jahrzehnten an; es ist also, selbst wenn die weiße Einwanderung nach Südafrika noch jahrzehntelang sich gleich bleiben sollte — wozu aus andern Gründen wenig Hoffnung ist, — durchaus nicht zu erwarten, daß sich im Laufe der Zeit das prozentuale Verhältnis von Weiß und Schwarz zugunsten der Weißen verschieben werde; die noch nicht eingegliederten, fast ausschließlich von Eingeborenen bevölkerten Gebiete wie Bassutoland und Rhodesien zeigen erst recht eine erstaunliche Volksvermehrung, soll sich doch im Bassutolande die Bevölkerung in weniger als zwei Jahrzehnten verdoppeln.

Nun haben z. B. die Engländer in Natal und die Buren in Transvaal jahrzehntelang und auf Grund einer ganz verschiedenen Eingeborenen-Politik sogar ein Mißverhältnis von Weiß zu Schwarz

---

[1]) Vgl. die Rundschau AMZ. 1909, 476.

wie 1 zu 9 oder zu 10 mit Gleichmut angesehen. In den letzten Jahrzehnten hat diese Gleichgültigkeit einer wachsenden Besorgnis und Unruhe Platz gemacht. Das hängt zunächst mit der tiefgreifenden Umgestaltung in dem Gefüge des Lebens der Eingeborenen zusammen. Die Bantu waren von Haus aus nomadische Viehzüchter, die ihre Herden auf den weiten Grasflächen und Berghängen weiden ließen und nur daneben um ihre Dörfer kleine Felder mit Mais, Hirse und Melonen anlegten, die von den Frauen bearbeitet wurden. Nur die baSsuto- und beTschuanenvölker der inneren Hochebene waren in größerem Umfang zum Ackerbau übergegangen. Dabei lebten sie in straffer Stammesorganisation, der Häuptling genoß ein fast göttliches Ansehen, vermittels der Hauptleute und Familienältesten wurde eine zwar von unserm Sittenkodex stark abweichende, aber im ganzen gesunde, vor Entartung schützende Sittlichkeit aufrechterhalten. Pietät und Gehorsam gegen Häuptling und Eltern, Tapferkeit im Kriege, Übung des durch die Sitte vorgeschriebenen Anstandskanons waren selbstverständliche Pflichten. Dazu war das Stammesleben kommunistisch. Zumal die Ländereien gehörten der Gesamtheit, der einzelne galt und fühlte sich als Glied der Sippe und des Stammes; Privatbesitz und Entwickelung starker Individualitäten war kaum möglich. Dieses patriarchalische Gefüge wurde durch die immer stärkere Einwanderung der Weißen, ihre intensive Ackerwirtschaft und ihren Farmbetrieb, ihre individualistische Anschauungsweise und ihren Privatbesitz zerstört. Die Farbigen wurden auf immer kleineren und meist obendrein minderwertigen und ungesunden Landbesitz beschränkt. Nur in dem öden, wasserleeren Betschuanaland kommt auf den Kopf der Farbigen noch ein Flächenraum von 819 Äckern; in Bassutoland beträgt er 19, in der Kapprovinz 13, in Sululand 12, in Natal 9, in Transvaal und dem Oranjefreistaat nicht einmal ganz 5 Äcker. Da verbot sich die alte extensive Weidewirtschaft von selbst; man mußte zur bäuerlichen Kleinwirtschaft übergehen. Auch der kommunistische Stammes- oder wenigstens Gemeindebesitz ließ sich nicht mehr halten, man mußte in einer Landschaft nach der andern zur Aufteilung des Bodens an Familien und Einzelpersonen schreiten Aber auch so reichte der verfügbare Boden nicht, wenn die Eingeborenen nicht lernten, viel intensiver zu wirtschaften als ihre Vorfahren; dazu aber entschlossen sie sich um so langsamer, weil die Feldarbeit bisher meist Frauensache gewesen war. Die Männer gingen lieber auf Arbeit zu den Weißen, zumal in die Städte. Da aber wurden sie nicht nur

aus der geschlossenen Stammessitte und Überlieferung herausgelöst; viel gefährlicher war, daß sie schweren Gefahren sittlicher Entartung durch geschlechtliche Ausschweifungen, Trunk, Spiel, Versuchung zu Diebstahl und Betrug ausgesetzt waren. Städte wie Johannesburg entwickelten sich geradezu zu „Verbrecherhochschulen" („Criminal Universities"), wie sie John Merriman genannt hat. Dazu fielen die alten Beschäftigungen dahin, die ihrem Leben wenigstens einigen Inhalt gegeben hatten. Kriege und Stammesintrigen wurden durch die Regierung niedergehalten oder unmöglich gemacht; Kleider, Waffen, Hausgerät u. dgl., auf deren Verfertigung früher viel Fleiß und Geschick verwandt war, werden jetzt billig aus Europa eingeführt und sind im nächsten Laden käuflich. Die alten Handwerke, auch die Kunst des Regierens, des Rechtsprechens u. dgl. gerieten schnell in Vergessenheit, weil sie nicht mehr geübt wurden.

So hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte ein wirkliches Problem: „Schwarz und Weiß in Südafrika" herausgebildet. Es bestand so lange noch nicht oder trat wenigstens noch nicht in das Bewußtsein, als sich in dem weiten, menschenleeren Lande beide Rassen einigermaßen aus dem Wege gehen konnten. Die Mehrzahl der Farbigen wohnte in ihren eigenen Stammesgebieten nach väterlicher Weise und lebte gleichsam in einer Welt für sich, in der primitiven afrikanischen, nur daß durch die langsame, aber planmäßige Brechung der Häuptlings- und Stammesmacht, die Einbeziehung eines Bezirks nach dem andern in die koloniale Verwaltung und die Einführung einer regelmäßigen Besteuerung sich fast unmerklich eine Umbildung dieses patriarchalischen Zustandes vollzog. Eine zweite große Masse der Eingeborenen wohnte auf den Farmen der Weißen; teils waren diese nur erst vermessen, aber noch nicht bewirtschaftet; teils war diese Bewirtschaftung eine so extensive und oberflächliche, daß daneben für die Eingeborenen Raum und Bewegungsfreiheit blieb. Dieser Zustand verschob sich unaufhaltsam in dem Grade, als die Weißen ihren Wirtschaftsbetrieb ausdehnten und intensiver gestalteten. Teils drängten sie damit die Farbigen mehr und mehr von den besseren Ländereien zurück, weil sie diese für sich selbst in Anspruch nahmen; teils brauchten sie immer mehr farbige Arbeitskräfte für ihre Wirtschaft und nutzten dafür die auf ihrem Grunde wohnenden Farbigen aus; teils glaubten sie von den Farbigen für das Wohn- und Wirtschaftsrecht auf ihren Farmen immer höhere Anforderungen in Gestalt von Pacht oder Fronen erheben zu dürfen, widrigenfalls sie sie mit

der Vertreibung von ihren Wohnstätten bedrohten. Eine dritte Gruppe von Eingeborenen lebte als Oorlams in einer Art Hörigen-Verhältnis zu den Burenfamilien; zumal unter den Mischlingen des Kaplandes war dieser Zustand weit verbreitet. Dazu kam nun seit der wirtschaftlichen Aufschließung des Landes, zumal der Entdeckung der Diamanten- und Goldfelder, ein immer stärker anschwellender vierter Bestandteil der Eingeborenen, die Wanderarbeiter. Teils brauchten die bergmännischen Betriebe und die sich im Zusammenhang mit ihnen entwickelnden Großstädte eine unverhältnismäßig große Zahl von Arbeitern; teils brauchten die Eingeborenen in allen Teilen des Landes für die Bezahlung der Pächte, der Steuern und für sonstige moderne Erfordernisse bar Geld, das sie am bequemsten und schnellsten in den Städten und Compounds verdienen konnten; teils stachen ihnen Flitter und Tand, Flinten und Kleiderstoffe der Weißen in die Augen, und sie wünschten sich möglichst viel von diesen begehrten Gütern zu erarbeiten; teils lockten sie die prunkvollen Läden, die rauschenden Festlichkeiten, Kinos, Branntweinkneipen und öffentlichen Vergnügungshäuser, wo sie nur zu leichtsinnig ihren sauer erworbenen Lohn vertaten. Die einen ließen sich vor den Toren der Städte auf Lokationen nieder und bildeten dort schnell wachsende Eingeborenen-Siedelungen. Weitaus die Mehrzahl aber weilte nur 6—9 Monate auf den Arbeitsplätzen und kehrte dann in die abgelegenen Dörfer zurück, um einem neuen Schub Platz zu machen, so daß es ein beständiges Kommen und Gehen wurde, geradezu eine Völkerwanderung in regelmäßem Zu- und Abstrom. [1])

Immerhin in diesen Entwicklungen trat das Problem: „Schwarz und Weiß" nur erst einseitig und unsicher hervor. Es reicht weiter und tiefer. Beide Rassen werden nach menschlichem Ermessen dauernd in Südafrika nebeneinander zu wohnen haben und werden aufeinander angewiesen sein. Dabei ist das Klima in den meisten Gegenden so günstig, daß die Weißen auch die Ackerarbeit im Freien ohne

---

[1]) Leider bilden sich in diesen Lokationen vielfach geradezu skandalöse Zustände heraus. Die von den Munizipalitäten zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten und Baulichkeiten genügen auch nicht den bescheidensten Anforderungen an Wohlfahrt und Hygiene. Männer, Frauen und junge Leute hausen in engen, schmutzigen Löchern beieinander. Influenza, venerische und andere Krankheiten werden von den Lokationen in die Häuser der Weißen verschleppt. Die wiederholt öffentlich dagegen erhobenen Anklagen dringen wegen der stumpfen Apathie gegenüber den „Niggers" nicht durch.

Schaden verrichten können. Vielen Weißen ist es ein sympathischer, fast selbstverständlicher Gedanke, daß sie als Herren im Lande ein behagliches Leben ohne körperliche Anstrengung führen, dabei aber die Eingeborenen die rohe und harte Arbeit verrichten und dafür mit einem möglichst geringen Lohne abgefunden werden. Allein selbst diese Abgrenzung einer weißen Herren-Ober- und einer farbigen Hörigen-Unterschicht wird dadurch gestört, daß infolge der sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten in den europäischen Kulturländern, zumal auch in England immer mehr gelernte Arbeiter, Handwerker u. dgl. nach Afrika hinausziehen und nun beanspruchen, daß die Eingeborenen ihnen in allen den gelernten Berufen weichen, die einen auch für einen Europäer zur Not ausreichenden Erwerb abwerfen. Die Neger werden dadurch immer mehr zu einem besitzlosen, möglichst schlecht bezahlten Proletariat heruntergedrückt. Dabei ist denn doch in den Kreisen der Weißen zuviel Gerechtigkeitsgefühl und Humanität, um eine derartige unaufhaltsame Entrechtung der früheren rechtmäßigen Herren des Landes widerspruchslos zu ertragen; und es mischen sich darein naheliegende andersartige Erwägungen. Die Massen der farbigen Bevölkerung sind denn doch zu groß, und sie vermehren sich zu schnell, als daß man es auf ihre Verhetzung und die Bildung eines unversöhnlichen Gegensatzes zwischen beiden Rassen ankommen lassen könnte, zumal in kritischen Zeiten die Eingeborenen an den einigermaßen geschlossen unter eigenen Häuptlingen wohnenden Stämmen einen starken Rückhalt haben würden. Die Politik der englischen Kolonisation ist in Südafrika von Anfang an darauf aufgebaut gewesen, daß man die Eingeborenen leidlich zufrieden stellen wollte, um an ihnen eine Rückversicherung gegenüber den Buren zu haben. Es ist für die weiße Bevölkerung nicht günstig, wenn zumal das nachwachsende Geschlecht ohne starke körperliche Anstrengung bedient, verwöhnt, wohl auch verdorben von schwarzen Diener und Ammen aufwächst; das gibt keinen kernigen Nachwuchs, es führt zur Verweichlichung oder Entartung. Die christliche Mission muß für die Menschenrechte und ein menschenwürdiges Dasein der Eingeborenen eintreten. Sie baut ihnen Kirchen und Schulen, sie glaubt an ihre geistliche, sittliche und intellektuelle Entwicklungsfähigkeit. Sie will die Eingeborenen-Kirchen auf eigene Füße stellen und sie finanziell, religiös und zur Selbstregierung tüchtig machen, alles Ziele, die sich mit einem besitzlosen Proletariat nicht erreichen lassen. Sollen die Farbigen nicht dazu heruntersinken, so muß eine planmäßige Ein-

geborenen-Politik verfolgt werden, um einerseits das übergreifende Herrenmenschentum der Weißen einzuschränken, andererseits die schlummernden geistigen und sittlichen Kräfte der Farbigen zu wecken und für ihre Entwicklung Bewegungsfreiheit und Spielraum zu schaffen. Da ist es nun wenig erfreulich, daß bei einer wenigstens nebelhaften Übereinstimmung betreffs des zu erreichenden Zieles verschiedene Wege zur Erreichung desselben vor- und eingeschlagen werden, so daß über die zu befolgende Eingeborenen-Politik viel Meinungsverschiedenheit oder gar Verstimmung vorhanden ist.

Drei Hauptrichtungen [1]) lassen sich unterscheiden. Die einen geben die Losung aus: möglichst völlige Trennung von Schwarz und Weiß (segregation), so daß die Reibungsflächen zwischen beiden auf das Mindestmaß beschränkt werden. Dann werden im „Lande des weißen Mannes" die Weißen eben auch alle Arbeit verrichten müssen und werden eine durchweg nach den Bedürfnissen und Gesichtspunkten der Weißen orientierte Lebens- und Regierungsordnung aufbauen. Dagegen die für die Weißen zu ungesunden, heißen, fieberigen Landschaften würde eben nur „Schwarzen-Mannes-Land" sein, da würden

[1]) Vgl. Selborne über die Eingeborenen-Frage in Südafrika. AMZ. 1909, 452, Kol. Rundsch. 1909, 449. — G. Hartmann, Gedanken über die Eingeborenen-Frage in Südafrika und DSWA. Ebenda 1909, 665. 750. — Evans, Black and White in South Africa. — Ders., Int. Rev. Miss. 1915, 177. — Wilde, Schwarz und Weiß. Berlin 1913. — P. Rohrbach, Kulturpolitische Grundsätze. Berlin 1909. Lord Selborne geht in seiner berühmten Rede an der Universität Kapstadt von der Überzeugung aus, daß nicht nur die Bantu in ihrer Gesamtkultur minder entwickelt seien als die Westeuropäer damals, als sie vor 2000 Jahren in den Gesichtskreis traten; sondern daß sie überhaupt mindex begabt seien als die europäischen Herrenvölker. Trotzdem könne man nicht den Versuch machen, die Eingeborenen künstlich auf irgend einer Entwicklungsstufe festzuhalten, und ihnen die Weiterentwicklung darüber hinaus verbieten. Man dürfe auch die Eingeborenen bei dem unvermeidlich immer enger werdenden Zusammenwohnen beider Rassen nicht sich allein überlassen, damit sie sich auf eigener Linie entwickeln und seine Erlösung ohne fremden Beistand herbeiführen. Der Weiße müsse sich vielmehr seiner Verantwortung dem Schwarzen gegenüber voll und ganz bewußt werden und sich ernstlich überlegen, in welcher Richtung und mit welchen Mitteln er die Erziehung des Schwarzen fördern wolle. Das dürfe auch nicht einem Parlamente der Weißen überlassen werden, da dieses mit seinen wechselnden Majoritäten der für die langsame Erziehung der inferioren Rasse erforderlichen Stetigkeit ermangele und nur von den Interessen der eigenen Rasse beherrscht werde. Selborne schlägt ein ziemlich selbständig gestelltes Eingeborenenamt und daneben „Eingeborenenräte" als Vertretung der im allgemeinen vom aktiven und passiven Wahlrecht zu den Parlamenten ausgeschlossenen farbigen Massen vor.

von den Weißen nur die Zutritt haben, welche teils als wohlwollende Administratoren, oder als Missionare, Lehrer und Ärzte auf die Erhaltung und Entwicklung der Eingeborenen bedacht sind. So von der für sie unvorteilhaften, ständigen Berührung mit den Weißen geschützt, könnten die Eingeborenen alle in ihnen schlummernden Kräfte entwickeln und den Beweis liefern, welches Grades der wirtschaftlichen und geistigen Kultur sie fähig sind. Allein sobald in der Praxis daran gegangen wird, des Schwarzen-Mannes-Land auszusondern und zu reservieren, entdecken die Weißen, daß sie doch in der einen oder andern Form das meiste davon noch selbst brauchen können. Und selbst in den ungesundesten, ödesten Dschungeln können wertvolle Mineralien gefunden werden, die dann gleich wieder einen bequemen Vorwand bieten, die Farbigen zu verdrängen. Zudem wohnen eben im englischen Südafrika bereits $4^1/_2$ Millionen Eingeborene unter $1^1/_4$ Millionen Weißen zerstreut, und keine Macht der Welt kann diese tausendfache Verwickelung anders als mit dem Schwerte auflösen; und wie soll man sich die südafrikanische Wirtschaft, zumal die großen Minenbetriebe ohne einen regelmäßigen und starken Zufluß von farbigen Arbeitern denken? Die Politik der reinlichen, räumlichen Trennuug ist deshalb wohl schön gedacht, aber sie ist in praxi für die Weißen wie für die Farbigen undurchführbar.

Deswegen ist die gerade entgegengesetzte Losung ausgegeben: Da Weiß und Schwarz dauernd mit- und durcheinander leben und aufeinander angewiesen sind, sollen sie gleiche Rechte und Pflichten haben, etwa so wie in den Südstaaten der amerikanischen Union die Farbigen volles Bürgerrecht erhielten. Die Farbigen haben dabei den großen Vorteil, daß sie in der sie geistig hebenden und sittlich emporziehenden Atmosphäre der Weißen leben und langsam in alle die verwickelten Beziehungen des modernen Kulturlebens hineinwachsen. Ihre Zukunft liege doch nun einmal nicht in der Erhaltung oder Herausbildung spezifisch-afrikanischer Kulturformen, sondern in der sympathischen Einführung in den abendländisch-christlichen Kulturkreis. Eben das ist neben der spezifisch-religiösen die eigentliche Aufgabe der Mission. Deshalb sollen die Eingeborenen so schnell und so gründlich wie möglich Englisch oder Burisch lernen; ihre Schulen sollen etwa denselben Lehrgang und die gleichen Ziele wie die der Weißen haben; ihre Gemeinden sollen an die Kirchenorganisation der Weißen angegliedert werden oder ganz in ihnen aufgehen. Auf Grund der gleichen Anforderungen an Bilduug und Besitz sollen die Farbigen gleiches aktives und passives

Wahlrecht, gleiche Rechte in Staat und Kirche erhalten; gleiche Arbeit der Weißen und Farbigen soll gleichen Lohn geben; und die Farbigen sollen bei erwiesener Befähigung zu allen Ämtern und Berufen wie die Weißen Zutritt haben. Diese auf der starken Betonung der grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen beruhende Eingeborenen-Politik findet zumal in angelsächsischen Missionskreisen wohlmeinende Vertreter und Verteidiger. Und der tatsächlich vorliegende Zustand, daß die weiße Kultur sich vom Kap bis zum Sambesi und Kunene durchsetzt, die Eingeborenen also bei einer andern Eingeborenen-Politik nur eine Bevölkerung zweiten Grades und mindern Rechts unter der weißen Herrenschicht bilden würden, scheint ihr Recht zu geben. Allein diese gleichen Pflichten und gleichen Rechte würden die Farbigen zu einem Wettbewerbe nötigen, den sie auszuhalten nicht in der Lage sind. Die Weißen sind eben durch eine viele Jahrhunderte lange Kulturentwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens den zurückgebliebenen Negern um ein so großes Stück vorausgekommen, daß diese erst langsam (wenn je) den Vorsprung einholen müssen. Die Neger sind gleichsam in einer Erziehung großen Stils und sie brauchen die innere und äußere Ruhe einer wohlwollenden Vormundschaft, um an ihrem inwendigen Menschen für die neuen Aufgaben des modernen Kulturlebens zu erstarken. Werden sie nicht in einer schonsamen Behandlung für künftige, weitergehende Teilnahme daran ertüchtigt, so werden sie von der überlegenen weißen Rasse schonungslos beiseite geschoben und untertreten. Die Weißen haben das öffentliche Leben und die Gesetzgebung in den Händen und sind mit den Instinkten der Herrenrasse nur zu geneigt, die Macht schonungslos in ihrem Interesse auszunutzen. Zudem ist es noch nicht erwiesen, daß Begabung und Entwicklungsmöglichkeiten der Farbigen genau in derselben Richtung liegen wie bei den Weißen, hat sich doch auch sonst bei gemeinsamer Erziehung des männlichen und weiblichen Geschlechts immer deutlicher herausgestellt, daß Koedukation mit gleichem Lehrgang und gleichen Lehrzielen nicht zweckmäßig ist, weil dabei die tiefste und innerste Natur beider Geschlechter vergewaltigt wird und nicht zu ihrem Rechte kommt.

Es wird deswegen zwischen den beiden extremen Losungen: „Segregation" oder „gleiche Rechte, gleiche Pflichten" ein Mittelweg gefunden werden müssen, auf dem sich Staatsweisheit, Kolonialpolitik, Mission und Philantrophie finden. Allerdings ist es keine geringe Erschwerung dieser Sachlage, daß weitaus der größte Teil von Süd-

afrika unter freiheitlichen Verfassungen sich selbst regiert, also die Weißen alle Gesetze machen; die Schwarzen haben kaum die Möglichkeit, ihre Interessen wirksam zu vertreten. Und es ist so leicht, die Leidenschaft des weißen Pöbels gegen die Schwarzen aufzuregen. Soweit dazu nicht schon die schnelle Vermehrung der Schwarzen, welche den Weißen über den Kopf zu wachsen drohen, den Agitationsstoff bietet, tun es einzelne Vorkommnisse wie die übrigens ziemlich seltenen und bisweilen von den Weißen selbst verschuldeten Sittlichkeitsattentate der Farbigen, die sog. „Schwarze Schmach" (The black peril), die zu Zeiten in der südafrikanischen Presse weidlich ausgeschlachtet ist, um gegen die Schwarzen Stimmung zu machen.[1]) Wir haben auf diesen Blättern von den Wegen und Irrwegen zu diesem Ziele zu erzählen. Da tritt[2]) uns zunächst die äthiopische Bewegung entgegen.[3])

Die Bewegung spann sich als eine kirchliche Separationsbewegung an. Kirchen- und Gemeindebildung war das erste und eigentlich einzige Gebiet gewesen, auf dem das geistige Leben der Farbigen angeregt und entwickelt war; es war deshalb verständlich, daß sich auf diesem Gebiete zuerst die Kinderkrankheiten erwachenden Selb-

[1]) Sorgfältige Untersuchungen haben (nach dem Lovedale Christian Expreß 1909, 2 ff.) ergeben, daß im ganzen britischen Südafrika durchschnittlich im Jahre nur 35 Angriffe von Schwarzen auf weiße Frauen die Gerichte beschäftigen; davon die Hälfte in Johannisburg, wo neben einer Überzahl von farbigen männlichen Arbeitern nur sehr wenige farbige Frauen beschäftigt sind und überdem weiße Dirnen in schamloser Weise die niedrigsten Leidenschaften der Schwarzen aufregen. Die weiße Presse, welche derartige bedauerliche Vorkommnisse aufbauscht und verallgemeinert, verschweigt geflissentlich, wieviel mehr Vergehen von zuchtlosen Weißen jahraus jahrein an farbigen Frauen und Mädchen verübt werden. Es handelt sich eben um einen billigen und dankbaren Agitationsstoff, mit dessen Hilfe die Kluft zwischen Weiß und Schwarz gewissenlos vertieft wird.

[2]) Wir haben es im folgenden mit Bewegungen zu tun, die in die letzten Jahrzehnte vor dem Burenkrieg zurückreichen. Allein es ist wegen ihrer aktuellen Gegenwartsbedeutung zweckmäßiger, sie nicht in dem weiten Rahmen der Entwicklung von der Sklavenemanzipation bis zum Burenkriege zu behandeln, sondern sie als konkrete Züge in das bewegte Bild der in der Gegenwart ringenden Kräfte zu stellen.

[3]) Leenhardt, Mouvement Ethiopien au Sud de l' Afrique. — Christian Express 1903, Okt. u. Nov., abgedruckt Miss. Rev. World 1904, 434. — AMZ. 1903, 261. 334. — EMM. 1903, 265. 324. — Bechler, Unabhängigkeitsbewegungen der Farbigen in Südafrika. Basler Miss.-Stud. Heft 18. 1903. — duPlessis, History of Christian missions in South Africa. S. 453 ff. — Th. Nitschmann, Zum Rassenkampf in Südafrika. Herrnhut 1914; auch Kol. Rundsch. 1914, 489 ff.

ständigkeitsdranges, die „Flegeljahre“, geltend machten. Mehrere Umstände wiesen in der gleichen Richtung. Während die Farbigen vom politischen Leben fast ausgeschlossen waren, suchte man sie auf dem kirchlichen Gebiete planmäßig zur Selbständigkeit, zur Selbsterhaltung und Selbstverwaltung zu erziehen. Man hielt ihnen immer wieder das Ideal selbständiger Eingeborenen-Kirchen vor und betonte die „Euthanasia“, das Sichselbstüberflüssigmachen als die eigentliche Aufgabe des ausländischen Missionsbetriebes. War es da verwunderlich, wenn die Farbigen sich berechtigt glaubten, ihrerseits den Zeitpunkt anzugeben, wann sie kirchlich auf eigenen Füßen stehen könnten? Erleben wir nicht dies Bestreben auch immer wieder bei unsern heranwachsenden Söhnen und Töchtern, und vielfach gerade die Eltern am schmerzlichsten, welche sich bemühen, ihre Kinder „in Freiheit zu dressieren“? Zudem empfinden in Südafrika die Kaffernhäuptlinge die Entstehung einer Eingeborenen-Kirche unter europäischer Aufsicht meist unangenehm als einen Eingriff in ihre Häuptlingsrechte und -Autorität; es scheint ihnen als eine angemessene Lösung dieses Konflikts, wenn für ihren Stamm eine selbständige Volkskirche unter ihrem vorherrschenden Einfluß und unter Beseitigung der Autorität des ausländischen, weißen Missionars gebildet wird. Dazu ist es naheliegend, daß die Missionen gerade aus den Söhnen der Häuptlinge und Großleute, denen die Autorität über ihre Stammesgenossen im Blute liegt, und die oft auch etwas von der Selbstzucht der Adligen an sich haben, ihre tüchtigsten Nationalhelfer gewinnen; aber allerdings gerade diese Häuptlingssöhne haben dann leicht ein übermäßiges Bewußtsein ihrer eigenen Bedeutung und fallen dadurch dem äthiopischen Geist zum Opfer.

Im Jahre 1886 separierte sich bei dem Tembustamme Dalindyebos im Transkei der wesleyanische Nationalhelfer Nehemia, um mit Hilfe des Häuptlings eine „Tembu-Nationalkirche“ zu gründen. 1888 versuchte der baThlaping-Häuptling Mangkoroane in Taungs im Betschuanenlande eine eigene Stammeskirche aufzurichten. Die Nationalkirche Dalindyebos zerfiel nach wenigen Jahren wegen Uneinigkeit und Mangel an Mitteln. Um dieselbe Zeit rissen sich in der aufblühenden baPedi-Mission der Berliner in Sekukunis Land (Transvaal) unter der Führung des ordinierten Geistlichen und Blutzeugen Martinus Sewuschan und des wegen einer vermeintlichen Zurücksetzung kleinlich grollenden Missionars Winter einige Tausend Christen los und gründeten eine baPedi-Nationalkirche. Auch hier stand der

Pedi-Häuptling Kchollokoë als die eigentliche treibende Kraft im Hintergrunde. Hier trat auch die Erscheinung zutage, die fortan für alle äthiopischen Bewegungen charakteristisch wurde; man fing alsbald an, unreife und ungeeignete Helfer zu Pastoren zu ordinieren. Im Jahre 1892 trennte sich der wesleyanische Gehilfe Mokone in Pretoria von seiner Mission, bildete eine separierte Gemeinde und nahm im mißverstandenen Anschluß an ein Psalmwort (Ps. 68, 32) den Namen „äthiopische Kirche" an. Ihm schloß sich 1894 der begabte und gewandte wesleyanische Geistliche James Mata Dwane an, der Sohn eines Ratsherrn aus dem Stamme der Gunukwebe-Kaffern, der seit 1881 ordinierter Geistlicher der Wesleyaner-Mission war. Dwane war bei einem Aufenthalte in England gefeiert worden; das hatte ihm den Kopf verdreht; er öffnete auf dem Rückwege ein ihm mitgegebenes Empfehlungsschreiben mit hohen Lobeserhebungen über ihn und weigerte sich nach seiner Ankunft in Afrika, die ihm mitgegebenen Kollektengelder an seine Missionsleitung herauszugeben. Dwane brachte Schwung in die Separation. Er hatte von den selbständigen Negerkirchen Amerikas gehört. Dies Ideal wollte er auch in Südafrika verwirklichen. So reiste er 1897 nach Nordamerika und suchte und fand Anschluß bei der Amerikanischen schwarzen bischöflichen Methodisten-Kirche; diese sandte ihn mit einigen Geldmitteln als „Generalsuperintendenten" nach Afrika zurück. Im Jahre 1898 folgte ihm auf dem Fuße der schwarze Methodisten-Bischof H. M. Turner, durchzog die Kapkolonie im Triumphzuge, ordinierte in wenigen Wochen 60 farbige Helfer zu Geistlichen und rühmte sich, Tausende von Negerchristen und Hunderte von Gemeinden in den Schoß seiner Kirche aufgenommen zu haben. Allein der ehrgeizige Dwane fühlte sich bei dieser Entwicklung zurückgesetzt; er hatte weitaus seinen größten Anhang unter den Kafferchristen der östlichen Kapkolonie, wo er über 70 Gemeinden in der Hand zu haben meinte. Dort setzte er sich mit dem anglikanischen Bischof von Grahamstown in Verbindung. Die anglikanischen Kirchenhäupter, die zum Teil ohnehin der Überzeugung leben, daß das Ziel der kirchlichen Entwicklung die Angliederung aller protestantischen „Sekten" an die „Kirche von England" sei, sahen in der Annäherung des begabtesten und angesehensten äthiopischen Führers eine günstige Gelegenheit, ihren kirchlichen Einfluß unter den Farbigen Südafrikas auszudehnen. Sie beschlossen deshalb trotz naheliegender, schwerer Bedenken, Dwane und seinen Anhang als einen selbständigen Teil ihrer kirchlichen

Organisation, als „Orden von Äthiopia" mit Dwane als Provinzial aufzunehmen. Die seltsame Aufnahmefeier fand mit bischöflichem Pomp auf der Diözesan-Konferenz der anglikanischen Bischöfe in Grahamstown 1900 statt. Allein die Allianz war zu ungesund. Farbige Methodisten und sonstige Dissenters, die um der Freiheit von europäisch-missionarischer Aufsicht willen die Bande der Autorität und Pietät mit ihren Mutterkirchen aufgelöst hatten, mochten sich nun nicht unter die bischöfliche Gewalt des Anglikanismus beugen. Es kam schon nach wenigen Jahren zu empfindlichen Reibungen; sie konnten 1907 noch einmal dadurch überwunden werden, daß Dwane als Provinzial des äthiopischen Ordens abgesetzt und als Evangelisator nach Transvaal geschickt wurde; seine Rolle scheint ausgespielt zu sein. Inzwischen gingen nun aber die äthiopischen Separationen in den verschiedenen südafrikanischen Missionskirchen weiter. Ein schwerer Schlag für die Vereinigte Freischotten Mission war es, als 1900 ihr begabtester eingeborener Prediger Msimba sich dem Äthiopismus anschloß und, wie er behauptete, 6500 Abendmahlsglieder und 20000 Anhänger nach sich zog. Diese Separation war um so unbequemer, als seit 1906 die Vereinigte schottische Freikirche in der Heimat wie auf ihren Missionsfeldern durch die intriganten „Wee-Frees", die „Kleine Freikirche", bedrängt wurde, die unter dem Vorwand, die Verschmelzung der Freikirche mit den Vereinigten Presbyterianern nicht mitzumachen, das ganze Kirchen- und Missionsvermögen in Anspruch nahmen. Das setzten sie nun zwar in Südafrika nicht durch. Aber es gab doch viele Absplitterungen, Verhetzungen und alberne Verleumdungen.

Jeder dieser selbstgeschaffenen Führer der äthiopischen Bewegung suchte eine eigene Kirche zu bilden; die Bewegung zersplitterte sich in ganz kleine Sekten. Dabei wurden immer frisch darauf los Eingeborene zu Pastoren ordiniert, ohne daß die Überlegung soweit reichte, ob wohl für alle diese neugebackenen Reverends Gemeinden da seien, und ob diese auch nur einigermaßen imstande und willens sein würden, ihnen ein auskömmliches Gehalt zu zahlen. Um 1905 zählte man bereits 15 verschiedene „äthiopische Kirchen"; z. B. die am-Atopia; Presbyterian Church of Africa (Mzimbakirche); African Meth. Episc. Church; African Baptists; Order of Ethiopia; Wesleyan Ethiopians; Dutch Reformed Ethiopians u. a.; es hatte aber weder Zweck noch Erfolg, sich um ihre kirchliche Statistik zu bemühen; die meisten waren schwankende Gebilde auf moorigem Grunde. Leider war es mit der Kirchenzucht und der sittlichen Gemeinde-

erziehung bei den meisten schlecht bestellt; Trunksucht und Unzucht rissen ein; selbst betreffs der Einehe stand man nicht immer auf festen Füßen. Um so rücksichtsloser drängte man sich in die wohlgeordneten und festgefügten Missionsgemeinden ein, entfaltete eine großspurige Agitation mit utopischen Versprechungen von großem Grundbesitz, selbständigen städtischen Siedelungen für die Farbigen, bürgerlichen Rechten usw., verdächtigte dabei weidlich die Missionare, die den armen, unterdrückten Negern ihr Recht vorenthielten, ihnen den den Schwarzen gehörigen Grund und Boden raubten und von der Arbeit der Farbigen ein behagliches Herrenleben führten. Die Wühlerei war wüst und skrupellos, sogar der Bestand mancher Stationen und Gemeinden war ernstlich gefährdet. Es war ein gutes Zeugnis für die deutschen Missionen, daß von ihrem festen Gefüge und ihrer kirchlichen Zucht schließlich, wenn auch zum Teil nach heißen Kämpfen, die äthiopische Agitation abprallte. Dagegen in den wesleyanischen, den presbyterianischen und den kongregationalistischen Missionen waren die Wirkungen vielfach verheerend. In der freischottischen Kaffraria-Mission ging die Zahl der Abendmahlsberechtigten vorübergehend von 4307 im Jahre 1905 auf 2957 im Jahre 1908, in ihrer Transkei-Mission von 9563 im Jahre 1905 auf 7858 im Jahre 1907 zurück. Es kam ein Moment der Unruhe in die kirchliche Entwicklung, das nicht nur die Missionare, sondern überhaupt die Weißen nervös machte. Die Reibereien mit den Äthiopiern waren dauernd unerfreulich; kaum eine Mission blieb von ihnen verschont. Bald hier bald da drängten sie sich auf einer Haupt- oder Außenstation ein und verursachten endlosen Ärger. Immerhin hatten sie in ihren zahlreichen Sonderkirchen so wenig Zusammenhalt und Zucht, daß sie trotz ihrer verführerischen Losungen eine größere Wirkung auszuüben nicht in der Lage waren. Das werdende kirchliche Leben der Farbigen hat diesen Sturm überstanden.

Nicht selten machten sich unter dem Deckmantel des Äthiopismus unlautere Bestrebungen geltend. Das eine Mal handelt es sich um den ungezügelten Freiheitsdrang irgend eines Stämmchens von wenigen tausend Seelen, dessen Christengemeinden vielleicht unter der Protektion des halbheidnischen Häuptlings eine äthiopische „Nationalkirche" aufrichten. Das andere Mal sind es ehrgeizige Neger, die bei ihrer Mission entweder nicht die gewünschte Ehre oder die Ordination erhalten und Grund haben, sich der straffen Kirchenzucht zu entziehen, die ihre Anhänger zur Begründung einer äthiopischen Kirche verleiten. Ein drittes

Mal ist es ein selbstsüchtiger Abenteurer wie Le fleur in Mwenyane, der Hunderte zum Verlassen von Haus und Hof verleitet, um unter seiner Leitung irgendwo in der Wildnis ein kommunistisches Gemeinwesen aufzurichten. Das vierte Mal sind es Schwärmer, wie die „Israeliten" in Engotini, die acht Tage lang barhäuptig und barfüßig in weißen Gewändern tanzen und den Sabbat und das alttestamentliche Gesetz zu halten vorgeben. Sie sind das auserwählte Volk, Südafrika ihr Kanaan; sie sind in der ägyptischen Knechtschaft der Weißen gewesen. (Miss.-Blatt der Brüderg. 1920, 111. Berl. Ber. 1921, 74.) Lauter gärender Most und viel Kinderei und Unverstand.

In Kaffernland und Transkei wird kaum eine Station ohne äthiopische Wirren durchgekommen sein. Im ganzen war es ein Glück, daß die Eingeborenen so wenig Solidaritätsgefühl haben und deshalb atomisierend auseinanderstreben, soweit nicht eine straffe Stammesorganisation oder eine an ihre Stelle tretende kirchliche Ordnung sie zusammenhält. Und wieviel Eigensinn, persönliche Eitelkeit und Disziplinlosigkeit machte sich in den äthiopischen Sektenbildungen geltend! Aber eben die Unzahl kleiner Sekten ringt kümmerlich um das Dasein und jagt sich gegenseitig die Anhänger ab. So verursachen sie wohl den einzelnen Missionaren und Stationen viel Verdruß, indem sie die Gemeinden ganz oder teilweise aufsässig machen, unbillige Landforderungen erheben, langwierige Prozesse anstrengen und Separationen veranlassen. Aber eine ernste Gefahr für den Fortschritt der Christianisierung Südafrikas sind sie nicht mehr.

Die kirchliche Separationsbewegung war nur das erste Stadium der Entwicklung. In dem Burenkriege hatten die Schwarzen den Engländern wertvolle Dienste geleistet. Man war auch wohl mit der Anerkennung dieser Leistungen und daraufhin mit Versprechungen in der Zeit der Not freigebig gewesen. Die Schwarzen hatten eine übertriebene Vorstellung von ihrer Bedeutung bekommen. Die Engländer dachten nach Wiederherstellung des Friedens nicht daran, eine liberale Eingeborenen-Politik im Gegensatz zu den Buren zu treiben.[1]) Da war bei den Farbigen eine Enttäuschung unvermeidlich. Die innere Spannung zwischen den Weißen und den Schwarzen wurde noch größer, als die Verfassung der südafrikanischen Union vor-

[1]) AMZ. 1901, 397: Merensky, Die Stellung der südafrikanischen Kolonisten und Kolonialregierungen zur Mission. — Ebd. 1909, 452: Axenfeld, Lord Selborne über die Eingeborenen-Frage in SA. — Kjellgren, Boerna och deras behangling af de infödda i Sydafrika. 1900.

beraten wurde und die Frage zur Verhandlung stand, ob in der künftigen Union die Eingeborenenpolitik der Kapkolonie oder die der Burenstaaten maßgebend sein sollte. In der Kapkolonie hatten doch die Farbigen trotz aller Beschränkungen aktives und passives Wahlrecht, und 20000 Farbige machten Gebrauch davon; sie waren ein wichtiger Faktor des politischen Lebens. In Transvaal waren die Farbigen vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Die Burenstaaten machten die Versagung des aktiven und passiven Wahlrechts bei den Wahlen zu dem gemeinsamen Parlamente zur Bedingung ihres Beitritts zur Union, und die Briten gaben in Südafrika wie in England nach. Das Grundgesetz der Union wurde dementsprechend abgefaßt. Hier meinten die Farbigen, daß ihnen offenbar Unrecht geschehen sei; sie erkannten aber auch, daß sie gegenüber der nunmehr geschlossenen Macht der Weißen auch nur durch Zusammenschluß und Organisation ihrer Kräfte etwas ausrichten könnten. Das war in der Tat im Gegensatz zu der Zersplitterung der Eingeborenen in lauter einander fremd oder feindlich gegenüberstehende Stämme, an der auch noch die kirchliche äthiopische Bewegung gescheitert war, eine erleuchtende Erkenntnis. Aber waren in den Eingeborenen politische Kräfte genug, sie den Weißen zum Trotz in praktische Wirklichkeit umzusetzen? Zunächst bildeten sich besonders in Transvaal „Native vigilance Associations“; sie faßten sich schon nach wenigen Jahren mit Bestrebungen in andern Gebieten in der „African Political Organisation“ mit der Losung „gleiche Rechte für Schwarz und Weiß bei gleichen Leistungen“ zusammen. Unausgesprochen im Hintergrunde lag die Parole: „Afrika für die Afrikaner“. Es war bezeichnend, daß der Vorsitzende und eigentliche Leiter dieser politischen Kampforganisation der Farbigen ein mohammedanischer Kapmalaie, Dr. Abdurrhaman, Arzt und Mitglied des Stadtrates von Kapstadt, war. Die Entwicklung ist seit 1912 noch einen Schritt weiter gegangen. In diesem Jahre hat zum ersten Male ein „südafrikanischer Eingeborenen-Kongreß“ getagt. Der Präsident war ein Suluchrist der amerikanischen Mission in Natal, James Dube. Die Versammlung tagte in zwei Häusern, den „Häuptlingen“ und dem „Volk“. Unter den Häuptlingen waren die einflußreichsten schwarzen Potentaten, Letsie II. von Bassutoland, Dinisulu von Sululand und Lewanika von Barotseland. Hier sieht man eine neue Zeit heraufziehen, eine Zeit, wo die Farbigen Südafrikas die Fehden ihrer Väter vergessen und trotz aller Verschiedenheit der Sprachen und Dialekte als politische

Macht geschlossen den Weißen gegenübertreten. Ob die Weißen das werden verhindern können? Es leuchtet ohne weiteres ein, wie tiefgreifend diese Entwicklung auch die Mission und die werdenden einheimischen Volkskirchen beeinflussen wird.

Das zweite Gebiet, auf dem die Eingeborenen eine größere Tätigkeit entfaltet haben, ist die Landfrage. 87,33 % der Eingeborenen leben, wie wir sahen, vom Ackerbau; von der auf dem Lande lebenden Bevölkerung der Union sind nur 13,7 % Weiße, also 86,3 % Farbige. In 74 von den 206 Distrikten der Union bilden die Weißen weniger als zehn Prozent der Bevölkerung. Die Landfrage ist die Lebensfrage der Farbigen. Nun waren aber bisher für sie in den Lokationen nur 16 893 368 Äcker (à $1^1/_2$ Magd Morgen) = 68 752 qkm ausgesondert, nur $^1/_{18}$ des Grundes und Bodens der vier Provinzen, obgleich sie an Zahl die Weißen um das Vierfache übertreffen und sich dauernd schneller vermehren als jene.[1] In weiten Gebieten sind die Lokationen übervölkert, der Boden der Erschöpfung nahe, die Wasserzufuhr unzureichend. So gehen die Bantu in dem gegenwärtigen, beschränkten Grundbesitz der Aushungerung entgegen; es bahnt sich hier ein Kampf um das Dasein an, zumal der Landhunger der Weißen noch immer nicht gesättigt ist und den Farbigen jedes gute Stück Land in ihrem Besitz neidet. Kein Wunder, daß die Landfragen während der letzten Jahrzehnte im Vordergrunde des Interesses, auch der Missionen gestanden haben.

Zuerst haftete das Interesse an den großen Ländereien in der Verwaltung der Missionen, zumal der deutschen. Da waren die Grantstationen,[2] wo die Regierung im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts den Missionen zum Teil beträchtliche und wertvolle Liegenschaften zum Wohle der Farbigen, aber unter nicht ganz klaren rechtlichen Bedingungen übergeben hatte. Wer war letztlich Eigentümer dieser im Laufe der Zeit wertvoll gewordenen Güter, die Regierung, die Mission, oder die farbigen Einwohner? Sicher war es im Interesse der Eingeborenen, daß ihnen das Land nicht als parzelliertes, verkäufliches Privateigentum ausgeliefert wurde, denn

---

1) In der

Kapkolonie besaßen 1913	1 900 000	Eingeb.	13 Mill.	Äcker, also pro Kopf	7	Äcker.
Transvaal	1 200 000	„	2,4 „	„ „ „ „	2	„
Natal	1 Mill.	„	6,1 „	„ „ „ „	6	„
Oranje-Freistaat	350 000	„	163 000	„ „ „ „	$^4/_5$	„

2) Von Calker, Die Grantstationen in SA. Herrnhut 1909.

dann vermochten sie bei dem Landhunger der Weißen und ihrer eigenen wirtschaftlichen Schwäche den Besitz nicht ein Menschenalter hindurch zu behaupten. Anscheinend lagen die Verhältnisse bei den von den Missionen gekauften Instituten einfacher. Sie waren Eigentum der Mission. Allein einmal war es auch da klar, daß diese Güter in den meisten Fällen zugunsten der Farbigen angekauft waren; waren sie nicht seitens der humanen Geldgeber in Deutschland oder England als eine hochherzige Gabe an die Schwarzen — wie so viele andere — gedacht und wurden ihnen nur von den Missionaren vorenthalten? In vielen Fällen hatten die Farbigen selbst, freilich meist recht bescheidene, Zuschüsse zum Ankauf von Plätzen, zum Bau von Kirchen und Schulen geleistet. Es war kein schlechtes Geschäft, wenn sie nun nach einem oder zwei Menschenaltern gegen die Anzahlung ihrer Väter von wenigen hundert Mark Werte von hunderttausenden zurückforderten. Das gab auf einer Station nach der andern unendlichen Verdruß, langhingezogene Verhandlungen und kostspielige Prozesse. Eine große Zahl gerade der berühmten alten Stationen, Silo, Gnadenthal, Mamre, Gosen, Botschabelo u. a. gingen durch dies Fegfeuer. Bei den Instituten blieb letztlich nichts übrig als die gerichtliche Entscheidung über die Besitztitel, und diese fiel unsers Wissens in jedem Fall zugunsten der Mission aus. Betreffs der Grants baten die Missionen schließlich selbst die Regierung um den Erlaß eines eigenen Gesetzes zur Ordnung ihrer schwierigen Besitzverhältnisse, und ein solches wurde nach mühseligen Vorberatungen am 1. Dezember 1909 als „Mission station and Communal Reserve act“ erlassen; danach wird die Kommunalverwaltung der Grantplätze einem Ausschuß übergeben, der zum Teil von den farbigen Eingesessenen gewählt wird, in dem aber der Magistrat den Vorsitz hat. Für die Mission wird nur ein Kirchen- und Pfarrgrundstück, eine „glebe“, ausgesondert. Der Rest ist Kommunaleigentum der farbigen Eingesessenen, als solcher aber an Auswärtige, Weiße wie Farbige, unverkäuflich. Auf jeder Grantstation haben die Eingesessenen selbst zu beschließen, ob sie sich unter dies Gesetz stellen wollen, — und sie entschließen sich nur sehr langsam und widerstrebend dazu! Unter dem Krummstab lebte sich's schließlich doch besser!

Allein diese Grantstationen und Institute waren ja schließlich nur ein kleiner Ausschnitt aus der großen und brennenden Landfrage. Die Kolonialverwaltung machte zuerst 1894 in der Glen-Grey-Akt den Versuch einer großzügigen Eingeborenen-Landpolitik. Unter dies

Gesetz wurde ein etwa 2000 englische qm[1]) umfassender Bezirk Glen-Grey östlich von Queenstown gestellt, der von etwa 100000 Tembu oder Tambukki bewohnt wurde. Es wurden Lokationen gebildet, in denen Stücke Landes zu 8 Äckern (12 Morgen) einzelnen Farbigen zugeschrieben wurden und ein ausreichender Teil als kommunale Weidefläche festgesetzt wurde. Die Aufsicht über jede Lokation liegt in den Händen von drei Männern, die der Gouverneur anstellt, nachdem er die Wünsche der Bevölkerung gehört hat. Sie werden nur auf ein Jahr, jedoch mit unbeschränkter Wiederwahl angestellt. Durch dieses Schema wollte man einmal die Häuptlingswillkür eindämmen, ferner die farbige Bevölkerung ansässig und bodenständig auf festem, unveräußerlichen Grundbesitz machen. Die Glen-Grey-Ordnung hat sich im allgemeinen gut bewährt und ist im Transkei weiter ausgedehnt worden; aber allerdings bei den Häuptlingen ist sie auf entschiedenen Widerspruch gestoßen und hat selbst so verständige Männer wie den Hlubihäuptling Zibi, ein Menschenalter hindurch den treuen Freund der Brüdermission, zur Empörung verleitet.

Von ganz andern Gesichtspunkten ging Botha's Eingeborenen-Landgesetz vom Jahre 1913 aus. Dadurch soll noch einmal in letzter Stunde der Versuch gemacht werden, dem Durcheinanderwohnen von Weißen und Schwarzen nach Möglichkeit zu wehren und wenigstens im großen und ganzen eine schiedlich friedliche Trennung des Landbesitzes beider Rassen herbeizuführen. Fortan soll es beiden Rassen verboten sein, Land zu kaufen oder zu verkaufen, das der andern Rasse zugesprochen ist. Das bisherige System, daß Familien der Farbigen als Pächter oder Kätner auf den Plätzen der Weißen wohnen, soll auf die für die Bearbeitung der Farmen notwendigen Arbeitskräfte eingeschränkt werden. Soweit die Farbigen nicht in Stadt und Land in direktem Dienst der Weißen stehen, sollen sie genötigt sein, auf den für sie reservierten Lokationen zu wohnen. Diesem Gesetze würde man eine weitblickende Billigkeit nicht absprechen können, wenn einige Aussicht dazu vorhanden wäre, daß die für die Schwarzen reservierten Gebiete für deren gegenwärtiges Bedürfnis und im Blick auf ihre schnelle Vermehrung ausreichend vermessen würden.

Die Weißen rüsteten sich alsbald auf die neue Ordnung, indem sie Hunderte von Farbigen von ihren Farmen vertrieben und sie der

[1]) Das Großherzogtum Oldenburg ist 2450 englische qm groß.

Landstreicherei preisgaben. Eine Abordnung der Farbigen unter der Leitung des bekannten Sulupfarrers Dube reiste im Sommer 1914 nach England, um ihre Sorgen der britischen Zentralregierung vorzulegen.[1]) Eine Sachverständigen-Kommission bereiste in den Jahren 1913—1915 das Land, um das Bedürfnis der Farbigen festzustellen und bestimmte Vorschläge betreffs der auszumessenden Reservate und Lokationen zu machen. Diese Kommission unter dem Vorsitze Sir W. Beaumonts veröffentlichte ihren Bericht im März 1916. Danach sollte das den Eingeborenen zu überweisende Reservatland in den vier Provinzen von 20 Millionen auf 40 Millionen Acker ausgedehnt werden, und zwar durch Reservierung von weiteren

3,2 Millionen Acker in der Kapkolonie,
11,1 Millionen Acker in Transvaal,
4,1 Millionen Acker in Natal und
326000 Acker im Oranjefreistaat

Allein diese Vorschläge befriedigten weder die Weißen noch die Schwarzen. Die Weißen überschwemmten Bothas Ministerium geradezu mit einer Sündflut von Protesten und Bittschriften gegen die Abgabe von so viel Land an die Farbigen; diese aber führten mit Recht und auch mit Nachdruck Beschwerde darüber, daß für sie großenteils das schlechteste Land, wasserlose Wüsten, Malariasümpfe, Felsenwildnisse ausgesondert seien. Botha konnte nicht umhin, fünf kleine Kommissionen einzusetzen, um die nur zu begründeten Klagen der Farbigen zu prüfen. Leider scheinen diese aber ihre Aufgabe eher darin gesehen zu haben, die Ansprüche der Farbigen noch weiter zurückzudrängen. Um die heiß umstrittene Angelegenheit weiter zu fördern, brachte Botha 1917 einen zweiten Gesetzentwurf ein, die Native Affairs Administration Act, die automatisch die Bill von 1913 widerrief. Gemäß dieser neuen Akte ist eine „Eingeborenen-Angelegenheiten-Kommission“ unter dem Vorsitz des Ministers für Eingeborenen-Angelegenheiten vorgesehen, die den Minister in allen Angelegenheiten der Verwaltung und Gesetzgebung für die Eingeborenen-Ländereien beraten soll. Noch immer ist alles in der Schwebe und keiner der Gesetzentwürfe endgültig verabschiedet.

---

[1]) Sol. T. Plaatje (ein Barolong), Native life in South Africa before and since the European war and the Boer rebellion. London 1916. Eine Darstellung der durch die Landakte aufgerollten Probleme durch einen verständigen und maßvollen Eingeborenen.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß bei dieser Lösung der Landfrage etwas Befriedigendes herauskommen wird. Wenn die Weißen bisher Verschiebungen mit den unter ihnen wohnenden Farbigen vorgenommen haben, z. B. mit Indianervölkern in Nordamerika, so sind immer den Farbigen die wertlosesten, entwicklungsunfähigsten Länderstrecken zugewiesen. Man würde wohl das Geschrei in der südafrikanischen Presse und den Parlamenten hören, wenn den Weißen wertvolle Güter zugunsten der Farbigen enteignet werden sollten. Und wenn man die Farbigen in übersichtlichen Reserven zusammengepfercht hat, wird man bald die Steuerschraube ansetzen, der sie sich dann nicht mehr entziehen können, wie man das in der Vergangenheit schon mehrfach mit den Missionsstationen erlebt hat, wo man die Eingeborenen sicher glaubte fassen zu können. Die Lage ist deshalb so ernst, weil die Landfrage den Lebensnerv des Eingeborenen-Problems trifft. Wird sie nicht befriedigend und gerecht gelöst, so ist eine krisen- und aufstandsreiche Entwicklung der Zukunft so gut wie sicher, weil dann die Eingeborenen eben nur durch Gewalt niedergehalten werden können. Jedenfalls zeigt gerade diese neuste Entwicklung wieder, wie weise die deutschen Missionen getan haben, möglichst viel Grundbesitz zu erwerben und auch trotz vieler Schwierigkeiten festzuhalten.

Neben der Landfrage ist kaum ein anderes Eingeborenen-Problem in Südafrika brennender als die Bildungsfrage. An ihr scheiden sich die Geister. Soll man den Farbigen dieselbe Möglichkeit einer freien Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten geben, die man für die Kinder der Weißen in Anspruch nimmt? Soll man den Farbigen soweit möglich jede geistige Entwicklung versagen, weil mit einem in Südafrika weitverbreiteten bösartigen geflügelten Worte „ein gebildeter Neger ein verdorbener Neger" (an educated negro a spoiled negro) sei? Oder soll man dem Neger zwar eine beschränkte Elementarerziehung zugänglich machen, ihm aber jede höhere Bildung verwehren? Daß die Negerjugend im Durchschnitt nicht minder begabt ist als die weiße, wenn auch diese Begabung nicht ganz gleichartig und gleichwertig ist, darf wenigstens theoretisch jetzt als ziemlich allgemein zugestanden gelten. Das frühere Gerede von dem tierartigen Zustand der Neger, von ihrem Mangel einer menschlichen Seele ist im großen und ganzen verstummt. Ein Negerschulwesen von Staatswegen zu schaffen wie man für die Kinder der Weißen von Staatswegen Fürsorge trifft, hat leider noch kein südafrikanischer

Staat versucht. Die früheren Burenrepubliken gaben für Negerschulen überhaupt so gut wie gar nichts aus. Im Vergleich dazu gewährten die Kapkolonie und Natal reichliche Schulzuschüsse, zumal für Missionsschulen. Aber auch heute noch zahlt die Kapregierung auf den Kopf des weißen Kindes 1 Mark für Schulzwecke, auf den Kopf des farbigen Kindes 10 Pfennig. In Transvaal ist unter dem neuen Regime das Verhältnis noch ungünstiger. Es fallen für Schulzwecke auf den Kopf des weißen Kindes 40 Mark, auf den des farbigen 25 Pfennig.[1]) Und doch haben am Kap wie in Transvaal die Farbigen ganz beträchtlich zu den Staatssteuern beizutragen. Für die Missionen ist es von Anfang an auch in Südafrika selbstverständlich gewesen, daß die Kirche die Schule erbauen müsse und eine Christengemeinde ohne Schule ein Unding sei.[2]) Es ist auch frühe erkannt und im

[1]) In der Kapkolonie wurden bei einer Gesamtbevölkerung von $2^1/_2$ Millionen Einwohnern, von denen 1 979 247 Eingeborene sind, im Jahre £ 83 320 für das Eingeborenen-Schulwesen ausgegeben; in Natal bei 951 808 Eingeborenen £ 14 170, in Transvaal bei $2^1/_4$ Millionen Eingeborenen £ 13 961, im Oranje-Freistaate bei $^1/_3$ Million Eingeborenen £ 4000, im Basutolande bei 404 000 Eingeborenen £ 16 771. Also in dem unter Eingeborenen-Verwaltung stehenden Basutolande werden von einer gesamten Staatseinnahme von £ 161 000 fast £ 17 000, also reichlich 10 % auf das Schulwesen verwandt, ein glänzendes Zeugnis für den Lernhunger der Eingeborenen. Überhaupt ist es fast beschämend, daß für das gesamte Schulwesen für Weiße und Schwarze Steuern erhoben werden, in der

Kapkolonie	in	Höhe	von	13 sh	10 d	pro	Kopf,
Natal	„	„	„	15 „	10 „	„	„
Transvaal	„	„	„	18 „	11 „	„	„
Oranje-Freistaat	„	„	„	7 „	8 „	„	„

In allen diesen Ländern fällt begreiflicherweise der Löwenanteil auf die Kinder der Weißen. Dagegen im Basutolande, wo es sich nur um Kinder der Eingeborenen handelt, beträgt die Schulsteuer auf den Kopf 19 sh 8 d, also mehr als in einer Provinz der Union. Im Jahre 1920 hat wenigstens in der Kapkolonie die Regierung alle Lehrergehälter auf ihre Kasse übernommen. Allerdings wird damit die Frage der Unabhängigkeit der Missionsschulen in ein neues, ernstes Stadium gerückt.

[2]) C. T. Loram faßt in seinem Buche „The Education of the South African Native“ (London 1917) die für die Mission maßgebenden Gründe zur Errichtung von Schulen so zusammen: a) Wir Weiße erziehen den Eingeborenen unter allen Umständen, wenn nicht planvoll, dann unabsichtlich. b) Es ist eine Forderung der Menschlichkeit und des Christentums, daß wir ihn erziehen. c) Er will erzogen werden, und wir haben kein Recht, ihm die Erziehung vorzuenthalten. d) Gerade der erzogene Eingeborene wird uns helfen, das Eingeborenen-Problem zu lösen. e) Es liegt im sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Interesse der Europäer, den Eingeborenen zu erziehen; wenn wir es nicht tun, werden die Folgen uns Sorgen machen. f) Eine gute Eingeborenen-Erziehung hat noch immer gute Ergebnisse erzielt.

Laufe der Zeit immer nachdrücklicher betont worden, daß die Heranbildung eines intellektuell, religiös und sittlich qualifizierten eingeborenen Helferstandes eine Lebensbedingung für die Missionen sei, und aus diesem Bedürfnis sind überall Gehilfenseminare und ein Stab von Helfern, Evangelisten, Katechisten, Pastoren und Lehrern verschiedener Grade, kurz ein Stand von Gebildeten herangewachsen. Bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hat man sich mit diesen elementaren Verhältnissen im allgemeinen begnügt. Nun aber fingen die Weißen an, den Wettbewerb geschulter Schwarzen zu fürchten. Im Oranje-Freistaate wurde 1911 ein Gesetz erlassen, die „Mines and Works Act", das allen Farbigen den Zugang zu „gebildeten Stellungen" in den Minen verschließt. Auch in Transvaal und Natal empört sich die weiße Bevölkerung dagegen, daß Schwarze als Handwerker, Unterbeamte, Telegraphisten oder Stenographen den Weißen „das Brot wegnehmen", und sieht deshalb die Bestrebungen der Mission für eine höhere technische Ausbildung der Eingeborenen mit wenig verhehlter Mißgunst. Dagegen hat der Staat, die englische Reichspolitik, hier wie überall im Empire eingesehen, daß die Schule eines der wichtigsten Mittel ist, unterworfene und unterdrückte Völker (subject races) mit ihrem Lose auszusöhnen und an die Herrschaft der Weißen zu assimilieren. Er will also ein Schulwesen größeren Stils für die Eingeborenen, und da er sich mit Recht scheut, ein solches seinerseits einzurichten, so liegt ihm um so mehr daran, das Missionsschulwesen in seine Gewalt und unter seine Kontrolle zu bekommen. Mit den politischen Absichten verbindet sich zuzeiten der gesunde und pädagogische Gedanke, daß für die Schwarzen eine nur intellektuelle Bildung nicht zuträglich sei, daß man Nachdruck auf ihre Erziehung zu geschickter Handarbeit legen müsse; Industrie-Erziehung müsse die Losung sein. Allein dieser empfehlenswerte Idealismus, aus dem heraus z. B. seiner Zeit der Gouverneur Sir G. Grey allen Nachdruck auf die Einrichtung von Handwerkerschulen legte, ist immer wieder bald an der Abneigung der Weißen gegen „gelernte Arbeit" der Schwarzen gescheitert. So sind die Ziele der Regierungsschulpolitik erheblich andere als die der Mission. Aber die Mission ist meist nicht in der Lage, sich jener Schulpolitik zu entziehen. Den Eingeborenen liegt vor allem daran, Englisch zu lernen, weil die Beherrschung dieser Sprache das beste Mittel zum irdischen Fortkommen ist. Es kommt also durchaus den Wünschen der Schwarzen entgegen, wenn die Regierung darauf den Haupt-

nachdruck legt. Ein Schulwesen, das sich über elementare Anfänge hinaus entwickelt hat, wird naturgemäß kostspielig. Die Lehrergehälter steigen. Es müssen Mittelschulen eingerichtet werden. Auch für den Bau und die Einrichtung der Elementarschulen müssen größere Mittel angesetzt werden. So können also die Missionen auf die Geldzuschüsse (Grants-in-aid) der Regierung nicht gut verzichten, wenn sie auch dadurch in Abhängigkeit von der Regierungs-Schulpolitik geraten. Sie sind froh, wenn sie ihre eigentlichen missionarischen Ziele: Betonung des Religionsunterrichts und der Eingeborenen-Sprachen als Unterrichts-Sprachen — wenigstens für die unteren Jahrgänge — behaupten können. Gerade dies letztere ist allerdings eine umstrittene Frage. Die Regierung hatte lange Zeit Neigung, vom ersten Schuljahre an nur das Englische als Schulsprache in den von ihr subventionierten Schulen zu dulden, und nicht wenige englische und amerikanische Missionen waren töricht genug, auf diese aller missionarischen Weisheit widersprechende Methode einzugehen. Als der Schweizer Missionar H. Junod auf der ersten allgemeinen südafrikanischen Missionars-Konferenz (1904) das Recht der Eingeborenen-Sprachen im Elementar-Unterricht nachdrücklich unterstrich, fand er wenig Anklang. Inzwischen hat aber die Schulregierung bestimmt, daß auf den ersten drei Standards, im allgemeinen also während der ersten fünf Schuljahre, die Eingeborenen-Sprache maßgebend sein soll. Erst vom vierten Standard ab tritt das Englische als vorwiegende Sprache ein. Das Schulwesen ist eins von den Gebieten, wo die ungleich engere Verknüpfung der in früheren Jahrzehnten lose nebeneinanderstehenden Lebensfaktoren der Eingeborenen-Politik deutlich vor Augen tritt. Die Mission kann leider nicht mehr — wie in der patriarchalischen Vergangenheit — ihre Methoden und ihr Ziel nur nach ihren eigenen Gesichtspunkten einrichten. Sie muß mit den um sie her in Wirksamkeit getretenen Faktoren, zumal in der Staatsverwaltung, rechnen. Eine schwer zu beantwortende Frage ist dabei, wie hoch empor sie ihr Eingeborenen-Schulwesen führen soll. Es ist Tatsache, daß mehr und mehr unternehmende farbige Südafrikaner (bis 1908 über 100) nach den amerikanischen Südstaaten gehen, um dort eine akademische Erziehung zu suchen. Dann läßt sich die Frage nicht von der Hand weisen, ob man ihnen dazu nicht besser in Südafrika selbst Gelegenheit biete. So ist der Wunsch nach einem Eingeborenen-College laut geworden, und die durch ihr großes Lovedale-Institut auf dem Gebiete des Eingeborenen-

Schulwesens führende Vereinigte Schottische Freikirche hat sich der Sache lebhaft angenommen. Das College ist als „South African Native College“ am 8. Februar 1916 von Louis Botha in Port Hare bei Lovedale eröffnet, wo ein Teil des Grundbesitzes dafür bereit gestellt war, und zwei erfahrene Missionare sind in den Verwaltungsrat der Hochschule eingetreten. So viel ehrgeizige Hoffnungen die Farbigen Südafrikas an das Lovedaler Universitäts-Projekt knüpfen, und so sicher die Erfahrung der Negeruniversitäten in den nordamerikanischen Südstaaten beweist, daß genug Neger mit ausreichender intellektueller Begabung für ein akademisches Studium vorhanden sind, so ist doch das Urteil über seine Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit von vielen verwickelten Erwägungen abhängig. Werden die Weißen einem Stande akademisch gebildeter Eingeborener neben sich Raum und Bewegungsfreiheit gewähren? Sind nicht für eben erst aus der Barbarei auftauchende „Wilde“ die auf harter körperlicher Arbeit beruhenden Lebensberufe, für welche Booker Washington in Tuskegee seine Volksgenossen heranziehen wollte, zuträglicher als gelehrte Berufe? Sehen nicht die Beförderer des Universitätsplanes die Eingeborenen-Verhältnisse einseitig unter dem Gesichtswinkel der Kapkolonie an, wo wenigstens nach dem Buchstaben des Gesetzes Weiß und Schwarz gleich gestellt sind? Und ist es wahrscheinlich, daß in den andern Teilen Südafrikas das Leben und die Stellung der Eingeborenen sich in derselben Richtung entwickeln wird wie dort? Die Mission hat eben zwei gleich verantwortungsvolle Aufgaben, einmal in zäher Treue für die Entwicklungsfreiheit der Eingeborenen einzutreten und sie für diese Freiheit zu erziehen, andererseits aber doch auch, eine sich übereilende, ungesunde Bewegung aufzuhalten und den Eingeborenen ein gesundes Wachstum in christlicher Kultur zu ermöglichen. Es fand sich anfangs bei den Eingeborenen eine ziemliche Begeisterung für den Plan, die sich in erheblichen Geldzeichnungen kundtat. Allein sie kühlte sich schnell ab. Die weiße Bevölkerung stand dem anspruchsvollen Plane vielfach mit Zurückhaltung gegenüber. Die einen, die stärker von der Besorgnis vor einer künftigen „schwarzen Herrschaft“ in Südafrika beherrscht waren, hielten es geradezu für eine Torheit, den Eingeborenen durch akademische Bildung die Mittel zu einem für die Weißen gefährlichen Wettbewerb in die Hand zu geben. Andere machten darauf aufmerksam, daß wenigstens bisher die eigentlich akademischen Leistungen der Schwarzen, soweit sie in den Ergebnissen

der an der Universität Kapstadt abgelegten Prüfungen zutage traten, recht mäßig waren. Von 1904—1913 hatten nur 12 Farbige das Universitätsaufnahmeexamen (Matriculation) bestanden; von 1892 bis 1908, also in 17 Jahren nur 50 die nach 5—6 Jahren in dem Obergymnasium (High School) abzulegende „school higher“ (Abgangs-) Prüfung, knapp ein Fünftel der Schüler dieser Klassen. Allerdings mußten beide Prüfungen in der den Farbigen fremden und schwierigen englischen Sprache und in ihnen wenig liegenden Fächern gemacht werden. So ist denn die neue Negeruniversität zunächst nur mit drei Kursen, einem in allgemeiner Bildung zur Vorbereitung auf das Universitätsaufnahmeexamen (Abiturientenprüfung), einem in Ackerbau, und einem zur Vorbereitung auf den Missionsdienst, speziell das Pfarramt, ins Leben getreten. Die südafrikanischen Provinzen verhalten sich vorläufig ablehnend, nur die Kapprovinz hat einen Jahreszuschuß von £ 600 bewilligt und ist auf Grund desselben im Verwaltungsrat vertreten. [1])

Jedenfalls nehmen in den letzten Jahren die Schulfragen die den Eingeborenen wohlwollend gegenüberstehende öffentliche Meinung nicht nur in den Missionskreisen beständig in Anspruch. Dabei handelt es sich teils um die Art und den Umfang des den Eingeborenen mitzuteilenden Wissens, teils um die Anleitung zu Handwerken und Ackerbau als Unterlage der wirtschaftlichen Existenz, teils um die religiöse und sittliche Erziehung und Charakterbildung, teils um die körperliche Schulung, Sport und Hygiene. Auf allen Gebieten liegen schwierige Fragen vor. Der Übergang der Eingeborenen aus dem rohen, engen Stammesleben in das Kultur-

---

[1]) Loram, The education of the South African Native. 296 ff. Ein Zeichen der Zeit ist die erste, im April 1916 stattgehabte Konferenz der „Eingeborenen-Abteilung der christlichen Studentenbewegung“ in Lovedale. Sie hat einen „Christlichen Eingeborenen-Lehrer-Verein“ gegründet und einen Reisesekretär angestellt, eine Nachahmung der Organisation für die englischen und burischen Studenten. Wenn man auch die Zweckmäßigkeit solcher Kopien in Frage stellen wird, zeigt sich doch darin das fast kindliche Bestreben der Farbigen, hinter den Weißen nicht zurückzustehen. Es war andererseits charakteristisch, daß zu der fast gleichzeitig in Port Elisabeth stattfindenden ersten „Südafrikanischen Sonntagsschul-Konvention“ kein Farbiger zugelassen wurde; es kann doch kaum zweifelhaft sein, daß Sonntagsschulfragen für die Eingeborenen mindestens nicht weniger wichtig sind als für die Weißen. Allerdings hat sich dann die Konferenz-Leitung damit entschuldigt, sie habe das junge Sonntagsschulwerk zuerst in der weißen Bevölkerung festwurzeln wollen; das in der farbigen solle selbstverständlich nachfolgen.

leben des weißen Mannes, der die Herrschaft im Lande an sich gerissen hat, soll ohne verheerende Wirkungen vonstatten gehen. Nach der Wegnahme der Weidegründe und der fruchtbaren Ländereien sollen die Farbigen nicht zu einem besitzlosen Proletariat heruntersinken. Nach dem Aufhören der Beschäftigungen, die früher ihr Leben ausfüllten, wie Krieg, Jagd, Palawer, Handwerke, Viehzucht u. dgl., darf ihr Leben nicht zu einer trostlosen Öde verdammt werden. Auf der andern Seite wollen die herrsch- und habsüchtigen Weißen jedes Vorwärtsstreben der Schwarzen als unbequeme Konkurrenz unterdrücken und jene geistig und materiell niederhalten. Der Erziehungsrat von Transvaal (Council of Education of the Transvaal) hat in einem 1915 veröffentlichten Bericht (Report) folgendes Ideal der Eingeborenen-Erziehung aufgestellt: „Der Schwerpunkt unseres Programms liegt in der Erziehung im Unterschied von Unterricht. Was meinen wir mit der Erziehung, auf die wir unser ganzes System gründen? Jedenfalls auch erheblich mehr als Arbeitserziehung. Sie umfaßt religiöse und sittliche Erziehung; Erziehung in den sozialen und bürgerlichen Pflichten, soweit sie die Eingeborenen betreffen; ferner körperliche Übungen, häusliche Hygiene und erste Hilfsleistungen, schließlich auch Arbeitserziehung." Und die Schulkommission (Education Commission), welche die Kapregierung 1909 eingesetzt hatte, bekannte sich in ihrem 1912 veröffentlichten Bericht zu dem unbestreitbaren Wert der sittlichen und religiösen Unterweisung für die Eingeborenen. „Der Wert des Bibelunterrichts als eines unveräußerlichen Teils des Lehrplans — natürlich unter Beding der Gewissensklausel — ist unbestreitbar. Die entscheidende Bedeutung der religiösen Erziehung im Eingeborenen-Schulwesen ist eine Wahrheit von grundsätzlicher Bedeutung." Besonders wird mit Recht von einflußreichen kirchlichen und missionarischen Versammlungen darauf gedrängt, daß bedeutend höhere Beiträge aus öffentlichen Mitteln für den Eingeborenen zur Verfügung gestellt werden; denn da die letzteren zu den Steuern stark herangezogen werden, und für das Schulwesen der weißen Kinder große Summen bereit stehen, ist es nicht gerechtfertigt, daß die Schulzuschüsse für die Farbigen-Schulen unverhältnismäßig hinter denen für die Weißen-Schulen zurückbleiben.

Es ist von Anfang an das Ziel der evangelischen Mission gewesen, selbständige, sich selbst verwaltende und erhaltende Eingeborenen-Kirchen zu gründen. Wir haben wiederholt auf Versuche zur Kirchenbildung im Bereiche verschiedener Missionen hingewiesen.

Diejenigen Missionen haben die Aufgabe leichter, welche entweder — wie die Hermannsburger die Lüneburger Kirchenordnung — ihre heimatlichen Kirchenverhältnisse auf das Missionsgebiet übertragen. Eine starke Neigung dazu ist meist in den presbyterianischen und kongregationalistischen Missionskreisen vorhanden, weil diese ihren Typus der Kirchenverfassung als den biblischen und genuin christlichen ansehen. Auch die Missionen haben es verhältnismäßig leichter, welche ihre Missionsgemeinden mehr oder weniger direkt an Gemeinden und Kirchenorganisationen ihrer europäischen Kirchenglieder anlehnen, wie die Anglikaner, die Wesleyaner und die Holländisch-Reformierten. So günstig haben es die meisten kontinentalen Missionen nicht. Um so mehr haben sie auf den Aufbau und Ausbau der Eingeborenen-Kirchen viel nachhaltigen Fleiß verwandt. Während der letzten zwei Jahrzehnte haben besonders die Bemühungen der Brüdergemeine und der Berliner Mission im Vordergrund der Aufmerksamkeit gestanden, auch deswegen, weil sie den Grundriß ihrer Kirchenordnung verschieden anlegen. Die Brüdergemeine geht von der Anschauung aus, daß der europäische Missionsbetrieb und die Eingeborenen-Kirche grundsätzlich getrennt und die letztere so angelegt werden müsse, daß der europäische Missionarsbetrieb künftig einmal gänzlich ausscheidet. Sie baut die Verfassung in drei Stufen auf: Die Lokalgemeinde, die Kirchenkonferenz, und die Provinzialkonferenz. 1. In der „organisierten Gemeinde" besteht a) eine Konferenz aus dem Gemeindeleiter, den Evangelisten, den Kirchenältesten und den Helferinnen, welche die geistliche und missionarische Bedienung der Gemeinde und des Distrikts in der Hand haben; b) ein Kirchen- und Schulrat, welcher die äußere Verwaltung der Gemeinde und der Station, besonders der Gemeindekasse, besorgt. Jede Gemeinde wählt einen, bei mehr als £ 80 „Kirchenbeitrag" zwei Abgeordnete zu der Kirchenkonferenz. 2. Die Kirchenkonferenz (anderswo würde man Synode sagen) ist das Rückgrat der Verfassung. Zu ihr gehören alle ordinierten Missionare, die eingebornen Pastoren und die von den Gemeinden gewählten Abgeordneten. Sie hat das Recht, alle äußeren und inneren Angelegenheiten der Eingeborenen-Kirche in den Bereich ihrer Beratungen zu ziehen. Aber sie ist, solange „die Kirche" (also die Gesamtheit der Eingeborenen-Gemeinden) noch nicht volle finanzielle Selbständigkeit erlangt hat, nur eine beratende Körperschaft, deren Vorschläge und Beschlüsse von der Missionsdirektion bestätigt werden. Neben diesen beiden Organen der Eingeborenen-Kirche besteht 3. als höchste Ver-

waltungsinstanz die „Provinzial-Konferenz". In sie darf die Kirchenkonferenz einen Vertreter senden, wenn ein Drittel der Prediger Eingeborene sind; zwei Vertreter, wenn zwei Drittel der Prediger Eingeborene sind; alle Vertreter endlich, wenn sämtliche Prediger Eingeborene sein werden und die Kirche ihre volle finanzielle Selbständigkeit erlangt hat. Man sieht also, die Kirchenordnung ist darauf angelegt, daß automatisch bei dem Wachstum der finanziellen und geistigen Leistungsfähigkeit der Eingeborenen-Kirchen die europäischen Glieder in den verschiedenen Körperschaften ausscheiden.

Die Berliner Mission[1]) hat nach sorgfältigen Beratungen am 1. Januar 1912 eine „Kirchen- und Gemeindeordnung" für ihre fünf südafrikanischen Synodalkreise eingeführt. Diese läßt die bisherige Einteilung des Missionsgebietes in Synoden bestehen, nur daß die Gemeinden in Natal und Kaffraria zu einer Synode zusammengelegt werden. Sie hält es aber angesichts des Durcheinanderwohnens von Weiß und Schwarz in Südafrika und der schwierigen Lage der Eingeborenen-Kirchen als Kirchen der „unterworfenen Völker" prinzipiell für notwendig, in die werdende Kirche eine ausreichende Anzahl von europäischen Geistlichen organisch mit hineinzubauen, um der werdenden Kirche Rückhalt und Ansehen zu sichern. Jede Synodalkirche wird verwaltet von der Synode, zu der die weißen Missionare, die farbigen Geistlichen des Kirchenkreises und je ein gewählter Synodal-Abgeordneter jeder Gemeinde gehören. Daneben besteht in jedem Synodalkreise ein Konvent, zu dem nur die Ordinierten, weiße und farbige, gehören. Beide Instanzen, Synode und Konvent, haben in der Hauptsache endgültig zu beschließen. Sie verwalten die von den Gemeinden aufgebrachten Gelder ohne Kontrolle der heimatlichen Missionsleitung. Letztere hat für jede Synode den zur Deckung sämtlicher kirchlicher Kosten noch erforderlichen Zuschuß grundlegend normiert und vermindert ihn in jedem Jahre um ein Zwanzigstel, so daß die Erwartung besteht, daß nach zwei Jahrzehnten diese Synodal-Kirchen finanziell auf eigenen Füßen stehen werden. Beide Kirchenbau-Pläne sind im Stadium der Erprobung. Wir müssen ihre Bewährung abwarten. Der Krieg und in seiner Folge die Unmöglichkeit, größere Geldsummen aus Deutschland nach Südafrika zu überführen, haben eine unerwartet große Verantwortung auf die Gemeinden gelegt.

---

[1]) Wilde, Schwarz und Weiß (Berlin 1913, 250. — AMZ. 1912, 257. 304.

Die neue Zeit hat die einzelnen Missionen auch aus ihrer Isolierung herausgerissen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es noch möglich, daß sie bei den einzelnen Stämmen unabhängig voneinander arbeiteten, vielleicht sogar zwei oder drei Missionen bei demselben Stamme. Auch da empfand man ja die Rücksichtslosigkeit, mit der zumal Anglikaner und Wesleyaner sich über die Missionary Comity hinwegsetzten, zu Zeiten schmerzlich. Jetzt, wo die Schranken zwischen den einzelnen Stämmen gefallen sind, wo Eisenbahnen und Telegraphen, die gemeinsame Kenntnis des Englischen oder des Holländischen, Zeitungen und alle möglichen Konferenzen die Eingeborenen einander nahegerückt haben, müssen sich durchaus auch die in ihrer Mitte arbeitenden Missionsgesellschaften untereinander verständigen. Es ist unerträglich, wenn in derselben Provinz oder womöglich bei demselben Stamme verschiedene Missionen verschiedene Grundsätze der Kirchenzucht, verschiedene Arten und Höhe der Kirchenbeiträge, verschiedenes Gehalt für eingeborene Geistliche, Lehrer und Katechisten haben. Auch ist es ein kaum noch zu ertragender Zustand, wenn jede von den zahlreichen kleinen und kleinsten Missionen, z. B. unter den Kaffern oder den Sulu, ein eigenes Lehrer- und Predigerseminar unterhält, vielleicht mit nur einem halben Dutzend Seminaristen. Aus diesem Bedürfnis heraus hat im Jahre 1904 zum ersten Male eine allgemeine südafrikanische Missionskonferenz stattgefunden und ist seitdem in jedem dritten Jahre wiederholt worden.[1]) Die Verhandlungen sind wertvoll gewesen. Sie haben zum gegenseitigen Kennenlernen der Missionare und ihrer Methoden erheblich beigetragen. Sie haben auch wirksame Dienste geleistet, die gemeinsamen Interessen der Mission und der Eingeborenen vor den verschiedenen Regierungsinstanzen und vor der breiten Öffentlichkeit zu vertreten.

Von besonderer Bedeutung für die Stellung der Mission in Südafrika war das Erstarken des Missionsgeistes in der weißen Bevölkerung. Diese betrug innerhalb der zur Union gehörigen Provinzen nach dem Zensus von 1911 etwas über 1 303 307 Seelen. Davon zählten 693 898 zu der burisch-reformierten, 255 640 zur anglikanischen Kirche; 80 402 waren Wesleyaner, 58 633 Presbyterianer, 53 793

[1]) Report of the proceedings of the first General Missionary Conference held at Johannesburg 1904; second held at Johannesburg 1906; third held at Bloemfontein 1909; fourth at Capetown 1912.

Katholiken usw. Die anglikanische Kirche zählte 12 Diözesen mit 15 Bischöfen und insgesamt 600 Geistlichen. Außer der Viertelmillion Weißen gehörten zu ihr 170704 „Bantu" und 106145 „Farbige" (Mischblütige), für deren Versorgung 91 eingeborene Geistliche zur Verfügung standen. Sie entfaltete, nachdem sie ganz Südafrika mit ihrer kirchlichen Organisation umspannt hatte, eine weitausgreifende, wenn auch nicht immer rücksichtsvolle Propaganda unter Weiß und Schwarz, der wir auf den folgenden Blättern immer wieder begegnen werden.[1] Die wesleyanische Kirche in Südafrika konzentrierte seit ihrer Entlassung aus dem Verbande der englischen Mutterkirche 1884 als selbständige Tochterkirche ihre Kraft auf den Aufbau und Ausbau ihres weiße und schwarze Gemeinden gleichmäßig umfassenden Betriebes. Sie hat weitaus die stärkste eingeborene Gemeinde hinter sich; nach dem Zensus von 1911 zählte sie 376800 eingeborene Christen. Vielleicht noch wichtiger für die Entwicklung der Mission in Südafrika war das Erstarken des Missionsgeistes in der burisch-reformierten Kirche. Organisatorisch zu einer Einheit zusammengefaßt, gliederte sie sich in drei lose nebeneinander stehenden Kirchen, der „Holländisch reformierten Kirche des Kaplandes", der „Reformierten Freikirche", und der „Holländisch reformierten Kirche von Transvaal". Der erwachende Missionsgeist regte sich zuerst in den Kreisen der Geistlichen, während die Laien zunächst noch die traditionelle ablehnende Haltung gegen die „swarte schepsels" beibehielten. Die Geistlichen gründeten unter sich einen „Pfarrermissionsverein" (Ministers' Mission Union), der um die Jahrhundertwende bereits über ein Einkommen von £ 4000 verfügte. Dieser Verein hatte den Mut, 1888 neben der Vereinigten schottischen Freikirche am Njassa einzutreten, eine blühende Missionsarbeit, die später selbständig von der Reformierten Burenkirche übernommen wurde. Zwei Umstände haben besonders dazu beigetragen, den Missionsgedanken auch in den weiteren Kreisen der frommen Buren ein-

[1] In den südafrikanischen Kreisen der Church of England wird zur Zeit wieder die immer von Zeit zu Zeit in den Kreisen dieser weltumspannenden Kirche auftauchende Frage des Rassenepiskopats verhandelt. Ist es möglich und rätlich, die Eingeborenen-Gemeinden so selbständig zu organisieren und kirchlich zusammenzufassen, daß etwa in Südafrika zwei kirchliche Systeme mit verschiedenen kirchlichen Grenzen der Diözesen nebeneinander bestehen, das eine für die Weißen, das andere für die Schwarzen, so daß in den letzteren Diözesen auch Schwarze Bischöfe werden können? Ein jedenfalls noch nicht spruchreifes Problem. East and West 1921, 50ff.

zubürgern; einmal der unglückliche Ausgang des Burenkrieges, der zu einer starken Verinnerlichung führte, und dann die tiefgreifende geistliche Wirksamkeit bedeutender Männer, allen voran Andrew Murrays, wohl der größten kirchlichen Persönlichkeit, die Südafrika bisher der Welt geschenkt hat.

Andrew Murray [1]) gehört zu dem Kreise der schottischen Familien, der Murrays, Robertsons, Mcgregors, Frasers, die im 2. und 3. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in Südafrika eingewandert, soviel zur geistlichen, intellektuellen und wirtschaftlichen Hebung des Landes beigetragen haben. Im Jahre 1828 in Graaff Reinet als zweites Kind eines jungen 1821 auf Einladung des Lord Somerset aus Aberdeen eingewanderten schottischen Pfarrers geboren, machte er seine Schul- und Universitätszeit in Aberdeen und Utrecht durch und wurde 1848, erst 20 Jahre alt, im Haag ordiniert. Die ersten zehn Jahre seines Pfarramts stand er in Bloemfontein auf vorgeschobenem Posten, seine Parochie umfaßte den ganzen Oranje-Freistaat und Teile von Transvaal, und die Bedienung dieser weitverstreuten Gemeinde erforderte bei den damaligen mangelhaften Verkehrsverhältnissen ungeheure Anstrengungen. Nach einigen Jahren im Pfarr- und Lehramt in Worcester und Kapstadt, ließ er sich 1873 in Wellington nieder und hat von dort aus länger als vier Jahrzehnte eine ungemein tiefgreifende, weit über Südafrika hinausreichende Tätigkeit entfaltet. Viele seiner zahlreichen Erbauungsschriften sind in fast alle modernen Kultursprachen, in Japanisch, Chinesisch, Urdu, Telugu und Lesuto übersetzt. Besonders sein Werk ist das Missionsseminar der Burisch-reformierten Kirche in Wellington, dem er seinen Geist einhauchte. Er starb am 18. Januar 1917. — Die Verinnerlichung der Burenkreise nach dem Unabhängigkeitskriege führte 1903 zur Begründung eines Missionsinstituts in Worcester, auf dem Missionare und Lehrer ausgebildet werden. Schon in der Kriegsgefangenschaft hatten 150 junge Buren den Entschluß gefaßt, sich für den Missionsdienst vorzubereiten. So fehlte es dem Seminar von Anfang an nicht an zahlreichen Schülern.

Auch die burische Südafrikanische Missionsgesellschaft war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts (seit 1857) aus ihrer Kraftlosigkeit neu erwacht und hatte 1891 in Maschonaland und vorher 1888 im Britischen Njassalande eine Missionsarbeit

---

[1]) DuPlessis, The Life of Andrew Murray of South Africa. London 1920.

übernommen, welche sie zur Anspannung aller Kräfte nötigte. Neben ihr traten auch die Burenkirchen von Oranje und Transvaal in den Grenzgebieten des Britischen Njassalandes ein, um der kapholländischen Mission zu Hilfe zu kommen. Daneben entwickelte sich in Südafrika eine eigene undenominationelle Missionsgesellschaft, die South Africa General Mission 1889. Aus dem Missionseifer eines jungen Engländers, Spencer Walton, und einer südafrikanischen Witwe, Mrs. Osborne, hervorgegangen, erhielt sie größere Bedeutung, seit Andrew Murray warm für sie eintrat und sich mehr oder weniger mit ihr indentifizierte. Die junge Mission dehnte ihre Arbeit schnell und etwas unruhig, bei den verschiedenen Völkern und Stämmen einsetzend, nach Sululand, Natal, verschiedenen Stämmen des Transkei, Thongaland, Gazaland, Nordwest-Rhodesia und Njassaland aus. Sie zählt (1917) 28 Missionare und 26 Missionsschwestern. Die von ihr gesammelten Gemeinden sind noch klein; sie zählt 1336 Kommunikanten und insgesamt etwa 2800 Christen. Das Laienelement wiegt unter den Missionaren auffallend vor, und die bewußt bekenntnislose Haltung mag für die erste Pfadfinderarbeit ein Vorteil gewesen sein, sie wird in der weiteren Entwicklung der kirchlichen Arbeit neben so viel denominationell bestimmten Missionen und Kirchen zu manchen Schwierigkeiten führen. Übrigens liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeit in einem vielgeschäftigen und von zahlreichen freiwilligen Kräften betriebenen evangelistischen Dienste unter den Weißen der Union, zumal unter den Soldaten, Matrosen usw.

V. Der Oranje-Freistaat.

Der Oranje-Freistaat umfaßt 130502 Quadratkilometer, (1/3 des Freistaates Preußen), mit 528184 Einwohnern. Die Bevölkerung wächst auffallend schnell. Im Jahre 1890 zählte man 207503 Seelen, davon 77716 Weiße und 129787 Farbige. Im Jahre 1904 waren es 387315, nämlich 142679 Weiße und 244636 Farbige. Nach dem Zensus von 1911 sind von den 528174 Einwohnern 175189 Weiße und 352985 Farbige. Man sieht, daß sich auch hier die Farbigen erheblich schneller vermehren als die Weißen; sie haben sich in 21 Jahren um das zweieinhalbfache vermehrt. Das jetzige Gebiet des Oranje-Freistaates war um 1830 ein fast menschenleeres Land, in dem die Matebele-Horden Mosilikazzi's eine große

Verwüstung angerichtet und die zertrümmerten und zerschlagenen beTschuanenstämme und die Reste der Koranna und Gri-qua durcheinandergeschüttelt hatten, bis Mosilikazzi 1837 von den Buren besiegt und aus dem Lande verdrängt wurde. Die bei dem großen Trek des Jahres 1837 aus dem Kapland nach Norden auswandernden Buren ließen sich nach dem mißglückten Kolonisationsversuch in Natal zum Teil in den weiten, überwiegend flachen, nur von einzelnen seltsam geformten Platbergen (Tafelbergen) und Spitzkopjes überragten Lande zwischen Oranje und Vaal nieder. Die Engländer folgten ihnen auf dem Fuße und erklärten 1848 unter dem Namen „Sovereignity“ dieses Gebiet für eine englische Kolonie. Sie glaubten sich aber bald von der gänzlichen Wertlosigkeit dieses öden, menschenleeren und nach Westen allmählich in den Kalahariteppen-Charakter übergehenden Landes zu überzeugen und gaben darum 1854 das Land wieder frei. Nunmehr richteten die Buren den Oranje-Freistaat ein und haben bis zum 20. Mai 1900 im ganzen ein friedliches und in bescheidenen Verhältnissen gedeihendes Staatsleben geführt. Sie hatten naturgemäß das Bedürfnis, sich gegenüber den in ihrem Gebiete weder starken noch zahlreichen Eingeborenen-Stämmen zu behaupten. Da war es ihnen ein Dorn im Auge, daß im Südosten ihres keineswegs fruchtbaren Landes die ungewöhnlich reichen und fruchtbaren Weizenäcker der baSuto unter dem starken, für sie gefährlichen Eingeborenen-Fürsten Moschesch standen. Mit diesem rieben sie sich deshalb und ließen es zum Bruch und zum Kriege kommen. Sie erreichten auch zum Teil, was sie wollten. Sie nahmen dem tapferen Sutohäuptling einen Teil seiner fruchtbaren Ländereien am unteren Kaledonflusse ab. Weitaus die Mehrzahl der weißen Einwohner der Kolonie gehören der Holländisch Reformierten Kirche an. Nach der Volkszählung von 1904 zählte diese 101079 Mitglieder; die Anglikaner 17879; die Wesleyaner 5121; die Katholiken 3286. Die religiöse Entwicklung des Landes hing von den reformierten Buren ab. Nun war die erste Generation derselben eben so ablehnend gegenüber den Farbigen wie im sonstigen Südafrika. Sie hatten als überwiegend Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung dasselbe Bedürfnis wie anderswo in Südafrika, möglichst regelmäßig und ausreichend sich aus den Farbigen einen Zufluß von ungelernten Arbeitskräften zu sichern. Sie führten deswegen auch die zuerst in Transvaal angewandte Plakkerwet ein, nach der auf einer Farm immer nur 5 eingeborene Familien wohnen dürfen. Sie versagten

den Eingeborenen das Recht auf eigenen Grundbesitz. Aber unter den Oranje-Buren regte sich verhältnismäßig schneller als bei den übrigen Buren Südafrikas ein Mitgefühl mit den Farbigen und ein Verständnis für die Missionsaufgabe an ihnen. Sie sahen es nicht ungern, daß ihre Geistlichen sich auch der Farbigen in ihrem Bereiche annahmen und daß sich an jede ihrer Gemeinden auch ein farbiges Gemeindlein anlehnte, das von National-Helfern bedient wurde. Auch mehrere selbständige eingeborene Missionsgemeinden haben sich an die Burenkirche angeschlossen. Der Missionssinn ist bei den Oranje-Buren seit dem Ende des Jahrhunderts so stark geworden, daß sie eine eigene Missionsbehörde gegründet und eine eigene Mission im Njassalande in Angriff genommen haben, wo sie ihr Arbeitsgebiet im Anschluß an die kapholländische Mission haben. Bei dem Überwiegen dieser Denomination im Oranje-Freistaat ist begründete Hoffnung vorhanden, daß sich hier der Assimilationsprozeß der farbigen Bevölkerung an das Christentum vielleicht langsam, aber gleichmäßig vollziehen wird. Hier liegt also der Schwerpunkt, nicht in der eigentlichen Missionsarbeit. Nach dem Zensus von 1904 zählten zur Burenkirche 23844 farbige Gemeindeglieder.

Daneben sind drei Missionsunternehmungen im Gebiete des Oranje-Freistaates zu erwähnen. Die Berliner Mission[1]) fand im Südwesten des Landes — noch vor der Einwanderung der Buren — ihr erstes Arbeitsfeld. Sie hatte absichtlich ein solches außerhalb der Grenzen der Kolonie gesucht. Der Griquahäuptling Adam Kok hatte ihr in einem verhältnismäßig wasserreichen Gebiete einen Grundbesitz, nach allen Seiten je eine Stunde Reitens von einem Mittelpunkt aus, zugesichert. Das gab eine Fläche von fast vier Quadratmeilen. Eine stattliche Grafschaft! Nur war es leider meist Steppe mit wenigen zuverlässigen Quellen und einer dünnen Koranna-Bevölkerung. Die Berliner legten hier die Station Bethanien an, die Jahrzehnte hindurch ein richtiges „Elendshausen" war, bis die faulen, unzuverlässigen und unsteten Koranna allmählich durch die fleißigeren und betriebsameren beTschuanen ersetzt wurden. Erst 1867 kam in Adamshoop eine zweite Station dazu. Ein ehemaliger Sklave, Adam Oppermann, hatte sich in überraschender Weise durch Umsicht und Fleiß emporgearbeitet und einen großen, wertvollen

[1]) Wangemann, Geschichte der Berliner Mission in SA. II, 1. Abt. Koranna-land. Berlin 1873.

Grundbesitz in seiner Hand vereinigt, was damals noch möglich war. Er schenkte der Berliner Mission einen schönen, großen Platz und eine wertvolle Dotation in Vieh, unter der Bedingung, daß sie darauf eine Missionsstation anlege. Später wurde noch die Landeshauptstadt Blumfontein um der dort wohnenden Deutschen willen besetzt und noch eine größere Farmstation angelegt.

Immerhin sind auf den 4 Stationen im Oranje-Freistaat nur 5000 farbige Christen gesammelt. Wir erwähnten schon, daß sich die Mission nach Westen über den Vaal in das jetzige West-Griqualand ausdehnte, wo noch die Stationen Pniel, Kimberley, Beaconsfield und Douglas dazu gehören.

Zu gleicher Zeit ließen sich in einer merkwürdigen Verkettung von Umständen die Wesleyaner[1]) im Freistaate nieder. Sie hatten anderthalb Jahrzehnte vorher bei dem beTschuanenstamm der ba-Rolong am Rande der Kalahariwüste eingesetzt. Der Stamm wanderte im Jahre 1833 nach dem menschenleeren Osten des jetzigen Freistaates aus und legte die große Siedlung Thaba-Ndschu (Schwarzberg), östlich von Blumfontein, an. Es war ein Völkchen von etwa 12000 Seelen, dessen Bestand durch Zu- und Abwanderungen stark geschwankt hat, aber heute reichlich 19000 Seelen zählt. Bei diesem Stamme und seinem Häuptling Moroko († 1882) fanden die Wesleyaner eine dankbare Arbeit. Sie sammelten im Laufe der Jahrzehnte eine Gemeinde von etwa 5300 Gliedern. Auch als 1884 die Buren unerquickliche Erbfolgestreitigkeiten nach Morokos Tode dazu benutzten, das bis dahin freie baRolonggebiet zu annektieren und infolgedessen viele baRolong nach dem Betschuanenlande zurückwanderten, überdauerten die Wesleyaner diesen Stoß. Sie legten im Laufe der Jahre bei mehreren Nachbarstämmen, bei den baSuto am unteren Caledon im Süden und bei den Mantäti im Nordosten, mehrere Stationen an. Aber diese konnten sich gegenüber der damaligen Abneigung der Buren gegen die Missionsarbeit nicht behaupten, als die Buren das untere Caledongebiet besetzten und der Mantätistamm sich auflöste. Dagegen haben die Wesleyaner auch hier wie überall in Südafrika ihre geistliche Arbeit auf die verstreuten, in den Städten sich ansiedelnden Engländer ausgedehnt und haben hin und her in den „Dörfern" Kirchspiele gegründet. Fast in jedem Fall war eine

[1]) Broadbent, A narrative of the introduction of Christianity among the Barolongs. London 1865.

Gemeinde der Weißen auch Rückhalt für eine mehr oder weniger ausgedehnte Arbeit unter den Farbigen. Sehr gern wurde ihre Arbeit allerdings nicht gesehen und nicht sehr hoch gewertet. Ein Kenner südafrikanischer Verhältnisse wie D. Merensky urteilt darüber: „Gebiete anderer Missionen achten die Wesleyaner nicht, jeden halbwegs tauglichen Schwarzen stellen sie als Laien-Missionar oder Stundenhalter an, mit der Taufe nehmen sie es nicht genau. Von wirklichem Unterricht ist kaum die Rede, nennenswerte Zucht wird in den Gemeinden nicht geübt; da ist es leicht, die Zahl der Kirchglieder zu mehren." (AMZ. 1901, S. 442.) Die Wesleyaner zählten im Freistaat (1908) 55 733 Gemeindeglieder.

Im Jahre 1863 wurde das anglikanische Bistum Blumfontein für den Oranje-Freistaat und die im Osten und Westen angrenzenden Missionen gegründet. Auch hier war es die erste Aufgabe der Bischöfe, für die Engländer Pfarrämter und Schulen einzurichten, Kirchen zu bauen und Kirchhöfe anzulegen. Aber auch hier fingen sie bald mit der Missionsarbeit an. Leider auch bei den baRolong von Thaba-Ndschu (1865), deren damals kaum 10 000 Seelen zählender Stamm ausreichend von den Wesleyanern versorgt war. Aber die hochkirchlichen Anglikaner erkennen nun einmal Missionsgebiete anderer Gesellschaften — zumal der Dissenter — nicht an. Es gelang ihnen, mehrere Glieder der Häuptlingsfamilie in ihr Interesse zu ziehen und dadurch Einfluß im Stamme zu gewinnen. Zu ihrer Gemeinde zählen etwa 3500 baRolong. Sonst hat sich ihre Arbeit ähnlich wie die der Wesleyaner in den Städten entwickelt, allerdings häufig in einer teils offenen, teils verdeckten Reibung mit jenen. Sie haben große Eingeborenen-Gemeinden nur auf den Lokationen von Blumfontein und Jagersfontein, wo wertvolle Diamantenminen zu Zeiten einen großen Zustrom von Weißen und Farbigen anzogen. Sie zählten (1908) 16 669 farbige Kirchenglieder.

Wir haben leider keine neueren Angaben aus dem letzten Jahrzehnt über die verhältnismäßige Stärke der zu den einzelnen Kirchen und Missionen gehörigen Eingeborenen-Gemeinden. Nach dem Churchman's Atlas 1908 waren es:

	Eingeborene:	Mischlinge:	insgesamt:
Wesleyaner	51 570	4 163	55 733
Holländ.-ref. Kirche	21 272	2 572	23 844
Anglikaner	14 782	1 887	16 669
Lutheraner	5 030	1 103	6 133
Sonstige	8 741	840	9 581
	101 395	10 565	111 960

Da nach dem Zensus von 1904 die farbige Bevölkerung insgesamt 244 636 Seelen zählte, sind also damals — vor fast 1½ Jahrzehnten — bereits 46 % von ihnen irgendwie Christen gewesen, der höchste Prozentsatz der eingeborenen Christen in Südafrika außerhalb der westlichen Kapkolonie.

VI. Bassuto-Land.[1])

Wo der ungeheure Steilrand Südafrikas von der westöstlichen Richtung in die südnördliche umbiegt und die wilden, unbewaldeten Berge sich bis zu Alpenhöhe erheben, liegt das Bassutoland, nach der dortigen Sprache richtiger Lessuto (leSuto) genannt; es ist 26 658 qkm groß (etwa so groß wie Baden und Elsaß-Lothringen zusammen) und hat (1911) 403 845 Einwohner. Das Ländchen hat unter dem Gesichtspunkt der Mission und der Eingeborenenfrage ein ungewöhnliches Interesse. Es ist zur größeren Hälfte ein wildes Bergland, die „südafrikanische Schweiz". Die Hauptkette der Drakenberge erhebt sich mehrfach bis über 3000 Meter; auch die einen großen Teil des Landes ausfüllende Parallelkette der Maluti-Berge steigt bis zu 3000 Metern an. Am Fuße der Berge, zumal in dem breiten Tale des Caledonflusses dehnen sich überaus fruchtbare Alluvialebenen, die „Kornkammer Südafrikas". Auch dies Tiefland hat noch eine durchschnittliche Höhe von 1700—1800 Meter über dem Meere; es hat deshalb, obgleich auf der Breite von Kairo, Basra und Marokko gelegen, ein fast ideales, auch dem Europäer überaus wohltuendes Klima.

Als in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die von den verheerenden Raubzügen der Sulu aufgeregten Völkerwellen sich verwüstend über das innere Südafrika ergossen, wußte sich ein kleiner baSutohäuptling, Moschesch, in einer beinahe uneinnehmbaren Felsenfeste, Thaba Bossiu — Wohnung der Nacht, — zu behaupten und allmählich die zerstreuten und verwilderten baSutostämme um sich zu sammeln. Auch andere zersprengte Stämme siedelten sich unter seinem Schutze an, und es bildete sich unter der klugen Politik

[1]) Lagden, The Basutos, the mountaineers and their country. 2 Bände. London 1909. — Ellenberger, History of the Basutos. London 1912.

Moschesch (1824—1870) ein erstarkender Eingeborenen-Staat mit einer erstaunlich schnell wachsenden Bevölkerung (1869: 128672 Einwohner; 1891: 264147 Einwohner; 1904: 347781 Einwohner; 1911: 403845 Einwohner). Die Kapengländer machten zwar 1852 einen schwachen Versuch, diesen aufstrebenden Negerstaat an der Grenze der Kolonie zu zerbrechen; aber als sie bei Beröa eine empfindliche Schlappe erlitten, hielten sie es für besser, Moscheschs Reich als Pfahl im Fleisch des eben damals als Republik anerkannten Oranjefreistaates bestehen zu lassen. Die Oranjeburen verfolgten auch diesem Negerreiche gegenüber die gewöhnliche Burenpolitik, die Macht der Negerstämme durch Kriegszüge zu brechen, und zwar in diesem Falle um so mehr, als das leSuto ungleich bessere Bodenverhältnisse aufwies als der wasserarme und im Westen steppenartige Oranjefreistaat. Sie entrissen daher in mehreren Kriegszügen den baSuto die fruchtbaren Gefilde am rechten Caledon-Ufer und zwischen dem Caledon und Oranje. Aber als sie die Oberhand zu gewinnen schienen (1865 bis 1868), stellte sich der greise Moschesch unter englisches Protektorat (1868), was die Engländer schon aus Gegensatz gegen den Freistaat annahmen. Den Engländern war aber doch auch ein starker, gut bewaffneter Negerstaat inmitten der schwach besiedelten und schwer zu verteidigenden Kolonialgebiete bedenklich; sie machten deshalb in der Ära allgemeiner Gärung und Kriege der Eingeborenen Südafrikas (1877—1881) mit unzureichenden Mitteln und einer törichten Politik den Versuch einer Entwaffnung der baSuto. Allein darüber kam es zu einem für die Engländer unrühmlichen Kriege (1881), und das Bassutoland wurde infolge davon eine britische Kronkolonie mit selbständiger Verwaltung. Die Engländer wollten eben die „geladene Pistole" gegen die Burenstaaten erhalten. In dieser Lage hat sich das Bassutoland bis heute behauptet; auch im Rahmen der südafrikanischen Union hat es seine Stellung als selbständiger Eingeborenenstaat behalten, in dem Weiße weder wohnen noch Grundbesitz erwerben dürfen. Es sind auch heute mit Einschluß der Missionarsfamilien kaum 900 Weiße im Lande, 200 davon in der an der Grenze liegenden „Hauptstadt" Maseru. Daß sich dieser eigenartige Negerstaat durch alle Stürme des 19. Jahrhunderts behaupten konnte, ist wesentlich das Verdienst des Häuptlings Moschesch, desjenigen südafrikanischen Negers, der am meisten staatsmännische und staatenbauende Gaben entfaltet hat.

Bei Moschesch ließen sich 1833 französische evangelische Missionare[1]) nieder und wurden von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Moschesch sah recht gut ein, welchen Vorteil ihm die Anwesenheit der Missionare in seinem Lande für die Verhandlungen mit den Weißen gewährte und wie durch sie allerlei Kultur in sein Land kam. Obgleich er wegen der Vielweiberei nicht Christ wurde, schätzte er doch die Missionare und im allgemeinen auch die Christen trotz der durch sie herbeigeführten Umgestaltung des Volkslebens. Er beförderte die Anlage von Missionsstationen und Schulen; er hielt die bei seinen Unterhäuptlingen oft genug auftauchenden christenfeindlichen Strömungen in Schach. Er sah wohl ein, wie in der erstarkenden christlichen Kirche ein fremdartiges Gebilde erwuchs, das mit der afrikanischen Häuptlingsherrlichkeit in Widerspruch stand und eine andere Ethik und Weltanschauung vertrat; aber er war weitsichtig genug, ihr Aufkommen neben dem trotzdem ungehindert weiter wuchernden afrikanischen Volkstum nicht nur zu dulden, sondern sogar zu befördern. Er mochte ganz gern neben dem letztern mit der Vielweiberei, der Beschneidung und ihrer „großen Schule", d. i. der Einführung in das baSutovolkstum, dem Zauberwesen und der dumpfen, stumpfen Masse des geknechteten Volkes eine andere, christliche, fortschrittliche Schicht haben, gekleidet, gebildet, in der Einehe lebend, in der Bibel und andern Büchern lesend, betriebsam auf dem Felde und in den Werkstätten. Seit 1868 die Briten das Protektorat übernommen hatten, wurde diese Kulturpolitik planmäßig von der Kolonialverwaltung befördert, so daß Moscheschs Nachfolger Letsie († 1891), Lerothodi († 1905), Letsie II. († 1912) und seitdem der katholische Christ John Griffith, daran nichts änderten. Zumal die Schulen wurden unter die koloniale Schulordnung gestellt und durch beträchtliche Zuschüsse unterstützt. Der Ackerbau und die Einführung einer rationellen Ackerwirtschaft wurden tatkräftig gefördert.

---

[1]) Jousse, La Mission française évang. au Sud de l'Afrique. Paris 1890. 2 Bde. — Livre d'or de la Mission du Lessouto. Paris 1912. — Casalis, Mes Souvenirs. Paris 1883, deutsch Berlin 1901. (EMM. 1884, 198). — Ders., The Basuto, or 23 years in SA. London 1861. — Dieterlen, Adolphe Mabille. Paris 1898; dazu AMZ. 1895, 433. — E. Favre, François Coillard, missionaire au Lessouto 1861—1882. (Bd. II der großen Biographie.) Paris 1912. — AMZ. 1891, 560; 1909, 242. 266; 1910, 40. — EMM. 1861, 141; 1913, 23. — Int. Rev. Miss. 1913, 486. — Für die Anfänge dieser Mission auch Arbousset u. Daumas, Narrative of an exploratory tour to the north-east of the Colony of the Cape of Good Hope. Kapstadt 1846.

In dieser eigentümlich günstigen Atmosphäre konnte die Pariser Mission sich ungewöhnlich kräftig entwickeln. Man kann sie etwa mit der Hermannsburger beTschuanen-Mission vergleichen, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht wie jene unter lauter kleinen, selbständig nebeneinander bestehenden Stämmen und Stämmchen, sondern in einem geschlossenen und sich konsolidierenden Staate arbeitete. Daß die Missionare je und dann in den Strudel politischer Entwicklungen hineingezogen wurden und bald von den Buren, bald von den Briten als Verräter an der Sache der Weißen und als Widersacher angesehen wurden, ist nicht verwunderlich. Wenn infolge dieser Mißverständnisse manche Stationen verloren gingen, wuchs um so mehr das Vertrauen der baSuto zu ihren in bösen wie in guten Tagen treu erfundenen weißen Freunden und Ratgebern. Der Hauptwiderstand, den sie zu überwinden hatten, war das eingewurzelte, zählebige Sutovolkstum, die Vielweiberei, die unbegrenzte Autorität der Häuptlinge, die Anschauung, daß das Durchmachen der Beschneidungsschule zur Manneswürde unentbehrlich sei. Vielleicht erschwerten sich auch die Pariser den Eingang durch hoch gespannte Anforderungen; sie tauften z. B. nicht nur keinen Polygamisten, sondern auch keine in Polygamie lebende Frau; sie duldeten den Frauenkauf in keiner Form in der Gemeinde u. dgl. mehr.

Es sind nicht die numerischen Erfolge, die diese Mission bedeutsam machen. Nach der Statistik Ende 1911 waren neben 14972 Frauen nur 4099 Männer Glieder der Gemeinden. Rechnet man die 7372 Katechumenen [1]) und die in diese Statistik nicht aufgenommenen, etwa 20000 getauften Kinder hinzu, so gehören zur Pariser Mission etwa 46000 baSutochristen, also $^{1}/_{9}$ der Gesamtbevölkerung. Aber der innere Aufbau und Ausbau dieser Missionskirche sind lehrreich und für andere Missionen vorbildlich gewesen. Konnte doch hier unter günstigen Umständen in einem kompakten Volkstum ohne das sonst so störende Durcheinanderwohnen mit den Weißen der Versuch zum Ausbau einer baSutovolkskirche gemacht werden. Verhältnismäßig früh wurden die dafür erforderlichen Schulanstalten, ein Lehrer-, ein

---

[1]) Im Jahre 1915 zählte man 22000 Kommunikanten, und die Zahl der Katechumenen hatte sich trotz des Krieges um 3359 vermehrt. Nach der Volkszählung von 1911 gab es im Basutolande insgesamt 69080 Christen, nämlich 44695 „französische Protestanten", 13107 Katholiken und 7801 Anglikaner. Nach der Berechnung der Missionsgesellschaften zählte man damals 48068 „Protestanten", 11621 Katholiken und 5226 Anglikaner.

Evangelisten- und ein Predigerseminar eingerichtet; eine Mädchenanstalt und eine Handwerksschule kamen dazu. Nun baute man zunächst die Einzelgemeinden aus, jede mit einem Gemeindekirchenrat (consistoire nennt man ihn in dieser Mission) und einem Kranze von Außenstationen, die mit eingeborenen Helfern besetzt sind, und in der Erwartung, daß die Gemeinde die Kosten für ihren kirchlichen Betrieb (außer den Missionarsgehältern) selbst aufbringt. Schon 1872 machte man den Versuch, die Gemeinden durch eine aus freien Wahlen hervorgegangene Synode zu einem einheitlichen Kirchenkörper zusammenzufassen; allein der Versuch mißlang. Typus und Träger der Autorität ist bei den Afrikanern der Rat des Häuptlings mit seinen Großleuten, wobei die letzteren das Für und Wider jeder Frage und jedes Rechtsfalls erörtern, aber abschließend der Häuptling hier die Entscheidung gibt. Eine Wahlkörperschaft der Massen war ihnen fremd, und daß die Beschlüsse der „Synode" für die einzelnen Gemeinden verbindlich sein sollten, unverständlich. Man mußte sich also vorläufig damit begnügen, daß allein die Konferenz der Missionare die zusammenfassende Instanz war. Ein Vierteljahrhundert später, 1898, setzte man die Seboka, einen Konvent der Missionare und der ordinierten Eingeborenen als Leitungsbehörde der werdenden Volkskirche ein, und das hat sich als ein guter Griff erwiesen. In der Seboka tagen weiße und farbige Ordinierte mit gleichen Rechten, die Verhandlungssprache ist seSuto. Diesem Rate unterliegen abschließend alle wichtigen Angelegenheiten der Eingeborenen-Kirche. Im Jahre 1912 saßen in ihr 13 Weiße neben 16 baSuto; und naturgemäß steigt die Zahl der letzteren weiter, während die ersteren sich vermindern. Das Land ist leidlich vollständig in Pfarrsprengel eingeteilt, zur Zeit 30, jeder mit einem Kranze von Außenstationen, und es wird erwartet, daß mehr und mehr Pfarrämter in die Hände der Eingeborenen übergehen. Vorläufig ist etwa noch die Hälfte der Pfarrstellen in den Händen von Missionaren, die als solche organische Glieder der baSutovolkskirche sind, — neben ihrer Sonderstellung als ausländische Missionare mit besonderen Funktionen. Außerdem ist das Land mit einem Netze von 230 Volksschulen überspannt, in denen 17000 Kinder Unterricht erhalten. Ausgezeichnet ist die Treue, mit welcher die Pariser die werdende Kirche mit christlicher und sonstiger, ihrem neuen Kulturstande entsprechender Literatur versorgt haben. Die Bibelübersetzung lag schon 1883 gedruckt vor und ist seither teils ganz, teils in Teilen neu aufgelegt worden; reichlich eine

halbe Million seSuto-Neue Testamente sollen in Südafrika abgesetzt und verbreitet sein. Auch für Schulbücher, eine kirchliche Zeitschrift und sogar für gute Unterhaltungsliteratur in seSuto ist gesorgt. Die Druckerei und Verlagsanstalt in Morija ist neben der in Lovedale zur Zeit wohl die rührigste und erfolgreichste in Südafrika, um das schnell wachsende Lesebedürfnis der Eingeborenen mit gesunder Literatur zu befriedigen.

Wichtig war, daß die Pariser Mission der kulturellen Hebung der baSuto früh ihr Augenmerk zuwandte. Sie hatte gewiß recht in der Annahme, daß die Begehrlichkeit der weißen Farmer nach den reichen Getreidefeldern der Caledonniederung sich nur im Zaume halten ließ, wenn die Eingeborenen selbst die Äcker intensiv bewirtschafteten. Letztere besaßen (1904) 64000 Pferde, 210000 Kühe, 14500 Ackerpflüge und 1320 Wagen; die Einfuhr und Ausfuhr des Ländchens betrug 1908/09 reichlich 8½ Millionen Mark.

Unter den Pariser Missionaren sind mehrere hervorragende Männer gewesen; so der treffliche Adolf Mabille, der 33 Jahre lang in Morija mit bewunderungswürdiger Tatkraft die zentralen Schulanstalten geleitet hat († 1894), der hochbegabte, innig fromme Eugen Casalis († 1891), der nach 23jähriger Tätigkeit unter den baSuto (1833—1856) als Direktor der Pariser Missionsgesellschaft einen weitreichenden Einfluß ausgeübt hat, der am 23. Dezember 1920 in Morija verstorbene Eduard Jacottet, 36 Jahre lang Missionar in Bassutoland und lange Vorsteher des vortrefflichen Predigerseminars in Morija, ein Mann von vielseitigen Interessen mit einem tiefen Glauben an die Zukunft und die Entwicklungsmöglichkeiten der Schwarzen[1] und dem unablässigen Eifer daran zu arbeiten; der berühmteste unter allen François Coillard, in dem das eigentümliche Charisma französischer Missionare, ein hinreißender Enthusiasmus und eine dadurch überaus anziehend gemachte Persönlichkeit am leuchtendsten hervortraten. Daneben H. Dieterlen, der besonders tief in die missionarischen Probleme ihres Arbeitsgebietes und in die Eigentümlichkeiten der baSuto-Volksseele eingedrungen ist. Durch den Weltkrieg ist die Mission nur insofern betroffen, als eine große Anzahl der Missionare eingezogen wurde und die heimatlichen Einnahmen unter den ungeheuren Anforderungen zeitweilig versagten. Die größere damit auf die Christengemeinden gelegte Verantwortung hat diesen indessen gut getan, und die Mission ist während der Kriegsjahre in der Stille eher gewachsen.

Neben der Pariser Mission drängten sich (außer der katholischen Mission) 1875 die Anglikaner[1]) ein und besetzten mehrere Stationen, so Mohalis Hoek, Mafeteng, Masite und Thlotse Heights, letzteres seit 1894 ihre Seminarstation. Es war charakteristisch, mit welcher zynischen Offenheit sie der abgefallene, von den Parisern wegen Polygamie ausgeschlossene Häuptling Molapo in seinem Lande willkommen hieß: „Es ist vorteilhaft, vier Sorten von Christen (ma-Franse, ma-Wesley, ma-Roma und ma-Churche) zur Hand zu haben, es ist wie ein Mann, der vier Kühe hat; er kann sie alle melken, und wenn die eine keine Milch hat, kann er doch auf Vorrat von den andern rechnen" (200 Years of SPG. S. 326).[2]) Kein Wunder, daß die Pariser sie nicht gern kommen und ihre sorgfältige Kirchenzucht durch sie bedroht sahen. Die Anglikaner haben etwa 6000 baSuto gewonnen; einen maßgebenden Einfluß haben sie nicht erlangt.

VII. Transvaal.

1. Transvaal, die „südafrikanische Republik",[3]) wie die Buren selbst sie stolz nannten, ist 285991 qkm groß, hat also $^4/_5$ der Größe des Königreichs Preußen, dabei aber nur (1911) 1676611 Einwohner, von denen 420831 Weiße und 1255780 Farbige sind. Als am Anfang der vierziger Jahre die mit der englischen Kolonialverwaltung zerfallenen Buren nach dem mißglückten Kolonisationsversuch in Natal die weiten hochgelegenen Weideflächen von Transvaal einnahmen, fanden sie das Land in einer trostlosen Verfassung. Der Sulueroberer Mosilikazzi hatte an der Spitze seiner kriegerischen maTebelen seit einem Jahrzehnte ein mächtiges Reich auf den Trümmern zerschlagener, unterjochter Eingeborenen-Völker aufgerichtet. Die Buren schlugen unter Gert Maritz Mosilikazzi 1837 bei seiner Hauptstadt Mosiga

---

[1]) Widdicombe, In the Lesuto. London 1895.

[2]) Um so wichtiger war es, daß der Pionier der anglikanischen Mission, Canon Widdicombe, loyale Grundsätze vertrat: „Es gilt die Arbeiten der bereits im Lande befindlichen Missionare zu achten, welche bei der derzeitigen Zertrennung der Christenheit nicht in Kirchengemeinschaft mit uns stehen. Demnach nehmen wir trotz ausgesprochener Wünsche keine Christen anderer Denominationen in unsre Kirche auf, welche wegen Vergehen unter Kirchenzucht stehen, und keine, deren Beweggründe zum Übertritt zu uns nicht einwandfrei sind, soweit wir das beurteilen können" a. a. O. 75.

[3]) A. Seidel, Transvaal. Berlin 1898.

und nötigten ihn das Land zu verlassen, er zog über den Limpopo nach Norden und gründete in Bonyai und dem Maschona-Lande ein neues Reich. In Transvaal konnten nun die ausgeraubten, zertretenen Stämme wieder ihr Haupt erheben; sie verdankten ihre Erlösung den Buren. Ihre Not unter den maTebelen war grenzenlos gewesen; aus ihren Stammsitzen verdrängt, ihres Viehs beraubt, hatten sie sich vielfach in Felsklüften und Talschluchten versteckt; selbst Menschenfresserei war durch bittern Hunger vielfach eingerissen. Aber nun erholten sie sich erstaunlich schnell. Es sind überwiegend beTschuanenstämme, nur daß man, im Unterschied von den West-beTschuanen am Rande der Kalahari im Westen, die östlichen Stämme auf dem Hochfelde und in dem Holzbuschgebirge als baSuto, die Stämme in dem Berglande des Rustenburg-Kreises als beTschuanen schlechthin bezeichnet. Eingesprengt zwischen ihnen sind zahlreiche kleine maTebelestämme sitzen geblieben, die sich durch ihren harten, trotzigen, kriegerischen Sinn merklich von ihren Nachbarn abheben. Im Nordosten des Landes, in den Zoutpansbergen, wohnen in einem landschaftlich schönen, vielzerklüfteten, aber ungesunden Berglande die baWendastämme, die näher verwandt mit Völkern jenseits des Limpopo zu sein scheinen. Die Eingeborenen-Bevölkerung nimmt auch in Transvaal erstaunlich zu; sie ist von 1891: 748 759; 1904: 1 021 656 auf 1911: 1 255 780 gestiegen. Sie wohnt am dichtesten einmal in den Berg- und Hügellandschaften des Rustenburger-Kreises, sodann in den langgedehnten Waldgebirgen und Fiebertälern längs des Ostens und Nordostens, zumal im Holzbuschgebirge und in den Zoutpansbergen. Sie ist in zahlreiche, kleine, politisch unbedeutende Stämme zerspalten, die es zu irgend welcher größeren Machtstellung nicht gebracht haben. Verhältnismäßig am bedeutendsten waren die baPedi, etwa 75 000 Mann stark, in dem großen Bogen des Olifantflusses und des Steelport im Herzen des Landes.

Die Buren zogen zunächst kaum mehr als 10 000 Mann stark in Transvaal ein; sie hatten vom Kap her wenig politischen Sinn mitgebracht; sie wollten frei von jedem Regimente mit ihren schnell wachsenden Herden auf den grasreichen Hochflächen weiden und als Jäger dem zahlreichen Groß- und Kleinwild nachstellen, im übrigen aber mit der Welt so wenig wie möglich zu tun haben. Die Buren im Südwesten konstituierten sich in Potschefstrom, die im Nordosten in Leydenburg zu Republiken; aber von einem geordneten Staatsleben waren kaum Anfänge vorhanden. Selbst als sich ein Jahrzehnt

später die beiden Republiken vereinigten, reichte der staatliche Zusammenschluß nur notdürftig zur Durchführung der wichtigsten Aufgaben. Dabei behandelten die Buren die Eingeborenen streng, um nicht zu sagen hart. Grund und Boden sahen sie als ihr Eigentum an und schalteten damit recht willkürlich; jeder Weiße, der sich in Transvaal niederließ, selbst die Missionare, bekam einen Bauernplatz geschenkt, auch wenn er nicht daran dachte, ihn zu bewirtschaften. Die Eingeborenen hatten schwere Frondienste zu leisten, bis zu drei Tagen unentgeltlicher Arbeit in der Woche. Eine solche Eingeborenen-Politik ließ sich, abgesehen davon, ob sie an sich verständig und bei der erdrückenden Überzahl der Schwarzen weise war, nur durchführen, wenn die Buren politisch unbedingt das Übergewicht hatten. Aber als sie den ersten starken Stamm, die baPedi unter ihrem rücksichtslosen, aber klugen König Sekukuni zur Unterwerfung zwingen wollten, wurden sie geschlagen und waren ziemlich hilflos (1876). Zudem trieb ihr ungeordnetes Staatswesen dem Staatsbankrott entgegen. Unter diesen Umständen hielt der britisch-südafrikanische Staatsmann Sir Theoph. Shepstone 1877 die Zeit gekommen, Transvaal zu annektieren und zu einer britischen Kolonie zu erklären. Allein dagegen empörten sich die freiheitsgewohnten Buren und schüttelten in einigen blutigen Kämpfen, zumal dem am Amajuba-Berge (1881), die britische Herrschaft wieder ab. Da man damals in Großbritannien wenig Neigung hatte, das Kolonialreich auszudehnen und Transvaal als wertlos galt, ließ man es leichten Kaufes fahren. Die Buren konstituierten sich von neuem als Freistaat und fingen nun unter ihrem nicht sehr weit blickenden, aber energischen und frommen Präsidenten Paul Krüger (1881 bis 1902) an, eine geordnete Staatsverwaltung einzurichten. Es wurden Verkehrswege und Eisenbahnen gebaut; die unabhängigen Negervölker in ihren Grenzen wurden eines nach dem andern unterworfen. Man suchte auch die Grenzen im Osten und Westen auszudehnen, und zwar in der Form, daß Haufen von Buren auf eigene Faust neue Republiken gründeten, die sich gegebenenfalls später mit dem Transvaal verschmolzen. So hatte man im Sululande dem jungen Dinizulu im Kampfe gegen Usibepu geholfen und sich dafür von ihm die fruchtbaren Bezirke Utrecht und Vryheid abtreten lassen und dort die „Nieuwe Republiek“ gegründet (1884), die später mit Transvaal vereinigt wurde. Im Westen besorgte man, daß die Engländer vom Westgriqua-Lande aus durch die weiten, öden Gebiete der West-

beTschuanen eine offene Straße in das Herz von Afrika, zumal nach Rhodesien suchten; man okkupierte deshalb den Süden dieser „herrenlosen" Gebiete und errichtete dort die beiden Republiken Stellaland und Gosen. Dies Experiment mißglückte allerdings. Die Kapengländer ließen ein Heer von nur 4000 Mann durch die besetzten Gebiete marschieren und nahmen sie dadurch ohne einen Schuß für sich in Beschlag. Die Einrichtung der Staatsverwaltung wurde den Buren durch die Entdeckung der erstaunlichen Mineralreichtümer ihres Landes erleichtert. Im Jahre 1885 kamen die reichen, aber ungesunden Goldfelder von Barberton im Nordosten, 1886 die wahrhaft unerschöpflichen Goldfelder des Witwatersrandes in Aufnahme. Wo noch ein paar Jahre vorher der Bur Bezuidenhout seine magern Kühe und Ziegen auf dürrer, steiniger Weide getrieben hatte, wuchs wie über Nacht Johannesburg, die größte Stadt Südafrikas, heran. Die außerordentliche Ausdehnung und Mächtigkeit der goldführenden Kalkfels- und Quarzriffe und die Regelmäßigkeit des Goldgehaltes ermöglichte hier zwar kostspielige und mühsame, aber dabei riesige Gewinne abwerfende und sehr zuverlässige bergmännische Betriebe allergrößten Stils. Johannesburg gestaltete bald das wirtschaftliche Leben nicht nur Transvaals, sondern ganz Südafrikas um; es wurde das Herz Südafrikas. Die großen Verkehrswege hatten hier ihren Mittelpunkt. Da auch in andern Teilen Transvaals ungeheure mineralische Reichtümer, Diamanten, Kohlenfelder, Zinn- und Kupferlager entdeckt wurden, lag vor dem eben noch bankrotten Staat eine glänzende Zukunft. Allerdings waren die mit ihren Viehherden nomadisierenden Buren die rechten Leute, diese Schätze zu heben? Oder hatten sie politischen Weitblick und militärische Machtmittel genug, um diese Reichtümer gegen begehrliche Nachbarn zu schützen? In einem Jahrzehnt waren hunderttausende von Fremden eingewandert; im Jahre 1899 standen 80000 Buren 208750 weiße Nichtburen gegenüber, und diese letzteren waren überwiegend Engländer; sie hatten sich weitaus die wertvollsten Anteile an den Goldfeldern zu sichern verstanden; sie beuteten sie nach ihren kaufmännischen und weltwirtschaftlichen Gesichtspunkten aus. Waren da die Buren noch Herren in ihrem Hause? Der freche Raubzug Jamesons 1896, des späteren Ministerpräsidenten am Kap, der durch einen Handstreich die Goldfelder in britische Gewalt bringen wollte, zeigte den Buren, was ihnen bevorstand. Das Gerede der Briten in der Weltpresse von „Unterdrückung der Uitländer", Regierungsunfähigkeit der Buren

u. dgl. war nur das heuchlerische Trugspiel, um den Buren mit Gewalt die Herrschaft in ihrem Lande zu entreißen. Der furchtbare Burenkrieg von Oktober 1899 bis Mai 1902 war die Folge. Er ging nach anfänglich guten Aussichten durch den Mangel an entschlossener Organisation der burischen Volkskraft verloren. Im Mai 1902 mußten in Vereeniging die letzten Burenführer die Waffen strecken. Die Engländer wollten ja nicht eigentlich das Land Transvaal, sondern nur die Kontrolle über seinen Minenreichtum. Sie gewährten deshalb dem Transvaal eine ziemlich freiheitliche Verfassung, die sich 1910 zu der Union der vier südafrikanischen Provinzen erweiterte. In diesem mit weitgehender Selbstverwaltung ausgestatteten Staatenbunde muß sich nun im freien Spiel der Kräfte entscheiden, ob die Engländer kraft ihrer besseren Schulung und ihrer kaufmännischen Begabung oder die Buren durch eine Entwicklung der großen, in ihnen schlummernden Anlagen und durch ihre größere und bodenständigere Volkskraft die Oberhand gewinnen. Jedenfalls ist es charakteristisch, daß die ganze politische Entwicklung des letzten Menschenalters im Transvaal über den Kopf der farbigen Bevölkerung hinweg vor sich gegangen ist, obgleich diese doch zu den Weißen wie drei zu eins steht.

Neben der verworrenen politischen Geschichte ist die Missionsgeschichte hergegangen. Sie ist vielfach von den politischen Verhältnissen bedingt worden. Wenn auch die Buren die deutschen Missionen geradezu in ihr Land einluden, so war doch ihre Eingeborenen-Politik im ganzen der Missionsarbeit nicht günstig. Sie drängten die Schwarzen gewaltsam zurück und wollten sie nur als unterworfene Rasse anerkennen. Sie wollten sich durch die „Plakkerwet", wonach auf je einem Platze (Farm) nur 5 Eingeborenen-Familien wohnen dürfen, stets nach Bedarf eingeborene Arbeiter sichern und wandten dies Gesetz mit ziemlicher Willkür an. Sie begünstigten das Bildungsstreben der Eingeborenen nicht und zahlten darum keine Zuschüsse zu den Kosten der Missionsschulen. Gelegentlich ließen sie es auch zumal gegen englische und französische Missionare an Schroffheiten und Ungerechtigkeiten nicht fehlen, was ihnen in Großbritannien noch über Verdienst einen bösen Leumund gemacht hat. Andererseits überließen sie die Missionsarbeit im großen und ganzen sich selbst und haben ihr dadurch den besten Dienst geleistet. Die Lage änderte sich mit der Aufrichtung der britischen Herrschaft beträchtlich. Die neuen Herren versuchten zwar nicht, auch im Trans-

vaal ihre im Kaplande befolgte Eingeborenen-Politik durchzusetzen; letztere war ihnen Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck; sie mußte sich also andern politischen Erwägungen unterordnen. Aber die Engländer benutzten auch hier alsbald die Schule hauptsächlich zur planmäßigen Pflege des Unterrichts in der englischen Sprache als eines der Mittel, ihre Herrschaft bei den Eingeborenen populär zu machen. Sie wußten in Verbindung damit den Anschein zu erwecken, als wollten sie an Stelle der die Entwicklung der Schwarzen hemmenden und unterbindenden Politik der Buren ihre billigen Wünsche auf freie geistige und wirtschaftliche Entfaltung befördern. Sie trieben diese Schulpolitik auch in Transvaal nicht in der Weise, daß sie selbst ein staatliches Schulwesen für die Farbigen einrichteten, sondern sie suchten das bestehende und schnell sich ausbreitende Schulwesen der Missionen unter ihren Einfluß und ihre Leitung zu bekommen, und zwar auch hier durch das auch anderwärts bewährte System der Schulzuschüsse, grants-in-aid. In den Betrieb der Missionen kam dadurch ein fremdartiges Moment. Sie waren nicht mehr ganz Herren in ihrem Hause. Sie sollten in einem ihrer wichtigsten Arbeitsgebiete weitgehende Rücksicht auf die anders orientierten Wünsche der Regierung nehmen. Andererseits war die Schulverwaltung verständig genug, für die unerläßlichen Forderungen der Missionsschulen, den christlichen Religionsunterricht und den Unterricht in der Muttersprache wenigstens während der ersten Schuljahre, weitgehendes Entgegenkommen zu zeigen. Und das starke Verlangen der Eingeborenen, Englisch zu lernen und sich dadurch den Weg zum Vorwärtskommen zu bahnen, drängte die Mission zum Eingegen auf die Wünsche der Regierung. Die Plakkerwet wurde nicht aufgehoben, aber nur gelegentlich angewandt. Bei der zentralen Stellung der ausgedehnten Bergwerksbetriebe im wirtschaftlichen Leben Transvaals war ohnehin die Frage der Beschaffung ausreichender Arbeitskräfte besonders wichtig. Die Briten suchten sie einige Jahre hindurch dadurch zu lösen, daß sie Scharen von chinesischen Kulis nach Johannesburg einführten. Im Jahre 1907 war deren Zahl auf 53000 gestiegen. Allein sie bewährten sich nicht. Sie erwiesen sich als zu teuer, obendrein als ein höchst unerwünschtes Element im wirtschaftlichen Leben Transvaals. Man schickte sie zurück, war aber nun um so mehr genötigt, die Eingeborenen-Politik so einzustellen, daß sich mit leidlicher Regelmäßigkeit und Fülle die erforderlichen Arbeitermassen stellten. Es stellte sich heraus, daß man

auch auf Arbeiterzufuhr aus Ostafrika, speziell dem Schire- und Njassalande, wenig rechnen konnte; die von dort eingeführten Schwarzen hielten dem andersgearteten Klima des Transvaalschen Hochfeldes und der ungewohnten Verpflegung nicht stand. Man war also in der Hauptsache auf das unter britischem Einflusse stehende Südafrika und auf Portugiesisch Ostafrika angewiesen. Bisher hat man diese Arbeitermassen eben nur als „ungelernte Hände" behandelt, die man gegen Lohn auf Zeit beschäftigte und dann wieder nach Hause schickte. In den Jahren 1912/13 haben schwere Streiks der weißen Arbeiter am Witwatersrande stattgefunden. Sie haben auch den Schwarzen einen Anschauungsunterricht von der Macht der Massen gegeben, der zumal in dieser Zeit der äthiopischen Bewegungen und der „Afrikanischen Politischen Organisation" („APO") auf fruchtbaren Boden fallen mußte. Das Eingeborenen-Problem tritt damit in eine grelle und unbehagliche Beleuchtung, wenn man die Minenbetriebe, die Lebensader Südafrikas, abhängig weiß von ihrer Macht bewußten Massen, Hunderttausenden von schwarzen Arbeitern.

2. Die Hermannsburger Mission wurde 1857 durch die Buren nach Transvaal gerufen. Diese hatten damals die Absicht, ihre Herrschaft auch über die West-beTschuanen auszudehnen und wünschten bei ihnen die Londoner Missionare zu verdrängen. Unter einem leisen Druck baten die Häuptlinge Setschele von den baBwena und Sekhome von den baMangwato die Transvaal-Regierung um Missionare, und diese veranlaßte die Hermannsburger, dem Rufe Folge zu leisten. So wurden die Stationen Liteyane bei den baBwena, Shoschong bei den baMangwato und Linokana (1859) bei den baHarutse besetzt. In Shoschong hatte man schon 1861 die Freude, die beiden einflußreichen Häuptlingssöhne Khame und Khamane zu taufen. Aber die auf diese vorgeschobenen Posten gesandten Hermannsburger zerfielen törichterweise über der Einführung der Superintendentur-Ordnung durch den unnütz schroffen Hardeland mit der Missionsleitung, die Buren gaben diese unfruchtbaren und wasserarmen Grenzdistrikte mehr oder weniger wieder auf, die Londoner Mission wünschte das Gebiet wieder zu besetzen, und die baMangwato sahen die britischen Missionare lieber als die von ihren Feinden, den Buren, gestellten deutschen. Kurz, die Stationen Liteyane und Shoschong mußten 1862 aufgegeben werden. Nur Linokana verblieb bei den Hermannsburgern. Von hier aber

erschloß sich seit 1864 eine große Missionsgelegenheit unter den Gruppen von beTschuanenstämmen, welche nördlich und südlich der Magalisberge in dem breiten Landstrich zwischen der Bahnlinie Johannesburg-Pretoria und der jetzigen Westgrenze von Transvaal wohnen, baHarutse, baBwena, baKhutha, baPo, baThokve, baPlini, baMalete, baMaluka u. a. Meist sind es kleine Stämme von 5000 bis 20000 Seelen unter eingebornen Häuptlingen von geringer Autorität und Ansehen. Bei fast allen diesen Stämmen zeigte sich eine überraschende, oft geradezu rührende Lernwilligkeit, die der Predigt des Evangeliums freudig entgegenkam. In Südafrika ist eine so weitgehende und nachhaltige Missionsoffenheit kaum wieder erlebt worden. In jenen Gegenden hatten sich schon vor dem Eintritt der Mission die Buren ausgebreitet und hatten das Land in reichlich große Farmen aufgeteilt, die sie aber nur erst zum Teil bewirtschafteten. Die Stämme wohnten in einer oft drückenden, manchmal nur nominellen Abhängigkeit von den Buren auf deren Farmen. Die Buren legten aber kein Hindernis in den Weg, wenn die Mission oder auch die Eingeborenen ihnen die von ihnen vor wenigen Jahren umsonst besetzten Plätze für teures Geld abkauften. Den Stämmen aber und der Mission bot sich dadurch eine selten günstige Gelegenheit, sich auf dem legitimen, auch von den Buren anerkannten Wege des Kaufs wieder in den Besitz eines Teiles des Landes ihrer Väter zu setzen. Die Mission kaufte selbst an günstigen Orten bis an die Grenze, ja oft über die Grenze ihrer leider geringen finanziellen Leistungsfähigkeit und sicherte sich so einen großen, wertvollen Grundbesitz. Vor allem war sie den beTschuanen-Häuptlingen dazu behilflich, einen Platz nach dem andern anzukaufen, um sich so oft auf zwei oder drei nebeneinanderliegenden Farmen eine ausreichende Missionsgelegenheit zu sichern. Wenn so durch Vermittlung der Missionare ein für die Mission wichtiger Platz angekauft wurde, gab die Mission zum Kaufpreis 50 oder 100 £ zu und sicherte sich dadurch ein ausreichendes Pfarr-, Kirch- und Schulgrundstück nebst den erforderlichen Weidegerechtsamen. Die tüchtige bäuerliche Erfahrung der Missionare schuf hier ein Durch- und Miteinander von Eingeborenen- und Missionsgrundbesitz, das sich ein Menschenalter hindurch als eine überaus glückliche und solide Unterlage einer weitausgreifenden Missionsarbeit bewies, wenn allerdings auch die verwickelten und oft unklaren Besitzverhältnisse viel Zündstoff für Reibungen enthielten auf

eine Zeit, wo das alte patriarchalische Verhältnis zwischen den Stämmen und der Hermannsburger Mission erschüttert wurde.

Bei der ungewöhnlichen Lernwilligkeit dieser beTschuanen-Stämme dehnte sich die Mission ungemein rasch aus. Schon im Herbste 1864 waren es sechs Stationen; zwei Jahrzehnte später, bei dem Tode von Theodor Harms 1885, war ihre Zahl auf 24 angewachsen; jetzt sind es 28 Hauptstationen mit 104 Filialen und 59 Predigtplätzen. Die Christianisierung der einzelnen Stämme vollzog sich erstaunlich rasch, oft ohne innere Widerstände. Vielfach traten die Häuptlinge mit ihren Familien mit über, manchmal gingen sie sogar ihrem Volke mit dem guten Beispiele voran. Louis Harms hatte 1859 zur Leitung der gesamten Hermannsburger Arbeit in Südafrika einen Missionssuperintendenten ernannt, erst den hochbegabten, aber schroffen Hardeland (1859—63), dann den milden, bescheidenen, besser mit den gegebenen Verhältnissen rechnenden Hohls (1863—83). Dann mußte die schnell gewachsene beTschuanen-Mission einen eigenen Superintendenten erhalten; dann genügte auch das noch nicht, und die beTschuanen-Mission wurde in zwei Superintendenturen, den Rustenburger und den Morikokreis, eingeteilt. Diese Superintendenten hatten eine weitgehende Leitungsbefugnis in den äußeren und inneren Angelegenheiten der Mission; Louis Harms hatte sich im Grunde nur die Entscheidung über die prinzipiellen Fragen wie den Bekenntnisstand und die Stellung zu den Lebensformen des Heidentums, Beschneidung, Vielweiberei und dergleichen vorbehalten, im übrigen aber die Missionsleitung in die Hände der Superintendenten gelegt. Unter diesen Verhältnissen war es nur ein Schritt weiter in derselben Richtung, daß 1896 einer der beiden Missionsdirektoren, Egmont Harms, dauernd seinen Wohnsitz nach Südafrika, nach dem außerhalb des Hermannsburger Missionsgebietes, aber in Natal bequem an der Bahn gelegenen Empangweni verlegte. Die Hermannsburger Mission hat ihre ausgeprägte Eigenart. Zwar mit Kolonisten und größerem selbständigen Farmbetrieb wie in Natal hat sie die beTschuanen-Mission glücklicherweise nicht belastet; davor hat sie der Einspruch von Hardeland bewahrt. Trotzdem ist sie eine Bauernmission im besonderen Sinn geworden. Alle jene beTschuanen-Stämme waren von Haus aus Ackerbauer und Viehzüchter. Die Hermannsburger Missionare, selbst der Mehrzahl nach dem ehrenfesten niedersächsischen Bauernstande der Lüneburger Heide ent-

stammend, waren die Männer, um aus ihnen einen landeingesessenen, in Kirche und Schule festgegründeten, vor allem in fester kirchlicher Sitte eingewurzelten Bauernstand zu erziehen. Von anglisierender Missionsmethode, von fortgeschrittenem Schulwesen, von höheren Kulturansprüchen in Bildung und Lebensweise hielten diese schlichten, knorrigen Heidebewohner nicht viel. Ihr strammes Luthertum, ihr zähes Festhalten an der Sitte und dem kirchlichen Brauch von Hermannsburg und der dort geltenden Lüneburger Kirchenordnung machten sie fremden Einflüssen gegenüber exklusiv. Aber in der kirchlichen Erziehung ihrer Gemeinden haben sie ein Meisterstück geleistet. Sie machten den Leuten ihre Kirche lieb wie ihre Heimat; das kirchliche Leben mit sehr vielen Chorälen und froher Sangeslust, eine straffe Kirchenzucht, die mit rücksichtslosem Ernst für Ordnung in der zu Zuchtlosigkeit neigenden Gesellschaft sorgte, ein sehr einfaches Volksschulwesen auf dem Boden der Muttersprache, das die Registrierung der Schulen und damit ihre Angliederung an das englisch orientierte Schulsystem des Landes mindestens nicht begünstigte, gibt dieser Mission das Gepräge. Allerdings lauern dahinter auch Gefahren. Ein bodenständiger Bauernstand wie in Niedersachsen läßt sich in Südafrika schwer schaffen. Die Häuptlinge liebäugeln mit dem „Kulturfortschritt"; dazu aber gehören englische Bildung, höhere Schulen, Emanzipation von der überragenden Autorität der Missionare auch in Kirche und Schule und dergleichen mehr. Die Separation gerade der Musterstation Bethanien mit 4000 Christen, dieser mit Recht vielgerühmten Schöpfung des missionarisch hochbegabten früheren Hermannsburger Bauerngutsbesitzers Wilhelm Behrens, ist in dieser Beziehung ein ernstes Zeichen, wenn auch damals ein kirchlicher Anschluß der Separierten an das gleichfalls straffe kirchliche Gefüge der Berliner Mission (1913) vorübergehend größeres Übel abgewehrt hat. In dem Rustenburger Kreise ist die Mission vielfach schon fast zum Abschluß gekommen; die Gemeinde Saron zählt 4871, Kana 3507, Ebenezer 3453, Hebron 3421 Getaufte. Nur zwei Gemeinden, Salem und Krondaal, haben weniger als tausend Christen. Auch die meisten jungen „Könige" der vielen Stämme haben das Christentum angenommen. Es gehört zum guten Tone, Christ zu sein. Die alten, heidnischen Sitten, selbst die Beschneidungsfeiern, finden gar nicht mehr, oder nur noch im verborgenen statt. Im Moriko-Bezirke, besonders auf den Hochfeld-

stationen Poolfontein, Ramaliane und Bethel leistet das Heidentum noch kräftigen und zähen Widerstand; hier wohnen die Stämme nach Art der West-beTschuanen in wenigen, großen Städten in Scharen beieinander, manchmal ein ganzer Stamm in einer Siedelung; manche Häuptlinge hängen an der Vielweiberei und Trunksucht und darum am Heidentum und sind widerhaarig. Aber auch hier setzt sich die Mission unwiderstehlich durch. In Linokana sind neben 5000 Heiden 2200 Christen, in Manuane neben 6000 Heiden 2300 Christen. Allerdings auch die Heiden halten fest zusammen, und Sitten wie Frauenkauf und Viehheirat (boguera und bogali) haben noch eine große Macht. Ein großer Vorzug ist es, daß das Hermannsburger Missionsgebiet in sich geschlossen und zusammenhängend ist. Es ragt wohl bei Krügersdorp auf den Goldfeldern im Osten und bei dem eben jenseits der Stacheldrahtgrenze des Britischen Betschuanenlandes an der Kap-Kairo-Bahn gelegenen Harmshope im Westen in andersgeartete Missionsfelder hinein, und die neuerdings das Missionsgebiet flankierenden oder durchschneidenden Bahnen, besonders die neugebaute Querbahn Johannesburg-Lobatsi (nördlich von Mafeking an der Kap-Kairo-Bahn), haben die Verkehrsverhältnisse verändert und erleichtert. Trotzdem ist dies große Missionsgebiet eine einheitliche, in sich geschlossene Größe wie in Südafrika nur noch etwa das von den Franzosen bearbeitete Bassutoland. Die 28 Hauptstationen mit 104 Filialen und 59 Predigtplätzen mit 61 230 Getauften, von denen 26 729 abendmahlsberechtigt sind, stellen die geschlossenste Heidenchristenheit Südafrikas dar. Schade, daß ihre Erziehung zu kirchlicher Selbständigkeit bei dieser Mission im Zusammenhang mit den heimatlichen lutherischen Traditionen von der überragenden Bedeutung des im Missionar verkörperten Pfarramts nur langsam fortschreitet. Zwei Eingeborene wurden ordiniert (1909). Die von Egmont Harms in Verbindung mit den Missionaren ausgearbeitete und eingeführte neue Missionsordnung (1908) führt auch nur sehr vorsichtig weiter; eine „Kirchensynode" ist allerdings bereits eingerichtet; aber sie ist bisher nur eine beratende Versammlung.[1])

---

[1]) Haccius, Denkschrift über die von 1887—1889 abgehaltene Generalvisitation der Hermannsburger Mission in Südafrika, 3. Aufl. Hermannsburg 1899; von demselben Hannoversche Missionsgeschichte; von demselben Erlebnisse und Eindrücke einer zweiten Reise durch das Hermannsburger Missionsgebiet in Südafrika,

Über die Hermannsburger beTschuanenmission sind manche Stürme dahingegangen. Zum Teil solche, die mit allgemeinen afrikanischen Nöten zusammenhängen: lang anhaltende Dürren, welche nicht bloß den Ackerbau, sondern sogar den Viehbestand in Frage stellten, ungeheure Heuschreckenschwärme, die immer wiederkehrten und den letzten Rest des Grüns abnagten, Malaria-, Blattern- und andere Epidemien. Am schlimmsten für das viehzüchtende Volk war die böse Rinderpest 1897, die in wenigen Monaten fast den ganzen Viehbestand, den Reichtum der Stämme, vernichtete. Aller Verkehr wurde gehemmt; die Lebensmittel waren schwer zu beschaffen; alle Farmen mußten mit Stacheldraht eingefaßt werden; das erforderte große Kosten. Ein noch härterer Stoß war wenige Jahre später der Burenkrieg 1899—1902. Die Mehrzahl der Missionare war in Transvaal naturalisiert; ihre Söhne fochten demnach im Burenheere; als die Engländer siegreich im Lande vordrangen, wurden die Missionarsfamilien in die Konzentrationslager abgeführt. Die Missionsstationen wurden vielfach verwüstet, schon damit sie den Buren nicht als Stützpunkte dienen konnten. Gesetz- und Zuchtlosigkeit nahmen im Lande überhand. Es war anerkennenswert, daß die besseren kirchlichen Elemente oft unter großen Gefahren Taufe, Abendmahl oder Trauung bei den wenigen im Lande verbliebenen, aber auf ihren Stationen internierten Missionaren suchten. Als der Krieg vorüber war, berechnete Harms den Schaden an Missionseigentum auf 120000 M., den persönlichen Verlust der Missionare ebenso hoch. Aber die britische Regierung weigerte sich, Schadenersatz zu zahlen, weil die Missionsgesellschaften den entschädigungslosen Syndikaten und Erwerbsgesellschaften gleichgestellt wurden. Zum Glück brachte die heimatliche Missionsgemeinde freiwillig zur Schadendeckung 129255 M. auf. Mit der Aufrichtung der englischen Herrschaft wurde in dem wegearmen Lande das Eisenbahnnetz ausgebaut, eine große Verkehrserleichterung und Wohltat, aber zugleich eine große Gefahr, weil damit die ausgedehnten Goldfelder und Bergwerksbezirke des Witwatersrandes den beTschuanenstämmen gleichsam vor die Tür gelegt wurden. Hier kam nicht der die Mission fördernde Umstand in Betracht,

---

Hermannsburg 1913; AMZ. 1915, S. 178. 233. Schomerus, 25 Jahre Hermannsburger Missionsgeschichte, 1915, S. 38 ff. — Hermannsburger Missionsblatt. — Jahresberichte. — Warneck, Missionsstunden II, 1. Nr. 8.

daß in den Minenzentren Zehntausende von Farbigen aus allen Stämmen vom Kap zum Sambesi unter den Schall des Evangeliums gebracht wurden, sondern es zeigten sich fast nur die Schäden einer versuchsreichen Großstadt, wo mit leichtem, großem Verdienst alle Genüsse und Gifte einer überfeinerten Kultur erkauft werden konnten, wo die jungen Männer an Leib und Seele verdarben und als Lumpen, schwindsüchtig oder syphilitisch, die Töchter als Dirnen in die Heimat zurückkehrten und obendrein das Gift ihrer Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit, der Auflehnung gegen die Kirche und die Missionare, kirchlichen Äthiopismus und politischen Radikalismus einschleppten. Gerade bei einer so bestimmt auf die Einfachheit gesunder, bäuerlicher Verhältnisse eingestellten Mission wirkten diese vielfachen Hemmungen störend und zersetzend.

Ein unbequemer Einschlag bei der Hermannsburger Mission ist das planlose Neben- und Durcheinanderarbeiten der verschiedensten Kirchen, das sich auf dem Hintergrunde einer so straffen und geschlossenen Bauernmission besonders grotesk ausnimmt. Auf der großen Station Saron finden sich neben den 4500 Christen der Hermannsburger die anglikanische Hochkirche mit 50, die von den Anglikanern abgezweigten Äthiopier mit 75, die vom Hochfeld hergezogenen äthiopischen Zionisten mit 50, die von der Berliner Mission herstammenden baPedi-Äthiopier mit 20, die äthiopischen Baptisten mit 15, die wesleyanischen Äthiopier mit 350, die von den wesleyanischen Äthiopiern Abgeschiedenen mit 5, die von den äthiopischen Zionisten Abgeschiedenen mit 5 Anhängern. Dabei sind die meisten dieser Anhänger der Sonderkirchen ursprünglich von der Hermannsburger Gemeinde ausgegangen. An jedem Sonntag wird demnach außer in der großen Hermannsburger Kirche in acht Kapellen oder Versammlungshäusern Gottesdienst gehalten. Auf der nahegelegenen Station Mosetla hat sich eine eigene „Bakhatla-Kirche" etabliert. Der Gründer derselben ist ein früherer Kirchenvorsteher der Wesleyanischen Kirche, der dann zu den Äthiopiern übertrat und, als er auch dort nicht Ehre genug fand, unter abgefallenen Christen Anhang suchte und sich selbst zu einem moRuti (Lehrer), ja sogar zu einem Bischof machte. Weil er keine Kirchenzucht übt und die Sünden nicht straft, finden sich unter den abgefallenen Christen genug, die ihm zulaufen. Die Gemeinden müssen sehr solide fundiert sein, um sich gegen derartig zersetzende Zersplitterung zu behaupten.

Von der Hermannsburger splitterte sich 1892 die Hannoversche lutherische Freikirche ab, und diese unerfreuliche Separation wirkte auch nach Südafrika, glücklicherweise wenig in der beTschuanen-Mission. Sie hat hier nur zwei Stationen, Vogelstruisknop und Palmietfontein nordwestlich Potschefstrom, also an der Peripherie des Hermannsburger Arbeitsfeldes, abgesprengt.

Auch die Arbeiten der kapholländischen „südafrikanischen Missionsgesellschaft" erwähnen wir am besten gleich in diesem Zusammenhang. Diese von van der Kemp gegründete Gesellschaft war 1857 aus einem tiefen Dornröschenschlafe erwacht und wollte nun zunächst in Transvaal ein neues Arbeitsfeld suchen. Ihre erste, vereinzelte Station war Goedgedacht am Fuße der Zoutpansberge, und hier hat der treffliche, tapfere, wenn auch gegen seine missionarischen Nachbarn rücksichtslose Stephan Hofmeyr[1]) ein halbes Jahrhundert hindurch (1858—1905) mit ausdauerndem Fleiße gearbeitet. Fast gleichzeitig suchte der als Missionar in den Dienst dieser Gesellschaft getretene Schweizer H. Gonin ein Arbeitsfeld im Rustenburger Bezirke und fand es unter den baKhatla an den Pilansbergen nördlich von dem Hermannsburger Arbeitsfelde. Er gründete unter ihnen 1858 die Station Saulspoort, wo er bis zum Jahre 1911 arbeitete. Im Jahre 1869 wanderte der größere Teil dieses baKhatlastammes unter dem Häuptling Khamiyane jenseits des Morikoflusses in das freie Betschuanenland aus, um dem Druck der Buren zu entgehen. Khamiyane legte dort die große Siedelung Motschudi an („Zufluchtsort", jetzt an der Bahnstrecke Mafeking-Buluwayo), und die kapholländische Mission gründete auch bei ihm eine Station. Später sind noch zwei weitere Stationen in derselben, missionarisch schwach besetzten Gegend nördlich vom Rustenburger Kreise hinzugekommen. Erfreulicherweise haben im letzten Jahrzehnt auch die Transvaal-Buren selbst die Missionsarbeit in Angriff genommen. Sie haben in Stofberg ein Missionsseminar eingerichtet. Das ihnen zunächst liegende Arbeitsfeld ist der Witwatersrand mit seinen farbigen Arbeiterscharen in und um Johannesburg. Außerdem haben sie eine kleine Mission am Schire in Verbindung mit der Kapburischen Mission am Njassa in Angriff genommen.

---

[1]) G. Hofmeyr, Twintig jaren in de Zoutpansbergen. Kapstadt 1890.

3. Fast gleichzeitig mit den Hermannsburgern wurde 1859 die Berliner Mission[1]) von den Bauern des Leydenburger Bezirks eingeladen. Nach einem vergeblichen Versuche bei den Swasi legte sie 1860 die erste Station bei dem baKopa-Häuptling Maleo an, Gerlachshoop im oberen Olifanttale. Leider wurde der Stamm der baKopa schon 1864 durch einen verheerenden Überfall der Swasi vernichtet, auch die Missionsstation zerstört. Im Jahre 1861 fanden die Berliner Eingang bei den baPedi, einem der begabtesten und immerhin mächtigsten Stämmen des baSutovolkes in dem unwegsamen, wasserarmen Berglande zwischen dem Olifantflusse und einem Nebenflusse, dem Steelport. Hier folgte eben damals (1861) dem verständigen Häuptling Sekwati sein begabter, aber eigensinniger und hochmütiger Sohn Sekukuni (1861—1882), der die Missionare um des damit verbundenen, gesteigerten Ansehens seines Hofstaates willen gern aufnahm. Schnell hintereinander (1861—1864) wurden in seinem Lande drei Stationen angelegt. Einige bereits früher in die Kolonie verschlagene und dort für das Christentum gewonnene baPedi hatten gut vorgearbeitet. Die Botschaft der Missionare fand schnell Eingang. Sogar Sekukunis Bruder Dinkoanjane und seine große Frau Tlakale bekehrten sich; ersterer wurde 1864 getauft. Allein nun fürchtete Sekukuni um seine Herrschaft und die Einheitlichkeit seines Volkes; er wollte wohl die Missionare an seinem Hofe haben, aber auf keinen Fall eine unter dem Einflusse der Missionare stehende Christengemeinde in seinem Lande aufkommen lassen. Er setzte eine heftige Christenverfolgung ins Werk, um die Christen mit Gewalt zum Abfall zu zwingen. Alle drei Stationen mußten aufgegeben, die hoffnungsvoll aufgeblühte Missionsarbeit abgebrochen werden; die Missionare flohen außer Landes; eine große Anzahl von Christen und solcher, die es werden wollten, folgten ihnen. Merensky hatte 1865 in der Nähe des Burendorfes Middelburg eine große Farm Botschabelo gekauft, die später durch weitere Zukäufe auf 55 500 Magdeb. Morgen erweitert wurde. Hier fanden die Reste der baKopa unter ihrem christlichen Häuptlinge Josua Ramopudu und die flüchtigen baPedi unter ihrem christlichen Häuptlinge Joh. Dinkoanjane eine bequeme und reichliche Wohnstätte, die sich bald noch durch

[1]) Wangemann, Geschichte der Berliner Miss.-Ges., Berlin, 4. Bd. 1877. — Ders., Maleo und Sekukuni, Berlin. — Merensky, Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika 1859—1882, 2. Aufl., Berlin 1900.

weiteren Zuzug bevölkerte. Sie zählte bald 1300 Einwohner, darunter 1000 Christen, zum Teil im Leiden bewährte Männer, die ein fester Halt der Gemeinde waren. Das Nebeneinanderwohnen zweier verschiedener Stämme unter eigenen Häuptlingen und unter der Oberleitung der Missionare, die Platzherren waren und über der Durchführung einer christlichen Platzordnung wachen mußten, hatte bei dem eigentümlich ausgeprägten Stammesbewußtsein der Bantu neben großen Vorzügen schwerwiegende Nachteile. Schon 1873 zog Dinkoanjane mit 334 Pedichristen wieder ab, ließ sich in einer Schlucht bei Leydenburg nieder und knüpfte Verbindungen mit seinem Bruder Sekukuni an. Als dieser 1876 in einen Krieg mit den Buren verwickelt wurde, ließ er sich in denselben hineinziehen und fiel als einer der ersten im Kampf. Botschabelo entwickelte sich unter der tüchtigen und weisen Leitung Merenskys zu einer Musterstation und einem vielbeachteten Mittelpunkte gesund gewachsener, christlicher Eingeborenenkultur.

Alexander Merensky wurde am 8. Juni 1837 als Sohn eines Oberförsters in Panten bei Liegnitz geboren, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters in Berlin im Schindlerschen Waisenhause erzogen, kam als Jüngling unter den Einfluß des Erweckungspredigers Gustav Knak an der Bethlehemskirche und trat infolgedessen 1855 als Missionszögling im Berliner Missionshause ein. Im Jahre 1858 nach Südafrika abgeordnet, war er zunächst kurze Zeit in Natal, bekam dann aber mit seinem gleichaltrigen Kollegen Grützner den ehren- und verantwortungsvollen Auftrag, jenseits der Drakenberge in Transvaal eine neue Mission zu beginnen. Die romantische Anfangsgeschichte der Berliner Mission in Transvaal gehörte wohl einige Jahrzehnte hindurch zu den in Deutschland bekanntesten Episoden der südafrikanischen Missionsgeschichte.

Merensky leitete die Station Botschabelo bis zum Jahre 1882, während der letzten Jahre auch als Superintendent der Südtransvaalsynode. Leider war durch die verschiedenen Kriege zwischen den Buren und Engländern 1877 und 1881, in denen Merensky wiederholt eine hervorragende Rolle gespielt hatte, seine Stellung in Transvaal so unhaltbar geworden bezw. wurde ihm seitens der Buren so viel Mißtrauen entgegengebracht, daß er es für geraten hielt, seine Missionsarbeit in Südafrika abzubrechen und nach Deutschland zurückzukehren. Nun folgte von 1882 bis in die letzten Jahre seines Greisenalters noch eine

zweite, dreißigjährige Periode einer rastlosen, heimatlichen Missionsarbeit. Zuerst fand er vorübergehend bis 1886 Beschäftigung als Inspektor in der Berliner Stadtmission. Dann übernahm ihn die Berliner Mission zur Fortführung und zum Ausbau des von Pastor Licht gegründeten „Kleinen Sammlers", dem sich Merensky mit großer Treue gewidmet hat. Im Jahre 1891 führte ihn das Vertrauen seines Komitees noch einmal nach Afrika hinaus zur Begründung der Berliner Mission im Kondelande. Von dort im Jahre 1892 zurückgekehrt, wurde er Missionsinspektor und speziell Dezernent und Leiter der neuen ostafrikanischen Mission. Erst die Beschwerden des hohen Alters nötigten ihn, ein Amt nach dem anderen in jüngere Hände zu übergeben. Merensky war Jahrzehnte hindurch auf Missionsfesten einer der gesuchtesten und volkstümlichsten Redner. Neben einer glänzenden Erzählergabe beherrschte er das südafrikanische und später das ostafrikanische Gebiet mit solcher Sicherheit und Besonnenheit, daß seine Berichte für die Gebildeten ebenso anziehend und belehrend waren wie für die kleinen Leute, eine seltene Gabe der Missionsberichterstattung. Dazu fiel in die ersten Jahre nach Merenskys Rückkehr die koloniale Sturm- und Drangperiode, und es war für unsere werdende koloniale Bewegung ein Gewinn, daß ein Mann von der überragenden Sachkunde und Erfahrung Merenskys in die vorderste Reihe trat. Merensky hatte eine glückliche Feder. Sein Buch „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika 1859—1882", das zweimal aufgelegt wurde, gehört wegen der vortrefflichen Einführung in die Fragen des Missionslebens zu unsern besten Missionsbüchern. Das nach der Rückkehr aus Deutsch-Ostafrika erschienene Buch „Deutsche Arbeit am Njassa 1894" reicht an Bedeutung an jenes erste Werk nicht heran, ist aber auch eine vielbeachtete Empfehlung der Berliner Njassamission geworden.

Im Jahre 1877 konnte die vor einem Jahrzehnt gewaltsam abgebrochene Missionsarbeit im Pedilande mit zwei Stationen, Arkona und Lobetal, wieder aufgenommen werden; sie hatte aber zunächst noch ein unruhiges Jahrfünft vor sich. Da die Buren 1876 mit Sekukuni nicht fertig geworden waren, nahmen die Briten, die 1877 Transvaal annektiert hatten, den Krieg auf und unterwarfen Sekukuni, den sie gefangen nahmen. Törichterweise ließen ihn die Buren, als sie 1881 wieder Herren des Landes wurden, frei; er wurde im August 1882 infolge von Wirren von seinem auf-

rührerischen Bruder Mampuru ermordet; aber auch Mampuru und sein Verbündeter gegen die Buren, der bösartige maTebele=Häuptling Mapoch, wurden 1883 von den Buren besiegt. Als Pedi=Häuptling wurde von den Buren Sekukunis Bruder Kcholokwe eingesetzt (1882—1892), der gern die christliche Mission in seinem Lande duldete und befürwortete. Allein auch mit ihm hatte die Berliner Mission neue Schwierigkeiten. Kcholokwe wollte nach dem eigentümlichen Unabhängigkeitsdrange solcher Negerfürsten den Einfluß der Europäer in seinem Lande ausschalten; er begünstigte demnach die Bildung einer freien Pedikirche mit etwa 500 Christen, der sich der treffliche, 1885 ordinierte Pfarrer Martinus Sewuschan und der in seiner Eigenliebe gekränkte, eigensinnige Berliner Missionar Winter anschlossen. Diese lutherische Pedi=Nationalkirche ist ein Vorläufer der äthiopischen Bewegung geworden, hat aber glücklicherweise ohne Zusammenhang mit den anderen Separationen in dem abgelegenen Berglande ein Sonderdasein geführt. Sie ist auch heute noch den lutherischen Missionen, besonders der Berliner und der Hermannsburger, gefährlich, indem ihre rührigen und rücksichtslosen Agenten sich in die Gemeinden eindrängen und sie zu Abfällen verleiten. So haben sie (1907/8) ein Drittel der Berliner Gemeinde von Neu=Halle zu sich herübergezogen und (1908) ein großes abtrünniges Filial der Hermannsburger mit 1000 Christen, Makolokoe bei Bethanien, in ihren Verband aufgenommen. Zu Zeiten mehr oder weniger werden sie als ein Pfahl im Fleisch empfunden.

Die Berliner Mission hat. im Pedilande etwa 2000 Christen; auch die Wesleyanische Mission und die anglikanische Kirche haben mit eingeborenen Helfern, kleinen Gemeindlein und Predigtplätzen Fuß gefaßt; die Wesleyaner haben reichlich 1000 Anhänger gesammelt. Botschabelo hat seine einstige Bedeutung als Zufluchtsstätte verloren; es ist aber außer einer großen Gemeinde von 2800 Seelen die Seminarstation für die Berliner Mission in Transvaal geworden mit einem Helferinstitut, einem Lehrerseminar und Predigerkursen.

Die Berliner Mission dehnte bald ihre Arbeit in Transvaal beträchtlich aus, zumal eben damals in der Heimat der tatkräftige Missionsdirektor D. Wangemann die Leitung übernommen hatte und überzeugt war, daß in Transvaal die große Missionsaufgabe der Berliner Mission liege. Noch im Jahre 1865 wurden Ga Matlale und Makapanspoort, 1866 Pretoria und Leydenburg, 1867 Malokong

und Waterberg, 1868 Blauberg, 1869 Wallmannstal, 1872 Potschefstrom und Ha Tschewasse, 1873 Neu-Halle, 1874 Tschakoma, 1875 Heidelberg, 1877 Moletsche (Bischoffkreuz) und Georgenholtz[1]) (außer den schon erwähnten Arkona und Lobetal im Pedilande), 1878 Mphome (Kratzenstein) angelegt. In dreizehn Jahren hatte also die Berliner Mission, außer den zerstörten oder wieder aufgebauten, 19 Hauptstationen, und deren Zahl ist seither in fast regelmäßigem, wenn auch langsamerem Wachstum weiter auf 31 Hauptstationen mit 222 Außenstationen und 474 Predigtplätzen gestiegen. Die große Arbeit ist in zwei Synoden, Nord- und Südtransvaal, geteilt.

Leider hat die Berliner Mission nicht das Glück wie die Hermannsburger Mission gehabt, eine wesentlich einheitliche und zusammenhängende Gruppe von Volksstämmen zum Missionsgebiet zu haben. Ihre Arbeit ist über ganz Transvaal ausgedehnt und zerlegt sich in drei Gruppen:

a) Missionarisch am interessantesten sind die Stationen unter den Stämmen; sie haben zum Teil eine romantische Geschichte. Auf manchen Stationen wie bei den maTebelen von Malokong, Makapanspoort und dem wieder besetzten Gerlachshoop ist es durch alle Jahrzehnte ein harter Kampf gegen ein widerhaariges, für das Christentum wenig empfängliches Volkstum gewesen. Ein eigenartiges, schwieriges Missionsgebiet betrat man 1872 im Wendalande, einem weglosen, abgelegenen, ungesunden Berglande, in das vor zwei oder drei Jahrhunderten aus dem Kongobecken ein von den baSuto Transvaals merklich verschiedener Stamm unter der Führung seines Häuptlings Dzimbanyika einwanderte. Auch dies Gebiet wurde trotz großer Schwierigkeiten, zumal durch die zähe Ausdauer der Missionare Beuster, Schwellnus und Sonntag, bis 1913 mit einem Netz von fünf Hauptstationen und zahlreichen Missionsposten überzogen. Ein Menschenalter hindurch ging es mühselig voran; neuerdings scheint der Bann gebrochen und das Volk zu erwachen. Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte sind in Wenda übersetzt und gedruckt. Von Mphome (Kratzenstein) aus leitete der missionarisch hochbegabte Missionssuperintendent Knothe († 1892) eine weitausgedehnte, die Stämme in weitem Umkreise unter den Schall

[1]) Gründler, Geschichte der Bawenda-Mission in Nord-Transvaal. Berlin. — Wetzmann, The Bawenda in the Spelonken. London 1908.

des Evangeliums bringende Arbeit. Medingen[1]) in dem regenreichen, schwer erreichbaren Lande der Regenzauberin Motschatsche legte 1881 Fritz Reuter an und wußte es durch praktischen Fleiß und eine ungewöhnlich glückliche Art in der Erziehung der Farbigen zu einer Kulturoase und einem Evangelisationsmittelpunkte zu gestalten.

b) Ganz anderer Art ist die Arbeit auf den an die schnell aufschießenden Städte angelehnten Lokationen, wo Scharen von Farbigen meist nur vorübergehend Quartier finden, während sie bei den Europäern oder in den Minen und Fabriken tagsüber in Arbeit stehen. Solche städtische Stationen sind Johannesburg und sein Vorort Boksburg, Pretoria, Pietersburg, Heidelberg, Potschefstroom, Middelburg und Ermelo. Zum Teil ist mit ihnen eine umfangreiche Außenarbeit im Distrikt verbunden.

c) Die dritte Gruppe bilden die ländlichen Stationen in Bezirken, die überwiegend von Buren besiedelt und mit Burenfarmen bedeckt sind: Waterberg, Wallmannstal, Edendale, Botschabelo, Woyenthin. Hier hat die Mission auch ihrerseits überall großen Grundbesitz erworben, um eine Grundlage für ihre Arbeit zu haben. Sie stellt im übrigen nach Möglichkeit auf den Burenfarmen eingeborene Helfer an, errichtet an geeigneten Punkten Schulen und Kapellen und sucht das weit ausgeworfene evangelistische Netz durch regelmäßige Reisen der Missionare unter straffer Aufsicht zu erhalten. Die Berliner Mission hat in Transvaal 36 186 Christen, zu denen 1300 erwachsene Taufbewerber kommen. Den 43 deutschen Missionaren und 8 Missionsschwestern stehen 17 ordinierte farbige Geistliche und 554 eingeborene Helfer zur Seite. Der ganze Missionsbetrieb ist tüchtig durchgearbeitet und sucht auch den schnell sich steigernden und verändernden Anforderungen der neuen Zeit gerecht zu werden. Literarische Arbeit hat die Berliner Mission hauptsächlich in Pedi und Wenda geleistet. In Pedi hat nach ausgezeichneten Vorarbeiten, zumal des Superintendenten Knothe, B. G. Trümpelmann die ganze Bibel übersetzt und durch den Druck geführt. Die Hermannsburger und die Berliner Mission haben weitaus den größten und schwersten Teil der grundlegenden missionarischen Arbeit in Transvaal geleistet.

---

[1]) Beyer, Geschichte der Missionsstation Medingen. Berlin 1913.

4. Die Wesleyaner wurden 1871 zunächst nach Potschefstrom geführt, weil ein eifriger, evangelistisch begabter baKwena-Christ, David Mogata, dort auf eigene Hand evangelisierte. Sie sahen bald, daß die geistige Versorgung der damals noch dünn über das Land zerstreuten Engländer eine wichtige Aufgabe war. Es dauerte aber noch ein Jahrzehnt, bis sie über sporadische Anfänge hinaus zu geordneter und einigermaßen stetiger Arbeit kamen. In dem Maße, wie seit der Mitte der achtziger Jahre im Zusammenhang mit dem glänzenden Aufblühen der Mineinindustrie die britische Einwanderung zunahm, zugleich auch der Wohlstand der englischen Familien wuchs, dehnte sie das Netz ihrer Gemeinden und Predigtposten aus, so daß sie 1910 59 Gemeinden, 61 Predigtposten und 44 ordinierte Geistliche für die Engländer hatten. Wie überall in Südafrika, hat sich von Anfang an an diese Pastoration der Landsleute auch die Evangelisation unter den Farbigen angelehnt. Gerade die Wesleyaner fanden hier ungewöhnlich viel Anknüpfungspunkte und ernteten unerwartet reiche Früchte ihrer ausgedehnten Arbeit in der Kapkolonie und in Natal. Über das ganze Land hin fanden sich Eingeborene aus den verschiedensten Stämmen, die, in früheren Jahren Arbeit suchend in die Kolonie oder nach Natal gewandert, dort unter den Einfluß der Mission gekommen und getauft waren und nun, in die ferne, heidnische Heimat zurückgekehrt, für das Christentum zu werben suchten. Manchmal schlossen sie und die von ihnen Angeregten sich den bei ihrem Stamme sich niederlassenden Missionaren auch anderer Denomination an. Oft aber hielten sie an der methodistischen Form fest, in der ihnen das Christentum lieb geworden war. Dann bauten sie sich wohl auf eigene Hand eine Kapelle und hielten darin Sonntags Kirche und Wochentags Schule, bis sie von einem wesleyanischen Missionar aufgefunden und in geordnete geistliche Pflege genommen wurden. Bei diesen Anfängen der Arbeit ist es begreiflich, daß die methodistischen Anknüpfungspunkte oft mit den Arbeiten anderer Gesellschaften kollidierten und sich viel mehr nach Zufälligkeiten als nach einem geordneten Plane über das ganze Land zerstreuten. Der Schwerpunkt liegt auf den Goldfeldern, wo in dem weiteren Umfange des Witwatersrandes die Wesleyaner 60 farbige Gemeindlein, 160 Predigtplätze, 6000 volle Kirchenglieder und 25 000 Anhänger haben. Im ganzen zählte ihre Mission (1919) in Transvaal 106 685 Anhänger, von denen 26 132 volle Gemeindeglieder waren. 42 englische Missionare sind mit der Beauf-

sichtigung und Leitung dieser Arbeit betraut, denen 46 farbige Ordinierte, 48 Evangelisten und eine Schar von 1832 sogenannten Local preachers zur Seite stehen. Daß eine sorgfältige Gemeindepflege und individuelle Kirchenzucht bei dieser Zerstreuung der Missionsposten, ihrer Anlehnung an die englischen Gemeinden und der meist unzureichenden Sprachkenntnis der Missionare nicht möglich ist, wird nicht wunder nehmen. Nur an zwei Stellen ist größerer Grundbesitz gekauft, um damit für die Arbeit auf den Burenfarmen den fast unentbehrlichen Rückhalt zu gewinnen. Besonders wichtig ist unter diesen Umständen die Helferausbildungsanstalt, die 1884 in Potschefstrom begründet und 1885 nach Kilnerton, einer der beiden Missionsfarmen 6 km östlich von Pretoria, verlegt ist. Außer einem der staatlichen Aufsicht unterstellten und dem kolonialen Lehrplan angepaßten Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar befindet sich hier eine Helferschule mit dreijährigem Kurs, leider auch in englischer Sprache. Da überwiegend ältere Christen mit ziemlich mangelhafter Vorbildung aufgenommen werden, lassen sich in einer fremden Sprache in drei Jahren keine großen Ergebnisse erzielen, zumal nur ein Missionar für die Leitung des Seminars, der Evangelistenschule und noch obendrein einer Knabenkostschule zur Verfügung stehen.[1]) Die wesleyanische Mission ist wohl zur Zeit die größte einzelne Mission in Transvaal; nur lassen sich die Zahlen für das weitverzweigte Werk unter den Weißen von dem über das ganze weite Land ausgespannten Netz für die Eingeborenen kaum trennen. Der Schwerpunkt liegt bei den Weißen, weitaus die größeren Zahlen bei den Eingeborenen. In Johannisburg wurde 1916 eine sehr große Zentralstation mit einer großen Predigthalle eröffnet.

Die anglikanische Kirche[2]) hatte sich in Transvaal bis zur britischen Besetzung des Landes 1877 weder um ihre zerstreuten anglikanischen Kirchenglieder noch um die Heiden recht gekümmert. Als aber Transvaal vorübergehend britisch geworden war (1877—81), wurde alsbald 1878 ein anglikanisches Bistum Pretoria gegründet. Allerdings bei den eigenartigen kirchlichen Verhältnissen des Landes,

---

[1]) Whiteside, History of the Wesleyan Methodist Church in South Africa. London 1906, 419 ff. — A. Burnet, A Mission to the Transvaal. London 1908.

[2]) Bousfield, Six years in the Transvaal. London 1900. — Farmer, Transvaal as a Mission field. London 1900. — Pascoe, 200 years of SPG. Work. London 1901, 354 ff.

dem plötzlichen Aufstieg der Minenstädte, — von denen manche fast ebenso schnell wieder zur Unbedeutendheit hinabsanken, wie sie berühmt geworden waren, andere sich zu Weltstädten entwickelten, — hatte der Bischof noch jahrzehntelang alle Hände voll zu tun mit der Einrichtung eines geordneten kirchlichen Betriebes, zumal die berechtigte Feindseligkeit der Buren seit dem Jameson-Raubzuge 1896 und der 2½jährige Burenkrieg alles wieder in Frage stellten. Da konnte man sich der Heiden nur annehmen, wo sich von selbst die Gelegenheit bot und sich die Arbeit an die weißen Gemeinden anlehnte. Auch den Anglikanern boten sich unerwartet viele Anknüpfungspunkte, teils als Frucht ihrer sonstigen südafrikanischen Arbeit wie bei den Wesleyanern, teils infolge des vor ihnen hergehenden Anspruchs und Ansehens, daß sie die eigentliche englische Kirche seien, zu der man gehören müsse, wenn man Freund der Engländer sein wolle. Das aber wollten die Eingeborenen vielfach, weil sie eine unbestimmte Hoffnung hatten, so der drückenden Herrschaft der Buren zu entrinnen. Die Anglikaner haben so wenig wie die Wesleyaner ein zusammenhängendes Missionsfeld; sie haben nur zerstreute Missionsgemeinden, die insgesamt (1910) 21 000 Christen (5485 Abendmahlsberechtigte) zählen. Nur drei englische Missionare und zwei oder drei Missionsschwestern arbeiten im Hauptamt unter den Schwarzen. Seit einigen Jahren hat diese Missionsarbeit einen Mittelpunkt an der „Gemeinschaft der Auferstehung" (Community of Resurrection) in Johannesburg, die aber auch nur schwach besetzt ist. Wohl der wichtigste Missionsposten ist die „Cathedral Mission" in Pretoria, mit der auch das einfache Helferseminar mit dem anspruchsvollen Namen „St. Cuthbert's Native Theological College" in Pretoria unter dem eifrigen Domherrn Farmer zusammenhängt. Als dieser 1895 seine Arbeit begann, „war er erstaunt, 60 Eingeborene zu finden, die ernstlich für die „Kirche" in seinem Bezirke arbeiteten. Sie waren zu verschiedenen Zeiten nach dem Süden gewandert, um Geld für die Steuern oder für andere Bedürfnisse zu erarbeiten. Dort waren sie unter den Einfluß anglikanischer Missionen gekommen, bekehrt und getauft und waren dann im Besitz des Neuen Testamentes und des Allgemeinen Gebetbuches in seTschuana nach Hause zurückgekehrt. Dort hatten sie sich, ohne, wie man erwarten sollte, ins Heidentum zurückzufallen, mitten in ihrer heidnischen Umgebung ohne Bezahlung und nur zur Ehre Gottes und zur Rettung der Seelen daran gemacht, ihren Mit-

menschen das Evangelium zu predigen. . . . In jedem Jahre konnten mehr als 500 getauft werden; bei einer Tour gerade vor dem Ausbruch des Krieges empfingen über 2000 Eingeborene die Kommunion" (Pascoe, Two hundred Years, 358 e). Derartige Erlebnisse waren typisch für die Arbeit. Solche Missionsposten sind in Johannesburg, Krügersdorp, Rustenburg, Klerksdorp, Pietersburg, Wakkerstroon, Middelburg und Potschefstrom, auf der für die Mission angekauften Farm Amsterdam im Komati-Bezirke im fernen Nordosten unweit der Grenze des Swasi-Landes, die eine Zeitlang (1895—99) den anglikanischen Missionaren der Diözese Lebombo als Sanatorium diente, und unter den baPedi in Sekukunis Land. Schade, daß die Anglikaner immer wieder bereit zu sein scheinen, wo in einer andern Mission ein Zerwürfnis zwischen einem Missionar und einer Gemeinde ausbricht, — wobei die Schuld doch eben häufiger auf der Seite der Gemeinde liegt, — diese letztere auf ihren Antrag in den Verband der anglikanischen Kirche aufzunehmen,[1]) oder gar durch Duldung heidnischer Unsitten wie der boguera Glieder anderer Kirchen zu sich herüberziehen.

5. Im Jahre 1869 boten sich der Synode der freien Kirche in dem schweizerischen Kanton Waadt zwei Kandidaten der Theologie, Berthoud und Creux, für den Missionsdienst irgendwo in der Welt an. Das wurde dieser Kirche zum Anstoß, eine selbständige Missionsarbeit in Angriff zu nehmen. 1883 schlossen sich auch die Freikirchen der Kantone Genf und Neuchatel dieser Arbeit an. So wurde die Mission zu einem gemeinsamen Werk der Freikirchen in der romanischen, d. h. der französisch sprechenden Schweiz, zur Mission Romande.[2]) Die nahen freundschaftlichen Beziehungen zur evangelischen Pariser Mission führten die ersten Sendboten in das Bassutoland in Südafrika. Die dortigen Missionare hatten eben damals den Wunsch, ein neues Unternehmen mehr oder weniger als eine Mission ihrer baSutogemeinden ins Werk zu setzen und hatten ihr Augenmerk auf einige wenig bekannte Stämme in Nord-

---

[1]) Berl. JB. 1904, 68; Herm. JB. 1906, 21.

[2]) EMM. 1882, 129. — AMZ. 1895, 111. — Junod, The Life of a South African Tribe. 2 Bde. — Ders., Zidji Etude des moeurs Sud-Africaines. St. Blaise 1911, deutsch Leipzig 1911. — Rapport du conseil de la Mission Romande. — Grandjean, La Mission Romande. Lausanne 1917. — Berthoud, Les nègres Gwamba, ou les 20 premières années de la Mission Romande. 1896.

Transvaal an den Zoutpansbergen gerichtet. Da ihre heimatliche Missionsleitung auf den Plan nicht einging, trat die Mission Romande gern ein, und ihre Missionare siedelten 1875 nach den Spelonken im nördlichsten Kreise von Transvaal, Louis Trichardt, über. Gleich anfangs warteten ihrer manche Enttäuschungen. Hatten sie erwartet, ein seSuto sprechendes und den südlicheren baSuto stammverwandtes Volk zu treffen, so mußten sie sich überzeugen, daß ihnen ihr im Bassutolande gelerntes seSuto nichts nützte; sie mußten eine neue, auch anders geartete Sprache aufnehmen, eine Sprache,[1]) die nicht zu der seSuto-seTschuanagruppe, sondern zu derjenigen der Xossa-Zulu-Kaffern gehört. Ihr Volk, die Schangân oder maGwamba, — von den Buren spottweise die Knopneusen, Knopfnasen genannt von der Reihe künstlich auf der Nase tättowierten Warzen — sind eine weit ins Innere vorgeschobene Vorhut des großen Volkes der Thonga, die von der Nordgrenze des Sululandes im Süden bis in die Gegend des Sabi im Portugiesischen Ostafrika im Norden auf eine Strecke von 5—600 km die flache, feuchtheiße, äußerst ungesunde Küstenebene bewohnen. Sie hatten sich wegen der beständigen Unruhen und Bedrückungen in der Ebene in die Berge geflüchtet. Sie zählen insgesamt $^3/_4$—1 Million Seelen, sind also eines der größeren südafrikanischen Bantuvölker. Sie sprechen sechs nicht sehr stark voneinander abweichende Dialekte, das shiRonga an der Delagoabai, shiDjonga zwischen der Nkomati und dem Olifantflusse, shiNwalungu nördlich vom Olifant und westlich vom Limpopo, shiHdanganu in den Lebombobergen, shiVila im Limpopotale und shiHlangwe westlich vom Limpopo bis zum Sabi. Die Mission kam im Laufe der nächsten Jahrzehnte mit allen diesen Zweigen der Thonga in Berührung. Hier in den Spelonken stieß man zuerst auf sie. Man machte gleich hier die Erfahrung, daß die Thonga die den meisten Bantustämmen eigene Vorliebe für feuchtheiße Täler und Niederungen in hohem Maße haben; ihre Siedelungen sind deshalb fast überall malariaverseucht und überaus ungesund. Die erste angelegte Station war Valdezia 1875, die zweite Elim 1879. Nur sehr langsam und vorsichtig ging man an weitere Stationsgründungen, so daß deren Zahl bis heute erst auf sechs

---

[1]) H. A. Junod, Elementary grammar of the Thonga-Shangaan Language. 1897. — Berthoud, A grammatical note on the Gwamba language in SA.

gewachsen ist. Die Schweizer waren auch mit der Erteilung der Taufe bedächtig und zurückhaltend; ihr Katechumenat war lang und streng, ihre Kirchenzucht gewissenhaft; sie wollten solide Arbeit tun. Die ganze Bibel ist in Gwamba übersetzt. Die Zahl ihrer Christen beträgt in Transvaal 1920 erst 1232, neben denen 932 im Katechumenate sich befinden. Im Jahre 1899 stifteten die Schweizer auf der Station Elim ein wegen der klimatischen Ungesundheit besonders willkommenes Hospital, dessen Leitung im ersten Jahrzehnte der treffliche, in ganz Nordtransvaal bekannte Missionsarzt Dr. Liengme hatte. Die Transvaal-Regierung hat wiederholt beträchtliche Zuschüsse zum Ausbau und zur Vervollständigung dieser wertvollen Anlage gegeben. Ein Lehrer- und Gehilfenseminar wurde 1906 in Lemana bei Elim begründet. Nur zögernd entschloß man sich seit 1909 nach dem Vorgang anderer Transvaal-Missionen, den bewährtesten Helfern die Ordination zu erteilen; bisher hat die Mission vier schwarze Pastoren. Die wichtigste Entwicklung war die Ausdehnung der Mission auf die großen, volkreichen Stammeszweige in der feucht-heißen Küstenniederung von Lourenzo Marques seit 1889 (vgl. Port. Ostafrika).

6. Ein neuer entscheidender Faktor kam in die Transvaal-Mission seit 1885 mit dem Aufblühen der großen Minenzentren und dem damit zusammenhängenden Wachstum der großen Städte. Wir wiesen schon früher auf die großen Zahlen von farbigen Arbeitern in Johannesburg und den nahegelegenen Minenstädten des Witwatersrandes hin. So viel Farbige fand man sonst nirgends beisammen, und sie kamen aus vielen, sonst schwer erreichbaren Stämmen in der ungesunden Küstenebene oder dem entlegenen Innern. Es war also eine große Gelegenheit, den Samen des Wortes mit vollen Händen auszustreuen. Wenn die Arbeiter nicht in den Bergwerken Schicht hatten, so waren sie in den engen Kompounds, den Arbeiterzwingern, eingeschlossen ohne Beschäftigung und Anregung, sie hatten also viel Zeit zu hören, und die Predigt war ihnen eine angenehme Abwechslung in der Öde ihrer Muße. Es wanderten aber auch Hunderte von Christen und Katechumenen nach den Goldfeldern und waren dort großen Versuchungen für Leib und Seele ausgesetzt. Es war eine dringende Aufgabe der Innern Mission, diesen verschlagenen Gemeindegliedern nachzugehen. So fühlten mehr oder weniger alle größeren Missionen in Südafrika

das Bedürfnis, in Johannesburg[1]) oder am Witwatersrande einen Missionsposten zu haben. Johannesburg ist fast ein Querdurchschnitt des südafrikanischen Missionslebens geworden. Neben den vielgeschäftigen Wesleyanern, die im Vordergrunde stehen, finden wir die Berliner, die Anglikaner, die Hermannsburger, die Mission Romande, den Amerikanischen Board wegen seiner Sulumission, die Vereinigte schottische Freikirche wegen ihrer Kafferlandmission, die amerikanischen Freimethodisten wegen ihrer Inhambanemission u. a. Neben ihnen allen treibt der rührige frühere Rechtsanwalt Baker seit 1895 eine originelle Compound Mission, eine Arbeit, die mit einem großen braunen Helferstabe von Evangelisten verschiedener Sprachen möglichst weithin unter den Scharen bunt zusammengewürfelter und beständig wechselnder brauner Arbeiter evangelistische Anregungen geben will. Auch die amerikanische Hephzibah-Mission unterhält in Johannesburg eine kleine Arbeit durch ein unter den Minenarbeitern evangelisierendes Ehepaar. Mitte der sechziger Jahre siedelte Ch. Phillips von der LMS. von einer kapländischen Station nach Johannesburg über und baute sich zunächst eine kleine Kapelle aus Wellblech; sein Werk wuchs so mächtig an, daß er jetzt einen Häuserblock mit sechzig größeren und kleineren Gebäuden besitzt, zu denen sich eine farbige Gemeinde von 1600 Seelen zählt. Er pflegt besonders Erziehung in Handwerken und allen häuslichen Arbeiten, weil mit ihnen die Farbigen in der Großstadt am ersten und am nützlichsten ihr Fortkommen finden. Übrigens hat das Durcheinanderarbeiten von etwa zwanzig christlichen Denominationen in Johannesburg auch unerfreuliche Nebenwirkungen, zumal manche Einspänner mit ihren Absonderlichkeiten lebhaft zur Kritik herausfordern und man den Eindruck hat, daß das zahlreiche Missionspersonal wegen seiner Zerfahrenheit der schwierigen missionarischen Lage nicht gewachsen ist. Die Versuchung zu sittlich-religiöser Entartung der Farbigen ist groß durch die Loslösung aus dem Familienleben und der Zucht der Stammessitte, durch den Umgang mit vorkommenen Weißen beiderlei Geschlechts und durch die Gelegenheit zur Trunksucht. Obendrein wollen die Weißen im allgemeinen die Farbigen nicht aufkommen lassen und halten sie mit Gewalt nieder. Nur eine einheitliche und energische missionarische Meinung mit einem

---

[1]) Gesch. u. Bilder aus der Mission. Heft 30. Halle 1912. Wilde, Die Kompoundmission in SA.

sehr starken Rückhalt an der besseren weißen Bevölkerung könnte ein Gegengewicht dazu schaffen. In Pretoria sind aus ähnlichen Gründen im Zusammenhange mit der großen städtischen Lokation und der nahegelegenen großen Diamantengrube Premier-Mine mehrere Missionsgesellschaften mit ähnlicher Arbeit nach Art der Inneren Mission vertreten. Die Vereinigte schottische Freikirche hatte ähnlich wie die französische baSuto-Mission den Wunsch, eine „ausländische" Mission ihrer Kaffernland-Gemeinden ins Werk zu setzen. Sie hat deshalb in einer abgelegenen Gegend der Zoutpansberge eine isolierte Missionsstation gegründet.

Die Zahl der farbigen Christen in Transvaal ist nicht so groß, als man nach mehr als einem halben Jahrhundert eifriger Arbeit erwarten sollte. Soweit wir bei den unvollständigen Zahlenangaben nachkommen können, haben

die Lutheraner (Hermannsburger, Hannoversche und Berliner)	98 000
die Wesleyaner	64 800
die Anglikaner	21 000
die Mission Romande	1 300
die Vereinigte Freischottische Mission	1 100
die Holländischen Reformierten	4 500
	190 700

Also etwa 191 000 Christen unter 1 255 780 Farbigen, das sind 15 % oder $^1/_7$ der farbigen Bevölkerung. Immerhin, bedenken wir, daß sich nach dem allerdings nicht ganz zuverlässigen Zensus von 1904 von 1 057 275 Farbigen nur 110 487 als Christen angegeben hatten, so ist das relative und absolute Wachstum der Christenzahl erfreulich.

Das Swasiland gehört seit seiner Annexion durch die Buren 1894 zu Transvaal, wenn auch die britische Verwaltung nach der Niederwerfung des Burenstaates das staatsrechtliche Verhältnis und die Verwaltung neu und nicht ganz durchsichtig geordnet hat. 21 000 qkm groß, also so groß wie die Provinz Westfalen, wird dies abgelegene, schwer zugängliche Bergland von 89 876 überaus kriegerischen und freiheitsstolzen Swasi bewohnt, einem Volke, das den Sulu und Xossa nahe verwandt ist. Ein halbes Jahrhundert hindurch haben seine Häuptlinge Rapuza († 1843), Umswasi († 1865) und Ngwani († 1899) alle List und Kunst afrikanischer Potentaten darangesetzt, ihre Unabhängigkeit gegen Weiß und Schwarz zu behaupten. Mit den Sulu im Südosten hörte der Kriegszustand

kaum auf; das überaus fruchtbare Grenztal des Pongolo war darüber verödet. Wo in der südafrikanischen Geschichte die Swasihorden auftreten, bei der Vernichtung der baKopas Maleos 1864, in dem Kampfe gegen die baPedi Sekukunis 1876, da ist wildes Blutvergießen und wüstes Mordbrennen. Auch die Missionare wollten sich die Swasi vom Halse halten, um möglichst nichts mit den Weißen zu tun zu haben. Die erste Missionsniederlassung, die Allisons in Mahamba am Umkotofluß (1846) gründete, ließ Umswasi überfallen und vernichten, weil Allison unvorsichtigerweise einigen mit Umswasi zerfallenen Unterhäuptlingen erlaubt hatte, sich bei ihm anzusiedeln. Die Berliner Missionare Merensky und Grützner, welche ihm die Leydenburger Bauern anboten, lehnte er schroff ab (1860). Allein ein Jahrzehnt später konnte der Oberhäuptling Ngwani es trotz allen Argwohns nicht verhindern, daß der anglikanische Bischof des Sululandes einen seiner Missionare in Derby, an der Transvaalgrenze des Landes, stationierte (1871), und einige Jahre später gab er die Erlaubnis, daß in seinem Lande selbst zwei anglikanische Stationen, Enhlozana (1879) und Usutu nahe bei dem Häuptlingskraal (1881) angelegt wurden. Die Missionserfolge sind allerdings noch gering; es werden kaum mehr als 150 Christen gesammelt sein. Im Jahre 1888 starb der Häuptling Mbandeni, und seine große Frau Labotsibeni, die „Ndhlovukazi“ oder Elefantin, übernahm die Herrschaft, die sie mit Geschick und Tatkraft bis Ende 1920 führte. Unter ihrem Regiment trat das abgelegene Land langsam und widerwillig aus seiner Abgeschlossenheit heraus. Zu Zeiten drohte sich die Entwicklung in unbehaglicher Weise zu überstürzen. Bis etwa 1905 hatten sich weiße Händler und Abenteurer Konzessionen auf alles und jedes im Swasilande ausstellen lassen, so daß den Swasi rein nichts mehr gehörte, kein Land, kein Vieh, keine Straße! Allein eine von Lord Selborne eingesetzte Kommission erklärte glücklicherweise fast alle diese Konzessionen 1906 für ungültig. — Die Wesleyaner hatten die Vertreibung Allisons von Mahamba nicht vergessen. Aus der kleinen Schar damaliger Flüchtlinge war im Laufe der Jahrzehnte einer, David Msimang, zum ordinierten Pastor herangereift. Ihn sandten sie 1882 nach Mahamba zurück, um dort einen neuen Missionsversuch zu machen. Dieser gelang, und Msimangs Sohn Joel konnte sogar in Amakosini unweit der abergläubig gefürchteten Höhle mit den Gräbern der Swasikönige, einen Außenposten einrichten. — Die „Südafrikanische all-

gemeine Mission" hatte gleich bei ihrer Begründung 1889 als eines ihrer ersten Ziele im Auge, das „Swasiland für Christus" zu erobern. Sie hat deshalb fünf Missionsstationen im Lande angelegt, auf denen sie 360 Christen gesammelt hat (1909). Auch ihre Arbeit ist noch in den Anfängen. In Hebron hat sie eine Schule für Swasi-Evangelisten eingerichtet. Seit einigen Jahren besteht im Swasilande auch eine kleine Mission der amerikanischen „Pfingstkirche des Nazareners", der sogenannten „Heiligkeitsmission" mit zwei kleinen Stationen im Distrikt Horn, Pniel und Grace am Piggs Peak, mit nur einem verheirateten Missionar und einer Missionsschwester, das einzige abgerissene Missionszweiglein dieser seltsamen Kirche, für die im Jahresbudget ganze 3000 M. angesetzt sind! Neuerdings hat besonders die Berliner Mission sowohl von Natal wie von den vorgeschobenen Posten im östlichen Transvaal Eingang bei den Swasi gefunden, und zwar mit der charakteristischen Begründung, ihre Missionare achteten die Volkssitten und veranlaßten die Frauen nicht zu unziemendem Benehmen. Auch im Swasiland sind reiche Goldfelder und andere Minenschätze. Da hilft es den Swasi nichts mehr; auch sie werden in den Strudel des Kulturlebens gerissen. Immerhin ist die neue Zeit für sie eben erst im Anbruche. Ihre Entwicklung muß abgewartet werden. Im ganzen zählte man 1912 im Swasilande erst 2925 Christen.

VIII. Natal und Sululand.

Das Hochplateau von Südafrika türmt sich in seinem Ostrand zu dem hohen, wildzerrissenen Kachlambe- oder Drakengebirge auf und fällt dann terrassenförmig nach Osten und Südosten zum Indischen Ozean ab. Zwischen der hochragenden Felsenkette und dem Meeresstrande dehnt sich — im Durchschnitt etwa 200 km breit — ein reiches und schönes Land, das durch tief eingerissene Schluchten mit steilen, schnell dahinfließenden, wasserreichen Bächen und Flüssen wunderlich zerschnitten ist. Der Küste zunächst ist einige Meilen breit eine feuchtheiße, tropische oder subtropische Ebene, in der Zuckerrohr, Bananen und andere Gewächse der Tropen vortrefflich gedeihen. Auf der ersten Terrasse sind ausgedehnte fruchtbare Felder, die Mais, Weizen und andere Produkte in reicher Fülle hervorbringen.

Auf der am Fuße der Drakenberge sich hinziehenden dritten Plateaustufe sind weite Weideflächen mit üppig gedeihendem Grase. Da diese Terrassen den regenreichen Winden, die vom Indischen Ozean her wehen, offen stehen, haben sie meist ausreichende oder selbst überreiche Feuchtigkeit, so daß sie zu den schönsten und ertragreichsten Gebieten Südafrikas gehören. Tief eingeschnitten in diese Terrassen ziehen sich von der Küste weit landeinwärts heiße, von Dornen überwucherte Täler und Kloofs, die Wohnungen der Sulu. Zwischen dem Umsimkulu im Süden und der Tugela im Norden liegt Natal, das „Weihnachtsland", so genannt von Vasco da Gama, der am 25. Dezember 1498 als erster Europäer in dem einzigen guten Hafen Durban das Land betrat. Jenseits der Tugela zieht sich bis zum Pongolofluß und der portugiesischen Grenze das „Sululand", das 1897 mit der Kolonie Natal vereinigt ist. Beide Gebiete, Natal und Sululand zusammen, haben etwa die Größe Bayerns, wovon ²/₃ auf Natal, ¹/₃ auf Sululand fallen.

Als die Engländer[1]) nach den aufregenden Kämpfen der Buren mit den Sulukönigen Natal in Besitz nahmen (1842), war das Land fast menschenleer. Ihre erste Sorge mußte sein, eine Bevölkerung zu schaffen. Man zog Farbige in Scharen aus dem freien Sululande an. Mpanda (1840—72) übte, wie seine Vorgänger, ein grausames, blutdürstiges Regiment. Es genügte, daß er den Daumen seiner rechten Hand aufhob, um eine Familie oder einen ganzen Kraal oder selbst eins seiner Regimenter niederzumachen. Zu Zeiten brachen noch dazu entsetzliche Bürgerkriege aus, die ganze Landschaften entvölkerten. Kein Wunder, daß Tausende und Zehntausende in der Flucht über die Tugela ihr Heil suchten. Die Kolonialverwaltung nahm sie gern auf und wies ihnen weite Landstriche, die sogenannten Lokationen, als Wohnsitze und Weideflächen an. Man sah sie um so lieber, weil man dadurch langsam aber sicher das freie Sulureich schwächte. Sie durften unter dem Schutze der Pax Britannica nach ihrer Väter Weise, nach ihren eigenen Sippen- und Rechtsordnungen leben.[2]) Man kodifizierte ihr

---

[1]) Die ältere Geschichte von Natal s. J. Bird, The Annals of Natal 1495—1845. 2 Bde. Pietermaritzburg 1888.

[2]) Der Gouverneur Sir Henry Smidt erließ dafür eine Art Dekalog: „Die Eingeborenen haben den Gesetzen und Verordnungen des High Commissioner als des Vertreters der Königin zu gehorchen; sie haben die Zauberei aufzugeben; sie haben ihre Frauen in Ehren zu halten; sie sollen nicht töten und jeden Mörder

einheimisches Recht, und nach diesem Gesetzbuche wurde für sie Recht gesprochen. Wenn es ein Häuptling nicht wünschte, durfte sich kein Missionar in seinem Bereiche niederlassen; ja die Regierung ermunterte zu Zeiten die Häuptlinge dazu, die Mission abzulehnen. Sie suchte die heidnischen Lebensordnungen zu festigen, indem sie z. B. den Kaufpreis für eine Frau auf elf Haupt Rindvieh festsetzte und darüber wachte, daß dieser Kaufpreis richtig gezahlt wurde.

Die Eingeborenen hatten ziemlich viel eigenes Land, und da sie vollständig unter der Herrschaft der Weißen standen, legte auch die einst oft so schrankenlosen Häuptlingsherrschaft der Ausbreitung des Christentums keine schweren Hindernisse in den Weg. Zudem fehlte die Beschneidung. Die eingeborene Bevölkerung wurde ohne Krieg untertänig. Trotzdem die Schwarzen zu den Weißen im Verhältnis von 10 : 1 standen, ist die Kolonie sechzig Jahre lang regiert worden, ohne daß ein einziges Gefecht zwischen beiden Rassen stattgefunden hätte. Kein Wunder, daß sich die bisher unter blutdürstigem, grausamem Regiment seufzenden Sulu unter dieser nachsichtigen Regierung wohl fühlten und sich geradezu erstaunlich vermehrten. 1850 sollen es etwa 200000 gewesen sein; jetzt ist ihre Zahl auf 951808 angewachsen.

Aber man mußte für weiße Einwanderung sorgen. Sie wurde zunächst durch Handelszwecke angezogen und siedelte sich mit Genehmigung des Sulufürsten Dingaan in Durban an. 1835 hielten sich dort etwa 30 Engländer auf. Infolge der rücksichtslosen Sulugewaltherrschaft war der Zuzug langsam genug. Natal sollte überwiegend eine englische Siedlung werden, die englischste unter den südafrikanischen Provinzen. Ein deutscher Einschlag kam allerdings hinein. Im Jahre 1848[1]) landete ein Bremer Schiff mit einer Ladung von etwa 200 deutschen Bauern meist aus der Grafschaft Tecklenburg. In den folgenden Jahren kamen, zumal aus Nordengland, 3500 britische Ansiedler. Man hatte sie wie die Deutschen mit der Hoffnung ins Land gelockt, daß in der heißen Küstenniederung die Baumwolle üppig gedeihe. Das stellte sich als irrig

hinrichten; sie sollen nicht stehlen, zumal keine Raubzüge in die Kapkolonie unternehmen; sie sollen ihr Land als Lehen von der Königin ansehen; sie sollen keinen andern König als die Königin anerkennen; sie werden die Sünde des Frauenkaufs abstellen; sie werden auf die Missionare hören; sie werden jährlich eine Steuer bis zu einem fetten Ochsen zahlen."

[1]) AMZ. 1889, Beibl. 56. Natal und Sululand vor 50 Jahren.

heraus. Die Anfangsschwierigkeiten für bäuerliche Ansiedlungen waren groß. Viele der Europäer verloren den Mut und kehrten heim. Aber diejenigen, die aushielten, gründeten zunächst in den näher an der Küste gelegenen Landschaften zusammenhängende Ansiedlungen, die Deutschen in Neu-Deutschland nahe bei Durban. Heute sind 98582 Weiße im Lande. Die eigentümliche Besiedlungsgeschichte hat das Verhältnis von Schwarz und Weiß eigenartig gestaltet. Glücklicherweise vollzog sich mehr oder weniger von selbst im großen und ganzen eine Trennung der Weißen und Schwarzen. Die an Zahl zehnfach überlegenen Schwarzen ziehen fast durchweg die heißen, felsigen, dornenbewachsen Talschluchten und Flußläufe vor, oder sie werden von der Kolonialverwaltung genötigt, sich dorthin zurückzuziehen. Dort und in dem wildzerrissenen Bergland am Fuße des Drakengebirges haben sie ihre ausgedehnten Lokationen. Die Weißen dagegen besiedeln die Hochflächen auf den verschiedenen Terrassen, die zusammenhängenden Plantagenflächen an der Küste, die Mais- und Kornfelder in den Mittellagen und die großen Weideplätze am Fuß der Berge. Seltsamerweise hat die auf die Lebensbedingungen der Sulu weitgehend Rücksicht nehmende Kolonialverwaltung nicht dafür gesorgt, daß aus diesen massenhaft vorhandenen, brachliegenden Arbeitskräften die für die Weißen notwendigen Arbeiter zur Verfügung standen. Schon von 1860 ab mußten die Weißen Arbeiter aus Indien einführen, und diese Zufuhr indischer Arbeitskräfte an Stelle der vielfach versagenden einheimischen hat sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vermehrt, so daß heute 108700 Hindu im Lande sind, ein eigenartiges Problem für Natal, denn vom Sululande jenseits des Tugela sind die Hindu ausgeschlossen.

Die Mission ist durch diese Besiedlungsverhältnisse in ihrer Entwicklung bedingt worden. Sie hat es einmal auf den städtischen und dörflichen Ansiedlungen der Weißen und auf den über das Land zerstreuten Farmen mit den freizügig ab- und zuwandernden Arbeitskräften zu tun. Ein zweites umfangreiches Arbeitsfeld sind für sie die Haufen oder Stämme der Sulu, die, über das ganze Land hin zerstreut, in meist weniger zugänglichen Lokationen wohnen. Hier sind keine geschlossenen Völker, wie sie uns sonst in Südafrika begegnen, sondern lauter für sich stehende größere oder kleinere Stämme von höchstens 40000 Seelen, bei deren jedem man eine selbständige Arbeit beginnen muß. Ein drittes Arbeitsfeld bot die

Hauptmasse des Suluvolkes unter Mpandas Herrschaft im freien Sululande, soweit dieser die Ansiedlung von Missionaren in seinem Herrschaftsbereiche gestattete.

Die Anfänge der Mission waren romantisch und wechselreich. Den ersten Versuch machte 1835 der edle, aber unstete Allen Gardiner[1]) in Berea bei Durban, 1837 als englischer Magistrat in Durban selbst. Er kam nach einer romantischen Reise zu Pferd und im Ochsenwagen nach Natal und erhielt von Dingaan die Erlaubnis, zwei Missionsstationen anzulegen. Ein junger Freimissionar aus vornehmer englischer Familie, der vorher einige Jahre Marineleutnant gewesen war, hatte er nicht die Ausdauer, um unter den dortigen schwierigen Verhältnissen die harte Rodearbeit zu tun. Aber er hatte weitausschauende Pläne. In Natal sollte eine große englische Kolonie gegründet werden, die er nach der Königin Viktoria nennen wollte. Längs der Ostküste sollte sich von dort eine Kette von Missionsstationen bis zu den Grenzen Abessiniens erstrecken. Schon 1838 verließ er Natal wieder. Im Jahre 1844 begann er die romantischen, so bekannt gewordenen Züge zu den Feuerländern in Patagonien, die 1850 tragisch mit seinem und seiner sechs Gefährten Tod durch Verhungern endeten. Gardiner hatte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft veranlaßt, den Missionar Owen nach Natal zu senden, der sich in Umkunkinglove im freien Sululande niederließ. Aber diese Anfänge wurden in den Wirren der burisch-britischen Okkupation und nach dem Blutbade bei Weenen hinweggefegt, und die CMS. hat danach diese Arbeit nicht wieder aufgenommen. Im Jahre 1835 sandte der Amerikanische Board[2]) die ersten Missionare Grout, Champion und den Arzt Dr. Adams. Die beiden ersten versuchten nach einem Besuche bei Dingaan nördlich von der Tugela in Inyoni Fuß zu fassen, Dr. Adams ließ sich fünf englische Meilen südlich von Durban an der Umlazi nieder. Inyoni mußte bald wieder aufgegeben werden, da die Sulu alle

[1]) Capt. A. Gardiner, Narrative of a journey to the Zoolu country, undertaken in 1855. London 1836.

[2]) Strong, Story of the American Board. Boston 1910, 132. 281. 426. — Taylor, The Am. Board Mission in South Africa. Durban 1911. — AMZ. 1911, 517. — Tyler, 40 years among the Zulus. Boston 1891. — Judson Smith, A history of the Am. Board Missions to Africa. Boston 1905. — South African deputation papers, prepared for the AB. Boston 1904. — L. Grout, Zululand. Philadelphia 1864.

Eingeborenen niedermachten, die sich der Mission anschlossen. Die Mission wurde in die kriegerischen Wirren jenes Jahrzehnts in unbequemer Weise verwickelt. Wiederholt wurden Stationen zerstört oder mußten verlegt werden. Es dauerte elf Jahre, bis die Missionare den Erstling, eine Frau, Umbulasi, und ihren Sohn Nembula taufen konnten. Aber sie hielten aus, und als seit 1845 Friede im Lande war, konnten sie sich in Natal längs der Küste ausdehnen. Sie sind die führende protestantische Missionsgesellschaft in Natal geblieben. Es waren gleich anfangs tüchtige Männer unter ihnen, die neben der Heidenpredigt die Schularbeit, die ärztliche Hilfeleistung und die Erschließung der Sprache in Angriff nahmen. Die Kolonialverwaltung kam ihnen und den später ins Land kommenden Missionen dadurch entgegen, daß sie für die Begründung von Missionsstationen Grants in beträchtlicher Größe — bis 5000 Acres (= 7500 Magdeburger Morgen) für die Ansiedlung von Farbigen und 500 Acres gleichsam als Pfarrgrundstück (glebe) zur Verfügung stellten. Die Missionen waren dadurch darauf angewiesen, möglichst auf dem Stationsland Eingeborenendörfer anzulegen, indem sie das Land an Farbige zur Bebauung ausgaben. Bei dem engen Stammeszusammenhange, der für die südafrikanischen Völker charakteristisch ist, empfanden es die Sulu störend, daß sie auf dem Missionsgrunde ihren Häuptlingen entzogen wurden und gleichsam unter die Häuptlingsherrschaft der Missionare kamen. Aber es war begreiflicherweise für die Missionare von Wert, auf diese Weise wenigstens über einige hundert Eingeborene eine gewisse Autorität zu gewinnen. Die natürlichen Hindernisse der Mission waren trotzdem sehr groß. Die englische Kolonialverwaltung ließ absichtlich das Stammesleben mit allen heidnischen Sitten ungehindert fortbestehen. Die christliche Lebensordnung stand damit in unlösbarem Widerspruche. Vielweiberei, Pubertätsfeiern, Frauenkauf, Zauberei und dergleichen galten als innerhalb der Gemeinde unmöglich. Es will uns heute scheinen, als seien die damaligen Missionare zu schroff gegen manche Sulu-Volkssitten vorgegangen und hätten sich dadurch den Eingang erschwert. Sie waren eben Amerikaner und Puritaner. Aber immerhin — nachdem sich z. B. betreffs der Ablehnung der „Viehheirat“ eine feste missionarische Tradition herausgebildet hatte, mußte sie aufrecht erhalten werden. Auch der stolze, störrische Sinn der Sulu und ihre geringe Empfänglichkeit für höhere religiöse Erkenntnisse ließen den missionarischen Boden als steinigt und unfruchtbar

erscheinen. Es war mühsame Arbeit. Der amerikanische Board gründete seine Stationen fast ausschließlich in der Nähe der Küste. Die wichtigsten waren: Durban, Amasimtote, Adams, Umzumbe nördlich und Inanda und Groutfield südlich von Durban.

Mit der britischen Besitzergreifung kamen die unruhigen Wesleyaner ins Land (1849); und jene Tausende von bäuerlichen Kolonisten aus Mittel- und Nordengland, die ein Jahrzehnt später einwanderten, gaben ihnen eine kirchliche Unterlage für ihre Arbeit. Wie überall, vereinigten die Wesleyaner auch hier die Pastoration der Weißen mit der Missionsarbeit unter den Farbigen. So bemühten sie sich einerseits, — in einer Zeit, wo noch keine andere Kirche den weißen Siedlern nachging, — ein Netz wesleyanischer Gemeinden über die städtischen Ansiedlungen von Durban bis nach Estcourt und Newcastle auszudehnen, andererseits, neben den weißen Gemeinden auch farbige Gemeinden zu sammeln. Der Missionar Allison, der von Mahamba aus dem Swasilande vertrieben war, führte ihnen gleich anfangs eine farbige Gemeinde zu, mit der es zwar infolge des unsteten Charakters von Allison manche Schwierigkeiten gab, aus der aber doch in Indaleni eine solide Gemeinde heranwuchs, die namentlich einige tüchtige eingeborene Helfer und Prediger hervorbrachte. Allison hatte sich zeitweilig von der Wesleyanischen Mission getrennt und sich in Edendale niedergelassen; 1861 übertrug er indessen auch diese Station wieder der Missionsleitung. Wichtiger war es, daß seit 1865 die Eingeborenen anfingen, sich selbst Farmen zu kaufen und darauf auch Evangelistenarbeit zu treiben, so auf Driefontein, Kleinfontein, Dornhoek und anderen.

Seit 1874 regte sich in den wesleyanischen Sulu-Gemeinden der Drang zur selbständigen Mitarbeit an der Evangelisierung ihrer heidnischen Volksgenossen. Er fand seine Organisation in einer „Heimatmission" — „Unzondelelo" („Brennendes Verlangen") mit einem durchschnittlichen Jahreseinkommen von £ 150—200. Sie unterhält 15 Evangelisten in verschiedenen Teilen von Natal und Sululand.

Im Jahre 1846 trat die Berliner Mission[1]) in Natal ein. Drei ihrer Missionare — unter ihnen der sprachkundige Döhne und der originelle, frische, vielgewandte W. Posselt[2]) — waren durch die

[1]) Geschichte der Berliner Missions-Ges. III. Bd., 2. Abt. Berlin 1875, Sululand.

[2]) Pfitzner und Wangemann, Wilhelm Posselt. 4. Aufl. 1904.

Kaffernkriege aus Britisch-Kaffernland vertrieben und folgten gern einer Einladung des britischen Kommissars Shepstone nach Natal. Ihre erste Station war das am Fuße des Drakengebirges in abgelegenen Felsentälern gelegene Emmaus inmitten mehrerer größerer Eingeborenen-Lokationen (1847). Dort war der Sulustamm der amaNgwane angesiedelt, dem sich die Engländer verschuldet wußten, weil er durch einen Irrtum in den Kriegszügen beinahe ganz aufgerieben war. Der Eingeborenen-Kommissar Sir Th. Shepstone war deshalb froh, ihnen die deutschen Missionare zuzuweisen. Schon 1848 zog Posselt zur Küste hinab, um einer Gruppe von deutschen Ansiedlern in Neu-Deutschland als Pastor zu dienen und zugleich unter ihren Dienst-Kaffern eine ergiebige Missionsarbeit zu beginnen. Er nannte seine Missionsstation unmittelbar bei Neu-Deutschland nach seiner kürzlich verstorbenen Frau Christianenburg und erwarb dafür den erforderlichen Grundbesitz. Die Berliner Mission hat dann im Laufe der nächsten Jahrzehnte bis 1868 noch eine Reihe weiterer Stationen ziemlich zerstreut angelegt, am liebsten nach der auch in anderen Teilen Südafrikas bewährten Methode auf größeren, gekauften Farmen. So gehörte allmählich zu Christianenburg durch Hinzukauf von Parzellen ein Grundbesitz von ca. 3000 Äckern. Im Innern des Landes, am Blaukranzflusse, einem nicht sehr wasserreichen Nebenflusse der Tugela, erwarb man eine Farm von 9000 Äckern, Stendal, die sich leider deshalb als ungünstig erwies, weil in dem heißen, dürren Lande das Wasser des viel zu tief fließenden Blaukranzflusses zur Berieselung nicht ausgenutzt werden konnte. Auf dem Wege von Natal nach Transvaal, der damals noch wenig befahren wurde und durch wenig aufgeschlossenes Land führte, kaufte man mit einem größeren Kapital, das ein Königsberger Missionsfreund zur Verfügung stellte, eine schöne Farm von 5200 Äckern, Königsberg, die unter sachkundiger und fleißiger Leitung zu einem Schmuckkästchen ausgebaut wurde. Anderswo, auf ausgemessenen Lokationen der Suluhäuptlinge, mußte man sich begnügen, wenigstens ein mehr oder weniger großes Pfarrgrundstück (glebe) zu erwerben, um daran einen Rückhalt für die Arbeit an dem betreffenden Stamme zu haben, so in Hoffental für die Arbeit an dem ehedem großen Volke der amaNgwana, in Emangweni unter dem Volke Putinis. Nur die drei Stationen Emmaus, Hoffental und Emangweni lagen so nahe beieinander am Abhang der Drakenberge, daß sie eine Gruppe bildeten; die andern lagen verstreut in dem menschenleeren, erst langsam sich bevölkernden Lande.

Unter den Natal-Missionaren der Berliner Mission ragen drei hervor, Wilhelm Posselt, Döhne und Zunckel. Posselt, geboren am 20. Juni 1815 in Diekow in der Neumark, Sohn eines Lehrers und selbst zum Lehrerberufe vorgebildet, wurde 1840 nach Kaffraria ausgesandt und geriet dort in den Strudel der Kaffernkriege, die ihm zweimal seine eben errichteten Stationen verbrannten. Durch diese Wirren aus dem Lande vertrieben, war er froh, in Natal eine neue Arbeitsstätte zu finden. Wesentlich seiner umsichtigen Pflege verdankten es die armen, von dem Frankfurter Unternehmer Bergteil zur Auswanderung nach Natal verführten deutschen Kleinbauern, daß sie sich in dem nahe bei Durban und der Küste im lieblichen Hügellande gelegenen Neu-Deutschland als eine gut konsolidierte, christlich und deutsch wohlerzogene Gemeinde behaupten konnten. Wie das Vertrauen der deutschen Landsleute, so gewann Posselt durch seine ungeschminkte, derbe Persönlichkeit, seine praktische Angriffigkeit und seine offene Herzlichkeit in hohem Maße das Vertrauen der zurückhaltenden Sulu, so daß er wie ein Patriarch inmitten seiner Gemeinde walten konnte. Um ein Haar wäre er um 1864—67 durch die Intrigen Döhnes aus der Berliner Mission herausgedrängt. Glücklicherweise fand gerade damals ein Wechsel in der Leitung der Berliner Mission statt, und der neu eintretende Direktor Wangemann stellte das Vertrauen zwischen Posselt und der Missionsleitung wieder her. Auch Döhne war erst in der Kaffernmission und dann in Natal tätig. Er war ein sprachlich hochbegabter Mann; er verfaßte 1857 im Auftrag der Nataler Regierung ein großes, hochgeschätztes Sulu-englisches Wörterbuch. Aber er war unstät. Er verließ den Dienst der Berliner Mission und wurde Burenpfarrer, dann trat er in den Dienst des Amerikanischen Board. Der Berliner Missionsinspektor Wallmann, dem es ein Anliegen war, ausgetretene Berliner Missionare zurückzugewinnen, bewog ihn wieder zum Eintritt in diese Mission mit der Maßgabe, daß er sich überwiegend sprachlichen Arbeiten widmen und vor allem das Neue Testament in Sulu übersetzen sollte. Aber diese Arbeit schritt allzulangsam voran und wurde von den Übersetzungsarbeiten der Amerikaner überholt. Ein tiefgreifendes Zerwürfnis mit dem trefflichen, biedern Posselt drängte Döhne trotz vorübergehender Versöhnung von neuem aus der Mission hinaus. Schade um den bedeutenden Mann, daß durch seine Zerfahrenheit seine große Gabe nicht voll zur Entfaltung gekommen ist. Missionar C. Zunckel kam 1850 nach Natal und wurde damit

beauftragt, die in Verfall geratene Station Emmaus neu zu errichten. Er durfte 46 Jahre lang auf dieser abgelegenen Station arbeiten und erlangte in jener Gegend ziemliches Ansehen. Die Eingeborenen gedenken dankbar seiner Geduld, seines Taktes und seines Fleißes. Unter den Weißen gewann er auch dadurch Einfluß, daß sich seine Kinder und Schwiegerkinder in jener Gegend auf Farmen ansiedelten.

Zur selben Zeit (1844) kamen die Norweger ins Land, zuerst Missionar Schreuder. Dieser lernte zwar die Suluspracbe und hielt sich einige Zeit bei den amerikanischen Missionaren auf. Die Verhältnisse schienen ihm aber so wenig einladend, daß er es vorzog, Missionar in China zu werden. Allein dort setzte Gützlaff dem hochgewachsenen, flachsblonden und blauäugigen Norweger auseinander, daß Männer wie er unter den schwarzhaarigen, schwarzäugigen, untersetzten Chinesen allzu fremdartig erscheinen. Schreuder kehrte deswegen nach Natal zurück; es gelang ihm, den Sulukönig Mpanda in einer Krankheit zu kurieren und dadurch das Vertrauen des Tyrannen zu erwerben. So konnte er nicht nur im Norden der Kolonie eine erste Station in Umpomulu anlegen, sondern auch im freien Sululande mehrere Stationen gründen. Die norwegische Missionsarbeit hat sich hauptsächlich im Sululand ausgedehnt. Leider kam es 1872 zu einem Zerwürfnis zwischen dem tüchtigen, aber eigenwilligen und selbstbewußten Schreuder,[1]) der inzwischen zum Bischof ordiniert war, und der Missionsleitung in Stavanger. Schreuder begründete eine selbständige Mission, neben der aber die norwegische Missionsleitung ihre Arbeit aufrecht erhielt und ausdehnte. Freilich war die Mission damals noch außerordentlich schwierig. Sulu-Männer durften sich nicht taufen lassen, weil der König fürchtete, sie dann nicht mehr nach Willkür zu seinen „impi" einziehen zu können, die Frauen galten nur als unverständiges Vieh ohne Verfügungsrecht. In den dem Sulukriege von 1879 vorausgehenden Jahren gärte es unheimlich im Lande. Der Suluchrist Magamusela wurde auf Eshowe um seines Glaubens willen erschlagen. Die Missionare verließen auf den Rat Sir Th. Shepstones vor den sich zusammenballenden Kriegswettern das Land. Es schien, als solle die mühsame Geduldsarbeit mehrerer Jahrzehnte in einem

[1]) N. Astrup (Schreuders Nachfolger), Zulu missionens maal Africas hjerte. Kristiania 1903. — Ders., En missionsreise til Limpopo 1891.

Strome von Blut erstickt werden. Als die Missionare nach den Kriegsstürmen wiederkehrten, fanden sie zerstörte und verbrannte Stationen vor und mußten von vorn anfangen.

Im Jahre 1854 landeten in Durban die ersten Hermannsburger Missionare[1]) auf ihrem Missionsschiff Kandace. Sie hatten eigentlich zu den Galla im Innern von Britisch-Ostafrika gehen wollen, hatten aber in Mombas unüberwindliche Hindernisse gefunden. Nun nahm sie in Durban der Berliner Missionar Posselt mit offenen Armen auf und bewog sie, dort zu bleiben. Sie hatten von Louis Harms ein eigenartiges Missionsprogramm mit auf den Weg bekommen. So wie im Mittelalter die angelsächsischen Mönche und die missionarischen Mönchsorden in Deutschland Klöster gegründet hatten, die in die heidnische Wildnis verpflanzte Mittelpunkte des Christentums waren und in langsamer Ausstrahlung christliches Leben um sich her verbreiteten, so sollten die Hermannsburger Missionare Kolonien anlegen, gut bearbeitete Farmen mit mehreren an einem gemeinsamen Tisch lebenden Missionarsfamilien, die durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt erwerben sollten. Solche Missionssiedlungen sollten auch nicht weit zerstreut über das Land, sondern möglichst zusammenhängend, nur je 1 oder 2 Meilen, höchstens eine Tagereise voneinander entfernt angelegt werden, um auf diese Weise ganze Landschaften unter den Einfluß des Christentums zu bringen. Louis Harms war in der glücklichen Lage, zwar wenig Geld, aber ein großes und für seine Zwecke geeignetes Menschenmaterial zu haben. Die erste Missionsfarm war Hermannsburg. Aber es zeigte sich gleich hier, daß der Plan einen Haken hatte. Die eigentümlichen Verhältnisse Natals bringen es mit sich, daß die fruchtbaren, offenen Hochflächen, wo die Weißen ihre Farmen anlegen und zu Wohlstand kommen, von den Eingeborenen gemieden werden, daß dagegen die tief eingeschnittenen, fiebrigen, ungesunden und wenig fruchtbaren Schluchten, wo die Sulu scharenweise beieinander sitzen, sich nicht für deutsche bäuerliche Ansiedlungen eignen. Trotzdem dehnte sich die Hermannsburger Mission gleich im ersten Jahrzehnt schnell aus. Harms hatte als Superintendenten den erfahrenen Missionar und

[1]) Haccius, Hannoversche Missionsgeschichte. II. 2. Aufl. Hermannsburg 1910, 294. 370; III. Hermannsburg 1914, 112—216. — Speckmann, Hermannsburger Mission in SA. — Schomerus, 1890—1915. 25 Jahre Hermannsburger Missionsgeschichte. Hermannsburg 1915. — Denkschrift über die 1887—89 abgehaltene Generalvisitation der Hermannsburger Mission. Hermannsburg 1890.

Organisator Dr. Hardeland hinausgesandt. Dieser führte ein strenges Regiment und scheute sich nicht, den Schwarzen mit dem Sjambock Gehorsam einzubläuen. Er war eben als strammer Niederdeutscher eiserne Zucht gewöhnt und war überzeugt, daß ohne solche Zucht in Kirche, Schule und Haus aus den steifnackigen, sittlich verkommenen Sulu niemals etwas Brauchbares werde, eine Anschauung, die in seltsamem Gegensatz zu der nachsichtigen und toleranten Eingeborenen-Politik der Kolonialverwaltung und zu den „liberalen" Anschauungen der englischen und amerikanischen Missionare stand. Unter seiner Führung legten die Hermannsburger in schneller Folge nicht weniger als 17 Missionsstationen an. Von 1862—1905 bestand in Neu-Hermannsburg eine Missionarskinderschule, die auch von Kolonisten- und Farmerkindern aus dem übrigen Natal gern besucht wurde. Die Hermannsburger wurden durch Schreuder auch bei dem Sulufürsten Mpanda eingeführt und gewannen sich dessen Herz und Vertrauen, indem sie ihm einen großen Wagenschuppen bauten, das größte Gebäude des freien Sulu-Landes, und noch dazu nicht einmal Bezahlung dafür nahmen. Zum Dank durften sie ihre Stationen auch in die abgelegenen, damals noch wenig zugänglichen Gebiete des „freien" Sulu-Landes vorschieben.

Wo immer in Südafrika seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die britische Kolonisation vordrang, folgte ihr die anglikanische Kirche. Auch in Natal. 1850 reiste der Organisator des südafrikanischen Anglikanismus, Erzbischof Gray, von Kapstadt nach Natal und entwarf große Pläne. Sie konnten erst durchgeführt werden, als 1853 für Natal ein eigenes Bistum eingerichtet wurde. Der erste Bischof war der theologisch liberal gerichtete Dr. Colenso.[1]) Ihm lag wie üblich die Doppelaufgabe ob, auf der einen Seite die Einrichtung eines anglikanischen Kirchenbetriebes für die Weißen mit Gemeinden, Pfarrern, Kirchen, Pfarrhäusern, Kirchhöfen usw. durchzuführen und auf der anderen Seite Heidenmission zu treiben. Er war ein begabter und fleißiger Mann. Er beherrschte das Sulu oder wußte wenigstens reines Sulu sprechende Eingeborene an sich zu ziehen und bemühte sich, eine „klassische" Sulu-Literatur zu schaffen. Als die Sulufürsten ihre Militärdespotie begründeten, hatten sie am Hofe ein reines, edles Hoch-Sulu, das Kukuluma, eingeführt, während die unterworfenen Stämme vielfach Mischdialekte, sogenanntes

---

[1]) Gregg, Bishop Colenso. London 1892.

Sala, redeten. Colenso wollte nun dem reinen Sulu literarische Geltung verschaffen. Er verfaßte drei Sulu-Grammatiken, zwei Wörterbücher, übersetzte das Neue Testament und andere Stücke der Bibel, das Common Prayer Book und anderes. Man sagt seinen Übersetzungen nach, daß sie zwar elegant, aber wenig zuverlässig und auch durch den dogmatischen Standpunkt ihres Verfassers unangenehm beeinflußt seien. Übrigens hatte er auch ungewöhnlich tüchtige Mitarbeiter: Dr. Callaway (1855—1873 Missionar in Natal, später Bischof von St. Johns in Kaffraria) begründete die Missionsstation Springvale und machte sie zu einer Musterstation. Er errichtete dort eine Druckerei zur Schaffung einer guten Literatur in reinem idiomatischem Sulu.

Leider kam Colenso bald mit den kirchlichen Autoritäten in Konflikt. Nachdem er schon in einer Schrift über den Römerbrief die Ewigkeit der Höllenstrafen geleugnet hatte, begründete er in einem ausführlichen, wissenschaftlich wertvollen Werk über den Pentateuch und das Buch Josua kritische Ansichten nicht bloß über die Verfasser und die literarischen Schichten der fünf Bücher Moses, sondern vor allem auch über die Geschichtlichkeit oder vielmehr Sagenhaftigkeit ihres Inhaltes. Derartige kritische Ansichten, die übrigens zum Teil seither Zustimmung gefunden haben, erklärten nicht bloß die südafrikanischen Bischöfe unter der Führung von Gray, sondern auch die englischen Bischöfe für unverträglich mit Colensos Amt. Er wurde von ihnen feierlich abgesetzt und exkommuniziert. Aber er appellierte an die staatlichen Instanzen in England, und diese erklärten das kirchliche Verfahren gegen ihn für nichtig. Er blieb im Amt, obgleich der Erzbischof Gray von Kapstadt einen Gegenbischof, Macrorie, ernannte. Es war ein böses Schisma, das sich noch über Colensos Tod 1883 hinzog und die Missionsarbeit fast ebenso wie den anglikanischen Kirchenbetrieb aufs empfindlichste störte.

Colenso hatte nicht bloß theologische Sonderansichten. Auch das Verhältnis von Schwarz und Weiß und der Missionsbetrieb gestaltete sich in seinem Geiste originell. Er wünschte den Sulu gegenüber das weiteste Entgegenkommen, noch erheblich weiter als die doch ohnehin schon überliberale Kolonialverwaltung. Wenn ein widerhaariger, aufständischer Häuptling niedergeschlagen und in die Verbannung geschickt wurde, nahm Colenso seine Partei und bot seinen ganzen, nicht geringen Einfluß auf, um ihn zu rehabilitieren. Er meinte, daß das Christentum bei so starken Stämmen, wie den Kaffern, niemals werde Wurzeln

fassen können, wenn man nicht die Vielweiberei gestatte. Natürlich nahm er auch die Ukolobola und die Lobolisa (Sitten des Frauenkaufs) unter seinen wohlwollenden Schutz. Bei dem Einfluß, den Colenso als anglikanischer Bischof und als eine, zumal unter den damaligen werdenden Verhältnissen hervorragende Persönlichkeit ausübte, war diese seine allseitige Sonderstellung höchst unbequem und hat auch auf den missionarischen Betrieb keineswegs förderlich eingewirkt.[1])

Bischof Colenso's Nachfolger waren erst der erwähnte Macrorie, dann Hamilton Baynes, dann Baikes. Die Arbeit dehnte sich unter Weißen und Farbigen über einen großen Teil von Natal aus. Schon 1860 war Miss. R. Robertson im Auftrag der SPG. über die Tugela in das freie Sululand vorgedrungen und hatte in Kwamagwaza eine erste Station angelegt. Sie wurde nach dem tragischen Tode des Bischofs Ch. Mackenzie im Schirehochlande, der früher einige Jahre Missionar in Natal gewesen war, zu einer Mackenzie-Gedächtnismission ausgebaut. Im Jahre 1870 wurde das freie Sululand zu einem eigenen Bistum erhoben.

1867 trat die Freikirche von Schottland in Natal ein. Sie wurde zunächst durch den unruhigen, aber tatkräftigen Missionar Allison veranlaßt, der sich ihr auf Veranlassung des 1864 Südafrika bereisenden Dr. Alex. Duff anschloß. Mit seiner Hilfe errichtete sie ihre erste Hauptstation Impolweni nördlich von Pietermaritzburg. Vielleicht noch wichtiger war die Station in der Hauptstadt Pietermaritzburg, wo man sich besonders der dort auf Arbeit weilenden jungen Leute annahm und unter ihnen einen sittigenden und vertiefenden Einfluß ausübte. Im nördlichen Natal, im uMsinga-Distrikte, gründete sie (1874) eine Arbeitserziehungs-Station, die sogenannte Gordon-Memorial-Mission, so genannt zur Erinnerung an einen jung in der Vorbereitung auf den afrikanischen Missionsdienst verstorbenen schottischen Edelmann, dessen Mutter, eine Gräfin von Aberdeen, die Geldmittel zur Verfügung gestellt hatte. Auf dieser Station wirkte 3 Jahrzehnte hindurch der treffliche schottische Missionsarzt Dr. Dalziel († 1901), der durch seine ärztliche Kunst Patienten von weit über den Grenzen von Natal anzog.

Im ganzen war die Mission in Natal durch die Herzenshärtigkeit der Sulu arg gehindert. Auf den zahlreichen verstreuten Missions-

---

[1]) W., E. and H., Soldiers of the Cross in Zululand. London 1906. (SPGMiss.)

posten im Sulu=Land war die Arbeit von der Laune der blutdürstigen und eigenwilligen Herrscher abhängig. Männer wie Mpanda und Ketschwayo brauchten wohl die Missionare für ihre Korrespondenz mit den britischen Behörden und wegen ihrer mannigfaltigen Geschicklichkeit. Aber sie wünschten durchaus nicht, daß ihre Untertanen Christen würden. Sie erlaubten wohl die Missionsarbeit, aber sie bedrohten jeden mit dem Tode, der Miene machte, Christ zu werden.

Ein halbes Jahrhundert hatte sich so die Missionsarbeit entwickelt. Die Widerstände waren groß, die Erfolge gering. Selbst auf größeren Stationen waren nur wenige hundert Abendmahlsberechtigte in den Gemeinden, die Männer verhielten sich noch zurückhaltender als die Frauen. Mpandas Sulureich jenseits der Tugela drohte wie eine Wetterwolke am Horizonte. Ende der 70er Jahre bemächtigte sich fast überall in Südafrika der Eingeborenen eine fieberhafte Unruhe. Es war ein Glück für die Weißen (Buren und Engländer), daß die Schwarzen damals noch niemals gewohnt gewesen waren, etwas Gemeinsames und Einheitliches zu unternehmen. Eine gemeinsame Empörung der Schwarzen damals wäre vielleicht verhängnisvoll für die Herrschaft der Weißen geworden. So konspirierten die verschiedenen Kaffern= und beTschuanen=Stämme zwar hinüber und herüber, aber jeder Stamm hatte seine eigenen Pläne und schlug gesondert los: die Xossa, die Pondo, die Pedi Sekukunis, die Suto in Moscheschs Reich und andere. Auch im Sulu=Lande war es unruhig. Seit 1878 war dem blutdürstigen, gewissenlosen, aber schwachen Mpanda sein grausamer, ehrgeiziger Sohn Ketschwayo gefolgt. Ihm war es ganz recht, wenn es zum Bruch mit den Weißen kam, fühlte er sich doch als der stärkste Hort und Vorkämpfer der Schwarzen in Südafrika. Um Weihnachten 1878 war der Krieg unvermeidlich. Er begann im Januar 1879 mit einer vernichtenden Niederlage der Engländer bei Isandhlwana. Nun rafften die Engländer ihre Kraft zusammen, und im Juni 1879 gelang es ihnen, Ketschwayo bei Ulundi gänzlich zu schlagen. Nachdem sie ihn noch einige Wochen wie ein Wild gehetzt und verfolgt hatten, fiel er in ihre Hände. Aber die Sieger hatten unglücklicherweise nicht die Folgerichtigkeit, gründlich Ordnung im Sulu=Lande zu schaffen. Sie glaubten, es drohe ihnen ein schwerer Krieg mit Rußland, sie wollten deswegen so schnell wie möglich alle verfügbaren Truppen aus Südafrika nach England zurück haben. So schloß der englische Oberkommandierende Sir G. Wolseley mit den Sulu das sogenannte Settlement. Das

Sulu-Land wurde in 13 Bezirke eingeteilt und an die Spitze jedes ein Häuptling mit weitreichender Selbstverwaltung gestellt. Weitaus der einflußreichste unter diesen Häuptlingen war der verkafferte, in Vielweiberei lebende, gewissenlose Engländer J. Dunn. Die Umtriebe Colenso's und seiner Gesinnungsgenossen setzten es obendrein durch, daß nach wenigen Jahren Ketschwayo zurückkehren durfte. Er empörte sich von neuem und mußte wieder niedergeschlagen werden. Es war denn doch verständig, daß endlich (in dem Jahrzehnt 1887 bis 1897) Großbritannien das Sulu-Land annektierte und es der Natalkolonie einverleibte.

Freilich friedfertig wurden auch damit die kriegerischen Sulu nicht. Und die Folge von schweren afrikanischen Heimsuchungen, die über ihr Land dahinzogen, einerseits und die Fehler der englischen Kolonialpolitik andererseits sorgten dafür, daß es weiter unter der Asche glimmte. Entsetzliche Heuschreckenplagen und langanhaltende Dürren wechselten miteinander ab. In den neunziger Jahren zog von Norden her die Rinderpest wie ein Würgeengel durch das Land und vernichtete in wenigen Monaten die gewaltigen Rinderherden, den Reichtum und Stolz der Kaffern; allerlei Seuchen folgten, die auch unter den Menschen aufräumten. Dann wurde 1899—1902 ganz Südafrika durch den Burenkrieg in fieberhafte Spannung versetzt. Hatte von je her die englische Politik Wert darauf gelegt, die Eingeborenen durch große Versprechungen auf ihre Seite zu ziehen und sie gegen ihre „harten Herren", die Buren einzunehmen, so streuten sie in dieser Notzeit Geschenke und Versprechungen mit vollen Händen aus, als werde das goldene Zeitalter der Eingeborenen anbrechen, wenn nur erst die Engländer die Herrschaft im Lande hätten; und diese hochgespannten Erwartungen gingen nicht in Erfüllung, die Engländer dachten vielfach nicht daran, ihre Versprechungen einzulösen. Kein Wunder, daß es in den auf den Burenkrieg folgenden Jahren unter den Farbigen in Südafrika gärte. Die Fäden der weithin angezettelten Aufstandsbewegung wiesen nach Natal an den Hof Dinisulus, des schwächlichen Sohnes und Nachfolgers Ketschwayos. Dinisulu wurde mit seinen Ratsherrn verhaftet und ihm der Hochverratsprozeß gemacht. Er wurde erst nach St. Helena verbannt, dann nach einer Burenfarm in der Nähe von Middelburg in Transvaal entlassen, wo er 1913 ruhmlos, aber dem Anschein nach als frommer Christ starb. „Ich habe Gott geschaut", waren seine letzten

Worte.[1]) Der Aufstand brach 1906 schlecht vorbereitet und noch schlechter geleitet in einigen Grenzbezirken von Natal und dem alten Sululande aus; ein Häuptling Bampata war der Rädelsführer, einige Missionsstationen in dem Aufruhrgebiet, anglikanische, Hermannsburger, schwedische, gerieten einige Wochen in große Gefahr. Doch war der Einfluß der loyalen deutschen Missionare so groß, daß sie die ihnen ergebenen Häuptlinge von der Teilnahme an dem aussichtslosen Unternehmen zurückhielten. Der Aufstand wurde in wenigen Wochen niedergeschlagen.

Für die britische Politik in der Kronkolonie Natal war leider schon lange nicht mehr die Rücksicht auf das freie Sulureich unmittelbar jenseits der Grenzen, und der liberale Wunsch, die Sulu anzulocken und den Gegensatz gegen die Tyrannei der Sulufürsten zu markieren, leitender Staatsgrundsatz. Vielmehr fiel ins Gewicht, daß die Sulu die Arbeitskräfte für die Weißen nur höchst unzureichend stellten, und daß das Mißverhältnis von Schwarz zu Weiß sich immer ungünstiger für die Weißen, bis zu 9 : 1 verschob. Darin sah die Kolonialverwaltung eine wachsende Gefahr für die Weißen, die verringert werden müsse. Der Wind in der Eingeborenen-Politik schlug um. Man begann den Eingeborenen drückende Steuerlasten aufzulegen. Man suchte eine Hüttensteuer von £ 3, und für diejenigen, die nicht davon betroffen wurden, eine Kopfsteuer von £ 1 durchzusetzen. Das war bei den geringen Erwerbsmöglichkeiten der Sulu fast unerschwinglich. Da mußten Scharen von jungen Leuten nach den Diamanten- und Goldfeldern ziehen, um die Steuern zu verdienen. Wenn ein Eingeborener seinen Kraal oder seine Lokation verlassen wollte, mußte er einen Paß vorweisen, für den er auch wieder bezahlen mußte. Den eingeborenen Geistlichen wurde die Befugnis zur bürgerlichen Eheschließung entzogen. Auf Lokationen wurde, wenn die Mission zu ihrer Niederlassung ein Kirchgrundstück

[1]) Dinisulu, geboren 1868, wurde 1884 König der Sulu. Schon 1886 ließ er es törichterweise zum Kriege mit den Buren kommen, wurde aber von dem Burengeneral L. Meyer gefangen genommen. Nach der Rebellion gegen die Engländer weilte er 1889—1897 auf St. Helena. In das Land seiner Väter zurückgekehrt, wurde er als „Häuptling" anerkannt und mit einem Jahresgehalt von 10 000 Mark dotiert. Bei Gelegenheit des mißglückten Aufstandsversuches 1906 wurde er von den Engländern vielleicht mit Unrecht des Hochverrats bezichtigt und auf der Farm Uitkyk bei Middelburg interniert. Hier bekehrte und taufte ihn der wesleyanische Geistliche Twana. Nach seinem Tode am 18. Oktober 1913 wurde von den Sulu alsbald bei seinem Begräbnis sein Sohn Salomon zum König ausgerufen; er wurde aber erst 1920 als solcher von den Engländern bestätigt.

(glebe) von mehr als 5 Äckern forderte, die Bedingung gestellt, daß ein weißer Missionar dort ansässig sein sollte. Das war eine Eingeborenen-Politik, die teils die Eingeborenen unnötig reizte und schikanierte, teils auch der Missionsarbeit unnötige Schwierigkeiten in den Weg legte. Obendrein regte sich auch bei den Sulu der Südafrika durchdringende äthiopische Geist, und wenn sie auch keinen starken politischen Rückhalt mehr hatten, so bäumte sich doch ihr Eigensinn und Hochmut auf gegen die verächtliche Geringschätzung, mit der sie seitens der Weißen behandelt wurden, und gegen die drückende Besteuerung. Die Widerhaarigkeit der Sulu, ihre politisch unzuverlässige Stimmung, die mit Aufruhrgedanken spielte, trug dazu bei, die ohnehin wenig wohlwollende Stimmung der weißen Bevölkerung noch gereizter, ja geradezu feindselig zu machen. Daneben regte sich auch bei den Sulu der Bildungshunger. Sie wollten nicht mehr unwissende Barbaren bleiben. Das Vorbild der Weißen erweckte das für die Afrikaner so charakteristische Nachahmungstalent. Sie wollten irgendwie wie die Weißen werden. Sie fingen an, fleißig die Schulen zu besuchen. Man glaubte zu Zeiten berechnen zu können, daß 88 % der Kinder trotz des Fehlens eines Schulzwanges in den Schulen waren. Es waren allerdings in der Regel nur 28000 Kinder; nach den bei uns üblichen Anschauungen hätten von den etwa 1 Million Sulu annähernd 200000 den acht Jahren des schulpflichtigen Alters angehören müssen; sie besuchten also die Schulen nur unregelmäßig und nur kurze Zeit. Immerhin, die dumpfen Massen drängten aus den Dornbüschen ihrer abgelegenen Schluchten hervor zum Kulturleben. Das war auch nötig, weil ihr Leben großenteils den Inhalt der früheren heidnischen Vergangenheit verloren hatte. Es gab keine Kriege mehr, die blutige, eiserne Zucht der Sulufürsten war dahin. In der Sicherheit der Pax Britannica wuchs trotz der Faulheit der Viehbesitz und damit eine geile Üppigkeit. Und wenn auch durch so furchtbare Seuchen wie die Rinderpest von 1897 und seither wieder durch das Ostküstenfieber der Viehbestand dezimiert, zu Zeiten fast vernichtet wurde, so ergänzte er sich bei dem wunderbaren Klima in dem reichen Lande und unter ihren Händen immer von neuem; er blieb ihr Abgott. Kam in diese tatenlose, geile Atmosphäre nicht ein neuer, großer geistiger Inhalt, so war die Zersetzung und Entartung des Volkscharakters unaufhaltsam. Die Mission war die einzige geistige Macht, die diesen neuen Lebensinhalt zu geben verstand. Sie wurde jetzt zu einer Lebensfrage für das Suluvolk.

So hat trotz der Gegenströmungen seit jener unruhigen Zeit die Missionsarbeit in Natal und Sulu-Land erhebliche Fortschritte gemacht. Weitaus die meisten Missionsstationen im freien Sulu-Lande waren in den Ketschwayo-Wirren zerstört. Sie sind seitdem wieder aufgebaut und vermehrt. Die Zahl der Missionsorganisationen ist geradezu ungesund gewachsen. Die führende Mission ist die des Amerikanischen Board geblieben. Mit ihr waren bei dem 75jährigen Jubiläum der Mission 1910 5837 volle Kirchenglieder und 13500 Getaufte und Anhänger verbunden.[1]) In ihrem Dienste schrieb 1859 Lewis Grant eine grundlegende Sulu-Grammatik. Mit der Bibelübersetzung ging es langsam voran; erst 1883 wurde sie vollendet; und sie ist in der Hauptsache ein Werk der amerikanischen Mission, wiewohl die Berliner Mission ihren sprachbegabten Missionar Döhne dringend aufgefordert hatte, sich ganz der Bibelübersetzungsarbeit zu widmen. Die Gemeinden dieser Mission gründeten 1860 einen eigenen Missionsverein, der acht Evangelisten unterhält und in der Regel im Jahre £ 160 aufbringt.

Die Mission der Vereinigten schottischen Freikirche hat sich auf fünf Stationen beschränkt: neben der Landeshauptstadt Pietermaritzburg, der Industriestation Gordon Memorial in uMsinga und der früheren Seminarstation Impolweni sind nur zwei weitere Stationen hinzugekommen: Kalabasi 1896 in dem Kohlen- und Minenbezirk zwischen Ladysmith und dem Amajuba, wo es gilt, den tausenden Bergarbeitern nachzugehen, und Polela 1905; diese jüngste Station ist neuerdings (1919) durch die Aufhebung der dort befindlichen Mädchenanstalt auch noch wieder eingeschränkt. Die Mission zählt 13607 Christen, von denen 6490 Kirchenglieder sind.

Gerade während der unruhigen Zeit vor dem Sulukriege 1879 trat die schwedische Kirchenmission[2]) ein und hat seitdem ihre Arbeit auf acht Stationen in drei Bezirken ausgedehnt. In Nord-Natal wurde 1878 die erste Station Biggarsberg, 1891 Dundee gegründet. In Oscarsberg besteht seit 1909 das Gehilfeninstitut der Mission, das neuerdings im Zusammenschluß mit der norwegischen und der Berliner Mission zum Predigerseminar ausgebaut worden ist. Dundee ist Kohlen- und Bergwerksstadt mit wechselnder Arbeiterbevölkerung.

[1]) Bis 1920 ist die Zahl auf 6388 volle Kirchenglieder und 21660 Anhänger gestiegen.

[2]) Karlgren, Svenska Kyrkans Mission i SA. Upsala 1909. — EMM. 1898, 211. — Hallendorf en Liljestrand, Zulutolkat och Zulumissionen.

Hier ist wertvoll das von der Baronin Posse begründete und der Mission geschenkte Hospital. Auch eine kleine Druckerei ist hier im Betrieb. In dem Bezirk Umvoti bestehen die beiden Stationen Appelbosch und Emtulva. Erstere hat das Glück gehabt, daß ihr Missionar Ljungquist von 1866 an ein Menschenalter die Station leiten und sich an ihrem fröhlichen Aufblühen freuen konnte. Im freien Sululande, dem eigentlichen Ziele der Arbeit, wurde 1887 eine erste Station, Ekutuleni, im Bezirk Bijela gegründet, zu der 1905 eine zweite Station, Ceza, hinzugekommen ist.

Die anglikanische Kirche hat in Natal ihre Arbeit planmäßig ausgedehnt und zählt hier etwa 7000 volle Kirchenglieder. In ihrer zweiten Synode Sululand hat sie, zumal in den nahe beieinander liegenden beiden Stationen St. Augustin bei Rorkes Drift an der oberen Tugela, wo ein kleiner Bassutostamm unter dem Häuptling Hlubi angesiedelt ist, und dem durch die dort stattgehabte Schlacht 1879 berühmten Isandhlwana, ihrer Seminarstation, eine große Ernte eingesammelt. Die Gemeinden der beiden Stationen zählen mehr als 7500 Christen; ein „neues Tinnevely" nennen es die anglikanischen Missionsberichte. Die kirchliche Arbeit verläuft mit täglichen Matins und Evensongs, häufigen Abendmahlsfeiern und vielen Schulen in den üblichen hoch kirchlichen Bahnen; Taufbewerber sind im ersten Jahre „Hörer"; im zweiten Jahre Katechumenen; nach drei Jahren werden sie getauft, nach vier Jahren konfirmiert und dann bald zum heiligen Abendmahl zugelassen. Ein zweiter fruchtbarer Missionsbezirk entwickelte sich in den von Transvaal abgetrennten und zu Natal geschlagenen Bezirken Vryheid und Utrecht. Dort hatte ein eifriger farbiger Helfer, Ch. Hlati, auf eigene Faust die Arbeit begonnen, übertrug sie dann aber auf die SPG., die hier zwei Stationen anlegte und in wenigen Jahren 1400 Christen sammelte.

Für die Hermannsburger und die Berliner Mission waren es Jahrzehnte stillen, langsamen Wachstums und der Konzentration. Zwar an Erschütterungen fehlte es in der Hermannsburger[1]) Mission nicht. Zwistigkeiten im Kreise der Missionare waren nur mit Mühe bei Gelegenheit der ersten Visitation von Missionsdirektor Egmont Harms und G. Haccius 1887 beigelegt. Auf Hardeland als Superintendenten war erst Hohls und dann nach einigen kürzeren Intervallen Röttcher gefolgt. Als 1892/93 die heimatliche Missionsgemeinde

[1]) Haccius, Hannoversche Miss.-Gesch. III, 2, 1—107. Hermannsburg 1914.

durch die Loslösung der Hannoverschen lutherischen Freikirche von der Landeskirche und die Gründung der Hermannsburger Freikirche beunruhigt wurde, pflanzte sich diese Bewegung auch nach Südafrika fort; mit mehreren Pastoren von Hermannsburg aus gegründeter, deutscher Kolonistengemeinden trat auch der Vorsteher des nördlichen Kreises der Sulustationen, Prigge, aus dem Missionsverbande aus und trat zur Freikirche über. Da er auf seinem eigenen Platze wohnte, blieb er dort und behauptete auch die Station. Ihm schloß sich 1895 im alten Sululande der Missionar Cassier in Bethel an. So entstand neben der Hermannsburger Mission und oft in unerfreulicher Reibung mit ihr die Mission der Hannoverschen Freikirche, die im Sululande drei und in dem 1900 vom Sululande abgezweigten und zu Transvaal geschlagenen Wakkerstrom-Bezirke weitere drei Stationen gegründet hat; sie zählt etwa 2300 Christen.

Noch eine andere Frage beschäftigte die Hermannsburger Mission. Die Verbindung von Mission und bäuerlicher Kolonisation, die für ihre Anfänge so charakteristisch gewesen war, barg in ihrer weiteren Entwicklung große Schwierigkeiten in sich. Die Farmer drängten naturgemäß auf die freien, fruchtbaren Hochflächen hinaus, wo sie den in den Talschluchten zusammengedrängten Eingeborenenmassen ferner gerückt waren. Die Missionsarbeit entwickelte sich mit Notwendigkeit mit Kirchen und Schulen, Predigtplätzen und Filialen zu einem verwickelten Betrieb von andern Lebensgesetzen als die Kolonisation. Es war an der Zeit, diese beiden Aufgaben reinlich voneinander zu scheiden. Doch mußte diese Trennung so schonsam und rücksichtsvoll vorgenommen werden, daß nicht den deutschen Kolonisten die bequeme Ergänzung ihrer farbigen Arbeitskräfte aus den Christengemeinden, aber auch nicht den Missionaren und den farbigen Gemeinden der Rückhalt an den ehrenfesten, kirchlich straff organisierten Siedlergemeinden verloren ging. Um diese schwierigen Fragen zu lösen, verlegte Missionsdirektor Egmont Harms 1896 seinen Wohnsitz nach Südafrika, und zwar nach Natal. Er wohnte zuerst auf der Mutterstation Hermannsburg, zog es dann aber vor, sich in dem an der Hauptbahnlinie gelegenen Empangweni anzusiedeln. In ihm war eine merkwürdige, glückliche Verbindung einer praktischen Organisationsgabe und eines gesunden Menschenverstandes mit tiefer Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse und einer Neigung, möglichst wenig einzugreifen und die Entwicklungen langsam reifen zu lassen. Er hat zwei Jahrzehnte hindurch, zum Teil unter großen Schwierig-

keiten, wie sie der Burenkrieg und der letzte Weltkrieg mit sich brachten, die Hermannsburger Mission bis an seinen Tod (Dez. 1916) geleitet. Er hat zunächst die weitverstreuten Stationen in Natal, im alten Sululande und im Wakkerstrom-Distrikte zu einer einheitlichen Missionskirche zusammengefaßt und dieser eine allerdings überwiegend aus der Lüneburger Kirchenordnung übertragene Kirchenordnung gegeben. Er hat auch der Hermannsburger Mission dazu verholfen, daß sie ihr Gepräge scharf und deutlich herausgearbeitet hat. Sie ist bäuerliche Mission und will auch die Farbigen in den einfachen, gesunden Formen des bäuerlichen Lebens erhalten. In ihnen ist das kirchliche Leben der Hauptinhalt; Liebe zur Kirche, zum Gesang, zum lutherischen Katechismus, zur Bibel wird in vorbildlicher Weise gepflegt. Kirchliche Feste mit Lobgesängen und Posaunenschall und mit vielhundertköpfigen Versammlungen wissen die Hermannsburger zu feiern und damit die Kirche ihren Mitgliedern lieb und wert zu machen. In diesem kirchlichen Rahmen halten sie straffe kirchliche Zucht und pflegen eine ehrenfeste Sittlichkeit, die zumal in sexuellen Dingen und der Erziehung zu körperlicher Arbeit den Eingeborenen so not tut. Die Schule beschränkt die Mission am liebsten auf den unentbehrlichen Elementar-Unterricht in der Landessprache und will weder von dem Unterricht im Englischen noch von dem ganzen englischen Schulbetrieb etwas wissen. So weit als möglich werden deshalb die Schulen als Kirchschulen eingerichtet, bei denen der Religionsunterricht bestimmend im Mittelpunkte steht und Englisch nur etwa auf einer Oberstufe für die Fortgeschrittneren gelehrt wird. Unter Regierungsaufsicht werden die Schulen nur ungern gestellt, trotzdem dadurch die hohen Schulgrants verloren gehen. Man möchte die Eingeborenen davon zurückhalten, zu schnell in den Strudel der modernen Kultur hineingerissen zu werden, in dem sie, des sittlichen Rückgrats ermangelnd, fast widerstandslos untergehen. Die straffe Zucht bäuerlich-kirchlichen Lebens mit dem Luthertum als reichem Geistesgehalte soll wie eine Schutzwehr um sie sein. Voraussetzung dazu war die Pflege des konfessionellen Luthertums. Die Hermannsburger Mission ging so weit, daß man um deswillen auch nicht in die Arbeitsgemeinschaft der drei andern lutherischen Missionen in Natal, der Berliner, der Schwedischen und der Norweger, eintrat. Einmal war die Bedingung dazu die gegenseitig gewährte Abendmahlsgemeinschaft, und die glaubte Hermannsburg mit Rücksicht auf seine gespannte heimatliche Lage den unierten Berlinern nicht gewähren zu können. Zudem

war das Ziel des Zusammenschlusses eine möglichst gehobene, den modernen Schulansprüchen entsprechende Lehrerausbildung, und gerade das lehnte die Hermannsburger Mission ab.

Eine schwere Episode war für die Hermannsburger Mission der Burenkrieg. Gleich anfangs wurde Direktor Harms verhaftet und in ein schmutziges Eingeborenen-Gefängnis geworfen; daraus durch hohe Fürsprache befreit, mußte er das Land verlassen und durfte erst nach dem Ende des Krieges zurückkehren. Noch schlimmer hausten die britischen Truppen im Pongolo-Bezirke des freien Sululandes; dort wurden die Missionare in Konzentrationslager abgeführt und die Stationen verwüstet. In der einreißenden Verwilderung nahmen Sittenlosigkeit und Unzucht überhand.

Nur langsam schritt die Hermannsburger Mission dazu fort, einen planmäßig vorgebildeten eingeborenen Helferstand zu schaffen. Es war allerdings in Ehlanzeni ein Lehrerseminar eingerichtet. Aber Direktor Harms, der seine Anforderungen in dieser Beziehung gewiß nicht hoch spannte, hielt es für so unzureichend, daß er es bald nach seiner Übersiedelung nach Südafrika schloß. Die Missionare sollten sich vorläufig damit behelfen, sich den Bedarf von eingeborenen Helfern auf ihren Stationen selbst auszubilden. Erst nach einem Jahrzehnt, 1897, wurde das Seminar in Ehlanzeni wieder eröffnet und nun wurden auch neue Gebäude dafür beschafft. Nur einmal machte man einen Versuch, einen Sulu zu ordinieren. Da erlebte man aber die Enttäuschung, daß der braune Pfarrer zu den Adventisten überging, und diese schmerzliche Erfahrung schreckte die ohnehin so Vorsichtigen von weiteren Versuchen in dieser Richtung ab. Die Hermannsburger Sulumission zählte 1919 auf 21 Stationen mit 47 Filialen und 107 Predigtplätzen 16325 Getaufte und 2308 Schulkinder.

Die Berliner Mission hat seit 1868 zu ihren sechs zerstreut im eigentlichen Natal liegenden Stationen keine neue mehr angelegt.[1]) Der Schwerpunkt ihrer Arbeit hatte sich nach Transvaal verlegt; in Natal glaubte sie neben den zahlreichen seither eingetretenen Missionen keine besondere Aufgabe mehr zu haben. Die Sulu setzten eben dem Christentum noch immer einen zähen passiven Widerstand entgegen. Besonders die Heranbildung eines brauchbaren Helferstandes für Kirche und Schule machte große Schwierigkeiten. Die Berliner Mission

---

[1]) 1921 ist eine Station in Pietermaritzburg dazu gekommen.

gründete ein Helferseminar in Emmaus. Es war aber entschieden ein Fortschritt, als die drei lutherischen Missionen, außer den Berlinern die Norweger und die schwedische Kirchenmission, sich zusammenschlossen und einen Konzern zur Ausbildung eines Suluhelferstandes in der Weise bildeten, daß die Norweger auf ihrer Station Umpomulu das Lehrerseminar, die Berliner in Emmaus das Evangelisten- und Katechisten-Institut, und die Schweden in Oskarsberg ein eigentliches Predigerseminar zur Vorbereitung auf die Ordination einrichteten. Dieser Bund der drei lutherischen Missionen erwies sich auch dadurch fruchtbar, daß von ihnen gemeinsam die Versorgung der werdenden Sulukirche mit gesunder evangelischer Literatur in Angriff genommen werden konnte: gemeinsamer Text des Katechismus, des Gesangbuches, der Agende, gemeinsames Gemeindeblatt, planmäßige Schaffung der Lehrbücher und der kirchlichen und theologischen Literatur.

Seit dem Jahre 1890 hat die „südafrikanische allgemeine Mission" (South African General Mission) in Natal und dem Sululande eines ihrer wichtigeren Arbeitsfelder mit 6 Stationen in Natal und 5 im Sululande. Allerdings sind sie nur klein; auf einigen wie Durban und Phönix, wird auch unter den indischen Kuli gearbeitet, ein schwieriger, wenig erfolgreicher Missionszweig. In Makowe, einer in der Nähe der St. Lucia-Bai im Sululande gelegenen Station, befindet sich ein Evangelisten-Seminar.

Dazu sind nun noch eine ganze Anzahl kleiner Missionen teils durch Absplitterung, teils durch Neugründung hinzugekommen, die wir nur aufzählen und kurz charakterisieren:

- die Ikwezi Lamaci Mission der Familie Aitchison seit 1877,
- die Rock Fountain Mission des Rev. Elbert Clarke, seit 1879,
- die South African Compounds and Interior Mission Bakers, die seit 1896 mehrere Stationen und Außenposten in Natal unterhält,
- die norwegische „Freie ostafrikanische Mission" in Ekutandaneni bei Shanger, seit 1888,
- die überall geschäftige Heilsarmee, die seit 1889 an verschiedenen Stellen von Natal und Sululand die Arbeit aufgenommen hat,
- die schwedische Sulumission (Heiligkeitsbund) seit 1891 mit 2718 Getauften, 1241 Abendmahlsberechtigten, 16 Schulen mit 906 Schülern,
- die amerikanische Freimethodisten-Mission seit 1891, mit drei Stationen,

die skandinavische Independente Baptisten-Mission seit 1892, mit vier Stationen,

die von den Hermannsburgern abgesprengte Hannoversche Freikirche seit 1892, mit drei Stationen und 5552 Gemeindegliedern,

die Holländisch Reformierte Kirchen-Mission, seit 1893, mit einer Station, und

die Carey Baptist Native Mission, seit 1902 in Durban gegründet von den wenigen weißen Baptistengemeinden im Lande, an die sie sich anlehnt.

Diese starke Zersplitterung der Missionskraft, zu der noch eine Anzahl unkontrollierbarer Freimissionare kommt, ist eine der bedenklichen Erscheinungen der Natal-Mission. Von Interesse ist die noch junge und kleine Arbeit der holländisch reformierten Kirche, weil sie aus einem in den Burenkreisen erwachenden Interesse an den Suluarbeitern auf ihren Farmen erwachsen ist. Eine burische Kirchgemeinde nach der andern, Greytown, Vryheid, Utrecht, Wakkerstrom stellte neben ihrem Geistlichen einen eigenen Missionar für die Eingeborenen an und machte es ihm zur besonderen Pflicht, in den Kreisen der Gemeindeglieder die christliche Teilnahme für ihre Farmarbeiter zu pflegen.

Die Aufschließung des ganzen Landes durch Eisenbahnen und gute Verkehrswege, die Zersplitterung der Eingeborenen in viele kleine Stämme ohne lebendiges Zusammenhangsbewußtsein, das Aufkommen zahlreicher mehr oder weniger städtischer Ansiedlungen der Weißen im ganzen Lande erleichtern ein derartiges Eintreten vieler zusammenhangsloser Missionskräfte. Die Zersplitterung macht sich besonders auf dem Gebiete der literarischen Arbeit und der Helfer-Ausbildung geltend. Es sind im Laufe der Zeit von nicht weniger als 15 Männern verschiedener Richtungen und von verschiedenen linguistischen Gesichtspunkten Bibelübersetzungen in Angriff genommen. Durchgesetzt haben sich schließlich die Übersetzungen der amerikanischen Board-Mission. Wilder übersetzte das Neue Testament 1861, Pixley (1855—1914) vollendete die Bibelübersetzung 1872. Die ganze Bibel wurde 1883 herausgegeben. Seitdem ist in gemeinsamer Arbeit unter der Führung des Am. Board-Missionars J. D. Taylor eine gründliche Revision fertiggestellt (1914). Ob es freilich nicht möglich sein wird und sich schließlich als das Richtige erweist, für alle Kaffern-

völker von dem Pongolofluß im Norden bis zum Großen Fischfluß im Süden, also die Sulu, Pondo, Tembu, Fingu, Xossa und sonstige Kaffernstämme, deren Sprachen doch alle nur dialektische Verschiedenheiten und idiomatische Eigenarten aufweisen, eine gemeinsame klassische Bibelübersetzung zu schaffen, ist eine Frage der Zukunft. Das Helfer-Ausbildungswesen hat sich auch deswegen langsam und schwer entwickelt, weil sich weniger Männer als Frauen und Kinder den Gemeinden anschlossen, und weil die allgemein herrschende Vielweiberei für die Männer lebenslang eine Gefahr bildete. Leider haben fast alle Missionen viel zu lange selbständige Seminare unterhalten, oft kleine, wenig lebensfähige Institute. Neuerdings, 1908, hatte sich der Amerikanische Board mit der Vereinigten schottischen Freikirche zusammengeschlossen. Sie benutzen das Seminar in Amansimtote als Lehrer- und Evangelisten-Institut, das Seminar in Impolweni (Union Theological College) als Predigerschule. Aber diese Arbeitsgemeinschaft ist leider wieder aufgegeben. Ebenso haben sich, wie schon erwähnt, die Berliner Mission, die Norweger und die Schweden zusammengeschlossen. Solche Kooperation ließe sich gerade in Natal mit seinen kleinen übersichtlichen Verhältnissen noch fruchtbar vermehren.

Die Kraft der Arbeit liegt in den alten großen Missionen. Auch sie haben zum Teil große Schwierigkeiten gehabt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Kolonialverwaltung den Missionen durch unentgeltliche Überlassung von „Reserven" in weitem Maße entgegengekommen. Diese Reserven waren das Rückgrat der Missionsarbeit in Natal geworden. Aber sie hatten sich ebenso überlebt wie die Grants in der westlichen Kapkolonie. Die darauf ansässigen Kaffern forderten freies Verfügungsrecht über den Grundbesitz, und die Regierung machte die Missionare nicht bloß für die bürgerliche Verwaltung einschließlich der Polizei, sondern auch für die Ablieferung der immer höher geschraubten Grund- und Hüttensteuern verantwortlich. Es war deswegen nach langen, unerquicklichen Verhandlungen eine Erleichterung für die Missionen, als 1903 die Regierung die bürgerliche Verwaltung der Reserven übernahm. Tiefgreifende Einschränkungen in der Bewegungsfreiheit der Kaffern, zumal auf den Lokationen, sollten in erster Linie die äthiopische Bewegung treffen. Sie drohten aber auch der soliden Missionsarbeit einen schweren Schlag zu versetzen. Weitaus die meisten Eingeborenen wohnen auf den Lokationen. Es war eine unbillige Forderung, von einer

Mission wie dem Amerikanischen Board zu verlangen, daß sie auf jeder kleinen Lokation mit ein paar hundert Kaffern nur unter der Bedingung Missionsarbeit treiben dürfe, daß sie eine Missionsstation einrichte. Diese Beschränkung ist glücklicherweise 1912 wieder aufgehoben.

Das unruhige Freiheitsstreben der Sulu — auch der Christen unter ihnen — fand in den Gemeinden des independenten Amerikanischen Board einen wohlbereiteten Boden. Sind doch diese Gemeinden auf kongregationalistischer Grundlage eingerichtet und bemühen sich, so bald wie möglich die Christen nicht nur zu finanzieller Selbsterhaltung, sondern auch zu selbständiger Gemeindeleitung zu erziehen. So war es für die amerikanischen Missionare eine peinliche Überraschung, daß sich gerade aus ihrem Kreise eine äthiopische „Sulu-Kongregationalisten-Kirche" selbständig konstituierte. Es bedurfte vieler, nicht erfreulicher Verhandlungen und eines weiten Entgegenkommens, um die Separierten wieder in den ohnehin losen Verband der Missionsgemeinden aufzunehmen und sie der „Kongregationalisten-Union" einzugliedern. Das weitgehende kirchliche Entgegenkommen gegenüber dem Freiheitsdrang der Sulu-Christen war nun aber wieder der Kolonial-Verwaltung unsympathisch, und sie nötigte die Missionsleitung des Board, die Zügel der Gemeindeleitung straffer in die Hand zu nehmen. Der Amerikanische Board hat neuerdings selbst das Bedürfnis gehabt, die atomistisch und independent auseinanderstrebenden Gemeinden straffer zusammenzufassen. Es ist ein Zentralkomitee eingesetzt, das die Anstellung und Versetzung der eingeborenen Pastoren und Helfer in der Hand hat und ausgleichende Gehaltszuschüsse leistet. Diesem Zentralkomitee haben alle Gemeinden Beiträge zu zahlen. Der Board hat übrigens den Schwerpunkt seiner Arbeit in den letzten Jahrzehnten überwiegend auf das Schulwesen gelegt. Sein Helfer-Seminar in Amansimtote, die gehobene Mädchen-Anstalt in Inanda, das für einfachere Verhältnisse berechnete Mädchen-Internat oder Waisenhaus in Uzumbwe gelten als führende Anstalten in Natal. Von der Mission des Amerikanischen Board hat einer ihrer begabten Helfer, Past. John S. Dube, sich selbständig gemacht und hat in Ohlange eine stattliche Handwerks-Erziehungs-Schule, das „Zulu Christian Industrial Institute" gegründet, das auch in britischen Siedlerkreisen Anerkennung gefunden hat.

Bis zum 75jährigen Jubiläum der Natal-Mission 1910, aus welchem Anlaß eine zusammenhängende Statistik aufgenommen wurde,

waren 59240 volle Kirchenglieder gesammelt, neben denen etwa 150000 weitere Sulu unter dem Einfluß der Mission standen; also etwa ein Viertel der Sulu-Bevölkerung ist von dem Evangelium ergriffen. An vollen Kirchengliedern zählten die Wesleyaner 16000, die Anglikaner in den beiden Diözesen Natal und Sululand 11500, die amerikanischen Kongregationalisten 5800, die Hermannsburger Mission 6110, die Schottische Freikirche 4240, die Berliner Mission 2070, die Norwegische Mission 2430, die Schreudersche Freimission 1100, die Schwedische Kirchenmission 2080, die Hannoversche Freikirche 5500. Der Rest war unter die zahlreichen anderen kleinen Missionen zersplittert. Die Zahl der Getauften und Taufbewerber betrug durchschnittlich dreimal so viel als die der vollen Kirchenglieder, weil das zähe Heidentum die Männer festhielt. Die Arbeit war in allen Missionen eine Geduldsarbeit im beständigen Ringen um die einzelne Seele. Erst während der letzten Jahre des Weltkrieges bahnte sich ein Umschwung an. Es melden sich größere Mengen zum Taufunterrichte, und die Widerstände des Heidentums scheinen zu erlahmen. Es ist erfreulich, daß an diesem Umschwung auch die deutschen Missionen vollen Anteil haben. Allein die Berliner Mission konnte in den Kriegsjahren 1500 erwachsene Heiden und 2500 Kinder taufen, so daß die Zahl ihrer Getauften fast verdoppelt wurde.

Die drei deutschen Missionen haben übrigens, wenn auch unter manchen Einschränkungen und vielen Anfeindungen, ihre Arbeit während der Kriegsjahre in aller Stille fortsetzen können. Der Berliner Mission erwies es sich als eine große Hilfe, daß die schwedische und norwegische Mission, mit denen sie sich in der Gehilfenausbildung zusammengeschlossen hatte, in großherziger Weise die Gesamtkosten des Seminarbetriebes vorschußweise übernahmen. Allerdings wurden alle subsidierten Schulen der deutschen Missionen eingezogen und unter englische Schulaufsicht gestellt, und der Vertreter der Berliner Mission wurde aufgefordert, sein Mandat im amtlichen „Schulbeirat" (Educational Advisory Board) niederzulegen, da „die Berliner Mission keine Schulen mehr habe". Allein dank der schonenden Zurückhaltung der beauftragten Inspektoren wurden durch diese Maßnahmen die deutschen Schulen wenig behindert, und nach dem Friedensschlusse wurden sie den deutschen Missionsleitungen zurückgegeben.

Wahrscheinlich hing dies Vorgehen der Regierung mit weitreichenden Plänen der Nataler Schulverwaltung zusammen, die aber vorläufig noch nicht zum Abschluß gekommen sind. Das Eingeborenen-Schulwesen ist auch in Natal, wie meist in den britischen Kolonien in Afrika, noch fast ausschließlich in den Händen der Missionen. Die Kolonial-Verwaltung sichert sich die Aufsicht durch die an bestimmte Bedingungen geknüpften Unterstützungszuschüsse. Ist es aber bei so weit entwickeltem kolonialen Leben, dem fast zehnfachen Übergewicht der Farbigen über die Weißen und der Zersplitterung der protestantischen Mission unter mehr als zwanzig recht verschiedenartige, zum Teil unkontrollierbare Gesellschaften noch möglich, die wichtige Aufgabe der Erziehung der Eingeborenen in den Händen dieser selbständigen Instanzen zu lassen? Beziehungsweise ist es nunmehr Pflicht der kolonialen Verwaltung, die erheblichen Kosten und die große Verantwortung des bisher von den Missionen in vielfach geradezu musterhafter Weise durchgeführten Schulwesens auf die eigenen Schultern zu nehmen. Eine Umwälzung derart würde für die Missionen tiefgreifende Folgen gehabt haben. Es haben in den Regierungskreisen mancherlei Erwägungen stattgefunden, die von den Missionen aufmerksam verfolgt werden: Es sollte die Lehrerausbildung auf wenige der besten Missions-Lehrerseminare beschränkt und den übrigen die Konzessionen entzogen werden. Es sollte neben oder an Stelle der Missionsschulen ein koloniales Schulsystem eingerichtet werden. Es scheint, daß vorläufig diese Pläne fallen gelassen oder wenigstens aufgeschoben sind.

Neben der Kaffernmission tritt mehr und mehr die Mission unter den 135000 eingewanderten Hindu. Weitaus die meisten von ihnen sind in dem heißen Plantagen-Distrikt an der Küste und auf den Farmen längs der Bahn von Durban bis Pietermaritzburg in Arbeit. Viele (66000) sind nach Ablauf ihrer Kontraktzeit im Lande geblieben, teils als Kleinbauern, teils als Kleinhändler in den Städten und Dörfern. Sie bilden ein koloniales und Missionsproblem für sich. Die Weißen sehen es nur mit sauersüßer Miene, daß sich neben ihnen ein auf Grund der Zugehörigkeit zum Empire mehr oder weniger ebenbürtiges, in ihren Augen minderwertiges Bevölkerungselement geltend macht, das ihnen den Kleinhandel und das Handwerk aus der Hand zu nehmen droht. Sie haben ein Jahrzehnt hindurch versucht, sich dagegen gesetzlich (durch die Immigrants' Exclusion Act) zu schützen. Allein das gab reibungsvolle Verhandlungen, weil die

Hindu mit einem Schein des Rechtes darauf pochten, daß sie als Untertanen des indischen Kaiserreiches nicht in Südafrika als Menschen minderen Rechts behandelt werden dürften. Der einflußreiche Hindu-Agitator Gandhi führte ihre Sache, und die britische Regierung in Indien trat für sie ein. Natal mußte nachgeben. Im Juni 1914 wurde auf Grund des Berichts einer königlichen Kommission eine „South African Indians' Relief Act" angenommen. Danach wurde die die Einwanderung hemmende Aufenthalts-Steuer von £ 3 abgeschafft, die monogamen Ehen der Hindu können standesamtlich registriert werden. Allerdings die herrschenden Weißen sehen die Inder auch heute noch mit scheelen Augen an und würden gern auch gegen sie eine „Segregation-Bill" und eine zwangsweise Repatriierung in Anwendung bringen. Es hat darüber auch in den letzten Jahren lebhafte Beunruhigung gegeben. Bei den vom indischen Heimatboden losgelösten Hindu ist das Kastengefühl erheblich abgeschwächt und damit das schwerste Hindernis der Missionsarbeit in der indischen Heimat beseitigt. Aber allerdings, ihren Götzendienst und Aberglauben bringen die Hindu überallhin mit. Sie erbauen sich ihre heidnischen Tempel und feiern ihre Götzenfeste. Die Missionsarbeit unter ihnen haben zuerst die Wesleyaner und die Anglikaner in Angriff genommen, beide hauptsächlich von Durban aus. Beide lieben es in ihren Statistiken und Berichten nicht, die Zusammensetzung ihrer Gemeinden aus Weißen, Kaffern und Hindu zu trennen. Es ist deswegen nicht möglich, ihnen den Missionserfolg unter den Hindu nachzurechnen. Sie betreiben diese Arbeit meist mit indischen Gehilfen, die sie aus den indischen Missionen herüberholen. Neuerdings sind auch mehrere der erwähnten kleinen Missionen in diese Arbeit eingetreten.

Zum Sululand gehört seit 1895 das Thongaland, die schmale, fast ganz flache, heiße und äußerst ungesunde Ebene zwischen der Meeresküste und den Lebombo-Bergen, der Fortsetzung der Südafrika flankierenden und ihr inneres Hochland abschließenden Bergketten. Die Bewohner gehören zu den Thonga, die der evangelischen Mission zuerst als Gwamba oder Shangan in der Mission Romande in Nord-Transvaal begegnet sind. Dieser Teil der Thonga hatte infolge des tödlichen Klimas des Landes seine Unabhängigkeit gegenüber den Portugiesen im Norden und den Engländern im Süden lange behauptet; aber er war dem Trunk in hohem Maße ergeben und dadurch verlumpt. Die Mission hatte dies Fieberland gemieden. Aber als 1870 Sululand zu einer anglikanischen Diözese erhoben

und das Thongaland darein eingeschlossen wurde, fühlten sich die Bischöfe gedrängt, auch dort mit der Mission zu beginnen. Es ging kaum anders, als daß auf den wenigstens einigermaßen gesunden Lebombo-Bergen die Stationen errichtet und von dort in den verhältnismäßig gesünderen Monaten die ungesunden Ebenen bereist wurden. So sind die beiden Stationen Sambane (1896) und Ingwavuma (1897) angelegt. Leider ist in dieser Diözese fast beständig großer Mangel an Männern und Mitteln; das trifft solche ungesunden Stationen mit einem häufigen Wechsel der Arbeiter besonders schwer. Die Arbeit ist deshalb noch über die Anfänge kaum hinausgekommen. Die „Südafrikanische allgemeine Mission" hat in diesem verlorenen Lande wenigstens eine Station, Maputa, angelegt (1899). Die ganze Bibel ist in das Tswa (shiTswa), die hauptsächlich im Küstengebiete, vom Nordsululand bis tief nach Portugiesisch-Ostafrika hinein, gesprochene Sprache, übersetzt, zum Teil durch den Dienst von Missionaren des Amerikanischen Board und ihrer eingeborenen Gehilfen. Im Jahre 1904 wurden auch die englischen Wesleyaner in das Thongaland gezogen. Fast ohne Zutun der Missionare hatten eingeborene Evangelisten eine Art Erweckungsbewegung unter den Thonga entfacht; von südlicher gelegenen Arbeitsstätten zurückgekehrte und dort angeregte Thonga taten das Ihre dazu. Freilich war es von der nächstgelegenen wesleyanischen Station in Natal, Eshowe, 200 englische Meilen bis zu diesen vorgeschobenen Außenposten. Es wurden indessen in dem zentral noch im Sululande gelegenen Nongoma und in Ingwavuma auf den Lebombo-Bergen zwei Missionare stationiert, welche in Fühlung mit den zeugeneifrigen braunen Evangelisten die Arbeit leiten sollen. Die rosigen Hoffnungen, mit denen 1904 die Arbeit begonnen wurde, haben sich indessen nicht erfüllt, und das ungesunde Klima, das den Weißen den Aufenthalt in den dichtbevölkerten Ebenen nur während der Wintermonate gestattet, ist ein arger Hemmschuh.

IX. Betschuanaland.

Zwischen dem Westrande von Transvaal und der Ostgrenze des bisherigen Deutsch-Südwestafrika ist ein weites, ödes Land, 735 000 qkm groß, also anderthalbmal so groß wie das Deutsche Reich. Weitaus den größten Teil davon füllen die dürren Sandwüsten und öden Steppen

der Kalahari-Wüste. Aber am Ostrande ist doch noch ein langer, nicht sehr breiter Streifen ziemlich fruchtbaren Landes mit einigem fließenden Wasser, der bei sorgfältiger Bearbeitung und guter Erschließung der unterirdischen Wasservorräte seine Bevölkerung gut nähren würde. Leider scheint das Land langsam auszutrocknen, und zwar von Süden nach Norden, so daß vom Gri-qualande an die eingeborene Bevölkerung sich mehr und mehr zerstreut. Es ist die Heimat einer Gruppe von friedlichen beTschuana-Stämmen: Ackerbauer, aber mit einer ziemlich liederlichen Wirtschaft, Viehzüchter, aber mit keinem wertvollen Rindviehbestand, der obendrein durch die Viehseuchen der letzten Jahrzehnte stark dezimiert ist, wodurch diese Völker verarmt sind. Sie unterscheiden sich charakteristisch von den Sulu- und Kaffernstämmen jenseits der Drakenberge. Ihre Hautfarbe ist heller, ihre Gestalt kleiner, schmächtiger, man möchte fast sagen, ausgemergelter. Sie sind ein den Beschäftigungen des Friedens zugewandtes, vielfach geradezu furchtsames Geschlecht, aber sie sind intelligent und betriebsam, den Eindrücken und Einflüssen der neuen Zeit zugänglich, darum auch für das Christentum empfänglich. Unter diesen beTschuanen hat die Mission schöne Siege gefeiert.

Nördlich vom mittleren Oranjeflusse im Gri-qualande hatten die Londoner Missionare am Anfang des vorigen Jahrhunderts Fuß gefaßt und in Klaarwater den Mittelpunkt eines allmählich sich konsolidierenden Hottentottenstaates und einen Stützpunkt für die Mission weiter nach dem Innern zu begründet. Die „beTschuanen-Mission" selbst hatte ein Vorspiel durch einen Missionsversuch des Londoner Missionars Edwards und seines Begleiters Kok von der Südafrikanischen Missionsgesellschaft. Sie ließen sich am Kurumanflusse bei dem baTlaping-Häuptling Molehabangue nieder. Der Anfang war nicht günstig. Edwards, der schon seit 1802 von seiner Gesellschaft kein Gehalt mehr erhielt, ließ sich auf ein Handelsgeschäft großen Stils ein, in welchem er verweltlichte; sein Begleiter Kok wurde von seinen Wagentreibern, die ihm vorwarfen, daß er ihnen ihren Lohn vorenthielt, meuchlings erschossen; drei Holländer, die ihnen zur Unterstützung gesandt wurden, verloren auf dem exponierten Posten den Mut und kehrten in die Kolonie zurück. Erst im Jahre 1818 wurde die Mission ernstlich wieder aufgenommen.

Dies Missionsunternehmen war damals ein Vorstoß in das wilde Innerafrika jenseits des Kulturbereichs der Kolonie. Jene Gebiete lagen noch so gut wie außerhalb des Gesichtskreises.

Erst allmählich tauchten die verschiedenen beTschuanen-Stämme am Horizonte auf: von Süden nach Norden die baTlaping, die baHarutse, die baRolong, die baKwena, die baKhatla, die baMangwato, die baTauana und zahlreiche kleine Stämme dazwischen. Sie alle zusammen haben nur 210000 Einwohner.[1] Der stärkste Stamm sind die baMangwato mit etwa 45000 Seelen, jeder der anderen Stämme hat nur zwischen 25 bis 30000 Seelen. Sie haben die Eigentümlichkeit, daß sie in großen Siedlungen wohnen. Serowe, die Hauptstadt der baMangwato, zählt 23000 Einwohner. Städte von 10 bis 12000 Einwohnern sind nicht ungewöhnlich, d. h. also jedesmal reichlich die Hälfte eines Volkes wohnt in der Hauptstadt, dem eigentlichen Stammessitz. Das übrige Stammesgebiet ist dünn besiedelt. Diese Bevölkerungsverteilung hat auch die Missionsarbeit beeinflußt.

Zunächst hatten weder die Engländer noch die Buren Neigung, sich um das öde, menschenleere Land zu kümmern. Die Verhältnisse verschoben sich einigermaßen, als im Jahre 1852 die Engländer die Unabhängigkeit der Transvaal-Republik anerkannten und nun die Transvaal-Buren sich nach allen Seiten hin auszudehnen strebten. Ihr Regiment den Eingeborenen gegenüber war, wie bekannt, hart. Schwachen Stämmen legten sie schwere Fronen oder hohe Abgaben auf, starke Stämme zerbrachen sie. Es war kein Wunder, daß die beTschuanen-Völker im Westen ihren Nacken unter das Burenjoch nicht beugen wollten. Die Buren kamen hauptsächlich mit den baKwena und ihrem Häuptling Setschele in Konflikt und unterwarfen ihn. Aber ihre Herrschaft war in jenem Gebiet nicht von Dauer. Es war wohl das Werk der Londoner Missionare, daß sie den Unabhängigkeitssinn der beTschuanen stärkten, auch entweder selbst oder durch Händler sie mit Flinten und Pulver versorgten. Als unter dem rücksichtslosen, aber weitblickenden Staatsmann Cecil Rhodes (1853—1902) die Kapkolonie eine großafrikanische Politik zu treiben begann, als die von Rhodes gegründete „südafrikanische Kompanie" das maTebelereich Lobengulas unterwarf, als der weitausschauende Plan der Kap-Kairo-Bahn in Angriff genommen wurde, bekamen die schier vergessenen beTschuanen-Völker einige politische Bedeutung.

---

[1]) In dem Betschuana-Lande bis zum Molopofluß, das zur Kapkolonie gehört, 84472; in dem Betschuana-Land-Protektorate 125350 Einwohner. Außerdem wohnen noch einige tausend baMangwato in Süd-Rhodesien.

Durch ihr Gebiet mußten die Kap-Kairo-Bahn und der einzige Weg in das große Rhodesia-Reich gehen. So wurde 1895 das südliche Stück des Landes bis zu dem meist wasserlosen Molopoflusse von der Kapkolonie annektiert, das große öde Gebiet nördlich vom Molopo bis zum Sambesi zu einem Betschuanaland-Protektorat gemacht.

Der Träger der Missionsarbeit und weitaus die bedeutendste missionarische Erscheinung während des halben Jahrhunderts von 1818 bis 1870 war der Schotte Robert Moffat.[1]) Aus frommer, aber armer Handwerkerfamilie, seines Standes ein Gärtner, ohne höhere Bildung, ja ohne ein Missionsseminar besucht zu haben, wurde er 22jährig nach Afrika ausgesandt. Er ist einer von denen, an welchen der Missionsberuf seine Kraft, große Menschen, tüchtige Charaktere zu bilden, in auffallender Weise bewährt hat. Nach einer kurzen romantischen Probezeit im Kraal des Orlam-Häuptlings Christian Afrikaner am unteren Oranjefluß wurde Moffat nach Lataku am Kuruman unter die baTlaping versetzt, wo die Mission noch in den ersten Anfängen war. Das Volk war widerspenstig und von einer kaum noch zu übertreffenden Unliebenswürdigkeit, diebisch, faul, sinnlich, aufdringlich. Es gehörte eine schottische Zähigkeit dazu, den Mut nicht zu verlieren. Es schien jahrelang, als gäbe es zu diesen harten Herzen überhaupt keinen Schlüssel. Moffat fand ihn durch zwei Umstände. Damals schlugen die von der kriegerischen Expansion der Sulu hervorgerufenen Erschütterungen im Völkerleben Südafrikas ihre Wogen bis in jene abgelegenen Gebiete. Ein von seinem Sitze vertriebener, 40000 Köpfe starker Stamm der boTlokoa, die Mantäti, brach plündernd und mordend über die beTschuanen herein. Moffat bot die mit Pferden und Flinten reichlich versehenen Gri-qua Waterboers zur Hilfe auf. Gri-qua und baTlaping vereint, schlugen bei Lataku die wilden Mantäti-Horden zurück. Moffat war durch seinen klugen Rat der Retter des Volkes vom Untergange. Außerdem überzeugte er sich bald, daß man an das Herz dieser Leute nur herankommen könne, wenn man ihre Sprache gründlich verstehe. Nahe der Grenze der holländisch sprechenden Kolonie, angrenzend an das auch holländisch sprechende Gri-qua-Reich Waterboers, hatte es ja zunächst nahegelegen, sich auch unter den baTlaping des Kap-

[1]) Moffat, Missionary labours and scenes in SA. London 1842 und viele spätere Auflagen. — The lifes of Robert and Mary Moffat. By their son New York 1866. — AMZ. 1902, Beibl. 25. — EMM. 1888, 49. 97. — J. Mackenzie, Ten years north of the Oranje River. Edinburg 1871.

holländischen zu bedienen, das auch viele der Männer einigermaßen verstanden. Aber Moffat war entschlossen, gründlich seTschuana zu lernen. Das war für ihn, der außer ein wenig Holländisch noch nie eine fremde Sprache gelernt hatte und linguistisch ungeschult war, eine Leistung, zumal bei dem Mangel von Vorarbeiten. Moffat ging mit seinem Ochsenwagen monatelang in abgelegene Tschuana-Siedlungen, um ein reines, idiomatisches seTschuana im richtigen Tonfall sprechen zu lernen. Er soll es zu wirklicher Meisterschaft in der Sprache gebracht haben. Nun kam auch der Umschwung im Volke wie über Nacht. Es setzte eine jener ergreifenden Erweckungsbewegungen ein, wie sie sonst für die Hottentotten-Missionen Südafrikas charakteristisch sind, mit einem schier unersättlichen Hunger nach Gottes Wort, brennendem Gebetseifer, einer unermüdlichen Lust, christliche Lieder zu singen, und reumütigen Sündenbekenntnissen. Das Eis war gebrochen. Sogar der Häuptling Mothibe wurde Christ, nachdem schon die Mehrzahl seiner Familienglieder getauft war. Kuruman, Moffats Station, wurde eine „Stadt auf dem Berge". Allerdings hatte Moffat mehr die Gabe eines Pioniers als die eines treuen, pflegsamen Gärtners. Er verstand es, die Grundlagen der Kirche zu legen. Mit dem Aufbau und Ausbau hat es gehapert. Das Schulwesen lag im argen. Mit der Helferausbildung wurde kaum ein ordentlicher Anfang gemacht, die geistliche Pflege der Gemeinde ließ zu wünschen übrig. Moffats Gaben gingen mehr nach zwei anderen Richtungen, und da hat er Bedeutendes geleistet. Er hat mit unsäglichem Fleiß im Verlauf von drei Jahrzehnten bis 1857 die ganze Bibel ins seTschuana übersetzt und durch den Druck geführt. Er hat auch sonst wenigstens das Unentbehrliche an christlicher Literatur für den kirchlichen Gebrauch geschaffen. Und dann wurde Moffat der Pionier bei einem beTschuanenstamme nach dem anderen, ja sogar darüber hinaus, auch bei den maTebelen, der Bahnbereiter und Türöffner für die Mission.

Zunächst traten bei den baHarutse Londoner Missionare, bei den baRolong englische Wesleyaner[1]) ein. Dann nahmen die Londoner durch Moffats Schwiegersohn, David Livingstone, die baKwena in Angriff. Livingstone (1813—1873) hat hier unter den beTschuanen seine missionarische Lehrlingszeit zugebracht. Man wird vom missionarischen Standpunkte nicht gerade sagen können, daß seine

---

[1]) Th. Smith, Memoir of the Rev. P. L. Hodgson. London 1854.

Missionspraxis vorbildlich gewesen sei. Sein unruhiger, vorwärts drängender Eifer wollte neue Bahnen für das Reich Gottes suchen, aber er kam darüber nirgends zur soliden, grundlegenden Arbeit. Der Handel, für den Livingstone als echter Engländer so sehr schwärmte, hat für die Erschließung und Zivilisierung Afrikas Bedeutung gehabt, aber gerade bei den beTschuanen-Völkern eine ziemlich geringe.[1]) Und daß Livingstone dem baKwena-Häuptling Setschele, vielleicht auch anderen Häuptlingen, Flinten und Pulver lieferte, war begreiflicherweise den Buren ein Dorn im Auge, auch wenn Livingstone sich dabei beruhigen mochte, die beTschuanen seien für ihren Lebensunterhalt in großem Umfange auf die überaus ergiebige Jagd angewiesen, und dafür seien die Flinten ein fast unentbehrliches Hilfsmittel. Zudem kam der schroffe Gegensatz zwischen Brite und Bur gerade bei Livingstone in seinem feindlichen Aburteilen über die Buren zum charakteristischen Ausdruck. Die Buren unterwarfen den Häuptling Setschele, bei dem Livingstone damals wohnte, erbrachen und plünderten Livingstones Haus und trugen dadurch ihrerseits dazu bei, Livingstones Lebensarbeit vorwärts nach Zentralafrika zu weisen. Jene Episode vorübergehenden burischen Einflusses bei den beTschuanen-Völkern führte übrigens die Hermannsburger Mission dorthin. Sie kamen als die von den Buren empfohlenen Missionare und standen dadurch von vornherein im Gegensatz gegen den englischen Einfluß. Sie nahmen vorübergehend Livingstones Arbeit bei dem Christ gewordenen baKwena-Häuptling Setschele auf und begründeten die Mission unter den baMangwato. Hier hatten sie die Freude, den ältesten Häuptlingssohn Khama zu taufen. Aber schon 1861 wurden sie bei beiden Stämmen wieder durch die Londoner Missionare verdrängt. Für letztere wurde nun die Station in der Hauptstadt des baMangwato-Reiches Schoschong einer der Glanzpunkte. Allerdings ging es dieser Hauptstadt wie fast allen anderen Hauptstädten der beTschuanen. Für derartig massenhafte Ansiedlungen, wie seltsamerweise diese Völker sie lieben, geben meist die Quellen und Flüsse auf die Dauer nicht Wasser genug. Die Hauptstädte müssen öfter verlegt werden. Die des baMangwato-Reiches war erst Schoschong,[2]) dann Palapye, jetzt Serowe, alles in der Missions-

[1]) F. A. Spiecker hat in der Broschüre „Handel und Mission unter den Nama und Herero" (Berlin 1905; vgl. AMZ. 1883, 365) nachgewiesen, wie gering der Kultureinfluß des Handels bei unzivilisierten Südafrikanern ist.

[2]) Warneck, Missionsstunden II, 1, Nr. 9. Einige Bilder aus der Londoner Mission in Schoschong.

geschichte wohlbekannte Namen. 1872 wurde nach schweren Kämpfen zwischen den Prätendenten Macheng und Sekhome der Christ Khama[1]) König des baMangwato-Reiches und ist es bis heute. Er ist wohl die bedeutendste, charaktervollste christliche Häuptlingsgestalt Südafrikas überhaupt. Häuptling und Christ zugleich sein ist in Südafrika sehr schwer. Die Vielweiberei, die Ahnenopfer, die zahlreichen Bezauberungen der Äcker vor der Aussaat, der Jungmannschaft vor dem Kriegszuge usw., die Mannbarkeitsfeiern der männlichen und weiblichen Jugend, die Regenmacherei in den immer wiederkehrenden Dürren — alles sind Stricke, welche die Häuptlinge am Heidentum festhalten. Khama hat sich bemüht, von dem allen sein Gewissen unbefleckt zu halten. Er wolltes ein Volk zivilisieren. Er führte Pflüge ein; er trieb die Männer dazu, den Frauen die schwere Ackerarbeit abzunehmen, die meist bei den afrikanischen Völkern der Frauen Los ist. In Zeiten der Dürre veranstaltete er wochenlang christliche Bittgottesdienste und nahm selbst daran teil. Noch in den letzten Jahren hat er in seiner Hauptstadt eine Kirche für 200 000 Mark gebaut, für die sein Volk willig beisteuerte. Vor allem führte er einen wahrhaft heldenmütigen Kampf gegen die Branntweineinfuhr, und das hat ihn berühmt gemacht. Vor der Errichtung des englischen Protektorats, als er noch ganz Herr im Lande war, half er sich damit, daß er die weißen Branntweinhändler mit Schimpf und Schande aus seinem Lande jagte oder sie, wenn er sie beim Branntweinhandel oder selbst betrunken fand, in schwere Geldstrafen nahm. Als nach der Aufrichtung des britischen Protektorates und unter dessen Schutz die Branntweinhändler wieder sein Land zu überschwemmen drohten, reiste er nach Kapstadt und von da sogar weiter nach London, um für sein Land ein strenges Branntweineinfuhrverbot zu erwirken. Man wird vielleicht sagen müssen, daß Khama übers Ziel hinausschoß und Antialkohol-Fanatiker wurde. Er hat seinen Untertanen auch den Genuß ihres selbst gebrauten Kaffernbieres verboten. Nun ist ja richtig, daß die Südafrikaner sich aus Honig, Mais, Hirse, Morula-Früchten und anderem berauschende Biere zu brauen verstehen, ebenso, daß das weitaus am meisten gebraute, leichte Kafferbier absichtlich in solchem Übermaß getrunken wird, daß man auch

[1]) Hepburn, 20 years in Khama's Country. London 1896; erzählt hauptsächlich den mißglückten Missionsversuch unter den baTauana am Ngami-See. — Lloyd, Three great African chiefs. — Khama, Sechele, and Bathoeng. London 1895. — Lyall, 20 years in Khama's Country. London 1896.

damit eine Berauschung zustande bringt. Aber an sich ist jenes leichte Bier nicht gesundheitschädlich, sondern nach Aussage von Sachverständigen sogar nahrhaft und zuträglicher als unsere leichten Lagerbiere. So gewiß die Unmäßigkeit und Trunksucht der Afrikaner ein unbarmherzig auszurottendes Übel ist, so sehr erschwert sich die Mission diesen Kampf, wenn sie auch dieses leichte Hirse- oder Maisbier ausrotten will. Freilich, wer will die Afrikaner Mäßigkeit lehren, so lange das Christentum ihnen nicht charakterlichen Halt gegeben hat?

Es war ein Mangel der Missionsarbeit unter den beTschuanen, daß bei jedem Volksstamme einzeln mit der Mission begonnen werden mußte. Sind diese Völker auch in ihrer geistigen Struktur, in ihren Lebensgewohnheiten und Überlieferungen gleichförmig und auch ihre Sprachen nur dialektisch abweichend, so bildeten sie doch bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts sich fremd, wenn nicht gar feindselig gegenüberstehende Reiche, die nichts miteinander zu tun hatten und haben wollten. Zudem sind die Londoner Missionare Independenten. Sie lieben eine straffe heimatliche Missionsleitung nicht. Mehr oder weniger arbeitet jeder Missionar und jede Station nach eigenem Gutdünken. Auch an gut vorgebildeten einheimischen Helfern fehlte es. Als Moffat 1870 im Alter von 75 Jahren nach England zurückgekehrt war, sammelte man ihm zu Ehren eine beträchtliche Summe, eine viertel Million, um davon in Kuruman ein Gehilfen-Seminar, das Moffat-Institut, einzurichten (1872). Es war hohe Zeit, daß man die Helfer-Ausbildung in die Hand nahm. Aber das Institut in Kuruman gedieh nicht. Die baTlaping allein konnten nicht genug Jünglinge stellen, und für die anderen beTschuanen-Stämme lag Kuruman zu weit ab. Ehe die Bahn gebaut wurde, war ja auch der Verkehr in jenen Gegenden mühsam, und auch die Bahnlinie liegt von Kuruman fern.

Trotzdem fand das Christentum bei allen beTschuanen-Völkern guten Boden. Jede ihrer Hauptstädte ist seit Jahrzehnten Missionsstation, um jede sammelt sich eine stattliche Gemeinde: In Kuruman 2000, in Serowe 11000, in Kanye unter den baNgwaketse 2000, in Molepolole unter den baKwena 5650, insgesamt in den Londoner Gemeinden etwa 18000. Allerdings sind das kaum 8 % der beTschuanen-Völker. Man sollte einen höheren Prozentsatz erwarten. Merkwürdig war, daß wiederholt schwarze Propheten auftraten, die sich für Jesus oder Johannes den Täufer ausgaben und ihren Volks-

genossen die Vernichtung der Weißen und die baldige Aufrichtung des Herrlichkeitsreiches der Schwarzen in Aussicht stellten. Das gab dann jedesmal einen Rausch der Begeisterung, gegen den selbst Helfer und Ordinierte nicht immun waren, bis meist bald die Seifenblase wieder platzte.

Die neue Zeit[1]) hat — zumal seit der Aufrichtung des Protektorats im Norden und der Annexion des Südens (1885) — die Verhältnisse der Eingeborenen erheblich verschoben. Die Kap-Kairo-Bahn geht quer durch das Land. Sie hat die Völker einander näher gebracht. Kriegsgefahren und Kriegszüge sind schon lange nicht mehr möglich. Bei den geordneten friedlichen Verhältnissen regelt sich allmählich das prozentuale Verhältnis beider Geschlechter von selbst, damit wird der Polygamie mehr oder weniger der Boden entzogen. Wenn es annähernd so viel Männer wie Frauen gibt, kann sich der Reiche den Luxus mehrerer Frauen nur auf Kosten eben so vieler Männer leisten, die ohne Frauen ausgehen. Das läßt sich auf die Dauer nicht durchführen. Die groben Auswüchse des Heidentums, die Mannbarkeitsfeiern für Jünglinge und junge Mädchen finden entweder gar nicht mehr oder nur noch im verborgenen statt; jedoch sucht das zuchtlose Heidentum diese nationalen Sitten ab und zu neu zu beleben und findet damit Anklang. Eine irgendwie europäische Kleidung bürgert sich wenigstens in den Städten überall ein. Das Christentum ist eine Macht im Lande. Leider liegt das Schulwesen im argen. Wohl hat die Londoner Mission redlich versucht, Elementarschulen einzurichten, aber es fehlt an qualifizierten Lehrern, und die Leistungen der Schulen sind gering. Zum Teil haben die Stämme wie die baKwena und die baNgwaketse die Schulen auf den Stamm übernommen und bestreiten die Kosten durch eine Schulsteuer. So war es ein dringendes Bedürfnis, daß die Londoner Mission 1904 in Tigerkloof[2]) eine zentrale Schulstation errichtete, eine Mittelschule, ein Lehrerseminar, ein Evangelisten-Institut zur Vorbereitung bewährter Helfer auf die Ordination, ein Mädchen-Pensionat und eine Handwerksschule. Es standen dazu reichliche Geldmittel aus dem Arthington-Fonds zur Verfügung. Bei der jetzigen Freizügigkeit macht es keine Schwierigkeiten mehr, Jünglinge und junge Mädchen aus den verschiedensten Stämmen hier zu ver-

[1]) W. D. Mackenzie, John Mackenzie. New York 1902.
[2]) Willoughby, Tiger-Kloof, the LMS. native institution in SA. London 1912.

einigen; hat doch sogar die maTebele-Mission der Londoner Gesellschaft dies Institut zu ihrer Schulstation gemacht, und neuerdings will die ganze farbige Kongregationalistenkirche von Südafrika hier ihre eingeborenen Lehrer und Helfer ausbilden. Auch mit einem Zusammenschluß der Gemeinden und Stationen zu einem losen Kirchenkörper ist ein Anfang gemacht. Es ist ein beratender Kirchenausschuß (native advisory council) gebildet, der den Versuch machen soll, im kirchlichen Leben, in der Kirchenzucht, in dem Katechumenat und anderen Grundordnungen Gleichmäßigkeit herbeizuführen.

Die Londoner Missionsleitung hat zwei Deputationen auf dies Missionsfeld gesandt, um die Verhältnisse neuzuordnen. Man hat doch eben den schmerzlichen Eindruck, daß nach den romantischen Anfangszeiten, die sich an die Namen Moffat's und Livingstone's knüpften, ein halbes Jahrhundert mehr oder weniger planloser Zerfahrenheit jene schönen Blüten nicht hat zur Frucht reifen lassen. Jedoch ist in diesem Zusammenhange die Londoner Missionsarbeit im beTschuanen-Lande neu organisiert. Es ist eine Exekutive eingesetzt, zu deren Obliegenheiten außer der Koordination der verschiedenen Missionszweige vor allem die Vereinheitlichung und Zusammenfassung des Schulwesens bis zum Lehrerseminar in Tigerkloof gehört.

Im südlichen beTschuana-Lande ist der Stammeszusammenhang in der Auflösung begriffen; damit fallen allerdings die Schranken, welche bisher die Mission durch den entscheidenden Einfluß der ihnen bisweilen planmäßig entgegenarbeitenden Häuptlinge behinderten, aber leider auch die alten Bindungen des sittlichen und des Familienlebens. Kuruman ist nur noch ein Schatten seiner früheren Größe. Die Mission hat den ausgedehnten, zugehörigen Grundbesitz großenteils verkauft. Im Protektorate sind die Verhältnisse auf den beiden Stationen Kanye und Molepolole, den alten baKwenastationen, unbefriedigend; die Häuptlinge taugen nichts, die baKwena suchen sich durch die übliche Verlegung ihrer Wohnsitze dem Einfluß der Missionare zu entziehen. Der alte baMangwato-Fürst Khama lebt und regiert noch immer; seine jetzige Hauptstadt Serowe ist immerhin auch heute noch ein Mittelpunkt des kirchlichen und religiösen Lebens. Dort allein befindet sich eine stattliche Gemeinde von etwa 11000 Getauften, von denen aber nur 1846 volle Kirchenglieder sind. Es hat etwas Wehmütiges, daß nach hundertjähriger Arbeit nur etwa 6000 Kirchenglieder und weitere 12000 Anhänger vorhanden sind.

Die Londoner Mission sucht ihren Einfluß im Lande durch ausgedehnte Predigtreisen bis an den Ngamisee und in die Kalahariwüste aufrecht zu erhalten. Ein neuer Zug ist in das Bild dadurch gekommen, daß sich zahlreiche Trupps von Herero aus dem früheren Deutsch-Südwestafrika mit unglaublichen Mühen und Entbehrungen durch die Kalahari durchgeschlagen haben und sich nun teils im Lande Khamas unter den baMangwato, teils am Ngamisee unter den baTauana, teils am Tschobe im Caprivizipfel niedergelassen haben. Die Londoner Missionare empfinden es nicht gerade leicht, diese selbständigen, auf deutsch-lutherischem geistlichen Boden erwachsenen Christen in Pflege zu nehmen, sehen aber in ihnen eine willkommene Verstärkung ihrer christlichen Position. Und es ist wertvoll, daß diese Herero, auch die, welche sich ehedem zu Hause gegen das Christentum ablehnend verhielten, jetzt Christ werden und sein wollen, ein Beweis der tiefgrabenden Rheinischen Missionsarbeit. Die Herero am Tschobe haben die lutherischen Hermannsburger in Transvaal um kirchliche Pflege gebeten.

Die LMS. ist so überwiegend die Mission des dünn bevölkerten und wenig entwicklungsfähigen beTschuanen-Landes, daß neben ihr andere Missionen wenig in Betracht kommen. Die Pariser Mission hat ein Menschenalter hindurch (1832—1869) unter den baHarutse zu Motito gearbeitet, hat aber dann diese Station und die in Verbindung mit ihr gesammelte Gemeinde an die LMS. abgetreten, um ihre Kräfte der aufblühenden baSuto-Mission widmen zu können. Die Wesleyanische Mission hatte alte Beziehungen zu dem Stamme der baRolong. Die größere Hälfte dieses Stammes war in den schweren, an die Raubzüge Mosilikazzis sich anschließenden Wirren nach Thabantschu im Oranje-Freistaate ausgewandert, hatte sich dort unter den Einfluß der Mission gestellt und war großenteils christianisiert. Nun bestanden dauernd lebhafte Beziehungen zwischen dem ausgewanderten Teile des Stammes und den in der alten Heimat Verbliebenen, die sich in der Gegend des jetzigen Mafeking (zu deutsch „Felsplatz") angesiedelt hatten. Ihr Häuptling war Montsioa. Dessen Bruder Molema war Christ geworden und war und blieb bis an seinen Tod 1881 allen Widerwärtigkeiten und Anfeindungen zum Trotz „Monna oa Lefoko", der Mann des Wortes. Leider bekam er von der wesleyanischen Mission wenig Unterstützung. Bald nach seinem Tode änderte sich die politische Lage in jener Gegend. Die Buren machten einen schlecht vorbereiteten Versuch, in jener Gegend

eine Republik Stellaland aufzurichten; die Briten sandten dagegen den General Sir Charles Waren mit 4000 Mann, der Häuptling Montsioa stellte sich und den Stamm der baRolong unter britisches Protektorat. Im Jahre 1885 wurde das Protektorat Betschuanaland aufgerichtet. Das bis dahin abgelegene und vernachlässigte Mafeking wurde die Hauptstadt des Schutzgebietes; bald wurde auch die von Kimberley nach Norden weitergeführte Bahn wenigstens bis Mafeking fertiggestellt; dies bekam also einige Jahre als Endpunkt der Hauptverbindungen ins Innere Afrikas und damit als Basis für die schwierigen Unternehmungen in Rhodesia eine erhöhte Bedeutung. Jetzt besannen sich die Wesleyaner auf ihre alten Beziehungen zu den baRolong. Mafeking wurde Missionsstation. In der bei den Wesleyanern üblichen Weise wurde auch hier die Arbeit an den in das Land strömenden Weißen mit der Heidenmission verbunden. Mafeking wurde über Nacht für sie ein wichtiger Platz. Der erste Missionar R. F. Appelbe (1885) mußte sich noch $2^1/_2$ Jahr auf das kümmerlichste in einer Eingeborenenhütte behelfen. Aber bald entstand ein Europäerviertel und in ihm eine stattliche Kirche mit einem Pfarrgehöft. Auch das nahegelegene, ziemlich heruntergekommene Vryburg wurde besetzt. Die Wesleyaner sammelten etwa 1200 Christen und hatten auch nach Transvaal hinein einige Außenstationen.

Die Anglikaner hatten Verbindungen mit einer jener seltsamen beTschuanengruppen, wie sie in der Missionsgeschichte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wiederholt auftauchten. Von der Pariser Mission in Bethulia am Vaal bekehrt und gesammelt, waren sie von dort 1853 vertrieben und wanderten nun zwei Jahrzehnte lang unstet umher, kirchlich notdürftig bedient von einem Christen David. Um 1873 ließen sie sich in Phokoane im südlichen beTschuanen-Lande nieder und baten den Bischof von Blumfontein um einen Missionar. 1875 ließ sich W. H. R. Bevan bei ihnen nieder. Die Entwicklung dieser Mission war allerdings noch zwei Jahrzehnte lang bedenklich unruhig. Erst erwies sich der Häuptling als Gegner der Christen, der die Gemeinde nicht aufkommen lassen wollte; dann gingen ein halbes Jahrzehnt über das Land die burisch-britischen Wirren, die zur Aufrichtung des britischen Protektorates führten; dann beging 1896 der kleine Stamm die Torheit, gegen die britische Herrschaft zu rebellieren, was ihm fast seine Existenz kostete. Trotz alledem behielten die Anglikaner, da jenes Gebiet als Durchgangs-

land nach dem Innern einige Bedeutung erlangt hatte, den dünnen Faden der Verbindung mit dem Phokoane-Stamm in den Händen und dehnten von hier zunächst ihre Beziehungen nach Kimberley, Mafeking, Vryburg und andern britischen Siedlungen in dem menschenleeren Lande aus, wo weiße Anglikaner auf den bischöflichen Dienst Anspruch erheben konnten. An diesen Orten wurden Kirchgemeinden gegründet, die allerdings meist kaum lebensfähig waren. Die hochkirchlichen Anglikaner haben ja die dogmatische Zuflucht, daß auch, wenn niemand an ihren Sakramentsfeiern teilnimmt, doch eben Gott im Meßopfer seine Ehre dargebracht werde. Nun einmal im Lande — in Phokoane, Mafeking und Vryburg — hatten sie Gelegenheit, sich auch anderswo in die Eingeborenen-Verhältnisse zu mischen. Wenn auch die LMS. in jeder größeren Siedlung der beTschuanen vertreten war, so war doch die Zahl ihrer vollen Kirchenglieder gering, und die LMS. hatte es bei ihren independenten Neigungen und der Stammeszersplitterung der beTschuanen versäumt oder nicht vermocht, gesunde kirchliche Verbände zu schaffen. Die Anglikaner konnten sich also leicht unter dem Vorwand eindrängen, daß sie nicht den Gemeindebestand der Londoner antasteten, sondern nur der großen Scharen der Nichtkirchenglieder sich annehmen wollten. Besonders in der alten Hauptstation Moffats, Kuruman, ließen sie sich nieder, knüpften aber auch an andern Orten Verbindungen an. Im Oktober 1911 ist ein neuer Bischofsitz „Kimberley und Kuruman", d. h. für Griqualand-West und das Betschuanaland gestiftet. Hoffentlich steigern sich dadurch nicht die kirchlichen Verwicklungen. Auch bei dem nördlich wohnenden beTschuanenstamm der baKwena in Molepolole gewann die SPG. 1911 dadurch Eingang, daß der mit den Londonern zerfallene Oberhäuptling sie seiner anglikanisch getauften Frau zuliebe rief. Der Archidiakon Crisp hat das Neue Testament in tse-Rolong übersetzt.

X. Süd-Rhodesia.[1])

Süd-Rhodesia besteht aus den beiden Provinzen maTebele-Land im Südwesten, 152000 qkm groß mit (1910) 220000 Eingeborenen und 7654 Weißen, also insgesamt 227654 Einwohnern, und maSchona-Land im Nordosten 208000 qkm groß mit 461000 Eingeborenen

[1]) Mathers, Zambesia, Englands Dorado in SA. London 1891.

und 6364 Weißen, also 467364 Einwohnern. Beide Provinzen zusammen sind mit 360000 qkm etwas größer als das alte Königreich Preußen, haben aber nur 695000 Einwohner, nicht einmal 2 auf den qkm, gegen 120 in Deutschland. Das Land ist also dünn bevölkert. Seiner geographischen Beschaffenheit nach ähnelt es dem Transvaal; wie dieses ist der Osten ein von Bergzügen unregelmäßig durchzogenes Hochland von 4—5000 Fuß durchschnittlicher Höhe; nach Westen zu dacht sich diese Hochebene langsam zur Kalahari-Wüste ab. Da aber das Land soviel näher an dem Äquator liegt und im Durchschnitt erheblich mehr Regen hat als Transvaal, ist das Klima fast durchweg ungesund; Malaria ist selbst bis zu Höhenlagen von 4000 Fuß nicht ungewöhnlich, und in den zahlreichen, zum Teil tief eingeschnittenen Flußtälern ist das Klima geradezu tödlich. —

Als 1837 die Buren in Transvaal die Horden Mosilikazzis besiegten und bedrängten, zog sich dieser kriegs- und beutelustige Suluhäuptling über den Limpopo zurück und gründete zwischen dem Limpopo und dem Sambesi ein großes maTebele-Reich. Die Einwohner des Landes wurden unterworfen, die Männer erschlagen, die Frauen zu Sklaven gemacht, die Söhne in das Heer eingereiht. Die maTebele lebten nur von Raubzügen und Viehzucht. Alle Jahre zogen ihre Impis (Kommandos) aus, um die schwachen Nachbarstämme auszurauben und das eigene Volk und Heer durch die Eingliederung der Frauen und Söhne der Unterjochten zu verjüngen. Besonders die verschiedenen kleinen, zusammenhangslosen und politisch machtlosen Stämme des maSchona-Landes, — die maSchona, maNica, die baKaranga oder wie die maTebele sie nannten, baNyai „Hunde" — waren häufig und schutzlos diesen Raubzügen ausgesetzt und waren dadurch entartet und wirtschaftlich verarmt. Die maTebele konnten diese tyrannische und barbarische Herrschaft durch sechs Jahrzehnte aufrecht erhalten. Dem König Mosilikazzi folgte 1868 sein Sohn Lobengula, der ebenso blutdürstig und grausam regierte. Eine rücksichtslose Militärdespotie nach dem Muster der Heere Tschakas gab ihm eine für einen afrikanischen Despoten ungewöhnliche Macht. Und gefährliche Rivalen schienen nicht vorhanden zu sein. Im Osten war das maTebele-Reich wegen der außerordentlichen Ungesundheit des portugiesischen Ostafrika schwer zugänglich. Im Süden hatten die Transvaal-Buren im eigenen Lande alle Hände voll zu tun. Aber im maTebele-Reich lagen die merkwürdigen, uralten Ruinen

von Zimbabye, die wiederholt von den Gelehrten mit dem Ophir König Salomos in Verbindung gebracht sind; in ihrer Nähe bestehen verlassene, alte Goldgruben. Auch Eisenerz ist im Lande reichlich vorhanden. Die baNiyai und maSchona hatten Schmelzöfen und bearbeiteten ihre Hacken und Speere mit Geschick. Als in der Mitte der 80er Jahre der ungeheure Mineralreichtum Transvaals bekannt wurde, wurde die Aufmerksamkeit auch auf das bis dahin fast unbekannte und unzugängliche maTebele-Reich gerichtet. Groß-Britannen erklärte es 1888 als zu seiner Interessensphäre gehörig. Lobengula verlieh törichterweise, wohl ohne eine Ahnung von den Folgen dieses Schrittes, 1889 an einen Sendling des rücksichtslosen kapländischen Diamantenkönigs Cecil Rhodes eine weitgehende Konzession zu bergmännischem Abbau von Mineralien. Daraufhin gründete Cecil Rhodes 1889 die „Südafrikanische Chartered Company“ und ließ sich von der britischen Regierung die Herrschaft über das maTebele-Land übertragen. 1890 unternahm daraufhin ein Trupp von 600 Abenteurern, Soldaten und Goldsuchern, eine Expedition quer durch das Land, legte verschiedene Forts an und gründete die Hauptstadt Salisbury. Lobengula hatte das unter dem Einfluß seines Hauptzauberers nicht verhindert. Aber der Kampf um die Macht zwischen ihm und den sich schnell überall rücksichtslos im Lande festsetzenden Weißen war unvermeidlich. Er brach 1893 aus und wurde von den Briten mit schonungsloser Grausamkeit geführt; er endete mit einer gänzlichen Niederlage Lobengulas und einem Zusammenbruch seines Militärsystems. Allerdings wagten die maTebele 1896 noch einmal eine Revolution, welche für die wenigen Weißen im Lande verhängnisvoll zu werden drohte, weil auch die maSchona sich den Empörern anschlossen und die zerstreuten Weißen auf den einsamen Farmen ermordeten. Der Aufstand wurde aber schnell gänzlich niedergeschlagen. Damit war die Herrlichkeit der großen und der kleinen Häuptlinge im Lande endgiltig beseitigt, die Weißen waren die unbestrittenen Herren des weiten Landes.

Damit trat schnell ein völliger Umschwung der Verhältnisse ein. Seit der Beseitigung der maTebele-Herrschaft gab es nur noch zahlreiche, meist kleine Häuptlingsschaften im Lande, mit denen als Machtfaktoren überhaupt nicht gerechnet zu werden brauchte. Es stellte sich heraus, daß ausgedehnte Striche zumal in den höheren Lagen ausgezeichnetes Weideland sind; sie wurden in weitestem Umfang von weißen Farmern in Beschlag und Bearbeitung genommen.

Man ließ die Farbigen zunächst noch wohnen, da sie billige Arbeitskräfte stellten und man von ihnen auch eine Landrente erheben konnte. In dem Umfang aber, als die Farmer für ihre wachsenden Viehherden oder ihre Äcker mehr Land brauchten, wurden die Farbigen verdrängt. Es blieb ihnen oft kaum etwas anderes übrig, als in die glücklicherweise vorbehaltenen und wenigstens für die gegenwärtige Zahl von Eingeborenen nicht knapp bemessenen Reserven zu ziehen. Dieser Zug der Eingeborenen nach den Reserven ist neuerdings immer stärker geworden und verschiebt ihre Wohn- und Missionsverhältnisse erheblich.[1])

[1]) Zwischen der „Britisch-südafrikanischen Gesellschaft“ oder, wie man sie kurz nennt, der Chartered Company und der englischen Krone ist von 1914—18 einer der Riesenprozesse der Weltgeschichte verhandelt. Es ging, nachdem man alle Ländereien ausgeschieden hatte, die seit 1890 von der Kompanie an Weiße verkauft sind, noch um 73 Millionen Äcker, darunter den gesamten Besitz der Eingeborenen an dem Lande ihrer Väter. Die Kompanie beanspruchte diesen ungeheuren Besitz einmal auf Grund des „Rechtes der Eroberung“; aber es wurde ihr entgegengehalten, daß irgendwelche Eroberungen von Engländern letztlich nicht Privatbesitztitel verleihen, sondern Besitzrechte der englischen Krone zur Folge haben. Außerdem brachte die Kompanie einen jener berüchtigten Scheinkaufverträge vor, durch den Lobengula sein ganzes Reich, sogar seinen eigenen Kraal und seinen Privatbesitz durch ein paar Kreuze unter einem unverstandenen Schriftstück an einen deutschen Juden Lippert in Johannesburg abgetreten hatte! Das ganze Dokument wurde als juristisch wertlos ausgeschieden. Nach vierjährigen Verhandlungen entschied am 29. Juli 1918 der höchste englische Gerichtshof, das Privy Council, gegen die Kompanie und sprach das Besitzrecht aller „herrenlosen“ Ländereien der Krone zu. Die Entscheidung war um so wichtiger, da die inzwischen auf 36000 Seelen angewachsene weiße Bevölkerung nachdrücklich die Beseitigung der Gesellschaftsherrschaft der Chartered Company und die Einführung der Selbstverwaltung forderte. An Stelle des phantastischen Besitzanspruchs auf fast das ganze Land wurde der Kompanie ein Ablösungsanspruch von £ 4400000 zugebilligt, eine für die Siedlerschaft unerschwingliche Summe. Unglücklicherweise hatte in derselben Zeit bereits eine fast ausschließlich aus Beamten der Chartered Company gebildete „Eingeboren-Reserven-Kommission“ nach nur zweijähriger, ziemlich oberflächlicher Arbeit anscheinend endgiltig die Grenzen der Reserven für die Eingeborenen-Stämme festgelegt; dabei sollten ihnen etwa 1 Million Äcker ihres jetzigen Besitzes entzogen werden. Allerdings blieben auch so noch im Durchschnitt 24 Äcker auf den Kopf; aber weithin ist das öde Land kahler, unfruchtbarer Granitboden, und nur bei bequemer und ausreichender Bewässerung ist ihm ein befriedigender Ertrag abzugewinnen. Dazu scheint es, daß den Eingeborenen die harten Lasten für die Instandhaltung von Straßen, sogar von Autostraßen, auferlegt werden sollen. Schon sind 35000 Eingeborene dringend mit der Vertreibung von ihren bisherigen Wohnplätzen bedroht, und weitere Ausweisungen stehen bevor. Die Bewegung zur „Aufschließung der

Vor allem erwies sich das Land außerordentlich reich an Mineralien, vor allem an Gold, aber auch an Eisenerzen und Kohlen. Es wurden in den verschiedensten Teilen des Landes Gruben und bergmännische Betriebe angelegt, weit mehr als man nach der Zahl der Weißen im Lande vermuten sollte. Um diese reichen Goldgruben ausbeuten zu können, wurden schnell Bahnen gebaut. Die Hauptbahn Salisbury—Buluwayo—Phalapye—Mafeking wurde in den Jahren 1897—1902, die Bahn Beira—Umtali—Salisbury 1899 fertiggestellt. Rhodesien ist trotz seiner durchaus überwiegenden farbigen Bevölkerung und seines ungesunden, teilweise tödlichen Klimas weißen Mannes Land, das ausschließlich im Interesse der weißen Minenunternehmer und Farmer regiert wird.

Die Anfänge der evangelischen Mission gehen bis weit in die Zeit der maTebele-Herrschaft zurück. Robert Moffat hatte schon 1829 Mosilikazzi in seiner damaligen Hauptstadt Mosikha im südwestlichen Transvaal besucht und Freundschaft mit ihm geschlossen. Als sich daraufhin 1836 Missionare des Amerikanischen Board in Mosikha niederlassen wollten, kamen sie in den Strudel der Kämpfe zwischen maTebelen und Buren; der Missionsversuch mißglückte. In den Jahren 1855 und 1857 besuchte Moffat den inzwischen gealterten und wassersüchtigen Mosilikazzi wieder in seiner neuen Hauptstadt im maTebele-Land und erhielt 1859 von ihm die Erlaubnis, Londoner Missionare[1]) in Inyati, 60 km nordöstlich von Buluwayo anzusiedeln. Sein Nachfolger Lobengula gestattete 1871 die Anlage einer zweiten Station, Hopefountain, 15 km östlich von Buluwayo. Auf diesen beiden Stationen haben einige wenige Londoner Missionare, besonders der ausdauernde Sykes (1859—1887) und C. D. Helm (1873 bis zu seinem Tode 14. Jan. 1914) mit großer Geduld gearbeitet. Aber bis

---

Hilfsquellen des Empire" („Empire Resources Development"), eine euphemistische Verschleierung roher Aussaugung und Vergewaltigung, macht zumal nach dem Kriege — zur „Deckung der Kriegsschulden" — mächtig Schule. Man besorgt deshalb in missionarischen und philanthropischen Kreisen, daß außerhalb der so unverantwortlich beschnittenen Reserven den Eingeborenen jeder Grundbesitz, und zwar ebenso der private wie der kollektive des Stammes, entzogen werden soll — oder bereits entzogen ist. Es ist eine starke Agitation gegen diese Vergewaltigung der Eingeborenen in den englischen kirchlichen Kreisen im Gange. (Christ. Expr. 1920, 42.)

[1]) Th. M. Thomas, Eleven years in Central South Africa. London 1872; aus den Anfängen der Londoner maTebele-Mission. — Carnegie, Among the Matebele. 2. Aufl. London 1894.

zur Aufrichtung der südafrikanischen Kompanie 1890 hatten sie nicht einen einzigen Getauften. Die Tyrannei der Militärdespotie ließ schlechterdings das Christentum nicht aufkommen. Eine Religion, die an die Stelle des Krieges den Frieden, an die Stelle der Polygamie die Einehe, an die Stelle der Trunksucht die Nüchternheit oder wohl gar völlige Abstinenz setzen wollte, erschien den maTebelen unmöglich.

Mit der Chartered Company brach 1890 für die Mission eine neue Zeit an. Die Kompanie hatte ein Interesse daran, Missionen in das Land zu ziehen; nicht als ob sie sich um das geistliche Wohl der Farbigen gekümmert oder sonst religiöse Interessen vertreten hätte; aber Kirche und Missionen sind Kulturfaktoren, und die wollte man als Gegengewicht gegen die bloße, nackte Geldgier der goldsuchenden Abenteurer doch auch im Lande haben; man hätte sonst keine soliden Elemente angezogen. Die Kompanie hieß deshalb alle Missionen willkommen und war in der ersten Zeit immer gern bereit, zur Begründung von Missionsstationen in dem „herrenlosen" Lande große Grundstücke, die ihr nichts kosteten, herzugeben oder in den neuangelegten städtischen Gemeinwesen Erfs für kirchliche Zwecke auszusondern. Eine große Anzahl von Missionen ist seither in das Land gekommen. Die Anglikaner und Wesleyaner, die hier wie überall mit der Heidenmission die Pastoration der Weißen verbinden, haben Kirchen- und Missionsposten über das ganze Land; die Londoner Mission hat ihr Arbeitsfeld im Westen des maTebele-Landes, die kapholländische südafrikanische Missionsgesellschaft im Südosten des maSchona-Landes, der Amerikanische Board in der Landschaft Melsetter an der Ostgrenze, die amerikanische bischöfliche Methodisten-Mission in der näheren und weiteren Umgebung von Umtati, die schwedische Kirchenmission in der Landschaft Belingwe. Es kommt der Missionsarbeit zugute, daß die Kompanie sie mit Grundbesitz freigebig ausstattet, und daß seit dem Anbruch der neuen Zeit bei den Eingeborenen ein fast allgemeines Verlangen nach Unterweisung erwacht ist. Andererseits ist störend die unruhige Freizügigkeit der Farbigen, die teils von den weißen Siedlern bedrängt, teils um dem steigenden Steuerdruck zu entgehen, ehedem dicht bevölkerte Gegenden fast ganz verlassen und dadurch den Bestand von Missionsstationen in Frage stellen. Die Kompanie hat eine Schulordnung eingeführt, kraft deren sie über die Missionsschulen eine straffe Aufsicht führt und hohe Anforderungen stellt, aber auch beträchtliche Schulzuschüsse zahlt.

Die Londoner Mission, weitaus die älteste im Lande, befand sich leider bei dem Anbruch der neuen Zeit in Rhodesien in einer bedrückten Finanzlage, welche sie hinderte, die große, nun nach so langer Wartezeit sich bietende Missionsgelegenheit auszukaufen. Zudem wurden ihre beiden alten Stationen Inyati und Hopefountain in den Kriegswirren der Jahre 1893 und 1896 zweimal zerstört. Sie wurden zwar wieder aufgebaut; die Gesellschaft beschränkte aber ihre Arbeit auf den Westen des maTebele-Landes. Hier wurden langsam vier oder fünf neue Stationen angelegt und wenigstens eine von ihnen, Dombodema, mit einem großen Grundbesitz von 24000 Äckern ausgestattet. Aber die Stationen sind meist schwach besetzt; selten befinden sich auf ihnen gleichzeitig mehr als fünf Missionare; Selepeng ist seit dem Abfall der dortigen Gemeinde zu den Anglikanern verlassen und Iniza auch seit Jahren unbesetzt und aufgegeben. In einem ungesunden Lande, wo zumal Weiße, die viel unterwegs sein müssen wie die Missionare bei der Außenarbeit, durch Fieber und andere Krankheiten gehemmt werden, ist eine so schwache Besetzung ein Nachteil. In Hopefountain ist ein Töchterinstitut, in Inyati eine Knabenanstalt eingerichtet. Da sich die Eingeborenen infolge der unsicheren Landbesitzverhältnisse mehr und mehr in den großen Reserven zusammenziehen, wird es eine immer dringendere Aufgabe, ihnen dahin mit dem Evangelium zu folgen. Die Londoner Mission hat die abgelegene, waldbedeckte Shangani-Reserve in Angriff genommen, wo ein wohlgesinnter Sohn Lobengulas, Tjackalissa, großen Einfluß hat. Allein als die vorläufigen Stationsgebäude errichtet waren, stellte sich heraus, daß das Land doch für dauernden Aufenthalt von Weißen zu fieberig und ungesund sei. Der Missionar wird Tagereisen entfernt in Inyati wohnen müssen, ein großer Übelstand, zumal da es sich dort um ein zumeist noch ungebrochenes Heidentum handelt. Die Zahl der Außenstationen ist auf 52, der vollen Kirchenglieder auf 1100, der Anhänger auf 4409 gestiegen; in 52 Schulen werden 3080 Kinder unterrichtet. Das ist nach der gänzlichen Unfruchtbarkeit der Mission unter der maTebelen-Herrschaft immerhin ein erfreulicher Fortschritt.

Die Anglikaner hatten schon 1888 durch den unternehmungslustigen Bischof von Blumfontein, Knight Bruce,[1]) eine große Rekognoszierungsreise quer durch das maTebele- und maSchonaland

---

[1]) Bruce, Journals of the Maschonaland-Mission 1888—92. London 1892.

bis zum Sambesi ausführen lassen. Sie zogen gleich mit der Pionierschar 1890 in das Land und errichteten 1891 ein Bistum maSchonaland, das ganz Süd-Rhodesien und einen Teil von Portugiesisch-Ostafrika umfaßt. Von der Kompanie, besonders ihrem Herrn Rhodes vielfach begünstigt, richteten sie den anglikanischen Kirchenbetrieb in allen wichtigen Verkehrsmittelpunkten und neugegründeten Städten ein. Für die Beschaffung der üblichen äußeren Organe des anglikanischen Kirchentums, Pfarrstellen, Kirchen, Pfarrhäuser, Kirchhöfe und etwa auch Kirchschulen, bietet die bischöfliche Verfassung der anglikanischen Kirche, zumal in den Händen so tatkräftiger Männer wie der beiden ersten Bischöfe von maSchonaland, Knight Bruce 1891—94 und Gaul 1894—1908, große Erleichterung. Auch die Missionsarbeit unter den Eingeborenen wurde von Anfang ins Auge gefaßt; sieben ordinierte und vier Laienmissionare widmen ihr wenigstens den größeren Teil ihrer Kraft. Außer den Städten wie Salisbury, Buluwayo und Viktoria, wo die Mission als Nebenzweig neben der kirchlichen Arbeit hergeht, bestehen fünf oder sechs eigentliche Missionsstationen, von denen Penhalonga und Rusape im Osten und Francistown im Westen die wichtigsten sind. In Penhalonga bei Umtati bestehen eine Knaben- und eine Mädchenanstalt mit Handwerkserziehung. Die Zahl der Kirchenglieder wird auf 475 angegeben, zu den Gemeinden im weiteren Sinne werden 1000 Eingeborene gezählt.

Auch die Wesleyaner dehnten seit 1891 ihre geschäftige kirchliche Arbeit auf dies neuerschlossene Gebiet aus und waren wie in andern Teilen Südafrikas die Träger des nonkonformistischen Kirchentums. Auch sie suchten in den Verkehrsmittelpunkten des überraschend schnell aufblühenden Landes weiße Gemeinden zu sammeln und kirchlich zu bedienen. Daneben griffen sie von Anfang an kräftiger als die Anglikaner die Missionsarbeit an. Die Kompanie stellte ihnen in verschiedenen Teilen des Landes wertvollen Grundbesitz zur Verfügung, so in Hartleyton am Hanyane eine Farm von 13400 Äcker, am Tegwanefluß 10000 Äcker, in Epworth, Selukwe und an andern Orten. Allerdings waren z. B. in dem fruchtbaren und günstig gelegenen Hartleyton selbst 1910 noch die Verhältnisse so wenig zivilisiert, daß eine große wilde Elefantenherde sogar den Bestand der Station monatelang in Frage stellte. Die Wesleyaner erwarten, daß sich der Schwerpunkt der Missionsarbeit außer auf dem eigenen Grundbesitz und den städtischen Lokationen

mehr und mehr in die Eingeborenen-Reserven verlegen wird, wohin die Farbigen sich zusammenziehen. Allerdings ist es eine Erschwerung, daß nach Regierungsverfügung die Arbeit auf den größeren Reserven nur unter der Leitung eines dort ansässigen weißen Missionars betrieben werden darf. 1898 begründeten die Wesleyaner ein Gehilfeninstitut mit einer Handwerksschule in Nengabo. Sie zählen 13 eigentliche Missionsstationen, die von 8 Missionaren bedient werden; volle Kirchenglieder haben sie 1625, Probeglieder und Anhänger 7175; dazu geben sie an, daß 14620 Eingeborene mehr oder weniger unter ihrem Einflusse stehen. In 78 Schulen werden 3583 Schüler unterrichtet. Eine ärztliche Station ist 1912 in Kerenda begonnen.

Die burische südafrikanische Missionsgesellschaft und die Berliner Mission hatten beide schon seit vielen Jahren von ihren Stationen in Nordtransvaal nach dem Maschonalande hinübergeschaut, um ihre Arbeit dorthin auszudehnen, hatten auch teils durch Missionare, teils durch farbige Helfer missionarische Rekognoszierungen vornehmen lassen. Beide betrachteten die Aufrichtung der Herrschaft der Kompanie und die damit zu erwartende Herstellung geordneter Verhältnisse als ein Missionssignal. Die burische Mission gründete 1891 als erste Missionsstation Morgenstern bei Viktoria, die Berliner Mission 1892 die beiden Stationen Gutu und Tsibi bei einflußreichen baNyai-Häuptlingen. Zumal die burische Mission wurde im Laufe der nächsten Jahre durch den Eintritt von sechs Missionaren und mehreren Missionsschwestern verstärkt und konnte zwei weitere Stationen in derselben Gegend (Harawe und Pomashona) begründen. Dagegen stellte es sich für die Berliner Mission heraus, daß sie neben ihrer schnell wachsenden Mission in Deutsch-Ostafrika, die auch 1891 in Angriff genommen war, eine opferreiche baNyai-Mission nicht tragen konnte. Sie übergab deshalb 1907 ihre ganze Arbeit in baNyai gegen eine mäßige Entschädigung an die neben ihr arbeitende burische Mission. Diese berichtete 1909 von 281 Getauften, 129 Taufbewerbern und 1750 Kindern in ihren Schulen.

Der Amerikanische Board[1]) hatte schon 1879 die Inangriffnahme einer neuen Mission in Ostafrika beschlossen; aber erst 1893 ließen sich nach mehreren mißglückten Versuchen ihre ersten

[1]) The East Central African-Mission in Gazaland. Boston 1902.

Missionare an der Ostgrenze des maSchonalandes in einem damals zwischen der Kompanie und dem portugiesischen Ostafrika strittigen Landstrich nieder. Sie hatten den zwischen 4000 und 5000 Fuß hohen Ostrand des zentralafrikanischen Plateaus gewählt, wo der Mount Silinda aufragt und an seinem Fuße ein für ostafrikanische Verhältnisse wundervoller Urwald gedeiht. Dort in gesunder Lage legten sie in einer Höhe von 4000 Fuß in einer überaus fruchtbaren Gegend, der Landschaft Melsetter, dem „Garten des Maschonalandes" auf geräumigem Grundbesitz die beiden Stationen Mount Silinda (1893) und Tschikor (Chikore, 1895) an. Nur zwei Stationen, aber diese sind mit drei ordinierten, fünf Laien-Missionaren und drei Missionsschwestern fast so stark besetzt wie eine der bisher skizzierten Missionen mit 5—7 Hauptstationen. Die Arbeit hat sich besonders nach zwei Seiten hin entwickelt; einmal lokal hauptsächlich in den Schulen. Diese erhalten vonseiten der beaufsichtigenden Schulbehörde ein geradezu glänzendes Lob. Mit derjenigen in Mount Silinda sind Industriewerkstätten der verschiedensten Art verbunden, wohl die vollständigsten irgend einer Mission in Süd-Rhodesien. Auch besteht dort ein allerdings noch etwas elementares Helferseminar, eine sog. Bibelschule. Andererseits sieht die Mission ihre Aufgabe in der Evangelisation des weithin nach Osten bis zum Indischen Ozean sich erstreckenden Portugiesisch-Ostafrika, zumal im Bereich der dichtbevölkerten, aber ungesunden Flußtäler des Busi und Sabi. Schon 1904—6 war in Beira an der Küste der Versuch gemacht, auf der andern Seite dieses Evangelisationsfeldes an der Küste eine weitere Station zu gründen. Der Versuch mußte damals angesichts der kleinlichen, feindseligen Schikanen der portugiesischen Behörden aufgegeben werden; die Stadt ist aber 1915 von neuem stark besetzt. Die Mission zählt 441 volle Kirchenglieder und 2075 Anhänger.

Die bischöfliche Methodisten-Mission führte 1897 den schon länger erwogenen Plan einer Mission in Rhodesia aus, als ihr bei einer Verlegung der Stadt Umtali ein Teil der alten städtischen Gebäude überlassen wurde. „Alt-Umtali" wurde so ihre erste Station; in jener Gegend nahe der Ostgrenze der Kolonie haben sich die Methodisten nach Norden in der Richtung auf den Sambesi zu ausgedehnt. Ihr Betrieb weicht von dem der andern Missionen in lehrreicher Weise ab. Sie suchen schnell einen weiten Distrikt mit einem Netz von Evangelisationsposten zu überziehen, auf denen sie freilich zunächst recht mangelhaft vorgebildete, aber mit Missionsgeist erfüllte

farbige Helfer anstellen. In dieses weitmaschige Netz bauen sie dann, um ihm Halt zu geben, an zentralen Punkten Stationen mit weißen Missionaren hinein. So wurde der „Sambesi-Distrikt“ im Jahre 1907 nahe bei der Reserve des „Königs“ Umtusa, in dem sog. maNikalande durch Begründung der Station Njakasupa, 20 km vom Umtali, begonnen; 1909 kam dazu 200 km nördlich von Umtali die Station Mrewa. Im Bereich dieser beiden, weit auseinanderliegenden Stationen sind acht Missionskreise, circuits, eingerichtet; die wichtigeren sind Headland, Penhalonga, Mkoni und Umtasa. Der Plan ist, daß, wenn Missionare und Mittel ausreichend vorhanden sind, auf der von der Mission angekauften Farm Headland, in Penhalonga und Mtono weitere Missionsposten eingerichtet werden. Fast von Anfang an richteten sie auf der ersten Station Umtali eine Druckerei ein; gerade diese Mission legt auf das gedruckte Wort als ein Missionsmittel großen Wert. Zu den vier Stationen gehören 64 Außenposten; neben 700 vollen und 2000 Probegliedern haben die Methodisten etwa 12000 „Anhänger“ unter den Schall des Wortes Gottes gebracht.

Die Schwedische Kirchenmission[1]) wünschte neben ihrem Nataler Arbeitsfelde, auf welchem eine Überzahl von Missionen durcheinander arbeiteten, ein weiteres Gebiet in Angriff zu nehmen. Da die maTebele Sulu sind und eine nur dialektisch abweichende Mundart sprechen, richtete sich ihr Augenmerk auf maTebele-Land. Die beiden ersten 1902 zur Rekognoszierung ausgesandten Missionare fanden jedoch Eingang bei den baKaranga. Hier wurden 1903 die beiden ersten Stationen im Gwelo-Bezirk angelegt. Aber der Anfang war schwer. Schon 1904 mußte die Arbeit wieder abgebrochen werden, weil mehrere Glieder der Missionarsfamilien dem Fieber erlagen und die andern zum Tode erschöpft waren. 1908 reiste der Pfadfinder Liljestrand mit einem jungen Missionar zum zweitenmal aus, erlag aber schon im Herbste des Jahres dem Schwarzwasserfieber. 1909 wurde die Station Belingwe in dem gleichnamigen Distrikt angelegt, aber auch von dort mußte der Missionar fast umgehend mit schwer erschütterter Gesundheit heimkehren. —

Die Südafrikanische allgemeine Mission hat nur eine Station an der Ostgrenze Rhodesias, Lusita oder Schingwikwi, unter den Ndao des sog. Gazalandes. Der Plan ist, von hier die im

---

[1]) Ihrmark, Axel H. Liljestrand. Upsala 1909.

portugiesischen Ostafrika, zumal im Busital wohnenden Volksstämme zu evangelisieren.

An Bibelübersetzungen liegen außer einzelnen biblischen Büchern in verschiedenen Sprachen und Dialekten vollständige Neue Testamente in Tebele und in Schona vor, leider von letzterer Sprache in drei Dialekten; die Südrhodesische Missionskonferenz beriet ernstlich, hier eine erwünschte Vereinheitlichung herbeizuführen.

Bedenken wir, daß die Missionsarbeit in Südrhodesien kaum ein Vierteljahrhundert alt ist und unter dem fieberreichen Klima stark zu leiden hat, so muß man anerkennen, daß ein tatkräftiger Anfang gemacht ist. Eigentliche Widerstände außer den im Heidentum selbst liegenden, der Vielweiberei, der Zauberei und der Trunksucht, scheinen kaum vorhanden zu sein, selbst nicht bei den maTebele, den Stammverwandten der sich bis heute dem Christentum wesentlich ablehnend gegenüberstellenden Sulu. Ein kräftiges, selbstbewußtes und entwicklungsfähiges Volkstum scheint es nicht zu geben. Die Volksscharen werden verhältnismäßig rasch eingekircht werden; aber auf die Ausgestaltung selbständiger, sich selbst tragender Volkskirchen scheint geringe Hoffnung zu sein, weder bei den hochmütigen, wenig bildungsfähigen maTebelen, noch bei den zertretenen, erst allmählich aus dem Sklavensinn erwachenden maSchona, baKaranga und maNika. Die weißen Herren würden bei ihrer geringen Zahl ein selbstbewußtes Volkstum der Farbigen nicht aufkommen lassen, zumal seit die Entwicklung der äthiopischen Bewegung in Südafrika bewiesen hat, daß der Selbständigkeitsdrang der Afrikaner zuerst in kirchlichen Bahnen Gestalt zu gewinnen sucht. Auch die Missionen in Südrhodesia haben sich zu regelmäßig wiederkehrenden, intergesellschaftlichen Konferenzen zusammengeschlossen, auf denen die gemeinsamen Fragen erörtert werden. Die letzte fand 1915 statt.

XI. Portugiesisch-Ostafrika.

Nördlich von dem Sululand und östlich von Rhodesia erstreckt sich das durch die britische Besitzergreifung Rhodesias sehr beschnittene, aber immerhin noch 768 740 qkm große portugiesische Ostafrika. Es ist also auch jetzt noch 1½mal so groß wie das Deutsche Reich; seine Einwohner werden aber nur auf 3 120 000 Seelen geschätzt. Von den drei Provinzen des unübersichtlichen, kolonial vernachlässigten

und wenig entwickelten Landes ist missionarisch die wichtigste die südlichste, Lourenzo Marques. Verschiedene Umstände haben dazu beigetragen, ihr einiges Interesse zuzuwenden. Zu den Zeiten des größten Sulueroberers Tschaka brach einer seiner Generäle, Manu-foka, nach Norden aus und gründete in den weiten Küstenniederungen unter den Thonga ein großes Reich mit der Hauptstadt Mandhlakaza nahe der Limpopo-Mündung. Seine Nachfolger, Umsila und Gungu-nyane, erhielten dieses unter dem Namen Gazaland bekannte Reich aufrecht, bis es 1897 den Portugiesen gelang, Gungunyane zu besiegen und außer Landes zu verbannen. Lourenzo Marques ist einer der wenigen guten Häfen an der Ostküste Afrikas; es bekam seit dem Aufblühen der Goldfelder des Witwatersrandes eine erhöhte Bedeutung als weitaus die nächste Verbindung von jenen reichen Inlandstädten nach dem Weltmeer. Es ist ein besonderes, wenig erfreuliches Kapitel englischer Politik, wie sie hartnäckig und erfolgreich die Buren verhindert haben, sich durch eine direkte und freie Verbindung mit Lourenzo Marques, das sie den Portugiesen gern weit über den Preis abgekauft hätten, von den englischen Häfen in Südafrika und den dorthin führenden Bahnen unabhängig zu machen. Immerhin, als Hafenstadt von Johannesburg und Pretoria war Lourenzo Marques ein aufstrebender und wichtiger Hafen. Als Maschonaland für die Briten wichtig wurde und der Kolonialstaat Rhodesia entstand, brauchte dies Land einen Ausgang zum Meer und einen Hafen. Diesmal wußten die Engländer schnell Rat. Sie belegten den portugiesischen Hafen Beira mit Beschlag und bauten quer durch die portugiesische Kolonie eine Bahn nach Rhodesia. Es ist lehrreich, das verschiedene Maß zu vergleichen, mit dem betreffs des Hafens Lourenzo Marques gegenüber den Buren und betreffs Beira in ihrem eigenen Interesse gemessen wurde. Die Bevölkerung der großen Provinz Lourenzo Marques, die sich von der Grenze des Sulu-Landes bis zum Sabiflusse erstreckt, gehört überwiegend zu den verschiedenen Gruppen des Thonga-Volkes in seinen erwähnten Abteilungen. Neben ihnen wohnen andere Völker, wie die begabten und bildungshungrigen Ndao nahe der Westgrenze und im östlichen Süd-Rhodesia. Die Mission[1]) hat es bisher fast nur mit den verschiedenen Thonga-Völkern zu tun gehabt. Leider wird ihre Arbeit

[1]) AMZ. 1911, 50. Rundschau. — Junod, Zidji. Etude de moeurs Sud-Africaines. Saint Blaise 1911; deutsch Leipzig 1911. — Grandjean, La Mission Romande. Lausanne 1917.

ungemein erschwert durch die unverständige Eingeborenenpolitik der portugiesischen Kolonialverwaltung. Sie glaubt sich die ungelernten Arbeiter nicht nur für alle möglichen staatlichen Arbeiten, wie Wegebauten, Transporte usw., sondern auch für die Pflanzungen und sonstigen Bedürfnisse der Weißen am bequemsten durch Fronen zu verschaffen. Als Entschädigung dafür erhielten die Eingeborenen bis 1920: 6,26 Fr. im Monat, seitdem 15,60 Fr. im Monat. Der Häuptling ist verpflichtet, die erforderliche Anzahl von Arbeitskräften zu stellen. Aber da Johannesburg nahe und leicht zu erreichen ist, ziehen es die Eingeborenen begreiflicherweise vor, dort ungleich höhere Löhne zu verdienen. Der Erfolg ist, daß sie nur selten und besuchsweise zu Hause sind, ein leider sicheres Mittel, das Familienleben und die Sittlichkeit zu untergraben.

Es war eine wichtige Entdeckung der Mission Romande[1]), als sie feststellte, welchen Umfang das von ihr in Angriff genommene verachtete Volk der Gwamba oder Knopneuzen in den Spelonken in jenen weit ausgedehnten Küstengebieten hatte. Trotz des ungünstigen Klimas der Küstenniederung sahen sie darin einen Ruf, auch dort mit der Mission einzusetzen. Nachdem ein evangelistisch begabter eingeborner Helfer vorgearbeitet hatte, gründeten sie eine erste Station in Rikatla (1887) an der untern Nkomati. Sie überzeugten sich bald, daß sie ohne einen Stützpunkt in der Hafenstadt Lourenzo Marques nicht auskommen konnten. Sie besetzten sie also 1889. Eine dritte Station folgte 1890 in Antioka oberhalb Rikatla an der Nkomati. Von hier drangen sie nach der Residenz Gungunyanes, Mandhlakaza, vor. Diese Station und die dortige Arbeit gingen aber in den Aufstandswirren, die 1897 zur Gefangennahme und Verbannung Gungunyanes führten, wieder unter. Dagegen boten sich bei den südlich von Lourenzo Marques wohnenden Thonga anscheinend günstige Missionsgelegenheiten und führten in den nächsten Jahren zur Begründung mehrerer Stationen, besonders Tembe (1898). Zudem hatten die Portugiesen sich bisher hartnäckig geweigert, das ziemlich dicht bevölkerte untere Limpopotal, die Landschaft Bilene, für die Mission freizugeben. Sie mochten dort keine ausländischen Missionare haben. Aber die neutralen Schweizer schienen ihnen un-

---

[1]) Berthoud, Les nègres Gouamba on les 25 premières années de la Mission Romande. Lausanne 1896. — Lenoir, La mission Romande. Lausanne 1911. — Junod, Les Baronga. Neuchâtel 1898. — Junod, The life of a south african tribe (Bathonga). 2 Bde. Neuchâtel 1912. — AMZ. 1895, 111.

verdächtig. So haben sie diesen die Erlaubnis gegeben, an der Limpopo-Mündung die Station Tschikumbane 1908 zu gründen. Die ganze Arbeit hat in dem ungesunden Küstengebiet beständig schwer unter den äußerst ungünstigen klimatischen Verhältnissen gelitten. Es ist deshalb auch verständig, daß zwei Stationen, das zentrale Lourenzo Marques und das wichtige Tschikumbane, mit Missionsspitälern und Missionsärzten ausgerüstet sind. Leider erschwert auch sonst die wenig erleuchtete portugiesische Kolonialverwaltung obendrein die Mission durch eine kleinliche nationale Politik. Seit dem Jahre 1907 darf in sämtlichen Schulen der Kolonie nur in der Muttersprache der Kinder und in Portugiesisch unterrichtet werden, und am liebsten würde man überhaupt nur Portugiesisch in den Schulen dulden. Schulen, derer Lehrer sich nicht darüber ausweisen können, daß sie des Portugiesischen ausreichend mächtig sind, werden geschlossen. Diese strenge Schulpolitik, die man bei einem ehrgeizigen Kolonialreich wie Frankreich bedenklich, bei den Portugiesen einfach lächerlich findet, hat mehrere amerikanische Missions-Unternehmungen, wie den Amerikanischen Board und die bischöflichen Methodisten, fast aus dem Lande vertrieben. Die Schweizer sind zwar geblieben, haben aber ihre Schularbeit eingeschränkt und haben sich entschließen müssen, neben ihrem Gehilfen-Seminar in Lemana bei Elim für das portugiesische Gebiet eine Katechistenschule in Rikatla einzurichten. Die Schweizer haben (1920) in diesem Küstengebiet 2491 Getaufte und 3052 Taufbewerber gesammelt. In 129 Schulen werden etwa 3802 Kinder unterrichtet. Die Kirchensynode 1916 beschloß, in Rikatla unter Junods Leitung ein kleines Predigerseminar und in Antioka eine Arbeitsschule für soziale Betätigung einzurichten. Allerdings ist Junod 1920 in seine Schweizer Heimat zurückgekehrt. Es war bezeichnend für die hohe Wertschätzung, die man diesem ausgezeichneten Kenner des baNtuvolkslebens entgegenbrachte, daß man sich bemühte, ihm einen Lehrstuhl für Afrikanistik an einer der südafrikanischen Universitäten zu verschaffen, um ihn im Lande zu halten.

Die Wesleyaner haben als eine Abzweigung ihrer großen Transvaal-Mission eine Station in Lourenzo Marques, deren Missionar H. L. Bishop sich fleißig um die Bibelübersetzung in tschiRonga bemüht. Diejenige des Neuen Testaments liegt bereits im Druck vor.

Die anglikanische Kirche machte auf Veranlassung des von dem Bistum Sululand zurückgetretenen Dr. Mackenzie in Portugiesisch-

Ostafrika ein eigenartiges Experiment. Sie begründete 1893 ein eigenes Bistum für die Provinz Lourenzo Marques, nach der das portugiesische Ostafrika begrenzenden Bergkette Diözese Lebombo genannt, und setzten dort Dr. Smyth zum Bischof ein, obgleich es in jenem Gebiet kaum einen weißen Anglikaner, keine einzige Missionsstation, keine Kirche und Schule gab. Hier sollte die hochkirchliche Doktrin in die Praxis umgesetzt werden, daß der Anfang der Kirche der Bischof sei. Es hat sich herausgestellt, daß damit große Schwierigkeiten verknüpft sind. Ein anglikanischer Bischof in einem so entlegenen Gebiet ist kaum in der Lage, sich die Geldmittel und die persönlichen Hilfskräfte für eine irgendwie ausgedehnte Arbeit in England selbst zu suchen. Wer soll sie ihm aber dann verschaffen? Die Ausbreitungsgesellschaft ist doch immerhin nur eine bereitwillige Magd oder zentrale Sammelstelle, von der aus die Missionsbischöfe in der ganzen weiten Welt versorgt werden sollen. Da fällt für einen Bischof in einem so verlorenen Winkel, noch dazu in einer portugiesischen Kolonie, nicht viel ab. Der Bischof suchte zwei Mittelpunkte für seine Arbeit: zunächst Lourenzo Marques. In Verbindung mit dem eben (1893) eifrig betriebenen Bahnbau nach den Goldfeldern kamen viele junge Engländer in die Stadt, lagen dort viel krank und starben wie die Fliegen. Da gab es also Arbeit, wenn auch viel schmerzliche. Dem dorthin geschickten Missionar schenkten charakteristischerweise seine südafrikanischen Freunde zum Abschied einen Sarg, da er ja doch wenig Aussicht habe, länger als einen Monat in Lourenzo Marques zu leben. Er hat es glücklicherweise doch einige Jahre ausgehalten. Mit der beständig wechselnden Arbeit an kirchlich wenig zugänglichen Ingenieuren und Kaufleuten verband der Missionar eine ziemlich umfangreiche Außenarbeit, zumal in den weit sich hinziehenden Negervorstädten von Lourenzo Marques, ließ sie allerdings hauptsächlich durch eingeborene Hilfskräfte betreiben. Dann wurde landeinwärts auf den Höhen des Lebombo eine Gesundheitsstation, Namahascha, gegründet, die zugleich als Schulstation und Helferseminar für die Diözese (St. Christophers) ausgebaut wurde. Der zweite Mittelpunkt war der Hafen Inhambane, ungefähr im Mittelpunkt der Diözese, am Meere überaus günstig gelegen, aber mit schlechten Verbindungen landeinwärts. Von hier aus wurden vier Missionsdistrikte, Ost- und West-Inhambane und Ost- und West-Tschopiland, in Angriff genommen. Besonders unter den Tschopi in dem Küstenstrich zwischen Inhambane und der Limpopo-

Mündung boten sich günstige Gelegenheiten. Das Neue Testament wurde in den Thonga-Dialekt von Inhambane übersetzt. Aber die Arbeit ist überall noch in den Anfängen. Die wichtigste Station ist Kamboni in der Bucht von Inhambane. Der jenseits der Nordgrenze der Diözese gelegene Hafen Beira ist zur Diözese Maschonaland geschlagen. Er ist seitens der anglikanischen Kirche, hauptsächlich in Verbindung mit dem Bau der Maschonaland-Bahn Beira—Umtali—Buluwayo, besetzt, und die Arbeit ist über die Versorgung der meist nur kurze Zeit sich in Beira selbst oder längs der Bahnstrecke aufhaltenden Engländer kaum hinausgekommen. — Im Hafen von Inhambane waren schon einige Jahre vor den Anglikanern die amerikanischen Freien Methodisten tätig, allerdings nur mit einer Station und einem Missionar, eine kleine, aber erfreuliche Arbeit, die einen Absenker auf den Goldfeldern von Johannesburg getrieben hat.

Die bischöflichen Methodisten übernahmen im Jahre 1890 einen Missionar E. H. Richards, der einige Jahre zuvor in Verbindung mit dem Plan des Amerikanischen Board, eine Mission in Umsilas Reich, dem Gazaland, zu beginnen, ausgesandt war, sich in das Mißglücken dieses Planes nicht gefunden hatte und auf eigene Hand als Freimissionar in der Umgegend von Inhambane evangelisierte. Die Missionsleitung hat an diesen schwachen Anfangspunkt eine schnell sich ausbreitende Arbeit angeknüpft. Sie hat nur zwei mit wenigen weißen Missionaren besetzte Stationen, Gikuki im Hafen von Inhambane und Kambini, 90 km südwestlich landeinwärts, hat aber zwei ausgedehnte Missionsbezirke, den Inhambane- und den Limpopo-Distrikt, geschaffen. In dem einen sind 33, in dem andern 32 Außenposten, die mit Eingeborenen von meist höchst mangelhafter Vorbildung besetzt sind. Der Limpopo-Distrikt erstreckt sich von Schaischai an der Mündung des Flusses in die auch von der Mission Romande bearbeitete Landschaft Bilene und in das Tschopiland. Es ist kaum zu denken, wie von der abgelegenen Station Kambini aus diese weitentfernten, zum Teil schwer erreichbaren Außenposten, noch zumal in einem für Europäer äußerst ungesunden Klima wirksam sollen beaufsichtigt werden. Fast auf jeder Außenstation besteht eine Schule mit 10—50 Kindern. In jeder sollen täglich zwei Stunden Schule und vier Stunden Landarbeit sein. In Kambini besteht eine Knaben-Kostschule, die wohl der Anfang einer Helferschule sein soll; in Inhambane ist eine Druckerei, in der außer einem kleinen Monatsblatt

in der Landessprache, Kuca ka Miko, „Morgenrot", auch eine „Inhambene Christian Advocate" veröffentlicht wird. Die bischöflichen Methodisten zählen 65 Außenplätze, 700 volle und 1700 Probeglieder und etwa 9000 Eingeborene in loserer Verbindung mit der Mission. Danach zu urteilen, haben sie weitaus den größten Eingang bei den Eingeborenen gefunden.

Die Provinz Lourenzo Marques mit ihren mehr als 1 Million Einwohnern ist fast der einzige Teil Südafrikas, der missionarisch noch völlig unzureichend besetzt ist. Hier liegt noch ein großes, wenig bebautes Arbeitsfeld.

XII. Das ehemalige Deutsch-Südwestafrika.[1])

Das ehemalige Deutsch-Südwestafrika ist das weit ausgedehnte Land zwischen dem unteren Oranjefluß im Süden und dem Kunene im Norden, 835 000 qkm groß, also reichlich $1^1/_2$mal so groß wie das Deutsche Reich. Weitaus der größere Teil des Landes gehört zu der innerafrikanischen Hochebene mit einer durchschnittlichen Höhe von 1000—1500 m. Es sind zwar wildzerrissene Berglandschaften, aber wenig eigentliche Gebirge über 2000 m vorhanden. Das Land ist leider regen- und damit wasserarm. In dem breiten Dünenstrich längs der Küste regnet es manchmal jahrelang nicht; er bildet deshalb eine fast vegetationslose Sandwüste, die Namib; dahinter landeinwärts steigert sich der Regendurchschnitt allmählich im Namaland auf 200—300 mm, im Hereroland auf 400—500 mm, in manchen Teilen des östlichen Ambolandes auf 600 mm. Allein diese noch dazu unregelmäßigen Regenfälle reichen nur aus, um das Namaland

---

[1]) Paul, Die Mission in Deutsch-Südwestafrika. Leipzig 1905. — Olpp, Erlebnisse im Hinterlande von Angra Pequena. Barmen 1896. — Brincker, Aus dem Hererolande. Barmen 1896. — Irle, Die Herero. Gütersloh 1906. — v. Rohden-Schreiber, Geschichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. 3. Ausgabe. Barmen 1888. — 75 Jahre Rheinischer Missionsarbeit. Barmen 1903. — Geschichten und Bilder aus der Mission. Heft 15: Hugo Hahn. — AMZ. 1903, 122; 1904, 194; 1909, 286. — Die Rheinische Mission und der Hereroaufstand. 4 Hefte. Barmen 1904/5. — Rheinische Missionsberichte und Jahresberichte der Rheinischen Missionsgesellschaft. — Hans Meyer, Das deutsche Kolonialreich. Leipzig 1910. Bd. 2. — Leutwein, Elf Jahre in Deutsch-Südwestafrika. 3. Aufl. 1908. — A. Bonn, Die Rheinische Mission daheim und draußen. Barmen 1917. S. 65—94. — W. Külz, Deutsch-Südwestafrika in 25 Jahren deutscher Schutzherrschaft. Berlin 1909.

zu einer mageren Steppe, das Hereroland zu ausreichenden Viehweiden zu machen. Die Bevölkerung ist deshalb im ganzen Lande spärlich; sie beträgt nur 157000 Einwohner, 14830 Weiße und 142000 Eingeborene, d. h. auf 6 qkm kommt im Durchschnitt nur ein Einwohner (gegen 124 auf den qkm im Deutschen Reich). Das Land gliedert sich in drei, wenigstens vor dem großen Eingeborenenaufstand der Jahre 1904/5 deutlich unterschiedene Gebiete, das Namaland im Süden, das Damra- oder Hereroland in der Mitte und das Amboland im Norden.

Das Namaland im Süden, etwa bis auf die Höhe von Windhuk, ist seit Jahrhunderten von einer Gruppe der Hottentotten-Stämme, den Nama, bewohnt. Neben und unter ihnen wohnten zerstreute Buschmannhorden, wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes, die auf die Nama durch vielfache Blutmischungen in Körperbildung, Sprache und geistigem Besitz tiefgreifenden Einfluß ausgeübt haben. Wenn die neuerdings von hervorragenden Ethnographen und Linguisten vertretene Anschauung richtig ist, daß die Hottentotten den südlichsten Zweig der hamitischen Einwanderung in Afrika bilden, dann hat allerdings eine gründliche Verbuschmannung dieses Herrengeschlechts unter den Völkern Afrikas stattgefunden. Die Namastämme schweiften als Jäger und Viehbesitzer über das Land; zu irgendwelcher strafferen Staatenbildung hatten sie es nicht gebracht; sie waren in lose nebeneinander hausende Stämme gespalten, wie die Rote Natie, die Bondelswarts, die Swartbois, die Fransmans, die Felschundragers, die Topnars, unter denen die Rote Natie eine unbestimmte Suprematie beanspruchte. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wanderten von der Kapkolonie her verschiedene Gruppen von Orlams ein, d. h. Hottentotten verschiedener Stämme, die unter dem Einfluß der Buren gestanden und Beimischungen verschiedenen Blutes, zumal auch von Buren und andern Weißen erfahren hatten. Sie bildeten selbständige Stämme wie die Afrikaner, die Witbois, die Amraals, die Bethanischen, die Bersebaer und die besonders stark mit Europäerblut durchsetzten Bastards. Sie waren intelligenter, unternehmungslustiger, auch verwegener als die Nama im Lande; sie hatten meist auch schon ihre Hottentottensprache und ihre Volkstradition verloren und sprachen ein breites Kapholländisch. Sie rissen die Führung im Lande an sich. Zusammen zählten diese zersplitterten Hottentotten-Stämme kaum mehr als 40000 Seelen auf einem Gebiet von der Größe des Königreichs Preußen. Leider orientierte sich das

politische Leben der Nama fast während des ganzen vorigen Jahrhunderts an dem Gegensatz gegen die Herero im Norden.

In die Mitte des Landes war nämlich in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein dunkelfarbiges Bantuvolk eingewandert, die Herero, wie sie sich mit stolzem Selbstbewußtsein nannten, d. h. die „Leute nicht von gestern". Sie waren in hervorragendem Maße Viehhirten; die großen Rinderherden waren ihr Stolz und ihr Reichtum; ihr ganzes Leben und ihre Anschauungswelt drehte sich um den geliebten Viehbesitz. Selbst die Jagd in dem wildreichen Lande verschmähten sie. Leider hatten auch sie es zu einer strafferen Organisation nicht gebracht. Neben oder unter ihnen wohnten Stämme wie die in früheren Jahrhunderten von den Nama verſklavten Bergdamra, die ihre baNtusprache gegen das Nama eingetauscht hatten, und die zu den beTschuanen gehörigen Mbandjeru. Die Hererostämme, insgesamt auch in den besten Zeiten nicht mehr als 80000 Seelen, wohnten in verschiedenen Stämmen nebeneinander, und der „Maharero" hatte nur eine unbestimmte und nicht unbestrittene Autorität. Da das Land für extensive Viehwirtschaft günstige Bedingungen bot, mehrten sich unter der liebevollen Pflege der Herero ihre Viehherden ins Fabelhafte, man redet von Millionen von Rindern.

Gerade dieser Reichtum aber beschwor einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen den „schwarzen" Herero und den „gelben" Nama herauf; die unsteten, faulen Nama in ihrem dürren Lande gelüstete nach den Rinderherden der Herero; das ganze vorige Jahrhundert ist angefüllt von Kriegs- und Raubzügen der Nama in das Hereroland, wobei es sich immer um die Fortführung möglichst großer Rinderherden handelte, und Rachezügen der Herero, sobald sie die Gelegenheit dazu für günstig hielten. Die Vorkämpfer der Nama waren erst die Afrikaner und später die Witbois. Keine der beiden Parteien war stark genug, um die andere entscheidend zu schlagen oder im Zaum zu halten. Die Nama verlumpten durch die immer wiederholten Kriegszüge zu einem Raubgesindel; die fruchtbarsten Gebiete des ganzen Landes um Windhuk verödeten gänzlich. So war es bei Aufrichtung der deutschen Kolonialherrschaft 1884 die erste, unumgängliche Aufgabe, zwischen den Nama und Herero einen dauerhaften Frieden als unerläßliche Grundlage für das Gedeihen des Landes zu stiften. Nur langsam und ungern entschloß sich das Deutsche Reich, die dazu unentbehrlichen Truppen zur Verfügung zu

stellen. Aber die Verhältnisse zwangen dazu, wenn die koloniale Besitzergreifung nicht ein wertloser Akt auf dem Papier sein sollte. Hauptmann v. François und nach ihm der treffliche Major Leutwein besiegten Hendrik Witboi in Hornkrans und der Naukluft und stellten dadurch Ruhe im Lande her.

Allein nun entwickelte sich eine andere, nicht minder bedrohliche Schwierigkeit. In das mit Mühe und großen Kosten pazifizierte Land zogen deutsche und burische Siedler ein. Da die Erschließung der großen mineralischen Schätze des Landes bei dem Wassermangel ohne ein ausgebautes Wegenetz nicht möglich war, warfen sich die Einwanderer auf Ackerbau und Viehzucht. Hier gerieten aber einmal die Rechtsanschauungen der Eingeborenen mit denen der Weißen in Konflikt: die Europäer kannten nur umschriebenen, dauernden Besitz, die Eingeborenen nur kommunalen Stammesbesitz, an dem der einzelne nur so lange Nutzrecht hatte, als er auf dem Felde, an der Quelle, in dem Hause saß, das aber sofort bei seinem Wegzug wieder an den Stamm fiel. Zum andern vertrugen sich aber auch die wirtschaftlichen Interessen von Weiß und Schwarz nicht. Die Weißen beanspruchten das bessere Weide- und Ackerland für sich, und die leichtsinnigen Schwarzen verkauften um Branntwein, Flinten und Tand nur zu leicht ihre ohnehin meist höchst unbestimmten Anrechte an den Grund und Boden und sahen sich hernach mit Sorgen in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedroht. Da keine überlegene Einsicht und Macht diese bedrohliche Entwicklung leitete, kam es in den Jahren 1904/5 zu einem lang hingezogenen, blutigen Entscheidungskrieg zwischen Weiß und Schwarz, erst mit den Herero im Norden, dann mit den Hottentotten im Süden. Unter großen Opfern wurden die Aufstände gänzlich niedergeschlagen, aber damit allerdings auch die eingeborene Bevölkerung, das „wertvollste Aktivum" der Kolonie, großenteils vernichtet. Die Stämme sind zerschlagen und zerstreut. Sie sind meist nur noch Arbeitskräfte, von welchen die seit den Aufstandsjahren zahlreicher in das Land strömenden Ansiedler nach Gutdünken Gebrauch machen.

Im Norden der Kolonie wohnt die Gruppe der Amboſtämme, Ackerbauer und Viehzüchter, in einem erheblich fruchtbareren und regenreicheren, aber leider sehr fieberreichen und häufig von Dürren und Hungersnöten heimgesuchten Lande. Auch sie haben es zu strafferer, politischer Organisation nicht gebracht. Wohl ein Dutzend Stämme sitzen unabhängig und zusammenhangslos nebeneinander.

Aber anders als bei den Nama und Herero ist bei ihnen die Häuptlingsschaft schroff ausgebildet, und die Zauberer üben ihr Schreckensregiment wie bei innerafrikanischen Völkern. Die Hälfte der Ambo wohnt bereits auf portugiesischem Boden; im Bereiche der deutschen Kolonie zählten sie etwa 60—70000 Seelen.

Die Mission in diesem Lande wurde schon 1806 von der Londoner Missionsgesellschaft in Angriff genommen, in deren Dienst sich damals treffliche, aus Vater Jänickes Missionsschule in Berlin hervorgegangene Missionare wie die Gebrüder Albrecht, Schmelen und Ebner standen. Sie ließen sich in Warmbad und später in Bethanien nieder und gewannen Eingang bei dem eben damals aus der Kapkolonie einwandernden Orlamstamm der Afrikaner. Unter dem Einfluß des missionarisch hochbegabten jungen Robert Moffat bekehrte sich der vorher schon von Ebner getaufte Häuptling Christian Afrikaner, ehedem ein gefürchteter und blutdürstiger Räuberhauptmann, gründlich. Allein die Londoner Mission vernachlässigte dies wenig aussichtsreiche und mühevolle Arbeitsfeld um ihrer schnell wachsenden Aufgaben in andern Teilen Südafrikas willen. Schmelen (vgl. S. 323) wirkte bis 1824 in Bethanien und übte von da fast auf alle Namastämme des Südens einen tiefgreifenden Einfluß aus. Dann aber sah sich auch dieser selbstverleugnungsvolle Mann, der sogar, um ganz den Hottentotten ein Hottentott zu werden, in einer damals nicht seltenen missionarischen Kurzsichtigkeit eine christliche Hottentottin zum Weibe genommen hatte, genötigt, sich nach Komaggas im Klein-Namalande südlich des Oranjeflusses zurückzuziehen. In das von den Londonern aufgegebene Arbeitsfeld zogen ein Jahrzehnt später die englischen Wesleyaner ein und machten eine Zeitlang ein ziemliches Aufheben davon; sie besetzten Warmbad im Süden, das sie Nisbet Beth, Windhuk im Norden, das sie Concordiaville, und Nausannabis im Nordosten, das sie Wesleyvale nannten. Überall knüpften sie an die von Schmelen gesponnenen Fäden an, jedoch mit ziemlich wenig Verständnis für die überaus schwierigen persönlichen und politischen Verhältnisse und noch weniger Ausdauer unter den unvermeidlichen, schweren Enttäuschungen. Sie haben etwas Dauerndes nicht geschaffen und gaben nach zwei Jahrzehnten die mühsame Arbeit wieder auf.

Inzwischen hatte die seit 1829 am Kap angesessene Rheinische Mission ihre Arbeit von dem Klein-Namalande aus über den Oranjefluß ausgedehnt und hatte 1842 im Groß-Namalande, 1844 im

Hererolande Fuß gefaßt. Seitdem ist es zu einer planvollen und stetigen, bis zur Gegenwart fortgesetzten Arbeit gekommen. Betrachten wir zunächst die im Groß-Namalande. Sie war unendlich mühsam. Jeder der zehn oder mehr Nama-, Orlam- und Bastardstämme zählte nur wenig tausend Seelen; es konnte also im allgemeinen für jeden nur eine Station angelegt werden. Die Stämme hatten keinen Zusammenhang untereinander und lebten oft in Fehde und Krieg miteinander. Die Arbeit bei jedem Stamme war also eine Einheit für sich. Meist handelte es sich nur um eine größere Siedelung; aber daneben gab es in einem weiten Gebiet zerstreute Viehposten. Die Nama schienen etwas von der Natur ihres Landes an sich zu haben. Wenn sich der Missionar bei ihnen niederließ, fand er zunächst ein wildes, unbändiges, zuchtloses Heidentum, in das vom Kaplande her schon manche Samenkörner des Christentums und der Kultur wie Weizen unter die Dornen gefallen waren. Nachdem die ersten Widerstände überwunden waren, kam es oft zu einer überraschenden Erweckungsbewegung mit lauten Sündenbekenntnissen und vielen Anzeichen tiefster religiöser Ergriffenheit. Dann füllten sich die Kirchen und Schulen, des Heilshungers und Gebetseifers war kein Ende, der Missionar hatte eine große Zeit mit viel Erntefreude. Aber sie währte nicht lange. Vielleicht wurde wieder einmal ein Raubzug gegen die Herero unternommen, oder eine der periodischen Dürren nötigte das Volk zur Zerstreuung auf die entlegenen Viehposten, oder es ließ sich ein gewissenloser Kaufmann mit Branntwein und Tand auf dem Platze nieder und hetzte die Leute mit Verleumdungen gegen den Missionar auf. Nach wenigen Monaten war das Erweckungsfeuer niedergebrannt, die Schar der Treuen war zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, dem Missionar gähnte wieder völlige Gleichgiltigkeit und ein ungeschlachtes Heidentum entgegen. Es ist eine große Leistung der Rheinischen Mission, daß sie unter diesen schweren und entmutigenden Verhältnissen nicht nur ausgeharrt, sondern allmählich alle größeren und selbst mehrere der kleineren Stämme in missionarische Arbeit genommen hat. Was bis zur deutschen Besitzergreifung in dem öden, menschenleeren Lande von Kulturarbeit geleistet ist, geht fast alles auf die Rheinische Mission zurück. Die Missionsstationen waren die einzigen Kulturoasen im Lande: Warmbad im Süden, Bethanien, Berseba, Keetmanshoop und Gibeon in der Mitte, Rehoboth, Windhuk, Hoachanas und Gobabis im Norden, von andern vorübergehend besetzten Orten zu schweigen.

Obgleich durch die Orlams das Kapholländische eindrang und sich allmählich ausdehnte, bemeisterte man die äußerst schwierige Namasprache mit ihren seltsamen Schnalzen und Klixen. Besonders Krönlein hat sich um diese sprachlichen Arbeiten verdient gemacht. Er übersetzte die ganze Bibel in Nama, wovon aber nur das Neue Testament gedruckt ist, und sammelte mit unendlicher Mühe den Wortschatz der Khoikhoin. Seine Arbeiten bilden die Grundlage für die Durchforschung dieser Sprache. Die Zahl der Getauften betrug bis zur Jahrhundertwende nur wenige Tausende; allerdings auf große Ernten konnte man ja bei dieser dünnen Bevölkerung nicht hoffen.

Die 1844 angefangene Mission unter den Herero war nicht minder schwierig. Diesen reichen, stolzen, satten Schwarzen genügte ihr zuchtloses Heidentum mit den unzählbaren Viehherden vollkommen; sie hatten nicht einmal, wie die Nama, Verlangen nach den oberflächlichen Kulturgütern wie Kleidung, Kaffee und Branntwein. Ihre Rinder waren ihr Alles. Dagegen kamen auch die Missionare nicht auf. Man ließ sie in Otjikango und Otjimbingue an der Peripherie des Landes sitzen; weiter kamen sie weder äußerlich noch innerlich. Und dort an den Außenposten waren sie bei den immer wiederkehrenden Kriegszügen der Schwarzen und der Gelben gegeneinander allen Unbilden ausgesetzt. Die Rheinische Mission dachte mehrmals daran, die hoffnungslose Arbeit aufzugeben. Aber sie hatte einen eifrigen Verfechter in dem begabten und vielgewandten Hugo Hahn. Während eines längeren Aufenthaltes in der deutschen Heimat bewog er die heimische Missionsgemeinde, die Hereromission nicht nur nicht aufzugeben, sondern sogar auf der Grundlage einer umfassenden Kulturarbeit mit neuen Kräften in Angriff zu nehmen. Er gründete in Otjimbingue eine deutsche Handwerkerkolonie, teils um den Herero einen Anschauungsunterricht eines christlich zivilisierten Gemeinwesens vor Augen zu stellen; vor allem aber, um durch Hererolehrlinge die Handwerke im Lande einzubürgern. Allerdings hatte er damit nicht viel Erfolg; für Maurerei, Schlosserei, Schmiederei und selbst Wagenbauerei war im Lande kein Bedarf; europäische Kleidung liebten die Herero nicht; die Häuptlinge waren zufrieden, wenn die Missionare ihnen die defekten Gewehre reparierten und ihnen als Paradestücke einige Ochsenwagen lieferten, für deren Gebrauch ihnen freilich ihre geliebten Rinder zu schade waren. Zudem hatten die Hererojungen geringe Lust, sich in die ungewohnte Arbeit der Lehrlingschaft einzwängen zu lassen. Hahn gründete

ferner mit Hilfe einiger großer Gaben deutscher Fürsten, wie der Fürstin von Lippe-Detmold und des Prinzen von Schönberg, in Otjimbingue ein Gehilfeninstitut, das sog. Augustineum, zur Heranbildung von eingeborenen Lehrern und Evangelisten. Treffliche Männer wie Hahn selbst, der sprachbegabte und fleißige Dr. Büttner, später Lektor für afrikanische Sprachen am Orientalischen Seminar in Berlin, und der sprach- und landeskundige Viehe haben an diesem Institut ein Menschenalter hindurch gewirkt. Ihr Erfolg war gering. Es sind zwar einige tüchtige und brauchbare Helfer daraus hervorgegangen, wie der leider früh gefallene Häuptlingssohn Wilhelm Maharero, aber im allgemeinen hatten die Herero nicht sittliches Rückgrat und Ausdauer genug für den Gehilfenberuf. Das Seminar mußte nach manchen Wandlungen wieder aufgegeben werden. Hahn hatte drittens den Gedanken, auf der Grundlage des außerordentlichen Viehreichtums der Herero eine Missionshandelsgesellschaft zu gründen, welche wirtschaftlich die Existenz des Volkes unterbaut und sie allmählich in geordnete Kulturzustände überführt hätte. Wohlhabende Freunde der Rheinischen Mission schossen auch das erforderliche Kapital zusammen; eine Rheinische Missionshandelsgesellschaft wurde gegründet. Sie hatte aber gegenüber der gewissenlosen Konkurrenz der skrupellosen, das Land überschwemmenden Branntweinhändler einen schweren Stand und ging in den Wirren des wieder ausbrechenden Krieges zwischen den Herero und den Nama zugrunde.

Hugo Hahn war am 18. Okt. 1818 auf dem großen Gut Auhof bei Riga geboren; gerade im Begriff, sich zum Ingenieurkorps der russischen Arme zu melden, erlebte er eine gründliche Bekehrung; unter ihrem Einfluß trat er in das Barmer Missionsseminar ein und ließ sich 1841 nach Südafrika abordnen. Hier hatte damals die Rheinische Mission die Arbeit in dem wenig bekannten, öden Gebiet der Namastämme nördlich des Oranjeflusses begonnen; Hahn wurde zu dem einflußreichen Häuptling Jan Jonker in Windhuk gesandt, wurde von dort aber schon nach zwei Jahren durch die Rivalität der wesleyanischen Missionare verdrängt. Er zog weiter nach Otjikango im Hereroland und war nun hier auf vorgeschobenem, bedrohten Posten anderthalb Jahrzehnte lang der Pfadfinder der überaus schwierigen Hereromission. Otjikango, am Rande des Hererolandes gelegen, war ein Sammelplatz von allerlei unzuverlässigem Gesindel, dazu viel heimgesucht von wilden Tieren. Obendrein machte das Erlernen der schweren, verwickelten Hererosprache dem sprachbegabten Missionar solche Pein, daß er gelegentlich schrieb: „Fürchtete ich nicht die Hand Gottes, ich lief weg und überließe es andern Brüdern, die mehr Gabe und Energie besitzen diese Sprache zu lernen." Während Hahn einige Jahre zur Erholung in der Heimat weilte, schien die Hereromission hoffnungslos zusammenzubrechen. Von seinen

Mitarbeitern war Schöneberg verzweifelt davongegangen; dem Missionar Rath waren bei einem Schiffbruch in der Walfischbai vor seinen Augen seine Frau und seine vier Kinder ertrunken, und er hatte infolgedessen das Land verlassen; nur Kleinschmidt war von Rehoboth nach Otjimbingue übergesiedelt, um wenigstens eine Hererostation zu halten. In dieser Zeit tiefster Ebbe entwarf Hahn seine weitausgreifenden Pläne. Er wollte im Hereroland eine Missionskolonie gründen, die wie die Zisterzienserklöster in der Missionszeit Deutschlands der Ausgangspunkt für die Christianisierung des Hererovolkes werden sollte. Es gelang dem Einfluß Hugo Hahns, zwischen den Herero und Nama einen Frieden zu vermitteln, der wenigstens anderthalb Jahrzehnte lang dem vielgeplagten Lande ein hoffnungsvolles Aufblühen ermöglichte. Und da auf Hahns Anregung 1870 neben der Rheinischen Mission noch die Finnische Missionsgesellschaft unter den im Norden wohnenden Ambo eintrat, schien auch die Kontinuität der Missionsarbeit gesichert. Trotzdem bewährten sich Hahns hoffnungsvolle Pläne nicht. Zudem war damals die Rheinische Missionsgemeinde lebhaft beunruhigt durch die konfessionellen Kämpfe zwischen den Lutheranern und Reformierten über die preußische Union. Es gelang dem klugen Missionsinspektor Dr. Fabri, beide Richtungen in der Rheinischen Missionsgesellschaft zu harmonischer Arbeit zusammenzuschließen; aber Hugo Hahn war nach der Überlieferung seiner baltischen Heimat ein so schroffer Lutheraner, daß er zu dieser „konföderativen Union" in dem „unierten" Barmen kein Zutrauen mehr hatte. Er schied 1872 aus dem Dienst der Rheinischen Mission aus und wurde Pfarrer der deutschen Gemeinde in Kapstadt, wo er 1895 starb.

Neben Hahn stand Ph. Diehl, ein Mann sehr anderer Art, mäßig begabt, auf sprachlichem wie auf anderem Gebiet, aber von hingebender Treue. Seine Größe lag in seiner Sanftmut, Demut und schier unendlichen Geduld. Diese ausgesprochen weiblichen Tugenden waren seine Gabe, sein Pfund, aber auch seine nie versagende Waffe einem stolzen, trotzigen ungebärdigen Heidentum gegenüber. Mit dieser Waffe hat der stille, bedächtige Mann unter den eingeborenen Stämmen in Südwest mehr erreicht, als mancher eifrige, hastige Stürmer, der mit raschem Wort und energischem Tun es glaubte zwingen zu müssen. Im Jahre 1849 jochte er mit seinem jüngeren Kollegen Irle seine Wagenochsen unter den Akazien Okahandjas ab, um hier seine Lebensarbeit zu beginnen. Dort hat er sich eingewurzelt, dort ist er langsam zu einem machtvollen Baum herangewachsen, der ragend, schattend, schützend seine Äste über die unter ihm heranwachsende und sich ausbreitende Christengemeinde streckte. Sein Wohnhaus war das schlichteste im ganzen Lande. Diehl hat es mit einem Kostenaufwand von 1000 M. im Schweiße seines Angesichts selbst errichtet. Solange er darin wohnte, behielt es seinen Lehmfußboden, der ab und zu nach alter Landesweise mit Tierblut bestrichen und gefestigt wurde. Der große, fruchtbare Garten neben dem Hause, in dem Omuhonge Diehla auch im Alter noch täglich arbeitete, und der in dem sonst so dürren Afrika eine kleine Berühmtheit war, lieferte außer herrlichen Früchten, Kartoffeln und Gemüsen auch große Kürbisse, die Hauptnahrung für die Dienstboten. Diehl war der Missionar Okahandjas, der Residenz Mahareros, des politischen Mittelpunktes im Hererolande, und als Präses der Hereromission der Nachfolger Hugo Hahns. Er hat mit

seiner stillen Treue und zähen Ausdauer die Rheinische Mission durch die Sturmesjahre des Hereroaufstandes hindurchretten helfen. Er ist 1919 als ein Greis von 83 Jahren in seinem geliebten Deutsch-Südwest gestorben.

Die groß angelegten Pläne Hugo Hahns waren nicht dauernd erfolgreich. Aber sie führten bei den Herero doch einen Umschwung in der Wertung der Mission herbei. War Okahandja der politische, so galt Otjimbingue als der kulturelle Mittelpunkt des Landes. Es gelang den Missionaren 1870 einen Frieden zwischen den Herero und den Nama zu vermitteln, der leider nur ein Jahrzehnt lang gehalten und dann leichtsinnig wieder von den Herero gebrochen wurde. Während der Friedensjahre konnten die Missionare das ganze Hereroland mit einem Netz von Missionsstationen überspannen und ihre Arbeit auf die unterdrückten Bergdamra ausdehnen. Erfolge zeigten sich nur langsam. Bei dem Ausbruch des Hereroaufstandes am 12. Januar 1904 zählte die Rheinische Mission nur 6000 Hererochristen, und sie erlebte die große Enttäuschung, daß weitaus die Mehrzahl von ihnen sich dem Aufstand gegen die Weißen anschloß, weil sie darin einen nationalen Unabhängigkeitskampf um ihre Existenz sahen. Vielleicht noch bitterer war es für die Rheinische Mission, daß der Aufstand in Deutschland von einem gehässigen Verleumdungsfeldzug in der Presse begleitet wurde, worin ihr die Schuld an der Empörung der Herero zugeschoben und sie der vaterlandsverräterischen Verschwörung mit den Aufständischen bezichtigt wurde: Anklagen, aus denen sie völlig gerechtfertigt hervorgegangen ist. Die Rheinische Mission konnte am Schlusse des Aufstandes der nationalen Sache einen großen Dienst leisten. Sie konnte in den auf Veranlassung des Gouverneurs v. Lindequist eingerichteten Sammellagern in Otjihaënena, Omburo, Okomitombo und Otjozongombo 12288 Eingeborene zur freiwilligen Stellung und Auslieferung der Waffen bewegen und damit zum Erlöschen des unter der Asche fortglimmenden Guerillakrieges erheblich beitragen.

Nach der Niederwerfung des Aufstandes verschob sich die Missionsaufgabe erheblich. Die Herero- und Namastämme sind seitdem und bis heute gebrochen und auf ein Drittel oder ein Viertel ihres früheren Bestandes zusammengeschmolzen. Sie sind ihres Grundbesitzes und ihrer Herden beraubt, also kaum mehr als Proletarier, die aus der Hand in den Mund leben und auf die ihnen von den Weißen zugewiesene Arbeit angewiesen sind. Die deutschen Siedler haben das kulturfähige Land in Beschlag genommen. Soweit ihre Farmen sich

ausdehnen, ist auch Bedarf an eingeborenen Arbeitskräften, soweit zerstreuen sich also die letzteren in kleinen Trupps über das Land; nur in den städtischen Siedlungen findet man sie in größerer Zahl beisammen. Die Rheinische Mission hat mit anerkennenswerter Elastizität ihren Betrieb auf diese veränderte Lage eingestellt. Auch jetzt sieht sie ihre Aufgabe darin, möglichst die ganze Bevölkerung des Herero- und Namalandes mit ihrer Arbeit zu erreichen; und da einer Eingeborenen-Bevölkerung von 82000 Seelen 44 Missionare und 7 Missionsschwestern gegenüberstehen, die von 22 Haupt- und 23 Nebenstationen die Arbeit betreiben, so liegt — auch abgesehen von der seit der kolonialen Besitzergreifung eingetretenen Parallelarbeit der katholischen Mission — hier eine so ausreichende missionarische Versorgung des wenn auch weit ausgedehnten Gebietes vor wie auf wenigen afrikanischen Arbeitsfeldern. Die Hauptstationen mit ihren Kirchen und Schulen sind die Stützpunkte der Arbeit; deren Schwerpunkt aber verlegt sich mehr und mehr auf die Farmen. So weit wie möglich bestimmt man bei jedem Trupp Farbiger auf einer noch so entlegenen Farm einen, der einigermaßen lesen und die wichtigsten Stücke des Katechismus kann, zum „Vorsager", damit er nach Vermögen sein .bißchen Kenntnis den Arbeitsgenossen mitteilt. Eine Gruppe solcher Farmen mit ihren Vorsagern wird unter die Aufsicht eines geschulten Katechisten gestellt; 10 oder mehr Katechistenschaften bilden den Sprengel eines Missionars, der einen großen Teil des Jahres unterwegs ist, um alle Katechistenschaften und Vorsagerposten zu revidieren, die zur Taufe Vorbereiteten zu prüfen und zu taufen, Abendmahl zu feiern, Kirchenzuchtsfälle zu untersuchen und mit den Farmern persönliche, wenn möglich freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Eine große Erschwerung ist es dabei, daß verschiedensprachige Eingeborene durcheinander gewürfelt werden, so daß oft selbst in einer kleinen Gruppe schon zwei oder drei verschiedene Sprachen gesprochen werden und der Missionar sich mit Dolmetschern behelfen muß. In den Mittelpunkten des Verkehrs wie Windhuk, Karibib, Lüderitzbucht und Keetmanshoop sind für verschiedensprachige Eingeborene verschiedene Missionare angestellt. Die Farmer, die vor dem Aufstande und auch noch nach demselben vielfach der Mission gegenüber eine ablehnende Stellung einnahmen, haben inzwischen eingesehen, daß der Einfluß der Mission auf die Eingeborenen nützlich ist und sie länger und treuer in der Arbeit festhält; sie stellen sich deshalb neuerdings den missionarischen Be-

strebungen meist wohlwollend gegenüber. Eine Hauptsorge der Mission war es bei diesem eigenartigen Betriebe, viele eingeborene Hilfskräfte zu bekommen; es wurde deshalb ein Gehilfenseminar in Gaub eröffnet, und in Verbindung damit wurden auch ältere Männer in kürzeren Kursen zu Evangelisten und Hilfsarbeitern ausgebildet. Auch Farmer schickten gern geeignete junge Leute in dies Helferinstitut, um sie nach vollendeter Vorbildung unter ihren Arbeitern anzustellen. Die tote Gleichgiltigkeit der Nama und die hochmütige Ablehnung der in ihrem Heidentum selbstgenügsamen Herero sind gebrochen. Die Reste beider Völker haben eingesehen, daß die Missionare ihre treuen Freunde sind, und daß ihre einzige Hoffnung im Anschluß an die christliche Kirche liegt. Waren unmittelbar nach dem Aufstande die Zahlen der Christen bedenklich zusammengeschrumpft, so steigen sie seitdem von Jahr zu Jahr schnell. Nach der Statistik Ende 1914 waren es 25644 getaufte Christen und 3785 Katechumenen; also ein reichliches Drittel der Eingeborenen gehört zur Rheinischen Missionsgemeinde. Das Neue Testament ist in Herero veröffentlicht und in mehreren Auflagen verbreitet.[1]) Da das Gebiet dem Anschein nach weißen Mannes Land wird und die klimatischen Verhältnisse die dauernde Ansiedlung weißer Familien gestatten, ist es für die Weißen, zumal deren Kinder in der Tat von Wichtigkeit, daß möglichst bald keine heidnische Atmosphäre mehr im Lande vorhanden sei. Es war auch für das Gedeihen der Mission von Wichtigkeit, daß hauptsächlich dank der Bemühungen des Deutschen evang. Kirchenausschusses in der Kolonie ein stattliches Kirchenwesen für die deutschen Ansiedler mit acht Pfarrern und zehn Gemeinden ins Leben trat. Das eigentliche Ziel evangelischer Missionsarbeit, eine autonome Eingeborenenkirche, wird sich freilich unter diesen Verhältnissen nicht erreichen lassen; die Eingeborenen können sich aus ihrem selbstverschuldeten Helotendasein nicht wieder herausarbeiten.

Unter den eigentümlich zugespitzten Verhältnissen dieser Kolonie ist die Frage der Rassenmischehe brennend geworden und hat seitens der Farmerkreise und auch ihrer Geistlichen zu der Forderung ihres gesetzlichen Verbotes geführt. Ein solches Verbot wäre aber schon in Südwest teils im Blick auf die 2000 Bastarde von Rehoboth, die alle Christen und vielfach wohlhabend, vorwärtsstrebend und manche unter

[1]) F. W. Kolbe, An English-Herero dictionary, with an introduction to the study of Herero and Bantu in general. Kapstadt 1883.

ihnen annähernd ebenso gebildet sind wie manche Siedler, teils mit Rücksicht auf manche alte angesehene Familien im Lande, die Hottentottenblut in ihren Adern haben, nur mit großer Härte durchzuführen. Die Mission nahm sich der meist illegitimen Verbindungen entsprossenen Mischlingskinder an und hat für sie einige Erziehungsanstalten, z. B. in dem Augustineum in Okahandja eingerichtet. Wenn auch das Heidentum den Zahlen nach dem Christentum noch überlegen ist, so fehlt ihm doch die Widerstandskraft. Es ist dem Prozeß des allmählichen Hinsterbens verfallen.

Schließlich ist die Rheinische Mission auch mit den zerstreuten Buschmannhorden am Rande der Kalahari in Berührung gekommen. Das von ihnen dargebotene Missionsproblem war jetzt nicht einfacher wie zu den Zeiten Kicherers. Seit Jahrhunderten nur auf die Erträge der Jagd und die magere „Feldkost" der Steppe angewiesen, scheint die Konstitution der Buschmänner Fleischnahrung zu fordern. Da aber die weittragenden Flinten und die Jagdlust der Europäer und der Nama die Wildbestände fast vernichtet haben, so finden sie Fleisch fast nur noch, wenn sie es aus den Herden der Farmer stehlen. Sie sind deshalb deren geschworene Feinde, und in den Kreisen der Farmer wäre wie vor hundert Jahren in den Kreisen der Kapburen nicht übel Lust, die Buschmänner wie unnütze Schädlinge abzuschießen. Da hat die Rheinische Mission auf Veranlassung der deutschen Kolonialverwaltung den Versuch gemacht, die Buschmänner auf der ausgedehnten Missionsfarm Gaub zu sammeln und sie unter christlichen Einfluß zu bringen.

Die Ambostämme im Norden der Kolonie haben bisher ein Sonderdasein geführt, waren sie doch auch von den Herero durch einen breiten, menschenleeren Savannenstrich getrennt. Nachdem die Rheinischen Missionare H. Hahn und Rath auf zwei Rekognoszierungsreisen Land und Leute erforscht hatten, ließ sich 1870 auf Hahns Veranlassung die Finnische Missionsgesellschaft[1]) dort nieder. Das Schreckensregiment der Häuptlinge, die im Bunde mit den Zauberern schrankenlos über Leben und Eigentum verfügten, erschwerte freilich ihr Eindringen außerordentlich. Bei zwei Ambostämmen mußte deshalb die angefangene Arbeit wieder aufgegeben werden. Nur bei den oNdonga konnten sich die Finnen zunächst behaupten, und deren

[1]) Mustakallio, Pieuvistuva Ondongasta. Helsingfors 1903 (Geographie und Völkerkunde des Ambolandes). — Ders., Mitä Suomen Kirkon lähetys of saanut Ambo-maalla aikaan. Helsingfors 1903 (Missionsgeschichte).

kleines Stammgebiet haben sie allmählich mit einem Netz von 8 Haupt- und 23 Nebenstationen überzogen. Das Neue Testament ist in Ndonga übersetzt und gedruckt. Hier ist die Macht des Heidentums gebrochen, der Oberhäuptling getauft, die Heilighaltung der Sonntage angeordnet und Zauberei und Hexerei streng verboten. Hier besteht auf der Station Oniipa eine ärztliche Niederlassung, hier wird in einer kleinen Druckerei in Ontananga ein christliches Wochenblatt, der „Osondaha“ (Sonntag) veröffentlicht. Erst seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist es geglückt, die Arbeit auch auf die Nachbarstämme, die oNgandjera, die uuKuambi, die uuKualuuri und die uuKolannazi auszudehnen. Die oNgandjera sind verschanzt und gepanzert mit heidnischen Sitten und unzähligen abergläubischen Gebräuchen; die uuKuambi sind ein tiefstehendes, fast stumpfsinniges Volk, das unter dem despotischen Druck seiner Häuptlinge verkommt; bei den uuKualuuri sind Häuptling und Volk freundlicher und entgegenkommender als bei den Nachbarn. — Seit dem Jahre 1891 hat auch die Rheinische Mission[1]) ihre Arbeit auf das Amboland ausgedehnt. Sie hat sich unter dem verhältnismäßig starken Stamm der ouKuanjama niedergelassen. Bei den Gebietsregulierungen gegen das angrenzende portugiesische Gebiet hat sich herausgestellt, daß die beiden zuerst gegründeten Stationen auf portugiesischem Grund liegen. Die Rheinische Mission hat aber auch in dem deutschen Stammesteil von ouKuanjama zwei Stationen angelegt. Die Arbeit hatte mit den Anfangsschwierigkeiten zu ringen. Schwere Fieber rafften junge, arbeitsfrohe Missionare oder ihre Frauen und Kinder dahin. Zum Glück stellten sich der Oberhäuptling Uejulu und sein Nachfolger Nande von Anfang an freundlich zu den Missionaren. Die Zahl der Christen aus den Ambo betrug 3190, denen 2214 Taufbewerber zur Seite standen; in 43 Schulen wurden 2600 Kinder unterrichtet.

Ein Jahrzehnt war seit den furchtbaren Eingeborenen-Aufständen von 1904/5 vergangen. Man war mit entschlossenem Mut und großem Geschick an den Wiederaufbau der bis auf den Grund erschütterten Mission gegangen und hatte schöne Früchte erzielt. Die Eingeborenen schienen sich schnell und widerstandslos den Missionsgemeinden anzuschließen. Die Kolonie blühte wirtschaftlich überraschend auf. Die neuentdeckten Diamantenfelder von Lüderitzbucht warfen große Erträge ab, die großen Farmen rentierten gut, die

---

[1]) Tönjes, Ovamboland, Land, Leute und Mission. Berlin 1911.

Otawiminen förderten viel Erz, aussichtsvolle neue Unternehmungen wie die Straußenzucht oder der Marmorbau in Karibib oder der Walfischfang in Lüderitzbucht waren in Angriff genommen; die Eisenbahn durchzog das Land von Norden nach Süden; überall waren Windmotore im Gang, die das Wasser aus der Tiefe herausholten. Da brach gänzlich unvermutet der große Krieg aus und zog bald auch Deutsch-Südwest in seinen Strudel. Die Kapholländer unter der Führung des ehrgeizigen Louis Botha stellten sich die Aufgabe, die aufstrebende deutsche Kolonie ihrer südafrikanischen Union einzuverleiben, und da ihnen eine zehnfache Übermacht und eine hervorragende Ausrüstung mit Artillerie und Automobilen zu Gebote stand, konnten sie in einem zwar schwierigen, aber unaufhaltsamen Vormarsch die schwachen deutschen Truppen zurückdrängen und am 9. Juli 1915 in Korab im Nordosten der Kolonie zur Waffenstreckung nötigen. Als zuerst die kapschen Kolonialtruppen vom Meere her die Küstenplätze besetzten, führten sie die dortigen Missionarsfamilien in die südafrikanischen Konzentrationslager; als sich später die deutschen Truppen vor ihnen nach dem Norden zurückzogen, nötigten diese die Missionare und ihre Gemeinden sich ihnen anzuschließen; die Bastardgemeinde Rehoboth empörte sich leider gegen die deutsche Obrigkeit und ihre treuen Missionare. So schien der Fortgang des Krieges sogar den Bestand der Mission in Frage zu stellen. Aber die Bedingungen der Waffenstreckung und Übergabe waren günstig. Die Missionare durften auf ihre Stationen zurückkehren, und wenn sie auch die Missionshäuser ausgeplündert und die Gemeinden zerstreut fanden, so nahmen sie doch auch nach diesem Sturm den Neuaufbau der Mission unverzüglich in Angriff. Die Gemeinden sammelten sich schnell wieder. Auch die deutschen Farmer suchten trotz der Verwüstung ihrer Häuser und Gärten und des Raubes der größeren Hälfte ihres Viehbestandes die Arbeit wieder aufzunehmen. Damit kehrten zu einem großen Teil die Arbeitsbedingungen wieder, wie sie in dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege bestanden hatten. Die Missionare suchten mit den aus den Eingeborenen herangebildeten Helfern die über das weite Land und die zahlreichen Farmen zerstreuten Hottentotten und Herero zu pastorieren. Leider wurden nach dem Friedensschluß im Jahre 1919, auf Grund dessen Deutsch-Südwestafrika als Völkerbundsmandat an die Südafrikanische Union übertragen wurde, von dem ersten, schroffen Verwalter Howard Gorges Tausende von Deutschen, unter ihnen auch drei

rheinische Missionare — und zwar gerade zwei der führenden, Präses Olpp und der Vorsteher des Gauber Gehilfenseminars Vedder — zwangsweise nach Deutschland zurückbefördert und das Deutschtum durch kleinliche Vorschriften eingeengt. Indessen ist seither wiederholt und feierlich von maßgebenden südafrikanischen Stellen versichert, daß keine weiteren Repatriierungen stattfinden, und den Ausgewiesenen die Rückkehrerlaubnis gewährt ist. Die Eingeborenen sind durch die Kriegsstürme der Rheinischen Mission eher nahe gebracht; sie melden sich in großen Zahlen zum Taufunterricht; in dem im Nordwesten gelegenen Grootfontein wuchs die Gemeinde während des Krieges von 854 auf 2102 Glieder; in Windhuk konnten allein in der Hererogemeinde während dieser Jahre fast 2000 getauft werden. Es scheint, daß die zerschlagenen Reste der Eingeborenenvölker in einer schnellen Christianisierung begriffen sind. Allerdings ist auch die katholische Mission emsig tätig, um ihren Einfluß im Lande auszudehnen; sie hat vor allem auch Keetmanshoop, eine alte rheinische Missionszentrale im Süden, besetzt. Auch die südafrikanische anglikanische Kirche hat sich in das deutsche Schutzgebiet hinein ausgedehnt. Da während des Krieges und nach ihm viele Glieder, weiße und farbige, der englischen Kirche nach Südwestafrika gekommen sind und sich als Beamte, Soldaten, Farmer, Händler oder Arbeiter dort längere Zeit aufhalten oder dauernd niederlassen, verfolgt die anglikanische Kirche den Plan, vier Arbeitsmittelpunkte zu schaffen, deren jeder unter der Leitung eines europäischen Geistlichen steht. Von da aus sollen Nebenstationen unter Schwarzen und Farbigen angelegt werden. Die Rheinische Mission, die seit zwei Menschenaltern das ganze Land mit einem ausreichenden Netz von Haupt- und Nebenstationen überzogen hat, sieht diese Konkurrenz in dem dünn bevölkerten Lande begreiflicherweise nicht gern.

Auch das Amboland wurde in den Strudel des Krieges hineingezogen. Leider ließ sich der Stamm der ouKuanjama, gerade der Stamm, unter dem die Rheinische Mission arbeitete, verleiten, die allgemeine kriegerische Unruhe zu einem Aufstand gegen ihre alten Feinde, die Portugiesen zu benutzen. In den folgenden kriegerischen Wirren mußten die rheinischen Missionare im August und September 1914 bis auf einen — Welsch in Omatemba — das Land räumen; die Station Ondjiva, die älteste, wurde von den heidnischen ouKuanjama eingeäschert, wie auch der Oberhäuptling Mandume seine eigene Werft und sein Haus in Brand steckte. Auch Welsch mußte im

August 1916 nach dem Hereroland übersiedeln. Damit war die Rheinische Mission ganz aus dem Amboland verdrängt. Dies Los traf sie um so schmerzlicher, als gerade damals dies Land von einer unerhört schweren Teuerung betroffen war. Tausende fielen dem Hunger und der sich damit verbindenden Dysenterieepidemie zum Opfer; ganze Familien und Werften starben aus; in Scharen wankten die ausgemergelten Gestalten nach dem Süden in das Hereroland, um vielfach auf den Landstraßen tot liegen zu bleiben. Die britische Okkupation hatte es versäumt, rechtzeitig nach dem Vorbild der deutschen Verwaltung gegen eine derartige Notzeit Vorkehrungen zu treffen. Nachdem drei Jahre lang die rheinischen Missionare vergeblich darauf geharrt hatten, auf ihre verwaisten Ambostationen zurückkehren zu dürfen, haben sie 1920 das ganze Werk — zur Zeit etwa 1200 Getaufte, 900 Schüler und 20 einheimische Helfer — an die befreundete finnische Mission übertragen. Fast der größere und erfolgreichere Teil der Ambomission hat sich ohnehin infolge der ausgedehnten Sachsengängerei der Ambo in die Minenbetriebe, Farmen und Städte des bisher deutschen Schutzgebietes verlegt. In Lüderitzbucht und Swakopmund, Karibib und der Khanmine, in Windhuk und Tsumeb werden von den früheren Rheinischen Ambomissionaren Scharen in Taufklassen gesammelt und getauft. Es ist eine eigentümliche Fügung, daß, solange die Rheinische Mission im Amboland selbst arbeiten konnte, die Herzen verschlossen und der Boden hart war, nun aber nach ihrer Verdrängung sich an den durch vielfache Not zeitweilig aus ihrem Lande getriebenen Ambo eine große, offene Tür aufgetan hat. Und die in Südwest bekehrten oder angeregten Ambo haben die christlichen Einflüsse wieder mit in ihre Heimat gebracht. So ist unter dem rückwirkenden Segen dort auch die Finnische Mission unter allem Druck und Drang der beiden letzten Jahrzehnte, trotz der Abgeschlossenheit der Kriegsjahre überraschend aufgeblüht. Die Zahl der Getauften beträgt gegenwärtig 4800, von denen 714 im letzten Jahre getauft sind; zu ihrer Bedienung stehen den 30 finnischen Missionsarbeitern 135 Ambohelfer zur Seite, von denen 35 einen dreijährigen Kursus in dem Lehrerseminar durchgemacht haben; 3000 Kinder besuchen die Schulen. Es wird viel darauf ankommen, daß die Finnische Mission mit den rheinischen Ambomissionaren im Süden in geeigneter Weise Hand in Hand arbeitet, um die wanderlustige Bevölkerung unter christlicher Aufsicht zu erhalten.

Die südafrikanische Union hat sich das ihr übergebene Völkerbundsmandat Deutsch-Südwestafrika als „Südwest-Protektorat" endgültig angegliedert und hat bestimmt ihren Willen erklärt, das Land als integrierenden Teil der Union zu verwalten. Die deutschen Farmer im Lande werden, da sie nicht mehr den Schutz des Deutschen Reiches genießen, vielleicht daraus die Folgerung ziehen, daß sie, wenn sie dauernd im Lande bleiben wollen, das Bürgerrecht der südafrikanischen Union erwerben müssen. Die herrschenden Sprachen im Lande werden fortan Englisch und Burisch werden, die demnach auch in den von der Regierung subventionierten Schulen in erster Linie gepflegt werden sollen. Denn wenn auch die Deutschen in ihren Schulen die deutsche Sprache beibehalten dürfen, so werden sie doch den Zugang zu den öffentlichen Prüfungen und damit zu den Ämtern nur durch die beiden Amtssprachen haben. Glücklicherweise ist, nachdem erst die Verwaltung des neuannektierten Territoriums in den Händen eines feindselig gesinnten Engländers lag, nunmehr 1920 der den Deutschen wohlgesinnte Bur Hofmeyr Gouverneur geworden. Er scheint den berechtigten Wünschen der deutschen Siedler und der Mission weit entgegenzukommen. Wie sich die Lage der Rheinischen Mission unter der neuen Verwaltung gestalten wird, läßt sich noch nicht übersehen. Es ist aber zu hoffen, daß sie durch den starken burischen Einfluß in der Unionsregierung in demselben Umfang gedeckt und gepflegt wird wie die deutschen Missionen in der Kapprovinz.

XIII. Der große Krieg und seine Folgen.

1914 bis zur Gegenwart.

Hier handelt es sich um eine noch nicht abgeschlossene Periode, der wir also auch noch nicht als Historiker gegenüberstehen. Die Darstellung muß daher mehr in die Form einer chronikartigen Aneinanderreihung der Ereignisse übergehen, soweit wir sie und ihre Zusammenhänge jetzt schon überschauen. Zunächst ein Blick auf die Entwicklung der politischen Lage in den Kreisen der Buren und der Engländer. Bei dem Ausbruch des Krieges standen sich drei Parteien gegenüber. Die Engländer waren überwiegend Unionisten, d. h. sie fühlten sich voll als Engländer und wollten auch im Kriege nur englische Politik treiben. Als deshalb seit Anfang 1916 von der Londoner Zentralregierung die Losung ausgegeben wurde, daß der deutsche Einfluß in der ganzen Welt ausgetilgt werden müsse und man auch vor der deutschen Mission nicht halt machen werde, waren von dieser Seite, vor allem durch die von London her ausgeübten Einflüsse, die deutschen Missionen überall in Südafrika schwer bedroht. Die von Botha, nach seinem Tode von Smuts geführte Südafrikanische Partei, die sogenannten Sappers, hatte aus dem Burenkriege den Schluß gezogen, daß eine Losreißung von dem britischen Weltreiche unmöglich sei und der Versuch dazu die burische Sache in das völlige Verderben führe. Man müsse also innerhalb des Empire die Erhaltung und Entfaltung der eigenen Art anstreben. Diese Partei war damals die stärkste und hatte mit den Unionisten und der „Arbeiterpartei" im Parlamente eine verläßliche Mehrheit. Neben den Sappern standen die burischen Nationalisten, die sogenannten Natter, welche die Losreißung von England und die Begründung einer autonomen, überwiegend burischen Republik auf ihre Fahne geschrieben hatten. Nach dem Buchstaben der 1910 von dem englischen Parlamente verliehenen Verfassung hatten sie nur noch einige Zwirnsfäden zu durchschneiden; denn die Union war amtlich als ein vollständig selbständiger, sich selbst regierender Staatenbund anerkannt, in welchem nur dem König von England persönlich (nicht dem englischen Ministerium oder dem Parlament) ein (nie in Anspruch genommenes) Einspruchsrecht gegen die Beschlüsse des Unionsparlaments und die Kontrolle über die auswärtigen Angelegenheiten und die geringfügigen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser zu-

standen. Ein Teil dieser Nationalistenpartei glaubte zu Anfang 1915, als die deutschen Armeen auf allen Seiten siegreich vordrangen, daß die Zeit zur Abschüttelung des englischen Joches gekommen sei; der Burengeneral Dewet erhob die Fahnen des Aufstandes; er hoffte wohl von Deutsch-Südwestafrika her auf kräftige Unterstützung, und es ist schwer zu sagen, was daraus geworden wäre, wenn in der deutschen Kolonie ein weitblickender und tatkräftiger Feldherr an der Spitze gestanden hätte. Da diese Hilfe ausblieb, wurde der Aufstand von Louis Botha schnell niedergeschlagen, zumal weitaus die Mehrzahl der Buren beider Parteien sich von demselben zurückgehalten hatte. Seitdem ist die Ruhe in Südafrika nicht wieder in Frage gestellt. Aber die weitere Entwicklung des Krieges hat die Verhältnisse mehr und mehr zugunsten der Nationalisten verschoben. Schon daß Südafrika zugemutet wurde, die deutsche Kolonie Südwest zu erobern, wurde von weiten burischen Kreisen mißbilligt; sie wollten keine kriegerischen Eroberungen, am wenigsten auf Kosten der Deutschen, denen man sich von dem Burenkriege her zu tiefem Danke verpflichtet wußte. Noch ärger wurde die Mißstimmung, als im Frühjahr 1916 ein gewaltiges südafrikanisches Heer aufgeboten wurde, um auch Deutsch-Ostafrika zu erobern. Obendrein wurde das als sicher in Aussicht gestellte Ziel einer schnellen und mühelosen Unterwerfung dieser Kolonie nicht erreicht; dagegen aber erlitt die südafrikanische Armee infolge des heldenhaften deutschen Widerstandes, vielleicht noch mehr durch die ungeheuren Strapazen in dem ungesunden Tropenklima und die mangelhafte Fürsorge für die zahlreichen Verwundeten und Kranken ungewöhnlich große Verluste. Südafrika drohte sich an einem kriegerischen Abenteuer zu verbluten, an dem es im Grunde kaum ein Interesse hatte. Als nun obendrein England um des Krieges willen in wachsendem Maße den Weltverkehr und Welthandel einschränkte, empfand man das zürnend als Eingriff in die südafrikanischen Rechte. Über dem allen erwachte das burische Nationalbewußtsein. Man nahm auch für sich das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen in Anspruch. Man wollte eine eigene burische Kultur gründen und die eigene Sprache, die Taal, auch im Unterschiede vom Holländischen zu einer eigenen Kultur- und Literatursprache erheben. Neben der englischen Universität Kapstadt entwickelte man eine burische in Stellenbosch; auch in Johannesburg und Pretoria sind so zwei Zwillingsuniversitäten im Entstehen. Dies

erstarkende burische Volksbewußtsein trat tapfer für das Deutschtum im Lande, auch für die deutschen Missionen, ein.

Zwar an Bedrohungen der letzteren hat es während des Krieges nicht gefehlt. Die englische Hetzpresse stellte wie in aller Welt so auch in Südafrika die Deutschen als Inbegriff alles Bösen und Ausgeburt der Hölle hin, und sie fand in dem unter englischem Einfluß stehenden Teile der öffentlichen Meinung bereitwilliges Echo. Es kam in Johannesburg und anderen Städten zu schlimmen Ausbrüchen der Volksleidenschaft gegen die Deutschen, zumal als nach der Versenkung der Lusitania die Wut der Engländer auf das höchste angestachelt war. Es bildete sich in den englischen Kreisen eine Citizens' Movement, dessen Ziele waren: 1. Ausschließung der Deutschen und der anderen Feinde von jedem Vorteil als Geschäftsleiter; 2. Einziehung alles Eigentums der feindlichen Untertanen; 3. Internierung aller im militärpflichtigen Alter Stehenden und Ausweisung der übrigen; 4. Rückgängigmachung jeglicher Naturalisation von in Feindesland Geborenen! Diese Bewegung richtete sich auch gegen die deutschen Missionare. Mußte nicht von ihnen und ihren Stationen ein illoyaler Einfluß ausgehen, selbst wenn man den vorsichtigen Männern den Hochverrat nicht nachweisen konnte? Mancher Klatsch böswilliger Weißer und Schwarzer wurde geglaubt. Nicht selten wurde auf nichtige Verdächtigungen hin die Verhaftung und Internierung von Missionaren verfügt, und manche haben Jahr und Tag hinter dem Stacheldraht geschmachtet. Auch die Christen und Gemeinden der deutschen Missionen hatten es nicht leicht. Als Untertanen des britischen Reiches sollten sie auf der feindlichen Seite stehen, als Kinder der Mission hingen sie an ihren geistlichen Vätern, zu denen sie ein großes Vertrauen hatten. Es war nicht Untreue gegen ihre Regierung, wenn manche braune Christen nicht öffentlich, aber in ihren Häusern für ihre bedrängten, geschmähten, vielleicht gefangen gesetzten Missionare und auch für die deutsche Missionsgemeinde beteten und sich daraus die Kraft holten, auch die Zurücksetzungen und Kränkungen zu ertragen, die sie um ihrer Treue gegen ihre „Väter" willen zu tragen hatten. Die braunen Pfarrer der deutschen Missionen verloren die sonst in Südafrika übliche Vergünstigung der freien Eisenbahnfahrt auf Dienstreisen. Man bot den Leuten Vorteile, wenn sie sich von den Deutschen lossagten und zu anderen Gemeinden überträten. Zumal die anglikanische Staatskirche und die südafrikanischen Wesleyaner sind der Versuchung erlegen, die böse Gelegenheit

auszunutzen, im Trüben zu fischen und sich Glieder der deutschen Missionsgemeinden oder gar ganze Außenstationen anzueignen. Man drohte den braunen Christen, sie würden, wenn ihre deutschen Lehrer, was unzweifelhaft sei, aus dem Lande weichen müßten und man dann das deutsche Missionseigentum beschlagnahme und liquidiere, ihre Kirchen und Schulen, ja sogar ihre Wohnsitze verlieren. Im ganzen aber konnten sich sowohl die deutschen Missionare wie die von ihnen gesammelten Gemeinden unter allen Stürmen des Krieges behaupten.

Verhängnisvoll war es, daß auch die südafrikanischen Farbigen in den Krieg hineingezerrt wurden. Es ist tief bedauerlich, daß die Anregung dazu von einflußreichster missionarischer Seite ausging. Der Lovedaler Christian Express, das führende Blatt der angelsächsischen Mission in Südafrika, hatte dringend um die Anwerbung von 60—80000 „tapfern Bantu" nicht nur für die afrikanischen, sondern auch für die europäischen Kriegsschauplätze gebeten; ein Verzicht auf diese zur Verfügung stehenden Hilfsquellen werde geradezu als Schuld beurteilt werden. Es sind 80 000 südafrikanische Neger zum Kriegsdienst aufgeboten.

Immerhin gingen die Kriegsjahre für die südafrikanischen Missionen, die angelsächsischen wie die deutschen, im ganzen ruhig vorüber. Die Hauptstürme sollten wie auf andern Kolonialgebieten erst nach dem Friedensschluß folgen. Zuerst gegen die deutschen Missionen. Wie in Australien, in Hongkong und überhaupt in China, auf der Goldküste, in Deutsch-Ostafrika und auf anderen Gebieten setzte nach dem Waffenstillstande und noch mehr nach dem Versailler Friedensschlusse ein neuer, energischer Versuch zur Vertreibung aller Deutschen, und nun vor allen Dingen auch der deutschen Missionare, ein. Politische Hetzer, die mit ihnen den stärksten Halt des deutschen Einflusses im Lande entfernen wollten, einzelne Neider auf Missionsfarmen oder Minenbesitz in deutschen Händen und der große Haufen, der durch die Agitation der Kriegsjahre nach und nach gegen jede deutsche Betätigung eingenommen war, machten bei diesem Sturm gemeinsame Sache. Und die führenden angelsächsischen Missionskreise, auch die Allgemeine südafrikanische Missionskonferenz als die Vertreterin der gemeinsamen Missionsinteressen versagten zeitweilig.[1]) Aber nicht nur die skandinavischen Missionen

---

[1]) Doch sprach der geschäftsführende Ausschuß der „Allgemeinen Süd-

hielten in dieser sorgenvollen Zeit den deutschen die Treue. Jetzt kam es erst einmal recht zum Ausdruck, in welchem Maße die burisch reformierten Kreise treu und unerschrocken für sie eintraten.[1]) Der Kampf ging zunächst um den Paragraph 438 des Versailler Vertrages. Man konnte zwar nicht verhindern, daß für die deutschen Missionen gemäß seinen Bestimmungen Treuhänderräte eingesetzt wurden, — obgleich sich die Unionsregierung doch im Grunde so wenig an den Paragraphen gebunden fühlte, daß sie in dem eroberten Deutsch-Südwestafrika auf ihre Einsetzung ausdrücklich verzichtete. Aber man sorgte dafür, daß missionsgesinnte, den Deutschen wohlwollende und ihre Interessen verständnisvoll vertretende Männer zu Treuhänderräten ernannt wurden, so daß bisher die Einrichtung eher zur Förderung als zur Hemmung der deutschen Missionen ausgeschlagen ist. Freilich auch so trägt die Einrichtung den Stempel einer Rechtsverkürzung. Die deutschen Missionen haben es nicht verdient, als Unmündige unter Kuratel gestellt zu werden, und sie werden nicht aufhören, gegen diese Herabsetzung zu Missionen minderen Rechts Widerspruch zu erheben.[2])

Einschneidender waren die Wirkungen der Nachkriegszeit auf die eingeborene Bevölkerung. Die für den Krieg angeworbenen Scharen kehrten aus Ägypten und Frankreich heim. Wohl hatten sie Disziplin, Gehorsam, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Ordnungssinn

---

afrikanischen Missionskonferenz" einstimmig die Hoffnung aus, daß die Regierung der Union bald in der Lage sein werde, die noch auf den deutschen Missionen lastenden Eigentumsbeschränkungen aufzuheben.

[1]) Die britisch-reformierte Synode der Kapkolonie sprach „ihre starke Überzeugung aus, daß die Supranationalität der Mission von allen Regierungen anzuerkennen sei, so daß die Untertanen irgend einer Nation in dem Gebiete einer andern die Missionsarbeit ungehindert treiben dürfen, solange sie sich nicht in Gegensatz zu den Gesetzen des Landes stellen". Und auf Anregung des Prof. Du Plessis hat der geschäftsführende Ausschuß der Missionskommission der Burischen Synode unter dem 14. Juli 1920 die Forderungen erhoben, a) daß die Treuhänderräte über deutsche Missionen als eine unbillige Rechtsverkürzung aufzuheben seien; b) daß die vertriebenen deutschen Missionare müßten auf alle ihre früheren Arbeitsfelder zurückkehren dürfen.

[2]) Die Buren teilen diesen Standpunkt; § 438 sei eine Deutschland angetane Schmach und eine Auflehnung wider Gott und sein Reich. Der Minister Dr. Malan erklärte im Unionsparlamente, der ganze Versailler Friedensvertrag predige in jedem seiner Paragraphen Haß, Habsucht und Ungerechtigkeit; § 438 bezwecke nichts anderes als die Lahmlegung der deutschen Missionen.

gelernt, alles Dinge, die dem Kaffern von Natur unbekannt sind. Aber auch ihr Selbstbewußtsein war mächtig gestiegen. Sie fühlten sich halb als Retter des britischen Weltreiches; sie hatten die großen Worte von den Rechten der kleinen Nationen und von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker gehört. Nun verlangten sie einen Lohn ihrer Taten und Rechte, die weit über das Maß des ihnen Zukommenden hinausgingen. Vor allem haben sie die ausschlaggebende Macht einer gut geleiteten Organisation kennen gelernt. In nicht geringen Kreisen der Farbigen ist durch den Krieg, besonders durch das Aufgebot von Haß und Lüge, die Achtung vor den Weißen vermindert. Dazu sind auch in Südafrika die Preise unverhältnismäßig in die Höhe gegangen, und die Verdienstmöglichkeiten haben damit nicht Schritt gehalten. Bisher war es der Minderzahl der Weißen leicht, die Farbigen, selbst die in den Compounds und im Randgebiete zusammengehäuften Massen, im Zaum zu halten, weil sie stets unter sich uneins und zu Streitigkeiten gegeneinander nur zu leicht aufzureizen waren. Jetzt haben sie sich organisatorisch zusammengeschlossen und organisieren Streiks, bei denen die rote Fahne, ein den Schwarzen bisher unbekanntes Wahrzeichen, vorangetragen wird. Bei einem derartigen großen Streik von 30—40000 farbigen Grubenarbeitern in Johannesburg forderte man Aufhebung des Paßzwangs und des Verbotes, auf den Bürgersteigen zu gehen und in den Bahnen die Abteile der Weißen zu benutzen, Gleichstellung der Löhne mit den Weißen bei gleichartiger Arbeit, bessere Wohnungsverhältnisse in den Städten, Stimmrecht und Wahlrecht zu dem Parlament wie in der Kapprovinz, lauter erwägenswerte, für die Weißen allerdings unbequeme Forderungen. Und sie werden nicht nur mit Brandreden und Hetzartikeln vertreten, man schreitet zu Gewalttätigkeiten fort. In Port Elisabeth kam es zu einer Revolte von bolschewistischem Charakter, die planvoll von langer Hand vorbereitet war. Und vielleicht das schlimmste, diese rohe, gewalttätige Agitation macht auch vor den angesehensten Missionsinstituten nicht halt. In Lovedale kam es aus ganz geringem Anlaß — den farbigen Schülern war in ihr reines Weizenbrot etwas Maismehl verbacken! — zu einem wüsten Schülerstreik, in dem Gebäude und Inventar im Werte von £ 2300 verwüstet wurden; das ganze Schulinstitut mußte auf längere Zeit geschlossen und gegen 198 der streikenden Schüler mit hohen Gefängnis- und Geldstrafen vor-

gegangen werden. Dieser böse Streik war monatelang das Tagesgespräch in Südafrika, man sagte sich, „die Eingeborenen haben den Glauben an den weißen Mann, die weiße Erziehung und die weiße Religion verloren.“ Auch in dem Wesleyanischen Lehrerseminar in Kilnerton und dem burischen in Stoffregen kam es zu Streiks und Unruhen. Man sieht, es gärt mächtig unter den Farbigen.[1])

Durch das ganze vorige Jahrhundert war die britische Politik in Südafrika zu einem nicht geringen Teil aufgebaut auf der Zuversicht, daß das „liberale England“ auf die Sympathien der Farbigen gegenüber den „brutalen Buren“ zuversichtlich rechnen könne. Das hatte immer die Buren in eine verhängnisvolle Lage versetzt, daß sie im entscheidenden Falle gegen zwei Fronten, gegen die Engländer und gegen die Farbigen, zu kämpfen hatten. Die Engländer hatten durch Zugeständnisse im Kleinen und eine planmäßige Anschwärzung der Buren im Großen diese unterschiedliche Stellungnahme markiert und gepflegt. Geht diese Voreingenommenheit doch so weit, daß man nur mit großem Vorbehalt englische Darstellungen südafrikanischer Verhältnisse, selbst in Missionsfragen, benutzen darf. Jetzt schließen sich die Farbigen gegen alle Weißen zusammen; ihre Losung lautet: „Hört nicht auf die Weißen, sie sprechen nur zu ihrem Vorteil! Arbeitet nicht für die Weißen; sie bereichern sich nur durch euren Schweiß! Zahlt nicht an die Weißen; sie gebrauchen unser Geld als Waffe gegen uns!“ Allerdings darf man nicht vergessen, daß auch auf der Seite der Weißen die dämonische Macht des Kapitalismus nicht wenige verleitet, rücksichtslos ihre Übermacht zur Aussaugung der Schwarzen zu mißbrauchen. G. m. b. H.s mit ihren unbekannten Aktionären und dem Hazardspiel der Aktien an den Börsen der Städte Europas und Amerikas rechnen kaltherzig: Hier sind die großen Schätze und Entwicklungsmöglichkeiten. Sie müssen zu unserem Vorteil so schnell und so billig wie möglich ausgekauft werden. Je höher die Dividenden, um so besser. Wer

[1]) Jabavu, ein Sohn des bekannten Tengo Jabavu, des Herausgebers der Kaffernzeitung Imvo, schreibt in seinem Buche „Die schwarze Frage“: „Bolschewismus und andere nihilistische Lehren finden im Lande viele Anhänger. Ein Sozialismus radikalster Art bemächtigt sich unsers Volkes. Sie sagen, man müsse dem Christentum entgegentreten; man müsse sich eine eigene Religion zurechtzimmern. Das Christentum sei des weißen Mannes Religion und müsse deshalb ausgerottet werden; wir müssen unsere Freiheit erzwingen, auch wenn wir den Weißen mit Händen und Füßen entgegentreten müssen.“

kümmert sich um den Schweiß oder die untergrabene Gesundheit der ungelernten schwarzen Arbeiter! Diese Brutalität des Kapitalismus ist ungleich härter und gefährlicher, als je die strenge, aber verständnisvolle Behandlung der Neger durch die Buren! Sie treibt es zur Krise auch in Südafrika.

Eine große Anzahl von Entwicklungen und Verwicklungen haben in den letzten Jahren dazu beigetragen, die Spannung zwischen Schwarz und Weiß stärker zu machen. Bei der steigenden allgemeinen Weltteuerung, die auch in Südafrika die Preise um 50 oder 100 % und mehr in die Höhe geschnellt hat, haben die Weißen durch Streiks, Regierungszulagen oder sonstige Vereinbarungen ihr Einkommen oder Gehalt entsprechend oder noch darüber hinaus erhöht. Die Löhne und Gehälter der Farbigen sind entweder gar nicht oder nur um wenig Prozent gesteigert und sind dadurch nun erst recht völlig unzureichend geworden. Mehrere aufeinanderfolgende Dürren und Mißernten haben die Eingeborenen bei ihrer mangelhaften Wirtschaftsweise besonders hart getroffen und der Verarmung entgegengeführt. In den Gerichten werden die Eingeborenen oft unverantwortlich gegen die Weißen benachteiligt und haben dadurch das Vertrauen zu ihrer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit verloren. Im öffentlichen Leben, in den Eisenbahnen, Straßenbahnen, den öffentlichen Gebäuden werden die Farbigen geringschätzig als Menschen zweiter Klasse behandelt, oft noch dazu in roher, verletzender Form. Als eine besondere Härte und Unbilligkeit empfanden die Schwarzen die Paßbestimmungen, zumal in Transvaal, die sie zahlreichen kleinlichen Schikanen aussetzten. Es erregte zudem begreiflicherweise Verstimmung und Erbitterung, wenn die Weißen in Parlamenten und Zeitschriften von Südafrika als „weißen Mannes“ Land sprachen, ohne diese mißverständliche Phrase genau zu umschreiben und sich auch wohl selbst von ihrer Bedeutung Rechenschaft zu geben. In einem Lande, wo die Schwarzen mindestens die vierfache Übermacht haben, und in einer Zeit, wo der demokratische Gedanke und die Herrschaft der Massen immer stärker den Ausschlag geben, darf auch eine sich noch fest im Sattel fühlende Oberschicht nicht mit dem Feuer spielen und durch geringschätzige Beiseiteschiebung der berechtigten Ansprüche die entrechteten Massen reizen und veranlassen, daß sie — eine leichte Beute gewissenloser Agitatoren — sich unter der Rassenlosung zum geschlossenen Widerstande

gegen die Weißen organisieren. Es hat den Anschein, daß die farbige Frage fast von Jahr zu Jahr ein drohenderes Gesicht gewinnt.

Unter diesen Umständen ist es vielleicht zu spät, daß endlich im Jahre 1920 das erste umfassende Eingeborenen-Gesetz, die „Native Affairs Act 1920“ erlassen ist. Man sucht berechtigten Wünschen der Farbigen entgegenzukommen. Es soll eine „Kommission für Eingeborenenfragen“ eingesetzt werden, die sich zu einem beständigen Rat für alle Eingeborenenfragen in der Union weiter entwickeln und nicht nur beratende Stimme, sondern erhebliche Macht haben soll. Es sind ferner für gewisse Gebiete „Eingeborenen-Räte“ vorgesehen, welche sich mit den öffentlichen Angelegenheiten wie Ackerbau und Schulwesen befassen sollen. Unter gewissen Umständen soll der Generalgouverneur Konferenzen der eingeborenen Häuptlinge und anderer angesehener Farbigen berufen, um sich über die Stimmungen und Wünsche der Farbigen zu unterrichten. Werden derartig zahme Zugeständnisse dem erwachten Selbständigkeits- und Machthunger der Farbigen genügen? Jedenfalls wird alles davon abhängen, daß die rechten Männer zu Eingeborenen-Kommissaren ernannt werden, und daß sie ihre Lebensarbeit daransetzen, diese wichtigste und schwierigste aller südafrikanischen Fragen zu lösen.

Schulfragen drängen sich immer wieder in den Vordergrund. Die Eingeborenen werden dauernd als eine zahlenmäßig erdrückende Majorität unter einer sie politisch und kulturell in jeder Hinsicht beherrschenden weißen Bevölkerung leben. Letztere muß Wert darauf legen, daß die Eingeborenen sich an ihr Milieu und ihre Kulturwelt anpassen, und die Schulen sind das wichtigste Mittel, um die Einführung der Eingeborenen in die Kulturwelt der Weißen planvoll vorzunehmen. Das ist e i n öffentliches Interesse. Ein anderes, wenn auch nicht ganz so tiefgreifendes, liegt daneben. Die Eingeborenen stellen ein ungeheures Kapital ungelernter Arbeit dar, das zum eigenen Besten der Farbigen wie zum allgemeinen Besten der Kolonie zu erschließen eine dringende Aufgabe ist. In der Kapprovinz hat eine „Kommission für Eingeborenen-Erziehung“ diesen ganzen Fragenkomplex gründlich untersucht, ist aber nicht zu einschneidenden Neuerungen gekommen. Noch ist nach ihrem Urteil im allgemeinen das Eingeborenen-Schulwesen bei den Missionaren und Missionsgesellschaften in guten Händen; radikale Vorschläge einzelner „Eingeborenen-Lehrer-Vereine“, das „Missionsschulsystem müsse bald der Vergessenheit anheimfallen“, sind nicht ernst genommen. Aber

auf Grund der Vorschläge der Kommission ist durch eine „Farbigen- und Eingeborenen-Schulordnung 1920“ verfügt, daß die eingeborenen Lehrer gleiches Gehalt und gleichen Rang wie die europäischen Lehrer gleichen Grades erhalten. Auch ist im Rahmen der Universität Kapstadt eine „Schule des afrikanischen Lebens und der afrikanischen Sprachen“ eingerichtet, die den Weißen Gelegenheit zu gründlichem Studium der Sprachen und Sitten der Farbigen geben soll. Und der erfahrene Missionar Dr. Roberts, der 38 Jahre lang mit an der Spitze der Lovedaler Erziehungsanstalten gestanden hat, wurde „wegen seiner gründlichen Vertrautheit mit den Wünschen und Aspirationen der farbigen Rasse, soweit sie zu erfüllen sind“, als Senator in das Oberhaus nach Kapstadt berufen.

Die einzelnen deutschen Missionen sind in verschiedener Weise von der Kriegs- und der Nachkriegsnot betroffen. In gleicher Weise drückend ist seit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches für sie alle die Valutanot, die bei der Entwertung der deutschen Mark auf 3—4 Pf. und weniger die Übersendung deutschen Geldes nach Südafrika fast unmöglich macht. Der Berliner Mission kam es zunutze, daß sie seit 1912 ihre südafrikanischen Gemeinden in einer freiheitlichen Kirchenordnung in fünf Synoden mit einem weitgehenden Maße von Selbstverwaltung ausgerüstet hatte. Außerdem war sie von Anfang an darauf bedacht gewesen, ihre Missionsarbeit, wo immer angängig, auf erworbenem größeren Grundbesitz aufzubauen, weil die Farbigen in erster Linie Ackerbauer sind und nur auf eigener Scholle zu gesunder wirtschaftlicher Selbständigkeit erstarken können. Das gab die Möglichkeit, durch Schaffung einer straffen, einheitlichen Verwaltung dieses ausgedehnten und zum Teil im Laufe der Jahrzehnte wertvoll gewordenen Grundbesitzes und durch Aufschließung aller sich bietenden Erwerbsmöglichkeiten ausreichende Mittel im Lande zur Weiterführung der Arbeit auf einige Jahre ohne Zuschüsse aus der deutschen Heimat sicher zu stellen. Es ist in jeder Synode aus erfahrenen Missionaren ein „Wirtschaftsausschuß“ und aus diesen synodalen dann ein „Gesamtwirtschaftsausschuß“ eingesetzt, der sorgfältig zu prüfen hat, welche Landstücke etwa als für den Missionsbetrieb nicht unbedingt erforderlich verkauft werden können, wie hoch die Pächte für die auf Missionsgrund angesiedelten Eingeborenen angesetzt werden sollen, welche mit Weißen und Farbigen, vor allem auch mit Erwerbsgesellschaften abgeschlossenen Verträge als unrentabel aufgehoben und durch günstigere

zu ersetzen sind und dergl. mehr. Es ist unbequem, daß eine derartige Anspannung der Vermögensverwaltung in einer Zeit einsetzen muß, wo die Christen dieser Missionsgemeinden von Weißen und Schwarzen skrupellos gegen ihre Missionsleitung und ihre Missionare aufgehetzt werden. Jetzt muß es sich bewähren, daß die deutschen Missionen durch ihre verständnisvolle Behandlung der Farbigen, durch ihr liebevolles Eingehen auf deren Sprachen, Sitten und Anschauungen sich so sehr ihr Vertrauen erworben haben, daß sie auch eine solche Belastungsprobe nicht zu fürchten brauchen. Ein besonders empfindlicher Schlag war es für die Berliner Mission gewesen, als ihr im Verlauf des Krieges in Natal und Transvaal die Aufsicht und Führung ihrer Schulen, soweit sie registriert waren, entzogen wurde. Da die Geldkalamität gleichzeitig auch die Schließung des Lehrer- und Evangelisten-Seminars in Botschabelo unvermeidlich machte, schien damit das Schulwesen der Mission auf ihren wichtigsten Arbeitsfeldern lahmgelegt. Allein nach dem Kriege sind ihr die Schulen erst in Transvaal, dann auch in Natal zurückgegeben, und sie wird auch das Botschabeloer Seminar wieder auftun. Trotz aller Schwierigkeiten ist in der einen Synode Nordtransvaal die Zahl der Christen während der Kriegsjahre von 13727 auf 15977 angewachsen.

Die Brüdermission, die auch durch den Krieg in aller Stille durchgewintert hatte, wurde bald nach dem Waffenstillstandsabschluß im Frühjahr 1919 durch die Forderung erschreckt, daß ihren beiden südafrikanischen Missionsprovinzen Südafrika-Ost und -West die ungeheure Summe von £ 59000 gleich einem Nominalwerte von 1 203 600 M. abgefordert wurde. Selbst der Verkauf aller südafrikanischen Belange hätte eine derartige Summe wahrscheinlich nicht ergeben. Glücklicherweise wurde die Forderung stillschweigend fallen gelassen. Als mit dem Versailler Friedensvertrag Paragraph 438 ins Licht rückte, glaubte sich ihm die Brüdermission in Südafrika dadurch etnziehen zu dürfen, daß sie den internationalen Charakter ihrer Kirche und Mission betonte. Hatte doch auch schon während des Krieges die Verwaltung der südafrikanischen Angelegenheiten fast ausschließlich in den Händen des britischen Zweiges der Brüderkirche gelegen. Allein die britische Verwaltung gab auf ein dahingehendes Gesuch keine Antwort. Als ein Treuhänderrat — wenn auch in wohlwollender Weise — eingesetzt wurde, glaubte sich die Brüdermission dadurch von der Auf-

sicht dieser Kontrollbehörde befreien zu können, daß sie die beiden südafrikanischen Provinzen zu einer selbständigen Unitätsprovinz zu erklären unternahm, um dieser dann alles in Südafrika arbeitende Kapital als Vermögen und damit die Verpflichtung, für sämtliche Kosten der Unterhaltung und der Gehälter aufzukommen, zu überweisen. Eine solche sich selbst verwaltende Kirche, so meinte man, könne unmöglich als eine „fremde Mission" angesprochen werden. Freilich verhehlten sich die leitenden Brüder nicht das Bedenkliche einer so tiefgreifenden Verfassungsänderung gerade in diesem kritischen Augenblick. Die weitere Entwicklung hat ergeben, daß wenigstens bisher zu einem solchen Eingriff kein dringender Anlaß vorliegt; man hat ihn deshalb vertagt. Schwierig gestaltet sich auch in der Brüdermission die Zukunft ihrer beiden Gehilfenseminare in West (Gnadental) und Ost (Mwenyane). Gnadental scheint nur die Wahl zu haben, entweder sich zu einem allgemeinen Lehrerseminar für den Westen der Kapkolonie weiter zu entwickeln, was die Schulverwaltung wünscht; aber dazu sind kostspielige Neu- und Umbauten notwendig, die zur Zeit kaum zu leisten sind; oder es muß sich zu einer kirchlichen Privatanstalt mit 12—15 Schülern für den Bedarf der Brüdermission zurückbilden. Dieser Weg wird wohl beschritten werden. Es wird an die Tagesschule ein dreijähriger Kursus zur Lehrerausbildung angeschlossen und außerdem eine Bibelklasse für ältere Lehrer eingerichtet werden. Noch schmerzlicher wäre es, wenn das noch 1919 von 110 Seminaristen besuchte Institut in Mwenyane, das sich zu einem Schulzentrum für das Kafferland entwickelt hat, aus Mangel an Lehrkräften aufgelöst werden müßte. Die Brüdermission hatte schon in den Jahren 1913/14 eine neue Kirchenordnung ausgearbeitet, welche die Grundlinien für die Verselbständigung der Eingeborenenkirche zeichnete. Erst im Jahre 1920 ist ein Anfang mit ihrer Einführung in der Westprovinz gemacht.

Für die Hermannsburger Mission war es günstig, daß im Jahre vor dem Kriege Missionsdirektor D. Haccius das ganze Missionsfeld gründlich visitiert und die schwebenden Fragen an Ort und Stelle durchgesprochen hatte. Zudem hatte die lokale Leitung Missionsdirektor Egmont Harms in Empangweni in Natal in der Hand, der in weitgehendem Maße das Vertrauen der Missionare genoß. Im übrigen sind über diese Mission fast dieselben Wogen der Anfechtung hinweggegangen wie über die andern deutschen Missionen, und sie hat im ganzen dieselbe gnädige Bewahrung und Erhaltung

des Missionswerkes erfahren. Bald nach Ausbruch wurden Direktor Harms, einer der Superintendenten und zwölf Missionare grundlos in Konzentrationslagern interniert. Sie wurden aber, Harms nach einigen Wochen, die andern nach Monaten, wieder freigegeben; und auch spätere Internierungen, die oft wieder ohne erkennbare Ursache stattfanden, waren meist nicht von langer Dauer. Nur der junge Missionar Kistner, der vertretungsweise die Station Harmshope verwaltete, mußte 4½ Jahre hinter dem Stacheldraht schmachten, weil seine Station als zum Britischen beTschuanenland gehörig unter der Londoner Regierung stand und die letztere unerbittlich auf der Gefangenschaft des Missionars bestand. Erschwerender für die Arbeit fiel ins Gewicht, daß die Missionare in ihrer Bewegungsfreiheit behindert und meist an die Stationen gebunden waren. So mußte die Außenarbeit fast ausschließlich von den eingeborenen Gehilfen besorgt werden. Da war es ein besonderer Gewinn, daß in der beTschuanenmission drei, in der Sulumission vier erprobte eingeborene Lehrer zum Predigtamt ordiniert werden konnten. Ein schwerer Schlag war es, daß im Dezember 1916 unerwartet Direktor E. Harms am Herzschlag heimging. Er hatte geradezu die Überlieferung dieser Mission verkörpert, ihre Grundsätze mit Folgerichtigkeit vertreten und die Zügel des Regiments straff in der Hand gehabt. So fiel sein Tod gerade in die Zeit des Krieges, wo die Verbindung mit der Heimat fast ganz abgerissen war, besonders ins Gewicht.

Die finanzielle Unterhaltung der Mission im Kriege wurde dadurch erleichtert, daß unmittelbar vor dem Kriege Harms das Kapital der südafrikanischen Missionars-Witwen- und Waisenkasse in Höhe von 28000 M. nach Südafrika übernommen hatte. Als dies Kapital aufgezehrt war, führte ein günstiger Ländereienverkauf der Verwaltung neues Geld zu. Die Regierung nahm die Stationsländereien von Berseba und Bethanien in Anspruch, bezahlte dafür aber so reichlich, daß damit der Bedarf der Missionare und ihrer Familien bis zum Ende des Krieges gedeckt wurde. Allerdings nahm auch in dieser Mission die Regierung die Vermögensverwaltung in ihre Hände. Sie ließ sie nach dem Tode von E. Harms zunächst durch einen naturalisierten deutschen Kaufmann, einen Freund der Mission, dann durch ihre eigenen Beamten besorgen. Als auf Grund des Versailler Friedens ein Treuhänderrat eingesetzt wurde, setzte man auch diesen in entgegenkommender Weise

zusammen und übertrug bald die ganze Vermögensverwaltung auf den Hermannsburger Superintendenten in Natal. So kamen die Missionarsfamilien durch die finanziellen Schwierigkeiten gelinde hindurch. Peinlich aber war es, daß für den Missionsbetrieb, die Bauten, die Seminare und die Schulen von diesen Mitteln nichts verwendet werden durfte. Das traf besonders hart die Katechisten und Lehrer, welche bisher ihr Gehalt großenteils aus der Missionskasse erhalten hatten. Nun sollten allein die Gemeinden dafür aufkommen; und sie waren doch zu der dazu erforderlichen regelmäßigen und andauernden Opferwilligkeit noch nicht erzogen. Das war für sie um so versuchlicher, als obendrein alles Deutsche, auch die deutschen Missionare, von der Presse in den Schmutz gezogen wurden. Trotzdem haben sich weitaus die meisten farbigen Gehilfen zu der deutschen Mission bekannt und haben ihren Dienst uneigennützig versehen. Nur vereinzelt haben sie sich anderswo Arbeit und Verdienst gesucht.

Gerade in Natal und Transvaal, den beiden Missionsfeldern der Hermannsburger, ging die Regierung gegen die Schulen der deutschen Mission vor. Das hatte die Folge, daß die beiden Lehrerseminare der Mission — in Ehlanzeni für die Sulu, in Bersaba für die beTschuanen — bald nach Kriegsausbruch geschlossen wurden; damit versiegte der regelmäßige Zufluß von Lehrkräften. Man mußte seine Zuflucht zu Gehilfen nehmen, die in andern, englischen oder französischen, Seminaren ausgebildet waren, und da erhielt man begreiflicherweise nicht die besten, und sie waren nicht im Geiste und der Überlieferung der Hermannsburger Mission ausgebildet.

Trotz aller Kriegsnöte ist das Wachstum der Gemeinden zwar langsam, aber ausdauernd stetig fortgegangen. In den beiden Sulukreisen (in Natal und im alten Sululande) ist die Zahl der Christen von 12867 auf 16325, in der beTschuanenmission von 61230 auf mehr als 70000 gestiegen. Eine unerwartete Ausdehnung erhielt die Hermannsburger beTschuanenmission dadurch, daß sich ein in den östlichen Caprivizipfel an den ungesunden Tschobefluß (einen Nebenfluß des Sambesi) verschlagener Hererostamm unter dem Häuptling Nikodemus an sie angeschlossen und um ihre lutherische Pastoration gebeten hat.

Es hat sich während des Krieges als eine wertvolle Rückendeckung der Hermannsburger Mission erwiesen, daß in Natal wie in Transvaal eine ganze Anzahl deutscher Farmergemeinden mit süd-

afrikanischem Bürgerrecht mit ihr Hand in Hand arbeiteten. Diese die Kosten für Kirche und Schule selbständig deckenden Gemeinden, deren Pfarrer auch als naturalisierte Südafrikaner meist ungehindert ihres Amtes walteten, haben den Kampf für ihr Luthertum und Deutschtum brav durchgehalten und haben mit einer erstaunlichen Opferwilligkeit auch den Missionarsfamilien treulich ausgeholfen.

Die vierte „Allgemeine Südafrikanische Missionskonferenz" 1912 in Kapstadt unterzog sich der dankenswerten Aufgabe, zu untersuchen, inwieweit die missionarische Besetzung Südafrikas als ausreichend anzusehen sei. Sie teilte zu diesem Zwecke die Gebiete in vier Gruppen: unbesetzte, unzureichend und ausreichend besetzte und überbesetzte Gebiete. Zu den unbesetzten konnte sie neben einigen Landstrichen im Norden und Nordosten von Deutsch-Südwestafrika (dem Caprivizipfel) und in Süd-Rhodesien nur den weitaus größeren Teil des portugiesischen Ostafrika südlich vom Sambesi mit reichlich einer Million Einwohner zählen.

Um das Gesamtergebnis der bisherigen Missionsarbeit in Südafrika zu überschauen, geben wir zunächst eine statistische Übersicht, deren Zahlen den World Statistics of Christian Missions entnommen sind. Wir müssen nur dabei betreffs der Zuverlässigkeit der einzelnen Zahlen dieselben Vorbehalte machen wie bei den andern statistischen Übersichten. Sodann aber fällt in Südafrika noch mehr wie in Westafrika ins Gewicht, daß es nicht unbeträchtliche Christengruppen gibt, die in der Missionsstatistik nicht gebucht werden. Da sind zunächst die beträchtlichen „Farbigen"-Gemeinden derjenigen südafrikanischen Kirchen, welche die Farbigen in ihren kirchlichen Verband aufgenommen haben: die Anglikaner, die burisch-reformierten Kirchen des Kaps, des Oranje-Freistaats und Transvaals, die Kongregationalisten-Union und die wesleyanische Kirchenprovinz Südafrika, welche die Kapkolonie, Natal und den Oranje-Freistaat umfaßt; ferner die verschiedenen äthiopischen Kirchen und Gruppen und andere separierte Gemeinden. Es ist unmöglich, eine sorgfältige kirchliche Statistik aller dieser nicht unter der Leitung der ausländischen Missionsgesellschaften stehenden Gruppen und Gemeinden aufzustellen. Es ist deshalb eine wertvolle Ergänzung, daß die amtlichen Volkszählungen auch den Religionsstand aufnahmen. Im Gebiet der Südafrikanischen Union ließen sich bei der letzten Volks-

Südafrikanische Union.

	Missionare	Missions-Schwestern	Miss.-Ärzte	Summa d. selbst. Miss.-Arbeiter	Haupt-Stationen	Ordinierte Eingeborene	Eingeborene Helfer	Kommuni-kanten	Christen mit Einschluß der Katechumenen	Schulen	Schüler
Deutsche M.-G.											
Brüdergemeine	33	1	—	34	16	10	128	7 195	24 081	70	5 577
Rheinische M.-G.	13	—	—	13	10	—	57	8 831	21 842	20	2 624
Berliner M.-G.	74	17	—	91	58	24	525	29 579	62 148	335	12 797
Hermannsburger M.-G.	49	—	—	49	47	2	168	30 867	71 743	?	6 926
Hannov. Freikirche	11	3	—	14	8	—	72	1 308	1 561	21	1 017
Britische M.-G.											
Londoner M.-G.	12	1	—	13	4	2	153	2 755	6 875	26	1 094
Kongregationalisten-Union	28	—	—	28	25	10	?	18 832	68 139	66	8 869
Soc. f. Propag. of the Gospel [1]	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Wesleyan Method. M.-G.	8	—	1	8	7	36	180	18 017	60 251	96	4 584
Frauen-Hilfsges. d. Wesl. M.	—	2	—	2	2	—	—	—	—	—	—
Primitive Meth. M.-G.	6	—	—	6	4	3	170	2 017	2 017	—	—
Verein. schott. Freikirch.-M.	62	30	1	92	28	17	902	20 254	41 767	449	25 744
Christ. Miss. in many Lands	3	2	—	5	3	—	—	—	—	—	—
Brit. und Ausl. Bibel-Ges.	1	—	—	1	1	—	7	—	—	—	—
Free Church of Scotl.-Miss.	2	1	—	3	1	2	13	1 045	1 045	—	—
Heilsarmee	14	—	—	14	9	—	86	—	—	14	446
Kontinentale M.-G.											
Mission Romande	12	9	1	21	7	2	46	1 102	2 049	65	1 816
Helgelse Forbundet	11	2	—	13	9	—	81	814	936	15	330
Schreuders norweg. Kirchen-Mission	4	6	—	10	4	7	94	2 282	5 939	51	944
Norske Miss.-Forbund	4	2	—	6	2	—	8	213	350	6	210
Norske Missionsselskab.	14	5	—	19	13	10	204	5 117	8 802	102	2 028
Svenska Allians-Miss.	3	5	—	8	3	—	139	2 102	4 332	8	133
Svenska Kyrkans-Miss.	11	18	—	29	10	10	153	3 870	8 686	110	3 123
Amerikanische M.-G.											
Amer. Board of Comm. f. For-M.	12	8	1	20	8	12	174	6 840	25 890	79	6 456
Holyneß Union	5	2	—	7	—	—	—	—	2 000	?	?
Miss. der Brüder in Christo	2	—	—	2	—	—	—	60	60	6	250
Nationale Bapt. Konv.-M.	3	1	—	4	2	9	14	743	743	18	364
Frei-Methodisten-M.	12	7	1	19	6	1	68	737	4 773	36	928
Hephzibah Glaubens-M.	1	1	—	2	1	—	—	—	—	2	70
Afric. Meth. Parent Church-Miss.	4	—	—	4	2	126	132	4 000	11 000	43	1 277
Skandinav. Allianz-M.	3	3	—	6	2	—	—	—	—	5	132
Skand. Indep. Bapt. Denom.	6	2	—	8	4	—	8	600	1 100	5	200
Adventisten des 7. Tages	27	2	—	29	10	1	71	590	615	28	1 078
Übertrag	440	130	5	590	318	284	3553	169 068	437 944	1676	89 027

[1]) Siehe unter „Südafrikanische Bistümer".

	Missionare	Missions-schwestern	Miss.-Ärzte	Summa d. selbst. Miss.-Arbeiter	Haupt-Stationen	Ordinierte Eingeborene	Eingeborene Helfer	Kommuni-kanten	Christen mit Einschluß der Katechumenen	Schulen	Schüler
Übertrag	440	130	5	590	318	284	3553	169068	432944	1676	89 027
Südafrikanische und andere M.-G.											
Church of England in											
Kapland	32	3	—	35	29	—	4	9 627	45 463	5	853
Grahamstown	28	2	—	30	10	10	155	4 462	12 428	18	746
St. Johns	29	3	1	32	22	21	394	14 833	36 767	198	10 198
Blumfontein	19	6	—	25	12	1	78	911	9 825	6	?
beTschuanaland	4	—	—	4	3	7	?	3 726	3 832	5	415
Transvaal	12	9	—	21	17	23	290	6 545	9 575	30	1 060
Natal	16	6	1	22	14	12	65	4 131	7 760	43	3 079
Sululand	16	2	1	18	16	16	158	6 653	14 184	74	3 357
South Afr. General-Miss.	20	24	—	44	19	?	74	1 088	2 076	39	1 066
Burisch Ref. Kirche in S.-Afr.	95	11	—	106	82	—	78	28 998	38 998	?	1 416
Südafr. Miss.-Ges. . . .	41	2	—	43	33	114	2262	84 379	171 191	956	97 584
Kompound-Miss.	16	—	—	16	14	—	46	1 000	3 350	31	1 850
Baptisten-Miss. in S.-Afr. (Bapt. Ass.)	—	—	—	—	—	3	83	1 508	1 508	?	?
Native Bapt. Miss. . . .	—	—	—	—	—	3	12	362	362	?	60
Native Presbyt.-Miss. . .	1	—	—	1	1	14	—	3 162	3 449	21	1 058
Ohlange Christ. Ind. Sch. .	—	—	—	—	—	1	12	—	—	1	120
Bassutoland.[1]											
Pariser Miss.-Ges. . . .	27	7	—	34	15	16	749	22 233	31 558	284	21 960
Portugiesisch-Ostafrika.											
Church of England:											
Bistum Lebombo . . .	9	6	—	15	6	3	53	800	916	13	355
Mission Romande	15	8	—	23	6	2	64	1 478	3 686	55	2 172
Am. Meth. Episc. Ch. North.	6	1	—	7	2	2	50	763	3 014	69	1 848
Süd-Rhodesia.											
Londoner Miss.-Ges. . . .	6	—	—	6	4	3	78	1 031	4 409	52	3 080
Schwed. Kirchen-Miss. . .	3	1	—	4	1	—	8	23	110	6	110
Church of England:											
Bistum Maschonaland .	13	2	—	15	10	3	104	3 377	11 310	87	5 551
Wesleyan. Miss.-Ges. . .	10	—	—	10	7	4	80	1 325	3 033	68	3 387
Südafr. Bur. Miss.-Ges. .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Am. Meth. Episc. M. (North)	12	4	1	16	3	3	54	1 572	4 651	54	4 057
American Board of C.F.M.	9	5	2	14	2	—	42	338	888	42	3 745
Das frühere Deutsch-Südwestafrika.											
Rheinische Miss.-Ges. . .	31	1	—	32	21	—	45	14 213	40 354	49	420
Finnische Miss.-Ges. . . .	14	11	1	25	12	—	178	2 695	7 695	115	5 532
Ganz Südafrika	924	243	12	1178	678	525	8760	388 211	902 336	3986	263606

[1]) Die andern in baSutoland arbeitenden protestantischen Missionen sind bei den angrenzenden Gebieten der Union verrechnet, zu denen sie kirchlich gehören.

zählung (1911) von 4 697 152 Farbigen 1 475 317 als Christen registrieren, und zwar 1 438 075 als evangelische und 37 242 als katholische. Rechnen wir zu den evangelischen Christen nach unserer statistischen Übersicht noch hinzu für Bassutoland 29 700, für Süd-Rhodesia 14 804, für das Betschuanaland-Protektorat 15 000, für Portugiesisch-Ostafrika 10 201, für das frühere Deutsch-Südwestafrika 28 510, so erhalten wir für das ganze Südafrika in dem von uns angenommenen Umfang 1 542 800 evangelische Christen.[1]) Katholische Christen berechnet P. Rob. Streit in dem Atlas Hierarchicus (1914) Weiße und Farbige zusammen nur 103 880; sie werden wahrscheinlich annähernd zu gleichen Teilen auf die weiße und die farbige Bevölkerung fallen, was mit dem Ergebnis des Zensus 1911 etwa stimmen würde. Also unter rund $8^3/_4$ Millionen Eingeborenen 1 600 000 Christen, und zwar ganz überwiegend evangelische Christen, — das ist immerhin ein dankenswertes Ergebnis einer hundertjährigen Missionsarbeit. Wollen wir die vom Christentum in Südafrika gewonnene Stellung richtig beurteilen, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß auch die 1 350 500 Weißen als Christen zu registrieren sind und durch ihre geistige, wirtschaftliche und politische Überlegenheit fast in demselben Umfang die öffentliche Meinung in Südafrika bestimmen wie die Weißen in den Südstaaten der nordamerikanischen

---

[1]) Der anglikanische Bischof Alan Gibson versucht in einem lehrreichen Artikel in „East & West“, 1913, 383 ff., genauer auseinanderzurechnen, wieviele baNtu-christen in Südafrika zu zählen seien. Er berechnet für die

Kapkolonie . .	472 304	oder 31 %	der gesamten baNtu-Bevölkerung.
Natal	140 965	„ $14^3/_4$ %	„ „ „ „
Transvaal . .	282 420	„ 23 %	„ „ „ „
Oranje-Freistaat	158 017	„ $48^1/_2$ %	„ „ „ „
	1 053 706	„ 26 %	„ „ „ „

Davon sind Wesleyaner 396 797; Anglikaner 170 704; Lutheraner 113 125; Independenten 74 637; Burisch-Reformierte 62 811; Amerikanische Bischöfliche Methodisten 53 100. Diese Zahlen beziehen sich auf die vier Provinzen der Union. Für das ganze Südafrika südlich des Kunene und des Sambesi stellt Bischof Gibson folgende Tabelle auf:

	Zensus der Union 1911:	Britisches Gebiet außerhalb der Union:	Deutsches und portug. Gebiet:	Insgesamt:
baNtu insgesamt	4 019 006	1 367 483	3 120 000	8 506 489
davon Christen	1 053 706	82 005	31 000	1 166 711

Dabei sind die Hottentotten und ihre mischblütigen Nachkommen, die Orlams, Bastarde und sonstige „Farbige“ in Abzug gebracht. Gerade diese Volksschichten sind fast durchweg christianisiert.

Union. In Südafrika ist demnach eine Christenheit von annähernd 3 Millionen vereinigt, die nur deshalb die Wucht ihres Einflusses nicht voll geltend zu machen in der Lage ist, weil leider der Rassenunterschied im allgemeinen Weiß und Schwarz in zwei getrennten Lagern auseinanderhält. Gegen diese christliche Masse kommen die 18 595 Kapmalaien und die 108 700 Hindu in Natal kaum als Hemmung in Betracht. Das Christentum ist in der Hauptsache in Südafrika in der glücklichen Lage, ohne ernstlichen Wettbewerb seine religiöse Aufgabe an den Massen der barbarischen Afrikaner durchzuführen, — nur hier in Afrika hat es diesen Vorzug!

Der Prozeß der Christianisierung ist in den verschiedenen Teilen Südafrikas verschieden weit vorgeschritten. In der eigentlichen Kapkolonie gaben sich bei der Volkszählung 1904 von 1 830 063 Farbigen 786 725, also rund 43 % als Christen an. Im westlichen Teile der Kolonie gab es neben 253 379 eingekirchten Farbigen nur 24 548 Heiden und 18 595 Mohammedaner; d. h. das Heidentum beschränkte sich auf kulturscheue, verlumpte Proletarier. Nur der Islam verhielt sich ablehnend und trat neben dem Christentum werbend auf. Von den 786 725 Christen rechneten sich 254 332 als Methodisten, 154 881 als Anglikaner, 107 216 als Kongregationalisten, 102 913 als Angehörige der holländisch-reformierten Kirche, 67 192 als Lutheraner, 62 303 als Presbyterianer, 4165 als Baptisten, 8589 als Katholiken, und 25 234 blieben unklassifiziert. Ist hier der Christianisierungsprozeß am weitesten vorgeschritten, so finden wir in Süd-Rhodesien unter 482 000 Eingeborenen 21 310 Christen, im südlichen Drittel von Portugiesisch-Ostafrika unter einer Million Eingeborener sogar nur 10 201 Christen. Hier ist also die Missionsarbeit noch in den Anfängen. In Süd-Rhodesia ist sie wenigstens seit der Jahrhundertwende von einer stattlichen Zahl leistungsfähiger Gesellschaften kräftig in Angriff genommen; nicht eine Vermehrung der Missionsorgane, sondern eine Ausbreitung ihrer Arbeit muß man wünschen. Dagegen ist Portugiesisch-Ostafrika der einzige Teil von Südafrika, der teils unzureichend, teils überhaupt unbesetzt ist. Im übrigen hat die sorgfältige Prüfung ergeben, daß der immerhin große Flächenraum Südafrikas mit 3 ½ Mill. qkm in Anbetracht der meist nicht dichten Bevölkerung missionarisch ausreichend besetzt ist. Es ist sogar ernstlich die Frage aufgeworfen, ob nicht große Gebiete, besonders in der westlichen und östlichen Kapkolonie und in Natal, überbesetzt sind, zumal wenn die verschiedensten Denominationen

wahllos neben- und durcheinander arbeiten. Diese Mannigfaltigkeit der Gesellschaften, sagt der angeführte Bericht S. 45, „macht Übergriffe in Nachbargebiete unvermeidlich und erschwert oder macht ganz unmöglich jene klare Gebietsabgrenzung, die für eine harmonische und fortschreitende Entwicklung der Eingeborenen-Kirche mit allen ihren Organen so notwendig ist . . . . sie hebt eine weise und feste Kirchenzucht, die doch eins der wichtigsten Erfordernisse der Eingeborenen-Kirche ist, so gut wie ganz auf. . . . . Und sie verleitet die Gesellschaften dazu, ihr Nachdenken und ihre Kraft auf die Aufgabe zu konzentrieren, ihre eigenen Glieder festzuhalten, statt ihre Kraft an die Scharen von Heiden in der weiteren Umgebung zu setzen." Aber der Rat, daß sich die kleineren Gesellschaften aus den überbesetzten Arbeitsfeldern zurückziehen möchten, ist leichter gegeben als befolgt.

III. Ostafrika.

Als Ostafrika fassen wir alle Gebiete nördlich vom Sambesi, östlich von Portugiesisch-Westafrika und dem Kongostaat, bis zum Kap Guardafui zusammen. Es sind Portugiesisch-Ostafrika, die britischen Protektorate Nord-Rhodesia, Njassaland und Ostafrika und das frühere Deutsch-Ostafrika.

I. David Livingstone.

Drei Pfadfinder haben der evangelischen Mission im äquatorialen Afrika die Wege gebahnt: Ludwig Krapf von Mombas an der Ostküste aus; David Livingstone vom beTschuanenlande im Süden; und Henry Stanley in dem gewaltigen Stromgebiet des Kongo. Weitaus die größte Persönlichkeit unter den dreien ist David Livingstone. Er ist die überragende Gestalt der afrikanischen Missionsgeschichte im 19. Jahrhundert, gleichsam ihr lebendiger Empfehlungsbrief in der Kulturwelt wie in Zentralafrika.

David Livingstone[1]) stammt aus den einfachsten Verhältnissen einer schottischen Arbeiterfamilie in Blantyre, einem Dörfchen vor den Toren von Glasgow, das jetzt mit dieser Stadt zusammengewachsen ist. Schon mit 10 Jahren mußte er als Anstückler in einer Weberei das tägliche Brot für die kinderreiche Familie mit verdienen helfen. Er war dabei von so brennendem Lerneifer erfüllt, daß er nicht nur des Abends bis tief in die Nacht hinein,

---

[1]) Blaikie, The personal life of David Livingstone. Edinburg-New York 1880, deutsch Gütersloh 1881. — Horne, David Livingstone. London 1912. — Mathews, Livingstone the pathfinder. London 1912, deutsch Basel 1913. — Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. 2 Bde. Jena 1858. — Neue Missionsreisen in Südafrika. 2 Bde. Jena 1866. — Last Journals in Central-Africa. London 1880. — AMZ. 1886, 455; 1902, Beibl. 69; 1882, 117. — Hesse, Livingstone, der Freund Afrikas. Calwer Familienbibliothek, Bd. 26. — Adams, The weaver boy who became a missionary. London 1892. — Golding, Story of David Livingstone. New York. — Gregory, The story of David Livingstone, weaver boy, missionary, and explorer. New York 1899. — Nelson Bitton, The liberator of Africa. London 1912.

sondern sogar in den spärlichen ruhigen Minuten bei der Bedienung seiner Maschine lateinische Grammatiken oder naturwissenschaftliche Bücher verschlang. Von seinen Eltern war er in strenger schottischer Kirchlichkeit erzogen. Als Jüngling erlebte er eine aufrichtige Bekehrung. Als ihm dann einer der feurigen Aufrufe Karl Gützlaffs um Missionare für China in die Hände fiel, stand sein Entschluß fest, seinem Herrn dort in der Mission zu dienen. Am liebsten wäre er als Freimissionar ausgezogen. Er ist sein Leben lang zu unabhängig gewesen, um sich in die Formen des mehr oder weniger eng umgrenzten Dienstes einer Gesellschaft zu fügen. Seine Freunde überredeten ihn aber, sich der Londoner Missionsgesellschaft zur Verfügung zu stellen, und diese bewog ihn — weil damals der Opiumkrieg eine Aussendung nach China unmöglich machte — unter der Oberleitung des von ihm hoch verehrten Robert Moffat in die beTschuanenmission zu gehen, und zwar mit dem besonderen Auftrag, nördlich von Kuruman bei den noch nicht bearbeiteten beTschuanenstämmen eine neue Missionsstation zu gründen. Nur ein Jahrzehnt hat er mit manchen Unterbrechungen durch längere oder kürzere Reisen in der beTschuanenmission gearbeitet und in dieser Zeit drei Stationen angelegt: Mabotsa, Schonuane und Kolobeng. Am meisten Aufsehen machte die Bekehrung und Taufe des baKwena-Häuptlings Setschele, der sich übrigens später nicht bewährte. Die Livingstone umgebenden Verhältnisse waren nicht erfreulich. Die Buren konsolidierten damals die neugegründete Transvaal-Republik und wünschten auch die westlich nach der Kalahari zu wohnenden beTschuanenstämme ihrem Lande einzuverleiben und zu dem Zweck zu unterwerfen. Da war es ihnen ein Dorn im Auge, daß die Londoner Missionare, zumal der begeisterte Freihändler David Livingstone, jene Stämme, vor allem die baKwena, mit Flinten und Pulver versorgten oder ihnen wenigstens zur Beschaffung behilflich waren. Es kam zu einer Feindschaft zwischen den Buren und Livingstone. Sein Haus in Kolobeng wurde erbrochen und ein ziemlicher Bestand von Flinten darin festgestellt.[1]) Des Bleibens

---

[1]) Der offizielle Bericht über die gewaltsame, militärische Öffnung von Livingstones Haus nach „Zuid Oost Afrikaan“, Holden, History of Natal 380; du Plessis, Christian missions in South Africa. 443. „I therefore resolved to open the house that was still locked, in which we found several half-finished guns and a gunmaker's shop with abundance of tools. We here found more guns and tools than Bibles, so that the place had more the

Livingstones dort in der Nachbarschaft der Buren war nicht mehr. Das trieb den ohnehin unruhigen, tatendurstigen Mann vorwärts. Er hatte inzwischen den Ngami-See entdeckt und mit dem makololo-Häuptling Sebituane in Linjanti am Sambesi freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Nachdem er ein Jahrzehnt in dem dünn bevölkerten, öden, wasserarmen Südafrika gearbeitet hatte, war er überwältigt von der Entdeckung üppig reicher, von gewaltigen Strömen durchzogener und dicht bevölkerter Landschaften in dem Gebiet des Tsuga, des Tamanakle und des mittleren Sambesi. Er beschloß, den Schwerpunkt seiner Arbeit dorthin zu verlegen. Aber dazu schien ihm zweierlei unerläßlich: einmal ein bequemerer Zugangsweg als der weite, mühselige und gefahrvolle von Süden her durch die Kalahariwüste; und zweitens eine hohe, gesunde, dicht bevölkerte Landschaft, die nicht so von Fieber und anderen Krankheiten geplagt ist wie die dortigen Flußniederungen. Diese Erwägungen, deren zweite sich in jener Gegend übrigens leider bis heute nicht hat verwirklichen lassen, trieben und leiteten ihn auf seiner epochemachenden ersten großen Reise 1852—1856, die ihn von Kapstadt nach San Paolo di Loanda und von dort nach Kilimane quer durch den schwarzen Erdteil führte und fast das ganze Stromgebiet des gewaltigen Sambesi entdecken ließ. Als er 1856 nach England zurückkehrte, wurde er in ungewöhnlichem Maße gefeiert. Er war der Löwe des Tages. Handelskammern, Universitäten, Minister, ja selbst die königliche Familie wünschten seine Bekanntschaft zu machen und überhäuften ihn mit Ehren. Dem Beruf eines schlichten Missionars war er entwachsen. Er nahm gern den Auftrag der britischen Regierung an, eine gut ausgerüstete Expedition in das Gebiet des Sambesi und seiner Nebenflüsse zu führen, um seinen eigensten Ideen, der Verbindung von Handel und Kolonisation und der Bekämpfung das Sklavenhandels, ein entsprechendes und zukunftsreiches Gebiet zu erschließen. Der Auftrag hielt ihn fast sechs Jahre in Zentral-

appearance of a gunmaker's shop than a mission station, and more of a smuggling shop than of a school place." Die bakwena hatten volles Recht, ihre Freiheit gegenüber der vordringenden Burenherrschaft zu verteidigen, wenn sie sich der letzteren angesichts ihrer brutalen Eingeborenen-Politik nicht gutwillig fügen wollten. Daß die Kapregierung den Widerstand der beTschuanenstämme unterstützte, kann man ihr bei dem Bestreben, die Buren einzuschränken, nicht verargen. Bedenklich war nur, daß der Missionar sich in diese verworrene politische Lage mischte und die bakwena zum Widerstand ausrüsten half. Er hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Buren in ihm ihren Feind sahen.

afrika fest (1858—64). Es gab unendliche Leiden und schwere Enttäuschungen. Der damals von ihm entdeckte und erforschte Njassasee war das Hauptraubgebiet der sklavenhändlerischen Yao, die erbarmungslos über die betriebsamen und nicht ungewandten maNgandscha herfielen, ihre Dörfer verwüsteten, die Männer erschlugen und die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauften. Während so der Osten und Südosten des Njassasees verwüstet wurden, hausten auf der Hochebene im Westen nicht minder grausam und unerbittlich die Ngoni, die damals sog. maSitu, ein suluartiges Räubervolk, das von Süden her in das Land eingebrochen war. Da war für die friedlichen Bestrebungen einer Kulturmission kein Raum. Eine von Livingstone veranlaßte Missionsunternehmung der Englischen Universitäten-Mission unter dem edlen Missionsbischof Mackenzie[1]) im Schire-Hochland ging in diesen Wirren zugrunde. Eine andere Missionsunternehmung der Londoner Missionsgesellschaft unter den maKololo, die gleichfalls auf Livingstones Anregung begonnen war, mißglückte durch Erkrankung und Dahinsterben fast aller Mitglieder der Expedition. Livingstone und seine Expedition wurden schließlich von der britischen Regierung zurückgerufen. Zwei Jahre später (1866) zog Livingstone zum drittenmal nach Zentralafrika hinaus; diesmal ungenügend ausgerüstet, mit einem Doppelauftrag von der britischen Regierung und der englischen Geographischen Gesellschaft, der darin bestand, hauptsächlich die gegenseitigen Beziehungen der Oberläufe des Nil, des Kongo und des Sambesi und damit die Wasserscheiden Zentralafrikas festzustellen. 7 Jahre (von 1866—1873) hat Livingstone unter namenlosen Strapazen und mit schwindender körperlicher Kraft, viel von Fieber, Dysenterie und schweren Rheumatismen geplagt, an dieser Aufgabe sich abgemüht. Er hat den Mweru- und den Bangweolo-See und den Oberlauf des Kongo, den „Tschambesi", fast von den Quellen bis Njangwe in Manjuema entdeckt. Aber weder das Rätsel der Nilquellen noch den Zusammenhang der von ihm gefundenen Wasserläufe mit dem Kongo hat er aufhellen können. Am 1. Mai 1873 fanden ihn seine Träger in seiner Hütte, neben seinem Bette vor der aufgeschlagenen Bibel kniend, tot. Seine afrikanischen Begleiter Susi und Tschuma hatten die für Neger doppelt bewundernswürdige Energie, seinen Leichnam von dort,

---

[1]) Awdry, An elder sister. London 1904 (Leben Bischof Mackenzie's und seiner Schwester). — H. Goodwin, Ch. Fr. Mackenzie. London 1864.

aus dem Herzen Afrikas, aus den Sümpfen von Ilala bei dem Häuptling Tschitambo im Südosten des Bangweolo-Sees, nach Bagamoio an der Ostküste zu tragen. Er wurde in der Ruhmeshalle der großen Söhne Englands, der Westminster-Abtei, beigesetzt.

Wie gesagt, Missionar von Beruf ist Livingstone kaum ein Jahrzehnt gewesen. Dann hat er die Verbindung mit der LMS. gelöst. Seine späteren Reisen hat er im Auftrag des Staats und der Kgl. Geogr. Gesellschaft ausgeführt, und doch ist er bis an sein Lebensende mit Leib und Seele Missionar geblieben. Nicht als ob er predigend, gemeindebildend, schulehaltend durch das Land gezogen wäre; in seiner ersten Predigt als Missionskandidat war er stecken geblieben. Das Predigen war nie seine Stärke. Zum Gemeindebilden und Schulehalten fehlte ihm die innere Ruhe. Seine Bedeutung liegt auf anderem Gebiet. Allerdings auch nicht auf dem missionstheoretischen. Die Vorschläge, die er schon als junger Missionar seiner Missionsdirektion unterbreitete, zeugen von keiner großen missionarischen Einsicht. Für die stille, geduldige Grundlegungsarbeit heidenchristlicher Kirchen, für sorgfältige Gemeindepflege und dergleichen hat er nie viel Verständnis gehabt. Es war ihm ärgerlich, daß seiner Ansicht nach zu viel Missionare in Südafrika festsaßen, ihre längst gesammelten Christengemeinden pastorierten und darüber die großen Stämme und Völker in Zentralafrika missionarisch vernachlässigten. Er meinte, und darin war etwas Richtiges und Wichtiges, man solle diese alten Gemeinden eingeborenen Helfern übertragen und zu dem Zweck möglichst bald Helferinstitute gründen. Livingstones überragende Größe geht uns erst auf, wenn wir das afrikanische Missionsproblem als Ganzes ins Auge fassen. Livingstone war einer der Männer, die in Erdteilen denken. Das Problem, das ihn während des letzten Vierteljahrhunderts seines Lebens beschäftigte, war: Wie kann Afrika der christlichen Kultur erschlossen werden? Da waren ihm die einzelnen Missionare und Stationen wohl wertvolle und unentbehrliche Lichtpunkte, aber doch nur Glieder einer großen Kette, und es schien ihm, die Arbeit müsse großzügiger, vielseitiger in Angriff genommen werden. Mit unserer umfassenderen Kenntnis afrikanischer Verhältnisse können wir die Probleme, die Livingstone beschäftigten, jetzt bequemer und weiter überschauen, als es ihm möglich war. Ihm gestaltete sich das Bild wesentlich so: Das Hauptübel, von dem Afrika befreit werden muß, ist der Sklavenhandel. Wird dieser nicht beseitigt, so ist eine Heilung der blutenden Todeswunde Afrikas nicht möglich.

Die drei Mittel aber, um eine neue Zeit für Afrika heraufzuführen, sind christliche Mission, ein leistungsfähiger Handel und eine gut geleitete Kolonisation.

Es ist erstaunlich, wie umfassend und vielseitig Livingstones wissenschaftliche Interessen waren, um so bewunderungswürdiger bei seiner mangelhaften Vorbildung. Er ist einer der Männer, an denen man wie an einem Musterbeispiel sieht, wie die Mission eine Hochschule für große Männer werden kann. Geographische Fragen, Botanik, Zoologie, Geologie, Meteorologie, Geschichte der afrikanischen Völker, alles beschäftigte ihn. Über alles stellte er exakte Beobachtungen an und trug mit Bienenfleiß wertvolles Material zusammen. Diese Universalität seiner Interessen machte ihn zu einer so überaus interessanten Persönlichkeit und verlieh seiner Rede so großes Gewicht. Das stellte ihn in die vorderste Reihe der Afrikaforscher. Er hat eben nicht bloß riesige Strecken von Afrika entdeckt und erforscht, er hat auch viele der entscheidenden Fragen gestellt und Richtlinien der Antwort gezeigt. Aber der Entdecker, der Geograph war ihm nie die Hauptsache. Das Entscheidende war und blieb ihm das Reich Gottes. Deswegen standen ihm im Vordergrund stets die Menschen, die Afrikaner. Das macht seine Bücher so anziehend, daß niemals über den botanischen oder zoologischen oder kommerziellen Schilderungen und Erkenntnissen die Einwohner des Landes, die unglücklichen, gedrückten, zertretenen Neger aus den Augen verloren werden. Es ist jetzt fast ein Allgemeingut kolonialer Einsicht geworden, daß die Neger das wichtigste Aktivum Afrikas sind. Ein Vierteljahrhundert lang nach Livingstone hatte man das über geographischen Entdeckungen, kolonialer Machtpolitik und wirtschaftlicher Ausbeutung schier vergessen. Livingstone war doch der Mann, der dem afrikanischen Problem ins Herz geschaut hat. Er hat Europa aufrichtige, herzliche Sympathie zu den Afrikanern gelehrt. Ihm sind Männer wie Setschele, Sebituane, Sekeletu wirklich Freunde geworden. Livingstone war ein großer Charakter, in welchem der Typus des angelsächsischen Christentums zur Ausprägung kommt: eine praktische Frömmigkeit, die das ganze Leben in den Dienst Gottes stellen will. An seinem letzten Geburtstag, 19. März 1873, schreibt er in sein Tagebuch: „Geburtstag. Mein Jesus, mein König, mein Leben, mein alles, wieder weihe ich dir mein ganzes Selbst. Nimm mich hin und gib, daß, ehe dies Jahr sich endet, ich meine Aufgabe vollende.“ Diese rastlose Hingabe an den Dienst Gottes

war und blieb der Grundton seines Lebens. Dabei besaß er ein nicht zu enttäuschendes Zutrauen zu den Menschen in weißer wie in schwarzer Hautfarbe. „Er rührte den rohesten Heiden an mit der Liebe, Reinheit und Treue seines eigenen Lebens, und die schlummernde Schönheit des Göttlichen erwachte in den Herzen der Wilden." Weil er von Loanda aus nach dem mittleren Sambesi zurückmarschiert war, um seine maKololo-Träger in ihre Heimat zurückzubringen, darum warteten diese selben maKololo später mit vollem Vertrauen an der Sambesi-Mündung auf seine Rückkehr nach Afrika. „Das Siegel der Größe ruht nicht auf seinem Werke, sondern auf seiner Seele." Kein Wunder, daß vielleicht noch mehr von dem im Dienst Afrikas gestorbenen wie von dem lebenden Livingstone mächtige Anregungen ausgegangen sind. Daß im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die afrikanischen Missionen wieder in den Vordergrund des öffentlichen Interesses in den christlichen Kreisen Englands gerückt sind, dazu hat neben Stanleys epochemachender Erschließung des Kongobeckens und der sich daranschließenden großen kolonialen Ära das Vorbild Livingstones vielleicht am stärksten mitgewirkt. Auch die Zentenarfeier der Geburt Livingstones 1913 ist fast überall in der protestantischen Christenheit geschickt zur Anregung des Interesses für die afrikanischen Missionen ausgenutzt worden; es ist damals eine ganze Livingstone-Literatur geschrieben; und es hat sich gezeigt, daß die Romantik und Kraft seines Lebens ihren Zauber über die Gemüter noch nicht verloren hat.

Freilich, bei aller Bewunderung für die großzügige Auffassung Livingstones dürfen wir nicht verkennen, daß er ein echter Engländer seiner Zeit war; für Kolonialpolitik, wie wir sie jetzt verstehen, hatte er merkwürdigerweise kein Organ. Die Machtsphäre Großbritanniens auszubreiten, scheint ihm wenig im Sinn gelegen zu haben. Andererseits stand es ihm fest wie das Evangelium, daß der Handel neben der Predigt des Evangeliums der wichtigste Träger der christlichen Kultur sei. Es weht in seiner Anschauungswelt die Atmosphäre des Englands der Jahre zwischen 1840 und 1875: Handel ist die weltumfassende Kulturaufgabe Englands, durch welche es der Menschheit einen unvergleichlichen Dienst leistet; wo Englands Handel hinkommt, da ist Kultur, da findet sich von selbst Zivilisation ein, da wird dem Christentum die Bahn gemacht. Seltsame Schwärmerei! Wir haben über die Kulturbedeutung des Handels allein gerade inbezug auf Afrika recht

mäßig urteilen gelernt. Der Handel allein hat bei den Wilden Afrikas geringe zivilisierende Kraft, und er ist sogar in der Gefahr, zu einer direkt kulturfeindlichen Macht auszuarten, wie das erst im Sklavenhandel-, dann im Branntweinhandel geschehen ist. Livingstone hat während der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens seine ganze Kraft — eine wahrhaft heroische Leistung! — daran gesetzt, den afrikanischen Sklavenhandel zu beseitigen. Wieder ist es merkwürdig, daß bei allem Pathos, mit dem die Engländer gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel deklamiert haben, ihre wirkliche Leistung zu seiner Überwindung trotz Livingstone nicht sehr groß ist. Gewiß, sie haben den Seehandel in Sklaven auf der Insel Sansibar und an der Ostküste Afrikas unterbunden. Das paßte in ihre Weltpolitik. Auf dem afrikanischen Festland haben die Briten den arabischen Sklavenhandel nur im Gebiet des Njassa-Sees ausgerottet, und haben im eigenen Interesse dafür gesorgt, daß das Arabertum und der Islam in Uganda nicht die Oberhand gewannen.

II. Nord-Rhodesia.[1])

Nördlich vom Sambesi bis zu dem portugiesischen Westafrika im Westen, dem Kongostaat im Norden und dem Tanganjika und dem britischen Njassaland im Nordosten und Osten ziehen sich weite Landstriche in einer Ausdehnung von anderthalbmal der Größe des Deutschen Reiches hin, die 1889 summarisch fast ohne jeden Rechtstitel von den Briten in Beschlag genommen und als Nordwest- und Nordost-Rhodesien mit Süd-Rhodesia der Verwaltung der Chartered Company unterstellt wurden. Die Bevölkerung ist meist dünn; im

[1]) Mackintosh, Coillard on the Zambesi. London 1907. — Peyer, François Coillard, der Apostel der Sambesimission. Basel 1905. — Schlunk, F. Coillard und die Mission am oberen Sambesi. Gütersloh 1905. — E. Favre, François Coillard. 3 Bände. Bd. 1: Enfance et jeunesse. Paris 1908. Bd. 2: Missionnaire au Lessouto. Ebd. 1910. Bd. 3: Missionnaire au Zambèze. Ebd. 1913. Vielleicht die schönste und anziehendste Biographie eines afrikanischen Missionars, die wir besitzen. — Jousse, La Mission au Zambèze. Paris 1890. — Coillard, Sur le Haut Zambèze. Paris 1898. — Adolphe et Emma Jalla, Pionniers parmi les ma-Rotse. Paris 1911. — Maconachie, An artisan missionary on the Zambezi. Edinburgh 1910, danach AMZ. 1911, Beibl. 1. — Coillard, On the threshold of Central Africa. London 1902. — Ray, Madame Coillard. Paris 1892. — AMZ. 1908, 520; 1911, 288. — Bertrand, The Kingdom of the Barotsi, Upper Zambesia. Kapstadt 1899.

ganzen wohnen auf den 756 000 qkm nicht mehr als 1 Million Einwohner; sie gehören sehr verschiedenen Stämmen an. Nur wenige sind erst von der evangelischen Mission erreicht. Die Mission hat gleichsam nur einige Inseln in diesem weiten, öden Völkermeere besetzt. Weitaus die bekannteste dieser Missionen ist die im baRotse-Lande am Oberlaufe des Sambesi.

Für David Livingstone war jenes Gebiet eine wichtige Etappenstation auf seiner großen ersten Reise (1852—56) gewesen. Er hatte dort damals einen hierher verschlagenen baSutostamm, die maKololo, als Herrscher gefunden und hatte auf ihren König, den leider 1851 früh verstorbenen Sebituane und seinen aussätzigen Sohn Sekeletu große Hoffnungen gesetzt. Auf seine Veranlassung hatte die LMS. hierher 1859 die Missionare Price und Helmore gesandt, unvorsichtigerweise ohne genügende Vorbereitung und gleich mit ihren Familien; diese Missionsexpedition war in dem tödlichen Fieberlande kläglich gescheitert. Nur R. Price war mit zwei kleinen Kindern dem allgemeinen Sterben entronnen. Ein Vierteljahrhundert später suchte die von der Pariser Mission gegründete, aufstrebende Kirche des Basutolandes ein Missionsfeld für ihren erwachenden und von dem pensionierten schottischen Major Malan bei einem Besuche angefeuerten Missionsdrang, und der zum Leiter dieses vielversprechenden Unternehmens erwählte Missionar François Coillard glaubte nach einer mißglückten Rekognoszierungsreise zu den baNyai in Lobengulas maTebele-Reich in jenem Lande am Sambesi ein geeignetes Feld gefunden zu haben. Die maKololo waren dort inzwischen wieder verdrängt, die baRotse, oder, wie sie sich selbst nennen, die baRuji, hatten die Herrschaft wieder an sich gerissen. Lewanika war ihr König. Unter den baRotse gründete François Coillard 1885 seine Mission. Sie ist bedeutsam hauptsächlich durch die eigenartige Persönlichkeit ihres Stifters geworden. Aus kleinen bäuerlichen Verhältnissen stammend und 1834 geboren, hatte Fr. Coillard damals bereits zwei Jahrzehnte in stiller Geduld auf der einsamen Station Leribe im Basutolande gearbeitet und dort eine religiöse Erweckungsbewegung erlebt und geleitet. Erst jetzt als Leiter eines schwierigen Missionsunternehmens entfaltete er ganz die großen in ihm schlummernden Gaben. Man kann geradezu sagen, daß, wie David Livingstone die Verkörperung des schottischen Christentums in afrikanischer Missionsarbeit, so François Coillard eine ideale Verkörperung des französischen Hugenottischen Missionsgeistes geworden

ist. Eine Persönlichkeit von hinreißender Anziehungskraft, mit glänzender Beredsamkeit, mit dem Gefunkel französischen Esprits und gallischer Grazie, von ungewöhnlicher Arbeitskraft, guter Menschenkenntnis und ausreichender Leitungsgabe, wußte Coillard um die unsäglich schwierige, enttäuschungsreiche baRotse-Mission einen Schimmer und Zauber der Romantik zu weben, der ihre durch eine ungewöhnlich reiche und gut geschriebene Literatur bekannt gewordene Geschichte geradezu zu einem der Ruhmesblätter der afrikanischen Mission gemacht hat. Das baRotseland war damals nur schwer, auf einer vielmonatlichen Reise durch die wasserlose Kalahari-Wüste, zugänglich. Erst seit 1903 die Kapkolonie-Bahn den Sambesi bei den berühmten, großartigen Sambesifällen, den Viktoriafällen oder dem „Donnernden Rauch" (Mosi oa Thunja), wie sie die Eingeborenen nennen, überschritten hatte, war diese Verkehrsschwierigkeit überwunden. Das baRotseland ist das etwa 500 km lange, tiefe und sumpfige Tal des oberen Sambesi; während des Winters ist fast die Hälfte dieses Tieftales viele Meilen weit überschwemmt. Dann und zumal wenn die Sümpfe wieder austrocknen, ist das Land außerordentlich ungesund, besonders infolge von Millionen von Anopheles-Moskiten, welche die Malariabazillen überallhin verschleppen. Es ist eines der ungesundesten Gebiete Afrikas, wohl zu ungesund für die dauernde Ansiedlung von Europäern. Der Tod hat denn auch jahraus jahrein eine furchtbare Ernte unter den Arbeitern der französischen Sambesi-Mission gehalten und immer wieder ihre Hoffnungen zunichte gemacht. Die baRotse sind kein dem Evangelium offenes Volk; sie scheinen zu den harten, geistlichen Einflüssen unzugänglichen, dabei leichtsinnigen und oberflächlichen baNtuvölkern zu gehören wie die Kamba, die Njamwesi, die Sukuma u. a. Die alljährlich unternommenen Raubzüge gegen die schwachen, in Leibeigenschaft gehaltenen Nachbarstämme, die maSchukulumbwe, die baTonga, die maLupia, die baToka u. a. nährten die wilden Instinkte des Volkes und führten ihm Sklaven, Weiber und Reichtum zu. Zauberei und Ahnenorakel herrschten im Lande, der Gifttrank war an der Tagesordnung, die Geringschätzung des Menschenlebens grenzenlos — ein harter Missionsacker. So ist die Sambesi-Mission in vielen Beziehungen eine „Mission unter dem Kreuz". Es ist hauptsächlich das Verdienst Fr. Coillards, daß er die Liebe und Opferwilligkeit seiner Landsleute bei dieser Mission bis an seinen Tod (1904), ja über denselben hinaus erhalten hat. Mit großer

Mühe und vielen Unterbrechungen wurden acht Stationen angelegt, die insgesamt meist von 12—15 Missionaren und Missionsschwestern, darunter einigen Ärzten, besetzt waren. Den französischen Missionaren standen Evangelisten aus dem Bassutolande als Gehilfen zur Seite; aber wenn diese auch wegen der Gleichartigkeit der Sprache und des Volkstums manche Vorteile hatten, so waren sie doch dem Klima fast noch weniger gewachsen als die Franzosen. In einem über 1500 Meter hoch gelegenen, trockenen und kühlen Hochlande aufgewachsen, konnten sie das feuchtheiße, malariaschwangere Klima des Sambesitales durchaus nicht vertragen. Eine Bibelschule zur Heranbildung eines Helferstabes aus den baRotse selbst erzielte nur spärliche Früchte. Auch die erst in Sefula, dann in Seoma angelegte Industrieschule zur Heranbildung von Handwerkern wollte nicht gedeihen. Da schienen Tage voll Hoffnung zu kommen. Lewanikas Sohn und Thronerbe Litia bekehrte sich und machte den Missionaren jahrelang viel Freude; aber dann nahm er eine zweite Frau und mußte ausgeschlossen werden. In der Mitte der neunziger Jahre pflanzte sich eine religiöse Erweckungsbewegung von der südlichsten Station Kasungula auf die andern Stationen fort. Aber sie kam bald zum Stillstand und brachte nur wenig gute Früchte zur Reife. Die Zahl der Abendmahlsberechtigten beträgt kaum 100, die der Katechumenen etwa 200. In 12 Schulen sind etwa 1000 Kinder gesammelt. In der Bibelschule werden 26 baRotse für den Dienst in Kirche und Schule vorgebildet. Das sind spärliche Erfolge nach einer mehr als dreißigjährigen, überaus opferreichen Arbeit. Allerdings der kulturelle Erfolg geht weiter über diese kleinen Zahlen hinaus. Die barbarische Roheit der baRotse ist gemildert, der Gifttrank ist beseitigt, die Sklaverei aufgehoben. Die Mission hat dem baRotse-Volke und dem Lande den Anschluß an die Kulturbewegung ermöglicht. Freilich eine Saat auf Hoffnung ist ihre Arbeit bis auf diesen Tag. Inzwischen ist König Lewanika, der aus einem Feinde der Mission ihr treuer Freund geworden war, im Februar 1916 gestorben und sein getaufter Sohn Litia ist ihm auf dem Throne gefolgt. Er hat sein Regiment wenigstens mit guten Vorsätzen angetreten und hat gänzliche Enthaltsamkeit gelobt. Die Pariser Mission war während der Kriegsjahre nicht nur finanziell in Bedrängnis, sondern auch durch die vielen Einziehungen der Missionare zum Kriegsdienst eingeengt. Die Arbeit konnte nur mit Mühe aufrecht erhalten werden.

Östlich vom Sambesi unter verschiedenen von den baRotse unterjochten Stämmen, den maSchukulumbwe, den baIla, den baTonga u. a. haben sich seit 1893 die englischen Primitiven Methodisten niedergelassen, nachdem sie mit Mühe von Lewanika die Erlaubnis zur Arbeit unter diesen seinen Hintersassen erlangt hatten. Sie haben in dem weiten, dünn bevölkerten Gebiete zwischen dem oberen Sambesi und seinem nördlichen Nebenfluß Kafue unter großen klimatischen Schwierigkeiten vier Stationen (Nanzela, Nambala, Kasenga und Mudodoli) angelegt, haben aber nur erst etwa 30 Abendmahlsberechtigte und 130 Anhänger gesammelt. Sie haben das Neue Testament in die Ila-Sprache übersetzt[1]) und in Kafue ein bescheidenes Helferseminar gegründet. Noch in den Anfängen ist die Mission der amerikanischen „Brüder in Christo", der sogenannten River Brethren, in derselben Gegend. Die Missionen in Nordwest-Rhodesien sind im Juni 1914 zum ersten Male zu einer intergesellschaftlichen Missionskonferenz zusammengetreten. Es waren Mitglieder der Pariser, der Primitiven Methodisten, der Universitäten-Mission, der Wesleyaner und der „Brüder in Christo" zugegen. Man einigte sich, daß in den Gemeinden der Genuß des starken Kafferbiers und das Hanfrauchen ganz verboten sein solle. Im übrigen setzte man eine Anzahl Kommissionen ein, um über die wichtigsten Punkte zu beraten, in denen eine einheitliche Praxis erwünscht ist: gleichartiges Schulwesen, Lehrergehälter, Kirchenzucht, Gebietsabgrenzung u. dgl. mehr.

In den letzten Jahren zieht das weite Nord-Rhodesien, das nun durch die Kap-Kairo-Bahn aus seiner Abgelegenheit befreit ist, zahlreiche neue Missionskräfte an, deren Unternehmungen alle teils in der Entwicklung, teils noch im Stadium der Vorbereitung sind. Die Mission der Oranje-Buren in dem an die Kapburische Njassa-Mission angrenzenden Hinterlande behandeln wir mit dieser letzteren; ebenso die Ausdehnungspläne der Schottischen Livingstonia-Mission. Seit 1909 hat die englische Universitäten-Mission eine neue Arbeit in diesen Gebieten in Angriff genommen. Mit der in das Land dringenden Kolonialverwaltung und Kultur werden auch Angehörige der anglikanischen Kirche hierher verschlagen. Ihre geistliche Pflege kann zugleich einen Stützpunkt für

[1]) Rev. Chapman, A Pathfinder in South Central Afrika. London 1911. — Edw. Smith und Andr. Dole, The Ila-speaking people of Northern Rhodesia. 2 Bde. London 1920, eine musterhafte völkerkundliche Monographie.

Missionsarbeit bieten. Nach anglikanischem Brauch begann man mit der Errichtung eines Bistums für Nord-Rhodesia, zu dessen erstem Bischof der in dieser Würde am Njassa bewährte Missionsarzt Dr. Hine berufen wurde. Die ersten Posten waren Livingstone an den Viktoriafällen und Fort Jameson, der Vorort von Nordwest-Rhodesia; der Schwerpunkt liegt in der Sammlung und Pastoration der englischen Gemeinden; dazu kommen zwei kleine Stationen Mapanza und Msoro, wo die Missionsarbeit im Vordergrunde steht. Die Arbeit leidet vorläufig unter dem geringen, ihr in der heimatlichen Kirche entgegengebrachten Interesse. Im Jahre 1911 begann die englische Wesleyaner-Mission eine Station Tschipembi und hoffte bald eine zweite Station in den nahegelegenen Compounds von Broken Hill an der Kap-Kairo-Bahn zu eröffnen. Die Adventisten des siebenten Tages haben in Pembe eine erste Station angelegt. Unter den 30000 waKaonde hat die südafrikanische Generalmission zwei weit voneinander gelegene Stationen gegründet; die Arbeit wird erschwert und unstet gemacht durch die primitive Wirtschaftsweise des Stammes, der keine Fruchtfolge kennt; wenn die Äcker keinen genügenden Ertrag mehr abwerfen, werden sie verlassen, und der Stamm sucht sich neue Sitze.

Die Tanganjika-Mission der LMS.[1]) Als unter dem starken Impulse von David Livingstones Tod und Stanleys epochemachenden Entdeckungen sich in Großbritannien eine starke Begeisterung für zentralafrikanische Missionsunternehmungen regte, entschloß sich die Londoner Missionsgesellschaft, angefeuert durch eine Schenkung des Leedser Philanthropen Robert Arthington in Höhe von 100000 Mark, dem berühmten Missionar zu Ehren eine Missionsarbeit am Tanganjika zu beginnen. Von allen damals in Angriff genommenen zentralafrikanischen Missionen hat über dieser am meisten und am schwersten ein Unstern gewaltet. Alle diese zentralafrikanischen Unternehmungen hatten mit großen Schwierigkeiten zu ringen: ihre Arbeitsfelder waren tausend und mehr Kilometer von der Küste entfernt, diese weiten Strecken waren nur auf dürftigen Negerpfaden gangbar, Träger waren das einzige Beförderungsmittel für Waren, die Tsetsefliege machte die Einfuhr von Zugtieren schier unmöglich und deshalb die Anlegung von Fahr-

---

[1]) Lovett, History of the LMS. I, 649 ff. — Hore, Tanganyika, eleven years in Central Africa. London 1892. — Jahresberichte der LMS.

straßen überflüssig. Der Weg führte durch die Stammesgebiete feindlicher Völker, die untereinander im Krieg lagen, von jeder durchreisenden Karawane nur möglichst hohe Steuern erpressen wollten und obendrein meist mehr oder weniger in den Sklavenhandel verwickelt waren. Das Klima und die Tropenkrankheiten stellten die Reisenden auf die schwersten Proben, rafften einen hohen Prozentsatz hinweg und nötigten die Übrigbleibenden zu baldiger Heimkehr. Noch kannte man nicht die umfangreichen Vorsichtsmaßregeln, durch welche die Tropenhygiene seither gelernt hat, das Leben der Europäer gegen Malaria, Rückfallfieber und andere Tropenkrankheiten zu schützen. Bei der Tanganjika-Mission der LMS. kam zu diesen Nöten der außerordentlich erschwerende Umstand, daß in dem von ihr gewählten Arbeitsfelde damals die Mittelpunkte des arabischen Sklavenhandels, die Hauptsitze der arabischen Sklavenfürsten lagen, so daß hier die Gegenwirkungen des in seiner Existenz bedrohten Arabertums am empfindlichsten waren. Trotz dieser unsäglichen Schwierigkeiten wäre eine erfolgreiche und solide Missionsarbeit unter geeigneter, zäh ausdauernder Leitung möglich gewesen; es ist bedauerlich, daß sich die Londoner Mission von der gleichzeitig einsetzenden Mission der Weißen Väter hat am Tanganjika weit überflügeln lassen, ja von ihr geradezu in den Schatten gestellt ist. Die ersten anderthalb Jahrzehnte kam die Londoner Mission aus dem Experimentieren und über schmerzliche Enttäuschungen nicht hinaus. Man drang quer durch die spätere deutsche Kolonie von Bagamoio oder Daressalam nach Udschidschi vor, legte in Kilimane Urambo bei dem damals mächtigen Häuptling Mirambo eine Etappenstation, in dem ungesunden und von den Arabern und dem Islam beherrschten Udschidschi den Hauptstützpunkt und am westlichen Ufer des Tanganjika bei Mtowa in der Landschaft Uguha eine dritte Station an. In 16 Jahren waren mit einem Kostenaufwande von 800 000 M. 36 Missionare ausgesandt, 11 davon waren gestorben und 14, meist nach kurzer Dienstzeit, heimgekehrt. Zwei Schiffe waren mit unsäglichen Anstrengungen die 1200 Kilometer über Land bis an den See geschleppt, das eine hatte sich nicht bewährt, und das andere wurde, weil sein Betrieb für die Mission zu unpraktisch und zu kostspielig war, für einen Spottpreis an die „Afrikanische Seengesellschaft" verkauft. Die Mission faßte erst festen Fuß, als auf der hohen und gesunden Hochebene zwischen dem Tanganjika und Njassa 1887 unter den Mambwe eine erste Station Fwambo, später

nach Kawimbe verlegt, begründet wurde. Da die Umgegend von Udschidschi und Urambo nunmehr in der deutschen Interessensphäre lag, während sich die englische bis zum Südende des Tanganjika erstreckte, und an Stelle des gefahrvollen und kostspieligen Überlandweges durch die deutsche Kolonie die hauptsächlich durch britische Gewässer führende Sambesi-Shire-Njassa-Stevenson-Straße zum Tanganjika immer besser aufgeschlossen wurde, gab die Londoner Mission die nördlichen Stationen auf und verlegte die Mission an das Südende des Sees und auf die angrenzenden Hochländer. Allerdings war auch hier der Missionsboden ungünstig. Das weite Gebiet des nordöstlichen Rhodesien war das Raubgebiet der aWemba, eines der gefährlichen zentralafrikanischen Räubervölker; und um sie her waren weite Landschaften fast menschenleer und verödet, und die noch verbliebenen Völker führten, stets bedroht und geängstet, in engen, von Pallisaden umhegten Dörfern ein kümmerliches Dasein. Erst die eindringende britische Herrschaft hat hier Frieden und Ordnung geschaffen, hat den unterdrückten Völkern Sicherheit gebracht und die barbarischen Herrenvölker in Schranken gehalten. Die Londoner Mission setzte, wie wir sahen, bei den Mambwe ein, in deren Bereiche außer Kawimbe noch zwei weitere Stationen angelegt wurden. Diejenige am Südende des Sees (Niamkolo) mußte wegen der um den Süden des Tanganjika mit verderblicher Kraft auftretenden Schlafkrankheit in eine gesundere Höhenlage verlegt werden (Kafakula). Überhaupt war die Schlafkrankheit zumal seit der Jahrhundertwende um so beängstigender, weil sie mit großer Virulenz auftrat, nicht nur durch die Kiwufliege (glossina morsitans), sondern auch durch die Tsetsefliege (glossina palpalis) übertragen wurde und deshalb sich nicht nur, wie am Kongo und am Viktoria Njanza unmittelbar an den Wasserläufen einnistete, sondern durch das Großwild über das ganze Land verschleppt wurde.[1]) Allmählich dehnte man die Mission auch auf die aWemba aus und legte in Kasembes Lande zwei Stationen an (Mbereshi und Mpolokozo). Die Missionsanfänge waren mühsam.

---

[1]) Die Regierung führte am Südende des Tanganjika und an den besonders bedrohten Flußläufen des Luapula und Kalungwizi durchgreifende Maßregeln durch. Die ganze Bevölkerung wurde genötigt, auf die von den beiden Fliegenarten nicht bedrohten Hochebenen überzusiedeln und dort zehn Jahre lang zu verweilen. Es scheint, daß damit in der Tat in jenen Gegenden die Ausbreitung der Schlafkrankheit zum Stillstand gebracht ist.

Aber im Zusammenhange mit der in das Land flutenden Kultur wachen die Völker auf, und es regt sich auch bei ihnen ein Kulturhunger und Bildungstrieb, der der Londoner Mission Gelegenheit gab, hunderte von Schulen (1920: 179 Schulen mit über 9500 Schülern) einzurichten. Allerdings sind die meisten dieser Schulen höchst primitiv; oft wird nur an zwei Tagen der Woche zwei bis drei Stunden unterrichtet, und auch das nur während zweier Monate im Jahr.[1]) Es ist auf der Station Kawimbe ein Gehilfenseminar mit einem schwachen Betriebe vorhanden, und auf einigen andern Stationen bilden sich die vielbeschäftigten Missionare nebenbei Helfer aus. Das ganze Neue Testament ist übersetzt und gedruckt sowohl in Mambwe wie in Wemba. Es sind auf den fünf Stationen meist nur zehn Missionare vorhanden, von denen in der Regel zwei Ärzte und zwei Laien zur Hilfe bei Bau- und Kulturarbeiten sind. Helfen auch alle bei den allgemeinen Missionsarbeiten nach Kräften mit, so ist das doch in einem so ungesunden Lande bei weit auseinanderliegenden Stationen eine zu schwache Besetzung. Das letzte Jahrzehnt hat die missionarische Lage von neuem verschoben. Seit der Sicherung friedlicher Verhältnisse belebt sich der Verkehr nach dem Njassa und durch ihn nach dem Süden. Die Goldminen von Süd-Rhodesien brauchen Tausende von Arbeitskräften, und die Agenten ziehen von Dorf zu Dorf, um die jungen, kräftigen Männer anzuwerben. Im Westen hat sich in Katanga ein großartiges Bergwerkszentrum entwickelt, und besonders die reichen Minen von Elisabethville, das eine Zeitlang der Endpunkt der Kap-Kairo-Bahn war, üben eine große Anziehungskraft aus. Auch die großen Bahnbauten, die deutsche Zentralbahn zum Tanganjika im Norden und die Kap-Kairo-Bahn im Westen, zogen Tausende von Arbeitern an. Durch das alles kam eine große Unruhe über die Eingeborenen; ihr Gesichtskreis weitet sich; sie wollen ihre Arbeitskraft, ihr einziges verfügbares Kapital, möglichst gewinnbringend anlegen. Ob die Londoner Mission mit ihren schwachen Kräften imstande ist, diese

---

[1]) Unerfreulich ist, daß teils die Reiselust der Eingeborenen, vielleicht noch mehr die hohen, in anderen Berufen angebotenen Löhne eine große Versuchung für die Lehrer sind, die immerhin mühsame Schularbeit im Stich zu lassen. „Schulbildung", die über die dürftigsten Elemente hinausgeht, steht hoch im Preise. Die LMS. findet es schwierig, das für ihre Schulen benötigte Lehrerpersonal zu den geringen Preisen, die sie nur zu zahlen imstande ist, zusammenzuhalten.

Bewegung auszukaufen? Sie zählte 1920 608 abendmahlsfähige Christen, daneben 210 Lehrgehilfen und 1300 Katechumenen, immerhin ein mäßiger Erfolg nach vierzigjähriger Arbeit. Der Schwerpunkt der Mission verlegt sich mehr und mehr nach der Wemba-Station Mbereshi, südlich vom Mweru-See und in der Nähe des Häuptlingskraals Kazembes. Hier ist eine ärztliche Station mit einem vollausgebildeten Arzte, eine Mädchen-Erziehungsanstalt, eine Arbeitsschule und in der Nähe ein Aussätzigendorf eingerichtet. Während des Krieges war dies Missionsgebiet kurze Zeit — vor der Waffenstreckung der deutschen Truppen in dem nahegelegenen Aberkorn — Kriegsschauplatz. Es diente aber in weitem Maße als Etappe. Fast alle Männer mußten auf längere oder kürzere Zeit als Träger Dienste leisten oder wurden unter die Askari eingereiht. Dazu hatte das Land ungeheure Massen an Lebensmitteln zu liefern, so daß es selbst mit Hungersnot bedroht war. Die Belastung war so stark, daß sie sich in weitgehender Unzufriedenheit Luft machte, und der Friedensschluß kam gerade noch rechtzeitig unerfreulichen Entwicklungen zuvor.

III. Britisch-Njassaland.

Um den Westrand und den Süden des Njassa-Sees haben die Briten seit 1890 ein Schutzgebiet in Besitz genommen, das erst „Britisch-Zentral-Afrika", neuerdings konkreter „Britisches Njassa-Land-Protektorat" heißt. Es ist 113 400 qkm groß und hat etwa 1 Million Einwohner. Der Njassa-See wurde 1859 von David Livingstone entdeckt, und die Erforschung seiner Uferländer und der südlich angrenzenden Gebiete war das wichtigste Ergebnis seiner zweiten großen Reise (1858—64). Auf diesen Teil Innerafrikas gründete Livingstone die größten Hoffnungen, auf ihn baute er seine weitest ausschauenden Pläne. Die leidlich günstige Wasserverbindung durch den Sambesi und Schire[1]) schien ihm einen brauchbaren Weg

[1]) Leider versumpft und versandet neuerdings der Schire anscheinend hoffnungslos; die britische Kolonialverwaltung hofft die damit drohende Abschließung des Shire-Hochlandes durch eine Bahn nach Beira zu beseitigen.

bis in das Herz Zentralafrikas zu erschließen;[1]) daß am oberen Schire und rings um den Njassa-See hochgelegene Bergländer bis zu 5000 und 6000 Fuß sich hinzogen, schien ihm eine günstige Gelegenheit zu einer Ansiedlung Weißer im Herzen Afrikas zu bieten. Hier konnten sich wie nirgends sonst Handel, Kolonisation und Mission die Hand reichen, um aus den Wüsten des heidnischen Afrika einen Garten Gottes zu machen. Kein Wunder, daß trotz der schmerzlichen Erfahrungen der mißglückten Missionsunternehmung der Universitäten-Mission (1861—63, vgl. S. 538) sich diesen Njassa-Ländern in erster Linie die Aufmerksamkeit der Schotten zuwandte, als sie nach Livingstones Tode darangingen, ihm ein Denkmal nach seinem Herzen zu errichten und eine großzügige Mission in Zentral-Afrika zu beginnen.[2]) Fast gleichzeitig nahmen die Schottische Freikirche[3]) (jetzt Vereinigte Schottische Freikirche) und die Schottische Staatskirche[4]) dies Projekt in Angriff. Die Freikirchen-Mission ließ sich am Westufer des Njassa, die Staatskirchen-Mission auf dem Schire-Hochlande nieder.

Die Freikirchen-Mission, die sogenannte Livingstonia-Mission, hatte einen eigenen kleinen Dampfer, die Ilala — so genannt nach der Todesstätte Livingstones — mitgebracht, der einmal an der Mündung des Sambesi und dann, an den Murchison-Fällen auseinandergenommen, noch einmal am Oberlaufe des Schire zusammengeschraubt wurde. Sie gründete ihre erste Station nahe dem Südende des Sees auf der vorspringenden Halbinsel Kap Maclear. Sie hatte gleich anfangs mit sehr großen Schwierigkeiten zu rechnen.

---

[1]) Report of Commissioner H. H. Johnston of British Central Africa 1894, vgl. AMZ. 1895, 128.

[2]) Schon 1860 hatten die Schotten unter der tatkräftigen Initiative des damals jugendlichen Dr. J. Stewart, des späteren Direktors von Lovedale, eine Missionsunternehmung im Schire-Hochlande geplant, und Stewart war zu dem Zwecke in Zentralafrika gewesen. Allein die Rückberufung der Expedition Livingstones 1863 und der Abbruch der Universitäten-Mission vereitelten den Plan.

[3]) Jack, Daybreak in Livingstonia. Edinburgh 1901. — Elmslie, Among the wild Ngoni. Edinburg 1899. — J. Richter, Ev. Mission im Njassalande, 2. Aufl., Berlin 1898, 77. 107. — AMZ. 1893, 433; 1902, 30. 61. 129; 1907, 259; Int. Rev. Miss. 1913, 236.

[4]) Robertson, The Martyrs of Blantyre. London 1892. — AMZ. 1892, 49. — EMM. 1892, 1. — J. Richter, Ev. Miss. im Njassalande, 2. Aufl., Berlin 1898, 128. 183. — Rankine, W. Affl. Scott. Edinburg 1896.

Livingstone hatte immerhin nur den südlichen Teil des Njassa und einen Teil der westlich angrenzenden Gebiete erforscht; wollte die Mission ihre Unternehmungen auf Grund wirklicher Kenntnis der Verhältnisse beginnen, so blieb ihr kaum etwas übrig, als zunächst die geographische Erforschung des Njassa-Sees und der Umländer fortzusetzen; erst auf Grund dieser Sachkenntnis konnte sie entscheiden, bei welchen Volksstämmen sie mit der günstigsten Aussicht auf Erfolg beginnen könne. So waren die ersten Jahre angefüllt mit interessanten Reisen rings um den Njassa-See und zu den verschiedenen Völkern auf den westlichen Hochländern. Sodann stellte sich heraus, daß die Verkehrsverhältnisse für diese weit in das Innere vorgeschobene Mission schwierig und die Zufuhr europäischer Kulturbedürfnisse umständlich war. Es war fast unumgänglich notwendig, daß, wenn die Missionare sich ungestört sollten ihren Arbeiten widmen können, eine Handels-Hilfsgesellschaft die Güter- und Personenbeförderung nach und von dem Missionsfelde übernahm. Dieser Gedanke lag den Trägern des freischottischen Missionswerkes um so näher, als ja Livingstone von der Kulturwirkung des britischen Handels ungemein hoch gedacht und Handelsunternehmungen für fast ebenso wichtig wie Missionsunternehmungen angesehen hatte. So entstand zunächst als eine Hilfsgesellschaft die „Afrikanische Seengesellschaft"; sie entwickelte sich aber bald zu einer selbständigen Größe und hat als „African Lakes Corporation" an der Erschließung, Bewirtschaftung und Nutzbarmachung der Njassaländer für das britische Kapital einen hervorragenden Anteil gehabt. Von den zahlreichen wirtschaftlichen Hilfsgesellschaften, die die evangelischen Missionen im Laufe des vorigen Jahrhunderts aus ihrer Arbeit heraus entwickelt haben, ist sie die bedeutendste geworden. Sie hat sich, während die Handelsgeschäfte der Brüdergemeine in Südafrika ein integrierender Bestandteil des Missionsbetriebes blieben und die Basler Missions-Handelsgesellschaft auf der Goldküste und in Kamerun in enger Personal- und Arbeitsgemeinschaft mit der Basler Mission arbeitete, schon früh selbständig gemacht und hat, wenn auch im allgemeinen nach christlich-humanen Grundsätzen, eine großzügige Handels- und Siedlungspolitik betrieben. Die größte Schwierigkeit der freischottischen Mission war, daß sie, wie schon von Livingstones zweiter und dritter Reise her bekannt war, mitten in das Gebiet des wüstesten Sklavenhandels hinein gegründet wurde. Die Njassaländer waren damals eines der Hauptausfuhrgebiete für

Sklaven; es sollen damals jährlich 20000 Sklaven von dort nach der Ostküste verschleppt sein. Fast alle Häuptlinge an und um den Njassa hatten mit diesem gewinnbringenden Sklavengeschäfte zu schaffen. Die starken Völker, wie die Yao oder aDschava im Südosten, die Gwangwara im Nordosten, die Ngoni im Südwesten, die Wemba im Nordwesten des Sees waren die erbarmungslosen Sklavenräuber, die alljährlich über die schwächeren Stämme, die Ngandscha im Süden, die Tonga und Tumbuka im Westen, die Konde im Norden u. a. herfielen, ihre Dörfer verwüsteten und alles brauchbare Menschenmaterial in die Gefangenschaft schleppten. Die Araber waren auch hier die eigentlichen Unternehmer, welche die Sklaven im Großen aufkauften und den Export zur Küste in der Hand hatten. Als die schottische Missionsexpedition am Njassa auftauchte und die Ilala die britische Flagge zeigte, stellten die Sklavenhändler eine Zeitlang aus Furcht ihr bösartiges Geschäft ein. Sie überzeugten sich indessen bald, daß die harmlosen Missionare keine politische Macht hinter sich hatten, und traten deshalb nur um so übermütiger und frecher auf, und der Sklavenhandel ging vor den Augen der Missionare in unvermindertem Umfang fort. Die Missionare befreiten gelegentlich Sklaventransporte, die in ihre Hände fielen, oder nahmen auf ihren Siedelungen entlaufene Sklaven auf. Sie mußten sich aber sogar von ihrer Regierung sagen lassen, daß es unweise sei, in ein Wespennest zu stechen, wenn man sich gegen einen etwa dadurch hervorgerufenen Überfall der Wespen nicht schützen könne. Das war auf die Dauer ein unmöglicher Zustand. Früher oder später mußte es sich entscheiden, wer am Njassasee die Oberhand haben solle, ob die christliche Mission und die humanen Grundsätze christlicher Kultur oder der afrikanische Sklavenhandel mit seiner wüsten Verschleuderung der Menschenleben. Die Lage war nur schwierig, weil die britische Regierung nicht geneigt war, militärische Machtmittel für die Unterdrückung des Sklavenhandels in jenem damals noch abgelegenen Inlande zur Verfügung zu stellen. Und weder die Mission noch die Lakes Corporation konnten etwas Entscheidendes ausrichten. So zogen sich die unerfreulichen und nicht unbedenklichen Kämpfe durch ein ganzes Jahrzehnt (1885 bis 1895) hin. Inzwischen wurde 1890 das britische Protektorat aufgerichtet; der bekannte Afrikaforscher Sir H. H. Johnston hatte als britischer Konsul das Verdienst, Ordnung zu schaffen und den Haupt-

widersacher, den Araber Mlozi, in der Gegend von Karonga am Nordende des Sees zu fangen und zu hängen.

Die freischottische Mission hatte, wie erwähnt, ihre erste Station 1875 am Kap Maclear angelegt; das Klima erwies sich aber dort als so gefährlich, die Zahl der Malaria-Erkrankungen und Todesfälle war so erschrecklich, daß 1881 die Station an die Mitte des Westufers nach Bandawe in den Bereich des Tongastammes verlegt wurde. Inzwischen entwickelte die Mission ihre eigentümliche Arbeitsmethode. Sie legte es überwiegend auf Schulen an. Zuerst mußte sie die Jungen durch Geschenke zum Schulbesuch anlocken; aber bald war es ihr gelungen, einen Lerneifer anzuregen, der ihr in von Jahr zu Jahr wachsendem Maße die Schulen füllte und ihr bald Scharen von Jungen und Alten zuführte. Dies Erwachen des Kulturhungers ist in allen als erfolgreich erwiesenen afrikanischen Missionen ein wichtiger, oft der entscheidende Faktor, und es ist mehr oder weniger das Geheimnis des Erfolges der einzelnen großen Missionen, wieweit es ihnen gelingt, denselben anzuregen und hernach mit weiser, fester Hand zu dem gewünschten Ziele zu führen. Das ist heute bei dem ungleich stärkeren Einströmen europäischer Kultur nach Afrika leichter und geht vielfach fast ohne Mitwirkung der Mission vor sich. In dieser freischottischen Mission baut sich, wohl wegen der Vorliebe der Schotten für Schulen überhaupt und ihrer auf heimatlichen Erfolgen beruhenden hohen Meinung von dem absoluten Werte christlicher Bildung, die Missionsarbeit auf den Schulen auf. Nach zwanzig Jahren (1895) zählte man erst 178 Christen, aber 51 Schulen mit 4500 Schülern. Bis 1915 ist die Zahl der Schulen auf 907, die der Schüler auf 58700 angewachsen. Die Bildungsbewegung hat sich von Stamm zu Stamm fortgepflanzt; sie hat im Norden über das Arbeitsgebiet der Freischotten übergegriffen in das der Brüdergemeine in Deutsch-Ostafrika; sie hat vor allem im Zentral- und Süd-aNgoni-Lande der burischen Mission die Netze gefüllt. Besonders die Entwicklung der freischottischen Mission selbst muß man von den Schulen aus verstehen. Für diese war naturgemäß die Kernfrage die nach einem ausreichenden, genügend vorgebildeten Lehrerpersonale. Die Aufgabe der Ausbildung eingeborener Helfer schob sich frühe als die entscheidende in den Mittelpunkt. Nachdem schon in Bandawe Anfänge mit einem Gehilfeninstitut gemacht waren, wurde seit 1895 auf dem hoch, frei und gesund gelegenen Kondowi-Plateau am Fuße des

Mount Waller das großartige Overtoun-Institut gegründet und mit Hilfe der fast in unbeschränkter Höhe zur Verfügung stehenden Geldmittel (ca. 600000 M.)[1]) zu einem großen Kulturzentrum im Herzen Afrikas ausgebaut. Es ist die schönste und vielseitigste Missionsstation des äquatorialen Afrika. Hier sollten begabte und lerneifrige Knaben und Mädchen Gelegenheit haben, sich erst in Mittelschulen eine solide Bildungsgrundlage und dann in Gehilfen- und Gehilfinnen-Seminaren eine Fachausbildung anzueignen. Hier wurde für die durch die Schulen angeregte afrikanische Intelligenz mannigfachste Gelegenheit zur Erlernung von Handwerken, Buchführung, Telegraphie, einem verbesserten Ackerbau und dergleichen geboten. Eine eigens vom Ufer des Njassa über schwierige Berghänge hinauf gebaute Kunststraße von 18 km, eine über eine Talsenkung von 300 Fuß Tiefe geführte Wasserleitung, eine große elektrische Kraftanlage, die zugleich alle Anstalten mit elektrischer Beleuchtung versieht und direkte telegraphische Verbindung mit der Außenwelt ermöglicht, gehören zu den Einrichtungen des Instituts. Auch ein Predigerkurs zur Vorbereitung auf das geistliche Amt für bewährte Gehilfen ist vorgesehen. Es ist ein großer Vorzug dieser Mission, daß ihr bedeutendster Vertreter, Dr. med. et theol. Robert Laws, vom Anfang der Mission 1875 an bis heute die Seele des ganzen Unternehmens und vor allem auch dieses Overtoun-Instituts gewesen ist. Die Vereinigung aller höheren Kulturbestrebungen, der Mittelschule für Knaben und Mädchen, des Gehilfen- und Gehilfinnen-Seminars, der Evangelistenkurse, der Predigerschule, der Handwerkstätte, der Musterfarm, einer ausgedehnten ärztlichen Station mit Hospital und Poliklinik, Druckerei und Verlag für den Bedarf der ganzen Mission in den verschiedenen Eingeborenensprachen usw. an einem Orte ist ein gewagtes Experiment, das allerdings große Vorzüge hat, aber eben nur bei einer so genialen, missionarisch weisen Leitungspersönlichkeit wie Dr. Laws möglich ist. Auch so läßt es sich kaum vermeiden, daß bei dem Zusammenströmen von Eingeborenen aus verschiedenen Sprachen das Englische im Schulbetriebe einen ungebührlichen und ungesunden Vorrang hat. Von uns Deutschen wäre es als mit missionarisch gesunden Grundsätzen in

---

[1]) Meist wurden die Sondergaben für die einzelnen Zweige dieser großen Zentralstation bestimmt: 80000 M. für die Wasserleitung und die elektrische Kraftstation, 60000 M. für das Krankenhaus, eine ausreichende Summe für ein zweistöckiges Wohnhaus usw.

Widerspruch stehend empfunden worden, wenn etwa auf einem ähnlichen missionarischen Zentralinstitut im Herzen Deutsch-Ostafrikas oder Kameruns das Deutsche in gleichem Umfang zur Unterrichtssprache hätte gemacht werden sollen.

D. Dr. Robert Laws gehörte der Vereinigten Presbyterianerkirche an, der er sich als Missionsarzt zur Verfügung gestellt hatte. Er wurde aber von dieser 1875 der schottischen Freikirche zunächst auf zwei Jahre für die Anfänge der Livingstonia-Mission geliehen. Er war ein gründlich durchgebildeter, vielseitig begabter Mann von geradezu genialer Missionsbegabung; jener britische Commissioner hatte wohl nicht unrecht, der sagte, Laws sei „der größte Mann, der bisher im Njassalande gewirkt habe". Er war zu jeder Arbeit willig, welche sein Missionsberuf ihm nahebrachte. Er war jahrelang der Kapitän und Ingenieur des Missionsschiffes Ilala, er hat das Livingstone-Gebirge und den Mount Waller entdeckt und ihnen ihre Namen gegeben; er hat jahrelang die meteorologischen und sonstigen wissenschaftlichen Beobachtungen gemacht und registriert; er hat die Ngandschasprache wissenschaftlich bearbeitet und sich besonders um die Bibelübersetzung, um Grammatik und Wörterbuch bemüht; wenn heute das Ngandscha Aussicht hat, die Kultursprache, ja die lingua franca eines großen Teiles des Njassalandes zu werden, so ist das zum großen Teil sein Verdienst. Er war auch als Arzt unermüdlich tätig. Sein größtes Werk aber ist die Schaffung und Leitung eben dieses Lord Overtoun-Instituts auf dem Kondowi-Plateau; es ist gleichsam die Verkörperung und das Denkmal seines missionarischen Genies. Dr. Laws gehört zu dem halben Dutzend hervorragendster Missionare, welche die evangelische Christenheit in den Dienst Afrikas gestellt hat. Möge er ihm noch lange erhalten bleiben.

War so für einen reichlichen Zufluß von einheimischen Lehrkräften gesorgt, so kam es weiter darauf an, die mit dem erwachenden Lerneifer entbundenen Kräfte freiwilliger Initiative für die Schulen nutzbar zu machen. Die Eingeborenen wurden angehalten, die geringen Kosten für die Lehrmittel selbst zu tragen und dann auch die Schulen und Lehrerwohnungen selbst zu bauen und zu unterhalten. Für die ganzen 682 Schulen mit 1222 eingeborenen Helfern bezahlt die Missionskasse nur einen jährlichen Zuschuß von 40000 M.; die Verwaltung des Protektorates gewährt neuerdings einen mäßigen Grant von 5000 M.; der übrige Betrag der Kosten und Gehälter wird an Ort und Stelle durch die Eingeborenen aufgebracht. Dazu müssen aber die Eingeborenen gelehrt werden, für ideale Aufgaben Opfer zu bringen, etwas Neues, aber Schönes in der afrikanischen Wildnis! Die Freischotten legten ihre Schulen von Anfang an überwiegend evangelistisch an; biblische Geschichte und Gesang standen im Mittelpunkt; das Ziel, Christen zu werben und Gemeinden zu bilden, wurde fest im Auge

behalten. Aber man geht bedächtig vor. Der Taufe geht in der Regel ein dreijähriger Vorbereitungskursus voraus, zuerst 18 Monate als „inquirer“ und dann wieder 18 Monate als Katechumen; schon bei der Aufnahme in die Katechumenenklasse und noch mehr bei der Zulassung zur Taufe haben die Ältesten und die Gemeinden — ebenso wie die Missionare — ein entscheidendes Wort mitzureden. Trotzdem ist der Andrang zur christlichen Gemeinde so groß, daß man geradezu von einer volkstümlichen Bewegung zum Christentum sprechen darf. Im Jahre 1920 zählte man 13877 Abendmahlsfähige und 41213 Christen, im letzten Jahre waren 2750 Personen getauft.

Die Christengemeinden sind wie die Schulen mit breitem Wurf dünn über weite Landstriche verstreut. Ihre Organisation und geistliche Pflege stellt deshalb hohe Anforderungen. Wo immer 20—30 erwachsene Christen beieinander wohnen, läßt man sie einen Ältesten wählen; die Ältesten eines Stationsbereiches bilden zusammen einen Rat und treten in der Regel in jedem Monat einmal zu einer Sitzung zusammen. Neben diesem Gemeindekirchenrat und ihm untergeordnet steht in jedem Stationssprengel eine Gruppe von Diakonen, meist jüngeren Leuten, denen die Einsammlung der kirchlichen Beträge obliegt, ein nicht sehr begehrtes Amt, das aber zur Heranbildung von Rekruten für den kirchlichen Dienst nützlich ist. Presbyterat und Diakonat sind unbezahlte Ehrenämter. Daneben gehen die Schulen mit ihren angestellten und besoldeten Lehrern. In der Regel 12 oder 15 von ihnen bilden eine Schulinspektion, an deren Spitze ein in Kondowi ausgebildeter Oberlehrer steht, der an seinem Platze eine gehobenere Schule unterhält. Die Entwicklung geht dahin, allmählich diese Schulkreise zu Parochien unter eingeborenen ordinierten Geistlichen auszubauen, wenn solche erst in genügender Zahl vorhanden sind. Es sind eben die ersten Predigerkurse in Kondowi abgeschlossen, und seit 1919 sind die ersten Geistlichen nach gründlicher Vorbereitung ordiniert. Die Höhepunkte des religiösen Lebens sind nach schottisch-presbyterianischem Muster die Abendmahlsfeiern in der ersten Woche jedes Monats oder jedes zweiten Monats. Da strömen die Christen und Katechumenen, die Lehrer und Schüler aus dem ganzen Stationsbereiche auf der Hauptstation, zumal bei Donald Fraser in Loudon, zusammen, oft 6000 bis 8000 Männer, Frauen und Kinder; an drei oder vier aufeinanderfolgenden Tagen finden zahlreiche Gottesdienste statt, die „inquirer“ werden in die Katechumenenklasse aufgenommen, die

Katechumenen geprüft und getauft, die Christen feiern miteinander in gehobener Stimmung das Abendmahl. An solchen Tagen merken die Christen, daß sie eine Macht im Lande sind und daß ihnen die Zukunft gehört. Im Jahr 1910 bereiste der Keswick-Evangelist Chr. Inwood die Mission und hielt Revival-Versammlungen mit allen aufregenden Beweisungen solcher methodistischer Erweckungs-Versammlungen ab.

Die Ausbreitung der Mission wurde überwiegend durch missions-strategische Erwägungen bestimmt. Wollte man bei den ein-geschüchterten Tonga bei Bandawe in Frieden arbeiten, so mußte man gleichzeitig bei ihren hartherzigen, hochmütigen Drängern, den Ngoni auf der westlichen Hochebene, einsetzen. Sie sind ein Sulu-stamm, der noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Transvaal saß. Als sich dort seit 1838 die Buren niederließen und kolonisierten, zogen sich die Suluhorden in das Innere Afrikas zurück. Ein starker Stamm siedelte sich auf den Hochebenen westlich vom Njassa an. Sie waren einer der berüchtigtsten Räuberstämme, der den arabischen Sklavenhändlern Massen von Sklaven lieferte. Die Geschichte der Arbeit unter ihnen ist eines der romantischen und glänzenden Kapitel der freischottischen Mission. Sie haben diese wilden Ngonihorden „gezähmt“, gerade unter ihnen hat die volks-tümliche Bewegung zum Christentum am tiefsten Wurzel gefaßt und die reichsten Früchte getragen. Der Missionsarzt Dr. Elmslie in Ekwendeni und der evangelistisch hochbegabte Donald Fraser in Loudon sind die Träger dieser weitausgreifenden Arbeit, eines der lieblichsten Kapitel der afrikanischen Missionsgeschichte.

Im Norden des Sees hatte die Mission viel Not mit den lang-hingezogenen Wirren mit den Sklavenhändlern. Der reiche schottische Philanthrop Stevenson in Largs bei Glasgow hatte 80 000 M. zur Verfügung gestellt, um eine Verbindungsstraße zwischen dem Nordende des Njassa und dem Südende des Tanganjika (300 km) herzustellen, die sogenannte „Stevenson-Straße“. Sie war auch der Anhalt für missionarische Gründungen in jener damals abgelegenen Gegend. Man versuchte es in Mweniwanda unter den Tschirendji, da, wo die Stevenson-Straße das nach dem Tanganjika-See zu führende Plateau erreicht, dann bei dem Häuptling Kararamuka in dem später deutschen Teile des Kondelandes, dann bei dem wohlgesinnten Häuptling Ngerenge am unteren Songwe. Alle diese Anfänge wurden wieder aufgegeben. Man sah ein, daß man den nördlichen

Stützpunkt in Karonga anlegen müsse. Das liegt ungesund und heiß in der sumpfigen Küstenebene — (wie Mwaja der Brüdergemeine und Ikombe-Matema der Berliner Mission, beide gleichfalls am Nordende des Njassa); — aber es ist der Ausgang der Stevenson-Straße und damit der Mittelpunkt des Verkehrs. Weiter landeinwärts auf dem Hochplateau legte man mehr auf Drängen der an der Stevenson-Straße interessierten Freunde aus den Handelskreisen, als unter missionarischen Gesichtspunkten die Station Mwenzo (6000 Fuß hoch) an (1893). Man war hier in dem Bereiche der Raubzüge der wilden Wemba, welche jahrelang den Bestand der Station in Frage stellten, bis nach der endgültigen Besiegung der arabischen Sklavenhändler und mit dem lebhafter werdenden Handels- und Passagier-Verkehr längs der Stevenson-Straße Ruhe und Sicherheit einkehrten. Im Süden des Njassa unterhielt die Mission (1887—94) eine Station in dem ungesunden Livlezi-Tale, gab diese Arbeit aber 1894 an die inzwischen eingetretene Buren-Mission ab.

Einen kräftigen Fortschritt brachte 1913 die Jahrhundertfeier von Livingstones Geburt, die in Schottland großartig begangen wurde. Es wurden als Dankopfer der Livingstonia-Mission 420 000 M. zur Ausdehnung der Arbeit und zur Anlegung neuer Stationen zur Verfügung gestellt. Es wurden davon fünf neue Stationen gegründet. Zunächst wurde auf Anregung der Kolonialverwaltung eine Station weit vorgeschoben in den Bezirk Tschitambo südöstlich vom Bangweolosee, wo Livingstone im Mai 1873 gestorben war. Schien diese Station zunächst außer jedem Zusammenhang mit der Livingstonia-Mission zu liegen, so bot ein großes Legat, das ein schottischer Großkaufmann Peter Mackinnon der Vereinigten schottischen Freikirche vermacht hatte, Gelegenheit, südlich davon in der Landschaft Ulala eine „Peter Mackinnon-Station“ zu planen. Diese beiden Stationen werden am bequemsten von der Kap-Kairo-Bahn aus über Broken Hill erreicht. Auf Grund des großen Livingstone-Dankopfers betrieb der begeisterungsvolle Missionar Donald Fraser die Anlegung dreier neuer Stationen in dem „Marambo“, dem Hinterland von Britisch-Njassaland, und zwar je eine unter den Tschinsali im Norden, den Senga in der Mitte und den Tamanda im Süden, den drei stärksten Völkern dieses weiten, dünn bevölkerten Gebietes.

Die Livingstonia-Mission hat auch literarisch, zumal in der Ngandscha-Sprache, fleißig gearbeitet. In ihr ist die ganze Bibel

übersetzt und gedruckt, außerdem in Tumbuka das Neue Testament. Dr. Laws hat ein wertvolles Wörterbuch in Ngandscha von 231 Seiten veröffentlicht. Noch liegt das Gebiet der Livingstonia-Mission außerhalb des Weltverkehrs, der nur auf dem Njassasee und der Stevensonstraße zum Tanganjika-See an den Grenzen vorüberzieht. Noch hat also die Mission einen Vorsprung vor der eindringenden Kultur. Leider ist sie zu schwach besetzt, und die missionseifrige Vereinigte schottische Freikirche scheint außerstande, eine angemessene Versorgung des ausgedehnten Feldes durchzuführen.

Die „Burische reformierte Mission in Zentral- und Süd-aNgoni-Land".[1]) Im Jahre 1888 trat neben der „Vereinigten schottischen Freikirche", und zwar vorerst als ein Hilfsverein, der „Prediger-Missionsverein" (Minister's Mission Union) der kapländischen Burenkirche ein. Allmählich erstarkte dessen Missionskraft dadurch, daß sich auch weitere Laienkreise der „Holländisch-reformierten Kirche" hinter ihn stellten und dann auch die alte „Südafrikanische Missionsgesellschaft" die Arbeit übernahm. Die Freikirchen-Mission trat dieser gleichfalls presbyterianisch gerichteten und mit den Schotten durch Verwandtschaftsbande verknüpften Mission gern einen Teil ihres ausgedehnten Arbeitssprengels ab, nämlich das Gebiet südlich von dem Flüßchen Bua bis an die Grenze von Portugiesisch-Ostafrika. Man nennt diese Landschaften nach dem Herrenvolke „Angoni-Land". Der Volksstamm aber, unter dem die Kapburen zunächst und am intensivsten gearbeitet haben, sind die aTschewa. Glücklicherweise zieht sich durch das Gebiet von Norden nach Süden in der Entfernung von ungefähr 30—40 km von der Westküste des Njassasees eine Bergkette, die weiter im Süden unter dem Namen der Kirkberge bekannt ist. An und auf diesen Bergen legte die Mission ihre Stationen an: Mwera 1889, Kongwe 1892, Mkoma, wohin die Arbeit von dem allzu ungesunden Livlezi verlegt wurde, 1896, Manda, Malembo, Mpunzi, Malingunde, Ntschiri, Mtschindji. Auch diese Mission hatte dem ungesunden afrikanischen Klima an Fieber- und Todesfällen einen reichlichen Tribut zu entrichten. Eine arge Erschwerung war es, als in der Gegend der Mutter- und Hauptstation Mwera die Schlafkrankheit in bösartiger Form aus-

[1]) Murray, Nyasaland en mijne ondervindingen aldaar. Kapstadt 1898. — Du Plessis, One thousand miles in the heart of Africa. London 1905 (Visitationsreise).

brach; die Hauptstation mußte nach dem hoch und frei gelegenen Mkoma verlegt werden. Dort liegen Evangelistenschule und Lehrerseminar, ein Krankenhaus und das große Warenlager zur Versorgung der andern Stationen dieser Mission nahe beieinander. Die Leitung legte Wert darauf, bei jeder Station einen guten Obstgarten und ausgedehnte Gemüseanlagen herzustellen. Im übrigen verfolgte sie dieselbe Methode wie die benachbarte freischottische Mission mit möglichst zahlreichen kleinen Schulen und sich daran anlehnenden Außenstationen. Sie hat auch in besonders reichem Maße in den letzten Jahren Anteil an dem Segen der volkstümlichen Bewegung bekommen, der von den freischottischen Missionsschulen und Außenstationen ausging. Ja gerade in ihrem Bereiche scheint diese Bewegung zu ihrer stärksten Entfaltung gekommen zu sein. Die Zahl der Außenstationen wächst manchmal in einem Jahre um hundert und mehr; 1915 waren es 669 und 1715 Helfer mit 43 300 Schülern und 8470 Katechumenen. Dabei ist die Zahl der Getauften noch verhältnismäßig klein, 1915: 5071. Aber z. B. im Jahre 1914 wurden 1100 Erwachsene getauft, und 9000 Katechumenen verblieben noch in den Taufklassen. Glücklicherweise sind den Kapburen noch zwei andere südafrikanische burische Kirchen zu Hilfe gekommen, die in dem angrenzenden Gebiete von Britisch-Nordost-Rhodesia und in Portugiesisch-Ostafrika neben der kapburischen Mission die durch sie angeregte Bewegung in Pflege genommen haben. Die Oranjeburen-Mission übernahm 1899 von den Kapburen die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Posten, Fort Jameson, damals Sitz der Regierung von Nordost-Rhodesia (dieses wurde später mit Nordwest-Rhodesien vereinigt und die Hauptstadt nach Livingstone an den Sambesi-Fällen verlegt), und Madsimojo. Sie legte dazu schnell hintereinander in der Nähe von Fort Jameson die kleine Nebenstation Magweru und weiter westlich die Stationen Nsadzu und Njandschi an. Da dies Gebiet noch überwiegend von maNgandscha und diesen nahe verwandten Stämmen bewohnt ist und sich die Erweckungsbewegung der burischen Mission hierher verpflanzt hat, ist das Wachstum der jungen Mission erstaunlich: sie zählte 1915 bereits 782 eingeborene Helfer, 1163 Getaufte, 3564 Taufbewerber und in 419 Schulen 30 000 Schüler. Unbequem und unerfreulich war es, daß trotz einer 1903 von dem britischen Kommissar festgesetzten Abgrenzung der Arbeitskreise der verschiedenen Missionen und gegen den lebhaften Widerspruch der

Burenmission sich 1909 die anglikanische Universitätenmission auch in Fort Jameson festsetzte. Von den Missionen in dem weit ausgedehnten, erst neuerdings ernstlich in Angriff genommenen Nordwest-Rhodesien ist also diese burische Mission weitaus die erfolgreichste. Die Transvaal-Buren in Portugiesisch-Ostafrika haben seit 1900 zwei oder drei Stationen angelegt, und auch sie können die ihnen schnell zuwachsende Arbeit kaum bewältigen.

Gleichzeitig mit der freischottischen Mission trat im Schire-Hochland die Mission der schottischen Staatskirche ein (1876). Sie gründete ihre erste Station auf einer gesunden, wasserreichen und überaus fruchtbaren Hochebene und nannte sie zu Ehren von Livingstones Geburtsort Blantyre. Sie kaufte dort von einem benachbarten Häuptling einen beträchtlichen Grundbesitz und wollte nun nach Livingstones Ideen eine Missionskolonie als Kulturzentrum für jene Teile Afrikas gründen. Ihre schönen Pläne scheiterten unsanft. Entlaufene Sklaven suchten und fanden bei den Schotten Schutz und brachten sie in Ungelegenheiten mit den Sklavenbesitzern und -händlern. Auch sonst sind die eingeborenen Afrikaner immer geneigt, solche sich in ihrer Mitte niederlassende Weiße als kleine Häuptlinge, ihre Stationen also als einen Duodez-Staat wie die anderen Häuptlingschaften anzusehen, nun aber eben als einen Staat, wo Ausgestoßene, Verdächtige, Gefährdete und sonstige schiffbrüchige Existenzen Zuflucht suchen. Blantyre wurde bald eine solche Höhle von Adullam. Aber einmal meinten nun die benachbarten Häuptlinge eifersüchtig, daß die schottischen Missionare aus ihren entlaufenen Untertanen einen Konkurrenzstamm aufrichteten, andererseits hatten die Missionare mit diesem bunt zusammengewürfelten Haufen große Not, Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten und selbst Gericht zu üben. Das Unglück wurde dadurch noch größer, daß in der Zeit der größten Schwierigkeit ein unfreundlicher schottischer Reisender sich längere Zeit in Blantyre aufhielt, emsig das ganze Belastungsmaterial sammelte und es in Schottland veröffentlichte. Das gab ein unliebsames Aufsehen. Die junge Mission hätte beinahe daran Schiffbruch gelitten. Sie überwand aber die Krise und versuchte nun auf neuer, mehr missionarischer Grundlage ihre Arbeit aufzubauen. Sie richtete einen ausgedehnten ärztlichen Hilfsdienst ein und baute zu dem Zweck ein Hospital und eine Poliklinik. Sie legte besonders Wert auf Arbeitserziehung und legte zu diesem Zweck eine Musterfarm, eine ziemlich große Pflan-

zung (besonders von Kaffee) und ausgedehnte Gemüsegärten an. Sie richtete auch sobald als möglich eine ganze Anzahl von Werkstätten ein mit allen einfachen üblichen Handwerken. Es sollte eben möglichst jeder Eingeborene, der unter ihren Einfluß kam, nicht bloß religiös und intellektuell, sondern auch wirtschaftlich gehoben werden. Lieber beschränkte man die Zahl der zu Beeinflussenden. Dazu erbaute der im Baufach begabte leitende Missionar David Clement Scott mit Hilfe der in der Handwerkerschule gebildeten Eingeborenen eine zwar nicht große, aber eindrucksvolle Kirche, eine der schönsten christlichen Kirchen in Zentral-Afrika, doppelt bemerkenswert, weil sie fast ausschließlich durch die Hände der Schwarzen erbaut ist. Zu Blantyre kamen in jenem fruchtbaren und schönen Hochlande allmählich — wenn auch unter vielen Schwierigkeiten und Rückschlägen — drei weitere Stationen hinzu: Domasi im Nordosten, davon abgezweigt Zomba an dem schönen Zomba-Berge, die Hauptstadt des Protektorats, und im Südosten in den bis zu 9000 Fuß hoch ragenden Mlandsche-Bergen in einer besonders fruchtbaren Gegend die Station Mlandsche. Die Mission ist in ihren Entwicklungsbedingungen stark beeinflußt worden durch die europäische Kolonisation und den wirtschaftlichen Aufschwung dieses Gebietes, auf das schon Livingstone so große Hoffnungen gesetzt hatte. Es ist in einer durchschnittlichen Höhe zwischen 3500 und 6500 Fuß eines jener zwar kleinen, aber gesunden Hochländer, wie Usambara, Dschagga, Kikuju, Bihé und andere, wo Europäer auch in den Tropen gesunde Wirtschafts- und Lebensbedingungen finden. Das Schire-Hochland schien ein besonderes Dorado der Kaffeekultur zu sein. Die Kaffeeplantagen schienen glänzend zu gedeihen. Man rechnete auf eine Plantage von 5000 Acker (2000 ha) schon nach drei Jahren einen regelmäßigen und steigenden Gewinn von 200000 M. Im Jahre 1901 waren 16900 Acker in Kaffeekultur. Leider hat auch diese Kaffeeplantagen wie in so vielen anderen Gegenden Afrikas das Unheil übereilt; die langen Dürren des kontinentalen Klimas lassen sie nicht gedeihen, und die Bohrkäfer und andere Schädlinge tun das ihre. Aber Baumwolle, Weizen, Tabak and andere Produkte geben einen, wenn auch nicht ganz so großen, so doch regelmäßigen und zuverlässigen Gewinn. So wird das Schirehochland mit seinem gesunden Klima ein Hauptanziehungspunkt für britische Auswanderer und Pflanzer, die zumal seit dem Ende des Weltkrieges geradezu in Scharen in das Land strömen. Die Landfrage

ist zum Teil bereits brennend geworden, und alle die Schwierigkeiten und Probleme beginnen sich geltend zu machen, welche aus dem engen Nebeneinanderwohnen von Schwarz und Weiß sich ergeben. Eben jetzt ist die Bahn von Beira über den Sambesi nach dem Schire-hochlande im Bau. Wenn sie in einigen Jahren fertig ist, wird Blantyre über Beira an den Expreßverkehr mit Kapstadt angeschlossen und damit in den eigentlichen Weltverkehr gerückt sein. Zudem ist das Schire-Hochland der Durchgangs- und Handelsweg nach dem Njassa und weiter nach dem Tanganjika. Die weit ausgesponnenen Handelsbeziehungen, die zumal in den Händen der „Afrikanischen Seen-Gesellschaft" zusammenlaufen, haben hier ihren Mittelpunkt. Schon jetzt hat sich der Verkehr seit der Vollendung der kurzen Bahnlinie vom unteren Schire über das Hochland weg zum Ausfluß des Schire aus dem Njassa merklich gehoben. Hier ist ein starkes europäisches Kulturzentrum im Herzen Afrikas neu entstanden. Auf die schottische Mission hat das den Einfluß, daß sich jener Volksstämme, zumal der Ngandscha und Yao, ein ziemlicher Kulturhunger bemächtigt hat. Der Christianisierungsprozeß unter ihnen scheint einigermaßen im Gange zu sein, wenn auch die Zahl der vollen Kirchenglieder bei der sehr vorsichtigen Taufpraxis erst (1919) 11 476 bei 3084 Katechumenen beträgt. In 205 Schulen sind 6501 Schüler gesammelt, doch schwankt die Zahl der Schulen und Schüler beträchtlich. Im Jahre 1913 hat die Mission einen Vorstoß in das östlich angrenzende Portugiesisch-Ostafrika gemacht und auf den Ausläufern der Namuliberge im Lomwelande unter den aNguru eine neue Station angelegt, auf der, wie auf den anderen Stationen, neben dem Missionar ein Missionsarzt stationiert sein sollte. Leider mußte in den letzten Jahren die Arbeit notdürftig mit eingeborenen Helfern aufrecht erhalten werden.

Die Hauptsprache dieser Mission und der Schirehochlande, das Ngandscha, ist die weitaus wichtigste Missionssprache des britischen Njassalandes. Zunächst gingen die drei an ihr hauptsächlich beteiligten Missionen, die der Schottischen Staatskirche, der Vereinigten schottischen Freikirche und die Universitäten-Mission, selbständig vor und übersetzten große Teile der Bibel in verschiedene Ngandscha-Dialekte. Besonders Dr. Laws übersetzte in Westngandscha das ganze Neue Testament und die Genesis. Dann einigte man sich aber auf eine gemeinsame Bearbeitung der Bibelübersetzung und stellte diese in sorgfältiger, vieljähriger Arbeit her. Die holländische reformierte

Kirche stellte für diese Arbeit den sprachbegabten Missionar Will. Murray frei. Im Jahre 1907 wurde eine Probeübersetzung des Neuen Testaments veröffentlicht, die bei den Eingeborenen großen Beifall fand. Zur Zeit ist die ganze Bibelübersetzung fertiggestellt. Der Erbauer der Blantyrer Kirche, Dr. C. Scott, setzte sich ein zweites Denkmal in Gestalt eines wertvollen Wörterbuches der Ngandschasprachen.

Die schnell zunehmende europäische Kolonisation und die damals glänzend erscheinenden Aussichten der Kaffeekultur hatten die Folge, daß sich im Schirehochlande drei „Industriemissionen" niederließen, um Kaffeekultur im großen Stil mit der Missionsarbeit zu verbinden und auf diesem Wege — so wagte man zu hoffen — große Kapitalien zur Deckung der schnell wachsenden Kosten der Weltmission zu erzielen. Denn da in jenen Jahren überraschend schnell riesige Gebiete des äquatorialen Afrika aufgeschlossen wurden und die dort von verschiedenen Gesellschaften in Angriff genommenen Missionen für damalige Verhältnisse sehr große Summen erforderten, lag der Gedanke immerhin nahe, die Geldmittel durch Plantagen in dem anscheinend so überaus günstigen Schiregebiete zu gewinnen. Die erste dieser abenteuerlichen Unternehmungen war 1892 die „Sambesi-Industrie-Mission" des australischen Baptisten Joseph Booth.[1]) Er setzte sich wenig rücksichtsvoll mitten in den Arbeitsbereich der schottischen Mission, kaufte dort eine Plantage von 100000 Acker (5 englische Quadratmeilen = 40000 ha) und fing an, darauf und in anderen Teilen der Hochebene Kaffepflanzungen anzulegen. In den folgenden Jahren kamen noch zwei weitere Unternehmungen dazu, die sog. „Njassa-Industrie-Mission" und die „Baptistische Industrie-Mission". Das gab viel unerquickliche Reibungen und unklare Verhältnisse, weil Pflanzungsunternehmungen, Handel und Mission, dazu eine undurchsichtige Rechnungsführung durcheinandergingen. Immerhin

---

[1]) Joseph Booth hatte mit phantastischen Plänen vorher die Eingeborenen Südafrikas aufgeregt. Er hatte in Durban eine „Afrikanisch-christliche Vereinigung" („African Christian Union) gegründet, die unter der Losung „Afrika für die Afrikaner" das gesamte Erwerbsleben Südafrikas, auch die Bergwerke und die Schiffahrt, in die Hände der Neger bringen sollte. Jeder christliche Neger sollte für diese weitausgreifenden Zwecke täglich 10 Pf. opfern. Zunächst sollten $1^1/_2$ Millionen für die geplante Unternehmung im Schirehochlande aufgebracht und alle auf dem Schire und dem unteren Sambesi laufenden Dampfer und Frachtboote aufgekauft werden. AMZ. 1897, 350 f.

haben auch diese Unternehmungen Anteil an dem Erwachen der Ngandscha-Stämme gehabt und haben zum Teil von schönen Erfolgen zu berichten. Die Sambesi-Industrie-Mission hat in 99 Schulen 3150 Kinder gesammelt und steht in dem Ruf, ihre Schüler zu fleißigen und anstelligen Arbeitern zu erziehen, die in Rhodesien bis nach Salisbury begehrt sind.

Diese Njassa-Industrie-Missionen regten in den Missonskreisen eine lebhafte Besprechung über die Möglichkeit und Rätlichkeit derartiger Unternehmungen an. Die Kosten der afrikanischen Missionen sind durchschnittlich groß, und sie sind im Laufe des vorigen Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Aufschließung des Erdteils für die Kultur erheblich gewachsen. Da liegt die Frage nahe, ob Afrika nicht selbst einen Anteil an den Kosten seiner Christianisierung aufbringen kann. In vielen Teilen des Erdteils ruhen im Schoße der Erde wertvolle Mineralien, Gold, Diamanten, Kupfer, Kohle, Zinn u. a., es ist ganz wohl denkbar, daß je und dann auf den von der Mission erworbenen Ländereien solche Mineralschätze entdeckt werden. Und wenn dann auch wohl die Missionsgesellschaft nicht selbst den bergmännischen Abbau in die Hand nimmt, so wird sie in der Lage sein, erfahrene Bergwerksgesellschaften zur Erschließung der Bodenschätze heranzuziehen. Derartige meist mühsame und schließlich nicht sehr erfolgreiche Verhandlungen und Unternehmungen sind z. B. auf einer ganzen Anzahl von Plätzen der Berliner Mission in Südafrika eingeleitet, aber meist bald wieder zum Stillstand gekommen. Oder es lassen sich die offen zutage liegenden Werte, Elfenbein, die wertvollen Pflanzen und anderes sammeln und bearbeiten und dadurch ein Nebenverdienst beschaffen. Das ist ein Weg gewesen, den z. B. die Brüdergemeine schon vom Anfang des vorigen Jahrhunderts mit ziemlichem Erfolg beschritten hat. Sie hat regelmäßig dadurch einen Teil der Kosten ihrer südafrikanischen Mission decken können.

Ein dritter naheliegender Weg ist der, daß die Missionare ihren Lebensunterhalt und sonstige Lebensbedürfnisse durch Landwirtschaft und Viehzucht dem Boden abgewinnen. Wenn Siedler und Pflanzer auf dem spröden, aber vielfach überaus fruchtbaren Boden große Ernten erzielen und dadurch zu Wohlstand kommen, so ist nicht einzusehen, warum nicht auch die Missionare nach dem Maße ihrer Zeit und Kraft Landwirtschaft treiben sollen. Es ist bekannt, wie die katholische Mission fast durchweg in Afrika ein großes Personal von

Laienbrüdern in Dienst gestellt hat, um damit die Lebensbedingungen für den Unterhalt der Mission an Ort und Stelle zu erarbeiten, und sie hat wegen ihrer schönen Gärten, Felder und Werkstätten seitens der Kolonialpolitiker viel Lob geerntet. Es kommt dabei noch die andere Erwägung in Betracht, daß durch das eigene Beispiel und die praktische Arbeit die Missionare den unter ihrem Einflusse stehenden Eingeborenen Vorbild und Anregung geben, bessere landwirtschaftliche Methoden und neue Produkte einführen. Sind doch die meisten hochwertigen Ackerprodukte der Neger tatsächlich durch die Missionare eingeführt worden. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die Njassa-Industriemissionen ebenso wie wenige Jahre früher die Taylorschen Unternehmungen in Angola auf einer andern Grundlage aufgebaut wurden. Sie wollten durch einen Plantagenbetrieb großen Stils gewaltige Geldmittel flüssig machen, um die Missionierung Afrikas finanziell von den Heimatkirchen unabhängig zu stellen. Diese Erwartung ist kläglich enttäuscht. Dabei hatte man eben die Bedingungen afrikanischer tropischer Plantagenwirtschaft verkannt und nicht mit den großen Schwierigkeiten und Gefahren des afrikanischen Klimas, der Dürren, der Heuschreckenplagen, der Tierseuchen, der massenhaft auftretenden Schädlinge und sonstigen Nöte gerechnet. Zudem belasteten diese Pflanzungsunternehmungen den Missionsbetrieb mit soviel fremdartigen Aufgaben und Sorgen, daß darüber die eigentlichen Missionsmotive verkümmerten. Solange die Heimat die Mittel für die afrikanischen Missionen darreicht, fährt die Mission sicher um so besser, je weniger sie sich in Händel der Nahrung und des Erwerbs verflicht. Die Mißerfolge der Taylorschen und der Njassa-Industriemissionen sind eine heilsame Warnung vor derartigen Experimenten.

Nur im vorbeigehen erwähnen wir, daß die „South African General Mission“, die leider ihre Arbeit in ungesunder Weise zersplittert, am unteren Schire seit dem Jahre 1900 zwei kleine Stationen mit 40 Elementarschulen und 4052 Schülern angelegt hat, auf denen aber, angesichts der Ungesundheit des Klimas, die Arbeit noch in den Anfängen ist.

Die Universitäten-Mission. [1]) Im Jahre 1882 kehrte die englische Universitäten-Mission, die in den Jahren 1861—1863 in Magomero

[1]) Die Literatur über die Universitäten-Mission vgl. bei Sansibar S. 609. — E. Maples, Chauncy Maples. London 1897.

im Schire-Hochlande einen tragisch verunglückten Missionsversuch gemacht hatte, an den Njassa-See zurück, um auch ihrerseits dort im Lande ihrer ersten Liebe mit der Missionsarbeit wieder zu beginnen. Sie gründete ihre erste und weitaus wichtigste Station auf dem kleinen Inselchen Likoma im Njassa-See, nach dem auch das für diese Mission 1892 eingerichtete Bistum und die Diözese den Namen haben. Ihr Arbeitsfeld fand die Mission hauptsächlich in dem portugiesischen Teile der Ostküste des Njassa-Sees. Auch hier herrschten verworrene Zustände unter den Eingeborenen. Das weite Hinterland bis in die Gegend des Rowuma und halbwegs nach der Küste des Indischen Ozeans zu wird von den wilden, unsteten und unzuverlässigen Yao-Stämmen eingenommen, die mit den arabischen Sklavenhändlern im Bunde die Träger dieses fluchwürdigen Handels waren und ihre Lust darin fanden, die schwächeren, aber kulturfähigeren, friedlichen Ngandscha-Stämme zu überfallen und auszurauben. In den Wäldern und Bergzügen längs des Ostufers des Njassa waren Dutzende aus ihren Sitzen aufgestörter und zerriebener Stämme zusammengedrängt. Auf mehrere hundert Kilometer reihte sich Dorf an Dorf. Und diese eingeschüchterten kleinen Stämme nahmen die Missionare mit Freuden auf. In diesen Dörfern hin und her an der Ostküste des Sees fand die Universitäten-Mission ihr erstes dankbares Arbeitsfeld. Da konnte sie fast überall Helfer stationieren, Schulen einrichten und kleine Gemeinden sammeln. Ein unermüdlich eifriger Missionar, Charles Janson, reiste jahraus, jahrein im Boot von Dorf zu Dorf. Nach seinem frühen Tode wurde ein nach ihm genanntes Missionsschiff in diesen Dienst gestellt, das später durch ein nach dem begabten, im See ertrunkenen Bischof Ch. Maples genanntes Dampfschiff ersetzt wurde. Dieses Schiff mit seiner rastlosen Arbeit in den Uferdörfern ist gleichsam die Seele der Mission. Auf Likoma sind die Schulanstalten und das Missionshospital eingerichtet. Eine hochkirchlich reich ausgestattete Kathedrale ist im November 1913 geweiht. Für ein St. Michael College (ein Lehrer- und Helfer-Seminar) sind 50000 Mark zur Verfügung gestellt. — Die Mission hielt es auch für ihre Pflicht, sich der Yao-Stämme landeinwärts anzunehmen. Diese Arbeit war schwierig. Das Land war trotz einer durchschnittlichen Höhe von 3000 Fuß und mehr ungesund. Man konnte nur auf den Bergeshöhen hoffen, leidlich gesund zu wohnen. Die Yao-Stationen liegen weit zerstreut und sind zum Teil nur mit eingeborenen Pfarrern besetzt. Vielleicht der wichtigste Yao-Posten ist Mponda am Ausfluß

des Schire aus dem Njassa. Die Missionserfolge auf den Yao=Stationen sind gering. Doch ist in Yao das ganze Neue Testament übersetzt und gedruckt. Von Mponda aus hat die Universitäten=Mission ihre Fäden auch in das Arbeitsgebiet der schottischen Staatskirchenmission in Zomba, Blantyre und anderen Orten ausgedehnt, wenig zur Freude der schottischen Mission, allerdings vorwiegend, um die zer=streuten weißen und farbigen Anglikaner kirchlich zu bedienen. Denn für diese Hochkirchler ist es ein unerfreulicher Gedanke, daß Angli=kaner könnten an nonkonformistische Kirchen verloren gehen. Die Universitäten=Mission zählte (1915) in ihrer Diözese Likoma 7279 Kommunikanten und insgesamt 14029 Christen; in 188 Schulen wurden 7257 Knaben und Mädchen unterrichtet.

Die Mission hat in den Njassa=Ländern mit zwei großen Sorgen zu kämpfen: dem Islam und der Schlafkrankheit. Beide Gefahren haben seit der Jahrhundertwende akute Formen angenommen, welche die hoffnungsvolle Entwicklung in Frage zu stellen drohen. Der Islam war zunächst durch die arabischen Sklavenhändler an den Njassa verschleppt; die arabischen Siedlungen am Njassa, besonders Mbozi im Nordwesten, Kotakota im Südwesten und Makandjera im Süd=osten waren die ersten Stützpunkte des Islam am See. Im Nord=westen, d. h. im Gebiete der Konde, der nördlichen Ngoni, der Tumbuka und Tonga scheint die Gefahr abgewandt zu sein. Da=gegen ist Kotakota ein lebhaftes Zentrum islamischer Propaganda geworden, die sich von da bis nach Rhodesien hinein erstreckt. Vor allem sind die Yao=Stämme, die durch ihren Sklavenhandel mit den Arabern in allzu enge Verbindung geraten waren, vielfach unter den Einfluß des Islam gekommen. Sie sind in einem Umfang, wie wir das stammesweise sonst in Ostafrika nur von den Suaheli kennen, geradezu Träger der islamischen Bewegung geworden. Ihre meisten Stämme sind islamisiert, viele sind fanatische Mohammedaner. Da sie kriegerische und starke Stämme und an Mut und physischer Kraft den friedfertigen Ngandscha bedeutend überlegen sind, so ist ihr Islam eine große Gefahr. Und die bisherige ziemlich schwache Missionsarbeit unter ihren Stämmen vermag dem nicht entfernt entgegenzuwirken. Es scheint, daß das ganze Yao=Land von den sich östlich längs des Njassa=Sees hinziehenden Bergketten bis zum Rowumafluß an den Islam verloren geht, und außer Kotakota ist auch Mponda am Südende des Sees ein unbequem starkes islamisches Zentrum. Neuerdings gewinnen im Zusammenhang

mit der ärztlichen Station Likwenu im Yaolande die Universitäten-Missionare Eingang bei diesen mohammedanisierten Yao. Wiederholte Dürren und Grippeepidemien haben ihnen den Weg zu den Herzen gebahnt. Dorf um Dorf wird durch Männer oder Frauen erschlossen, deren Vertrauen durch ärztliche Hilfe gewonnen ist. — Auch die Schlafkrankheit hat sich an verschiedenen Stellen in den Njassa-Ländern gezeigt, periodisch im Küstenlande im Norden, häufig in dem ganzen Gebiete etwa von der Höhe von Kotakota um das Südende des Njassa-Sees herum. Im Tal des oberen Schire ist die Gefahr so akut geworden, daß man schon nach einem Aufenthalt von wenigen Nächten, z. B. in Fort Johnston, lebensgefährliche Ansteckungen glaubt nachweisen zu können. Die das Gift tragenden Fliegen scheinen sich in diesem ganzen Gebiete zu finden, und auch das große Wild scheint hier Träger des Krankheitsgiftes zu sein. Der Ausblick in die Zukunft ist also ziemlich trübe. Die britische Regierung hat mit großen Kosten eine wissenschaftliche Schlafkrankheitskommission eingesetzt; aber auch ihr ist es bisher nicht geglückt, ein sicheres Gegengift oder Heilmittel zu entdecken.

Kirchlich bahnen sich wichtige Zusammenschlüsse an: die Missionen der Vereinigten Freikirche, der Staatskirche und der verschiedenen südafrikanischen Burenkirchen sind alle gleichmäßig presbyterianisch. Die Gemeinden der freikirchlichen Mission und diejenigen der staatskirchlichen Mission sind jede bereits seit längerer Zeit zu einer Presbytery organisiert. Diese sind 1913 trotz der leisen kirchlichen Unterschiede in der schottischen Heimat zu einer kirchlichen Einheit zusammengefaßt, der sich später die Gemeinden der Buren-Missionen anschließen werden. Der vereinigte Kirchenkörper hat den Namen „The Church of Central Africa Presbyterian“ erhalten. Da die beiden führenden schottischen Missionen in der Erteilung der Taufe zurückhaltend sind, ist es nicht leicht, einen wirklichen Überblick über den numerischen Missionserfolg zu gewinnen. Die Zahl der vollen Kirchenglieder hat man 1915 auf 30000 berechnet. Neben ihnen aber stehen wenigstens 130000 mehr oder weniger unter dem Einfluß der Mission zumal im Zusammenhang mit den Hunderten von Außenschulen.

Das Britische Njassaland wurde gleich zu Anfang des Krieges dadurch betroffen, daß ein deutsches Streifkorps einen Anschlag auf die britische Hauptfeste Karonga unternahm, der aber mißglückte und mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Bedenklicher war der Ein-

geborenen-Aufstand einige Monate später auf dem Schirehochlande. Ein in Amerika ausgebildeter und von äthiopischen Gedanken beherrschter schwarzer Reverend J. Tschirembwe hatte bei Tschiradzulo eine „Amerikanische Eingeborene Baptisten-Kirche der Vorsehungsmission" (Am. Nat. Bapt. Church of the Providence Mission) aufgetan, unter diesem Deckmantel aber revolutionäre Umtriebe eingeleitet. Die Bewegung nahm einige Zeit einen bedrohlichen Charakter an, wurde dann aber schnell unterdrückt. Seitdem ist es in diesem Gebiete ruhig gewesen (Church of Scotl. Rep. 1914, 65). Bei den Verhandlungen gegen Tschirembwe hat sich gezeigt, wie gerade das Njassaland ein Sammelpunkt für kleine, unkontrollierbare und sektiererische Missiönchen aller Art geworden ist, eine unerfreuliche Begleiterscheinung des angelsächsischen Individualismus, welcher der Regierung eine Handhabe bietet, die Mission überhaupt unter ihre Kontrolle zu nehmen.[1])

Britisch-Njassaland umfaßt einerseits das kleine Schirehochland, das in absehbarer Zeit eine Kolonie, „weißen Mannes Land", im

---

[1]) Die Aufstandsbewegung, welche ein Glied in der Kette zahlreicher teils mehr religiös gearteter, teils rein politischer Rebellionen der Eingeborenen in verschiedenen Ländern des Britischen Empire wie der Entente-Verbündeten ist, hat Anlaß zu einer eingehenden Untersuchung ihrer Ursachen gegeben. Sie wurden zum Teil in dem Eindringen unkontrollierter religiöser Emissäre zweifelhafter Nüchternheit und Lauterkeit wie der Adventisten, der Church of Christ-Mission und ähnlicher gefunden, die auf einem niedern Bildungsniveau mit ausschweifenden apokalyptischen Träumereien die Eingeborenen aufregen. Es hat sich herausgestellt, daß gerade mit diesen religiös unausgereiften Sekten sich leicht radikale politische Bestrebungen wie Äthiopismus, Unzufriedenheit mit der Herrschaft und dem religiösen Einfluß der Weißen verbinden und mit dem Fallen der sittlichen Autoritäten die Neigung, heidnischer Zuchtlosigkeit wieder die Tür zu öffnen, die Vielweiberei zuzulassen u. dgl. mehr. Die ungesunde Gärung wird noch stärker, wenn die Hauptanstifter ihre Ideen in den amerikanischen Südstaaten auf den Kolleges der Farbigen eingesogen und damit eine unverdaute Bildung mit ungerechtfertigten Ansprüchen überkommen haben. Bei der schrankenlosen Freiheit der protestantischen Missionen, die sich an feste Typen wie die römisch-katholische oder auch die anglikanische Mission nicht binden lassen, liegt in diesem Auftauchen undisziplinierter Freischärler in der Tat ein Moment der Beunruhigung und der Zersetzung der evangelischen Mission. Dasselbe macht sich um so unerfreulicher geltend, je mehr mit dem Erlahmen anerkannter kirchlicher Autorität in der alten Christenheit unreife und überspannte Querköpfigkeit sich auch auf dem Missionsgebiete ein Tätigkeitsfeld sucht. Auch den Missionen haben diese äthiopischen Quertreibereien zuzeiten schwer zu schaffen gemacht. Besonders die „Wachtturmmission" (Watch Tower Mission) drängte sich zuzeiten rücksichtslos in ihre Arbeitsgebiete ein und machte ihnen Christen und Katechisten abspenstig.

äquatorialen Afrika zu werden verspricht, andererseits die weiten, noch wenig aufgeschlossenen Hochländer längs der Westküste des Njassa-Sees, in denen bisher fast nur Missionsinteressen vertreten sind. Das Schirehochland wird ein Kulturzentrum; der eifrig betriebene Bahnbau von Beira über den Sambesi soll es an das große süd-afrikanische Bahnnetz und damit an den Weltverkehr anschließen. Nach seiner Fertigstellung wird man das Schirehochland sowohl von Kapstadt und von Durban aus im Schlafwagen in vier bis fünf Tagen, wie auch von den verschiedenen Seitenlinien der Kap-Kairo-Bahn aus bequem erreichen. Um so wichtiger ist es, daß sich die Kolonialverwaltung und die Mission beizeiten auf diesen Umschwung einrichten. Bisher liegt auch hier wie fast überall in Afrika das Eingeborenen-Schulwesen fast ausschließlich in den Händen der Missionen; die Verwaltung gab bisher nur einen bescheidenen Zuschuß von £ 1000 im Jahre. Indem sie 1920 diesen Zuschuß auf £ 5000 erhöhte, stellte sie nicht nur höhere Anforderungen an die Leistungen, sondern faßte auch „besondere Fürsorge ins Auge für Mohammedaner-Schulen, die nicht wie die Missionsschulen Stiftungen oder leistungs-fähige Gesellschaften hinter sich haben". Die Missionen erhoben indessen Einspruch dagegen, daß mohammedanische Schulen anders und günstiger behandelt werden sollten als ihre eigenen. Britisch-Njassaland ist durch die Nähe des deutsch-ostafrikanischen Kriegs-schauplatzes während der letzten Jahre des Krieges in dessen Unruhe hineingezogen worden; nicht nur weil bei Karonga im Norden und an den Grenzen des Schirehochlandes vorübergehend deutsche Streif-scharen auftauchten, oder weil das Land die eine Operationsbasis für den Feldzug gegen die deutsche Kolonie war. Die mit dem Auf-stande Tschirembwes zusammenhängende Spannung und die durch farbige Agitatoren verschiedener minderwertiger Kirchen angerichtete Verwirrung beunruhigte jahrelang die Eingeborenen zumal des Schirehochlandes, und erst seit Wiedereintritt des Friedens glätten sich die aufgeregten Wogen, und es machen sich wieder gesunde religiöse Strömungen geltend.

IV. Das ehemalige Deutsch-Ostafrika.[1])

Deutsch-Ostafrika erstreckte sich vom Indischen Ozean bis an die großen zentralafrikanischen Seen und war mit 955 000 qkm fast doppelt so groß wie das alte Deutsche Reich (544 000 qkm). Das Land war mit $7^1/_2$ bis 8 Millionen Einwohnern für afrikanische Verhältnisse nicht schlecht besiedelt. Allerdings war diese Bevölkerung in 101 Stämmen zerspalten und verteilte sich ziemlich ungleichmäßig über das Land. Längs des Indischen Ozeans erstreckt sich ein mehr oder weniger breiter, flacher, nicht sehr fruchtbarer Küstenstreifen, der infolge der viele Jahrhunderte alten Kolonisierung der Küste durch die Araber eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung hat. Dahinter steigen zum Teil in zerrissenen Ketten oder in einem weitausgedehnten, regellosen Berglande oder in einzelnen, jäh aus der Ebene aufragenden Bergländern wie Usambara die Randgebirge der zentralafrikanischen Hochebene auf. Sie sind zum Teil, wie das schöne Bergland Usambara und die Dschagga, die weiten, fruchtbaren Abhänge des gewaltigen, 6010 m hochragenden Kilimandscharo-Massivs, gut bewohnt. Dahinter erstreckt sich unabsehbar weit die innerafrikanische Hochebene, meist in einer durchschnittlichen Höhe von 1000—1500 m, aber in ausgedehnten und zusammenhängenden Flächen bis nahe an 2000 m ansteigend. Viele hunderte von Kilometern dieser Hochebene sind Pori oder Steppe, wasserarme, dünnbestandene wellige Ebenen mit einem magern Boden, der nur eine schwache Besiedlung trägt. Zweidrittel der Kolonie haben so im Durchschnitt auf den Quadratkilometer nur 1—4 Einwohner. Nur in der reichen vulkanischen Bergwildnis am Nordende des Njassasees, in welche die fruchtbare Kondeebene eingebettet ist, und vor allem in den hochgelegenen, gesunden Weideländern im „Zwischenseengebiete" zwischen dem Viktoriasee, dem Kiwu und dem Tanganjika sitzt eine für Afrika dichte Bevölkerung bis zu 51 und 72 auf den Quadratkilometer. Dort in den Residenturen Ruanda, Urundi und Bukoba und dem Bezirks-

---

[1]) Hans Meyer, Das deutsche Kolonialreich. Bd. I, 1—416; die meist unter dem Titel „Deutsch-Ostafrika", etwa mit einigen Zusätzen, erschienenen Bücher von Karl Peters (1889 und 1895); Baumann; Förster; P. Reichardt; Graf von Schweinitz; Wohltmann; Fonck; Graf Pfeil; Paasche; A. Leue. Rich. Kandt, Caput Nili; Graf v. Götzen, Durch Afrika von Ost nach West; Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz Afrikas. — D. Paul, Die Mission in unsern Kolonien. Bd. II. 1900.

amt Udschidschi wohnen mehr als 3 Millionen, also $^2/_5$ der Gesamtbevölkerung der Kolonie enge beieinander. Die Eingeborenen gehören überwiegend der großen zentralafrikanischen Familie der baNtuvölker an. Doch haben sich von Norden und Nordwesten her Hamiten eingeschoben, teils als nomadische Hirtenvölker wie die Massai in dem Bezirksamt Aruscha, die Sprache, Sitte und Volkstum behauptet haben, teils als Oberschicht der Herrscher und des Adels wie die ungewöhnlich langen Tutsi in Ruanda, die in Sprache und Sitte sich den unterworfenen baNtu assimiliert haben: bei ihnen sind Riesen von 1,8 m bis 2,2 m nichts Ungewöhnliches.

Von einer Geschichte dieser baNtuvölker kann man kaum reden. Der Prozeß, der sich ohne Zweck und Ziel durch die Jahrhunderte wiederholt, ist der: Ein intelligenter, willensstarker Häuptling bildet eine kriegsgeübte Truppe aus und fängt mit ihrer Hilfe an, einen Nachbarstamm nach dem andern zu überfallen, auszurauben und zu unterwerfen; die Frauen vermehren die Harems der Sieger, die Jünglinge werden gezwungen, in die Reihen der Krieger einzutreten. Unter günstigen Umständen raubt so ein afrikanischer Tyrann ein ungeheuer großes Reich zusammen, das er mit Eisen und Blut regiert. Nach seinem Tode brechen in der Regel Erbfolgestreitigkeiten aus, bei dem Durcheinander von Söhnen verschiedener Frauen etwas fast Unvermeidliches, und unter unfähigen Nachfolgern geht das Reich fast eben so schnell wieder zugrunde, wie es aufgekommen war. Aus dem Sululand in Südafrika waren seit dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts einzelne Regimenter ausgebrochen und hatten sich bis in das Herz Deutsch-Ostafrikas den Weg gebahnt. Zumal auf den Hochebenen östlich und westlich des Njassasees hatten sie als Gwangwara und Ngoni kriegerische Reiche gebildet. An der Ostküste saßen seit vielen Jahrhunderten die Araber und hatten allmählich die Küstenstämme, die Suaheli oder Küstenleute, islamisiert und mehr oder weniger kultiviert. Für das Innere wurden sie erst bedeutungsvoll, als sie im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts den Sklavenhandel im großen Stil organisierten. Nun bekamen aufsteigende Häuptlinge ein greifbares Ziel, nämlich durch einen schwunghaften Handel mit Sklaven sich zu bereichern; Flinten, Pulver und Blei, womit die Araber mit Vorliebe bezahlten, boten ihnen die Mittel, ihre Herrschaft auszudehnen und die nur mit Speer und Bogen bewaffneten Stämme zu unterjochen. Durch dies bösartige Ineinandergreifen der arabischen Sklavenhändler und der kurzsichtigen, egoistischen

Politik von Negerfürsten wie Mirambo in uNjamwesi, Mtesa in uGanda, Kabarega in uNioro, Kwawa in uHehe und vielen andern entwickelte sich der Sklavenhandel bald zu einem entsetzlichen Übel, einer blutenden, schwärenden Wunde Afrikas. 20—30000 Sklaven wurden jahraus jahrein von Sansibar, dem Hauptstapelplatze, verschifft, aber drei bis viermal soviel gingen bei den Überfällen auf friedliche Siedelungen und bei dem endlos langen Marsch zur Küste zugrunde. Die auffallende Menschenleere Ostafrikas ist zu einem großen Teil auf die Verwüstungen und den Massenmord des Sklavenhandels zurückzuführen. Der erste Schritt zur Beseitigung dieses Sklavenhandels wurde von Großbritannien unternommen. Es galt die Verschickung der Sklaven aus den ostafrikanischen Häfen zu verhindern. Die Angelegenheit ist ein typisches Beispiel, wie in der britischen Weltpolitik reale Machtfragen und ideale Interessen neben- und durcheinander gehen, die rücksichtslose Machtpolitik aber vor der Öffentlichkeit säuberlich hinter dem humanen Mantel verborgen wird. 1869 war der Sueskanal eröffnet. Dadurch war die Hauptverkehrsstraße zwischen England und Indien vom Kap weg durch das Rote Meer und den Indischen Ozean gelegt. Dort aber war die Befahrung der Meere durch arabische Dhaus noch nicht ganz unter Kontrolle. Sie war jetzt der britischen Schiffahrt lästig; sie hätte ihr vielleicht, wenn etwa die Araber sich die Vorteile moderner Nautik zunutze machten, gefährlich werden können. Man traf sie tödlich, indem man ihren Hauptverkehrsartikel, Sklaven, verbot und jeden Sklavenexport auf das strengste untersagte. Im Jahre 1873 mußte der Sultan von Sansibar unter der Bedrohung durch eine starke Flotte den Vertrag unterschreiben, der den Sklavenhandel auf der Insel Sansibar selbst und jede Verschiffung von Sklaven von der Ostküste Afrikas aufhob.

Etwas Gründliches war allerdings dadurch gegen den Sklavenhandel nicht unternommen; er war eine kontinentale Angelegenheit; man konnte ihm nur auf dem Festlande beikommen. Durch Deutsch-Ostafrika liefen die Hauptstraßen der in das Innere ziehenden Araber und der zur Küste getriebenen Sklavenkarawanen, zum Njassa im Süden, zum Tanganjikasee und darüber hinaus in den Kongostaat in der Mitte, zum Viktoria-Njansa und darüber hinaus nach uGanda im Norden. Bei der deutschen kolonialen Besitzergreifung 1885 war es deshalb die entscheidende Frage, welche Stellung die neuen Herrn zum Sklavenhandel einnehmen würden. Die Antwort aber wurde ihnen durch den Umstand erleichtert, daß

soweit der Sklavenhandel sich im Innern und an der Küste ausdehnte, auch die arabische Herrschaft oder wenigstens Herrschaftsansprüche gingen, so daß Deutschtum und Arabertum sich als unversöhnliche Gegensätze gegenüberstanden. Schon 1888 im Buschiri-Aufstande wurde dieser Gegensatz brennend, und die Deutschen sahen es unter Hermann von Wißmann als ihre Aufgabe an, Sklavenhandel und arabische Herrschaft in der ganzen deutschen Interessensphäre zu beseitigen. Es ist wertvoll, daß so an dem Anfang der deutschen Kolonisation in Deutsch-Ostafrika eine große Kulturtat stand, welche den Deutschen einen großen Anspruch auf die Dankbarkeit der vor dem Untergang geretteten Eingeborenen-Völker sicherte.[1]) Die Deutschen dehnten ihre Herrschaft verhältnismäßig schnell über das weite Land aus. In bedrohten Gebieten wurden Militärstationen errichtet; glaubte man mit einem Häuptling oder einer Landschaft in Frieden auszukommen, so richtete man eine Residentur ein. Sobald die Verhältnisse leidlich pazifiziert waren, wurde ein Bezirksamt und damit die Zivilverwaltung eingerichtet. Die deutsche Verwaltung war streng, aber gerecht und wohlwollend. Zumal für die Aufschließung des Landes durch Wegebauten wurde Großes geleistet. Die am 1. Februar 1914 bis zum Tanganjikasee fertig gestellte Zentralbahn war zumal angesichts der überwiegend unfruchtbaren Gebiete, welche die Bahn durchschneidet, eine große Leistung. Unglücklicherweise wurde der Süden der Kolonie im Jahre 1905 von einem heftigen Aufstande erschüttert; es war wohl ein von den Küstenmohammedanern im geheimen geschürter Versuch der Neger, die unbequeme Herrschaft der Deutschen abzuschütteln.

Es waren deutsche Missionare, besonders Rebmann, die zum ersten Male nach Europa die Kunde von dem schönen, gesunden Alpenlande Usambara und von dem gewaltigen Schneeberge, dem Kilimandscharo, unter dem Äquator brachten. Diese Entdeckungen

---

[1]) Schwieriger war es, die Haussklaverei zu beseitigen; die Deutschen wollten den ungesunden Radikalismus der alten englischen Sklavereipolitik vermeiden, welche allen Sklaven die Freiheit gab, ohne weder sie zu einem nützlichen Gebrauch desselben anzuleiten noch ihren Herren Ersatz für die fehlenden Arbeitskräfte zu geben. Sie richteten eine vorsichtige Ordnung zum langsamen Aussterben der Haussklaverei ein. Jeder Sklave hatte das Recht, sich freizukaufen, und alle in der Sklaverei geborenen Kinder waren frei. Bei der Eroberung Deutsch-Ostafrikas 1885 gab es im Lande 185 000 Sklaven; seitdem wurden im Jahre durchschnittlich 4200 Freilassungszeugnisse ausgestellt, ca. 2200 auf Grund von Loskauf.

regten wohl zu geographischen Forschungen an wie zu der Reise van der Decken's an den Kilimandscharo; sie führten aber zunächst noch nicht zur missionarischen Tat. Als nach der Aufhebung des Sansibarer Sklavenmarktes 1873 Scharen von befreiten Sklaven durch die britischen Schiffe aufgebracht wurden, hatte die aus dem Schirehochlande flüchtige englische Universitäten-Mission[1]) auf der Insel Sansibar selbst eine Sklavenfreistätte und mehrere Sklavenerziehungsheime gegründet. Sie vergaß aber doch nicht ganz, daß sie für Zentralafrika gegründet war. Schon 1867 hatte ihr Missionar Allington eine Erkundungsreise nach dem schönen Berglande von Usambara unternommen; 1868 hatte der Oberhäuptling jenes Gebietes, Kimweri der Große, die Erlaubnis zur Anlegung einer Mission in der Landschaft Magila unter den unterworfenen Bondeï gegeben. Die Station hieß früher Magila, neuerdings Msalabani, d. h. „Unter dem Kreuz". Magila hat den Vorzug gehabt, in den beiden Archidiakonen Farler (1875—1888) und Woodward (1888—1910) zwei, ritualistisch hochkirchliche, aber hervorragend tüchtige Stationsleiter zu besitzen. Unter ihrer Leitung wurde nicht nur Magila selbst zu einem stattlichen Kulturzentrum ausgebaut, sondern die Arbeit dehnte sich auch über das Bondeïländchen und die angrenzenden Bezirke bis in die Njikasteppe und längs des Pangani aus. Das ziemlich große Personal dieser Mission, Männer wie Frauen, ist prinzipiell unverheiratet. Sie leben nach einer der benediktinischen nachgebildeten Regel. Aber dies Personal ist auch ungewöhnlich großem Wechsel unterworfen. Die meisten kehren nach einem halben oder ganzen Jahrzehnt afrikanischen Aufenthaltes in die englische Heimat zurück. Die Mission hat das Volksschulwesen kräftig ausgebaut. In (1914) 87 Elementarschulen werden 4208, in 4 gehobenen Schulen 267 Schüler unterrichtet. Die begabteren Schüler wurden zur weiteren Ausbildung in die Zentralinstitute der Mission auf der Insel Sansibar gesandt.[2]) Von dort sind einige als ordinierte Geistliche in die Heimat zurückgekehrt und haben sich als solche bewährt. Mit ca. 19000 Getauften,

---

[1]) Literatur vgl. Britisch-Ostafrika. S. 609.

[2]) Allerdings war es für die deutsche Kolonialverwaltung unbequem, daß so die Bildungsschicht jenes Gebietes in einer britischen Kolonie in englischer Sprache und in Suaheli erzogen und ausgebildet wurde. Das war auch aus missionarischen Gründen unpraktisch. Auf Anregung der deutschen Kolonialverwaltung erwog deshalb die Universitäten-Mission eben bei Kriegsausbruch, diese höheren Bildungsstätten nach dem deutschen Festlande hinüberzulegen.

von denen 4000 abendmahlsberechtigt sind, stellt die Bondeï-Mission der Universitäten-Mission die stärkste evangelische Christengruppe in der deutschen Kolonie dar.

Die Mission fing noch eine zweite Arbeit im Süden der Kolonie an. Von den Hunderten in Sansibar in ihrer Obhut befindlichen, befreiten Sklaven stammte weitaus die Mehrzahl aus den Gebieten zwischen dem Rowuma und dem Njassasee, und sie hatten begreiflicherweise den Wunsch, in ihre Heimat zurückzukehren. So legte Bischof Steere als Leiter der Universitäten-Mission 1876 im Makualande nördlich vom Rowumaflusse die Station Massassi an, um die befreiten Sklaven dort bei den stammverwandten Yao- und maKonde-Häuptlingen anzusiedeln; 1878 kam eine zweite Station in Newala etwas näher am Rowumaflusse hinzu. Die Entwicklung dieser Rowuma-Mission war wenig erfreulich. In dem Hinterlande nach dem Njassa zu hauste mit noch ungebrochener Wildheit der mit Sulublut durchsetzte Gwangwarastamm, der weithin die Nachbarstämme beunruhigte und unterdrückte. 1882 überfielen die Gwangwara die beiden Missionsstationen, plünderten sie aus und schleppten die Schützlinge der Mission in die Gefangenschaft weg. Die Missionare konnten sie nur mit großen Mühen und beträchtlichen Kosten wieder loskaufen. Die Mission erholte sich ja von diesem Schlage wieder. Aber als 1905 der große heidnische Aufstand im Süden der Kolonie losbrach, war wieder gerade dies Gebiet am Rowuma am schwersten betroffen und wurde von den Rebellen verwüstet. 3115 Getaufte, von denen 2500 abendmahlsberechtigt sind, und 40 Elementarschulen mit 1666 Schülern sind unter diesen Umständen ein erfreulicher Missionserfolg. Die beiden Missionsdistrikte der Universitäten-Mission in Usambara und am Rowuma zählen 13115 getaufte Christen, von denen 6500 abendmahlsberechtigt sind. Das ist die Hälfte der evangelischen Christenheit in der deutschen Kolonie überhaupt. Die Universitäten-Mission, besonders ihr linguistisch begabter Bischof Steere, hat wertvolle Dienste zur Schaffung einer christlichen Literatur in der Suaheli-Sprache geleistet. Er hat sich besonders um die Übersetzung der Bibel in den Sansibar-Dialekt des Suaheli verdient gemacht. Er schrieb 1875 ein grundlegendes „Handbuch der Suaheli-Sprache" und sammelte 1891 die reizvollen „Swahili Tales", Sagen und Märchen, welche in fesselnder Weise die Durchdringung der Küstenstämme mit islamisch-arabischer Kultur widerspiegeln.

Um die Mitte der siebziger Jahre wurden zwei andere englische Missionen, die kirchliche Church Missionary Society und die Londoner Missionsgesellschaft nach Deutsch-Ostafrika geführt. Livingstone war 1873 in den Sümpfen des Bangweolo-Sees im Herzen von Afrika gestorben, und sein tragischer Tod hatte vielleicht mehr als die feurigen Appelle seiner Reden und Schriften die britischen Christen an ihre Pflichten gegen Afrika erinnert.[1] In den Jahren 1875—1877 unternahm Henry Stanley eine große Entdeckungsreise nach Zentralafrika, die zur Feststellung und Beschreibung fast des gesamten Laufs des gewaltigen Kongostroms führte. Es war damals in britischen Missionskreisen eine Atmosphäre voll großen Tatendrangs für weitausschauende afrikanische Missionsunternehmungen. Die Church Missionary Society (CMS) gründete ihre uGanda-, die Londoner Missionsgesellschaft (LMS) ihre Tanganjika-Mission. Missionskarawanen nach jenen entlegenen zentralafrikanischen Gebieten zogen quer durch das damals noch wenig erforschte Deutsch-Ostafrika. Es handelte sich um Safaris (Karawanenreisen) mit Hunderten von Trägern und von 3—4 monatiger Dauer durch die Gebiete räuberischer Stämme, selbstsüchtiger Potentaten und durch wasserarme Wüsten. Da war ohne Unterwegs-Stationen kaum auszukommen. So legten beide Missionsgesellschaften an verschiedenen Stellen derartige Etappenposten an, die nach Zeit und Umständen wieder verlegt wurden. Im Zusammenhang mit einigen von ihnen hat sich eine bis zur Gegenwart fortgehende Missionsarbeit entwickelt. 1878 hatte die CMS. in Mpuapua, einem wichtigen Verkehrspunkte, da, wo die Karawanenstraßen aus dem von Bergketten durchzogenen Hügellande von uSagara und uKaguru auf die öde Hochfläche von uGogo hinaustreten, eine erste Etappenstation angelegt. Die Mission dehnte sich von hier in die Landschaften uSagara und uGogo hinein aus und gründete 7 wiederholt verlegte Stationen. Sie war jahrzehntelang mühsam und wenig erfolgreich. Erst in den letzten Jahren vor dem Kriege sind die dortigen Stämme aufgewacht und haben sich der Neuzeit entgegengereckt. In den Jahren von 1910 bis 1914 ist die Zahl der Schulen von 74 auf 442, die der Schüler von 4720 auf 19469, die der Christen und Katechumenen von 1053 auf 6995 gestiegen. Dieser Umschwung hätte von der schwach besetzten Mission

---

[1]) Zahn, Die neueren Missionsunternehmungen in Ostafrika. AMZ. 1881, 241. 309. 361. 401. 434. 498. 538; 1882, 117.

nicht ausgekauft werden können, wenn sich nicht die einheimischen Christen bereitwillig als Evangelisten zu anderen Stämmen hätten senden lassen. So entstanden etwa 400 Außenposten. Missionar Westgate plante die Errichtung eines Helferinstituts, des Huron Training College; auch an dem intergesellschaftlichen Helferseminar der Berliner Mission bei Morogoro beteiligte sich die CMS. Der Missionsarzt Dr. Baxter hatte 1911 ein Hospital gegründet, das auch von der deutschen Kolonialverwaltung unterstützt wurde. So war diese Arbeit in schönem Aufblühen, als der Krieg hereinbrach. Die CMS. hatte noch eine zweite Etappenstation am Südufer des Viktoria-Njansa, Nassa in uNjamwesi, die lange als Anhängsel der uGanda-Mission betrachtet wurde. Da indessen die Reihe der Erkrankungen und Todesfälle kein Ende nahm und die Missionserfolge dauernd gering blieben, wurde diese Station 1909 an die Afrika-Inland-Mission abgetreten, die ihre Arbeit vom britischen Ostafrika auch nach dem deutschen Ostafrika auszudehnen wünschte. Diese hat denn auch außer Nassa alsbald noch eine zweite Station in uSukuma angelegt. Sie ist eine interdenominationelle Vereinigung mit Freundeskreisen in Nordamerika und in England.

Die LMS. hatte von den verschiedenen, im Laufe der Jahrzehnte angelegten Etappenstationen nur eine — Kilimani-Urambo — aufrecht erhalten, allein auch diese jahrzehntelang ohne größeren Erfolg. Als durch die bessere Erschließung des Wasserweges auf dem Schire und Njassa-See der mühsame Landweg durch Deutsch-Ostafrika zur Erreichung der Tanganjika-Mission nicht mehr in Betracht kam, Urambo mithin abseits lag, war die Missionsleitung 1895 froh, die vereinsamte Station an die Brüdergemeine abzutreten.

Eine eigentliche Missionszeit brach für Deutsch-Ostafrika erst mit der deutschen kolonialen Besitzergreifung 1884 an. Dort in Ostafrika, wo von den Deutschen zunächst außer der späteren Kolonie große Teile der Ostküste bis zum Juba mit Beschlag belegt waren, schien Aussicht auf ein großes deutsches Kolonialreich zu sein. In dem ersten Eifer der Kolonialbegeisterung wurden deswegen verschiedene neue Missionen für das deutsche Ostafrika gegründet. Zwei derselben, die Bayerische Missionsgesellschaft des P. Ittameier von Reichenschwandt und die Neukirchener Mission, gerieten durch den Sansibar-Vertrag von 1890 in die britische Interessensphäre. In der deutschen Kolonie setzte in Verbindung mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die zu diesem Zwecke neugegründete Evangelische Missions-

gesellschaft für Deutsch-Ostafrika ein (1886). Sie hatte ihren Sitz erst in Berlin und galt deshalb lange (neben der Berliner und Goßnerschen Mission) als „Berlin III". Seitdem D. von Bodelschwingh die Seele dieser Mission wurde und sie mit seinem opferwilligen Freundeskreis unterstützte, ist erst der Schwerpunkt und dann auch der Sitz der Mission in die Bodelschwinghschen Anstalten nach Bethel bei Bielefeld verlegt worden. Sie gilt seitdem als Bielefelder oder Betheler Mission. Sie hatte in ihrer Arbeit anfänglich eine unruhige Entwicklung. Neben eigentlichen Missionsgedanken standen auf ihrem Programm die Errichtung eines Krankenhauses für die deutschen Kolonialbeamten und für die Eingeborenen und die kirchliche Pflege der auswandernden evangelischen Deutschen. Ihren Stützpunkt legte sie, nachdem ihre erste Station Sansibar durch den Sansibar-Vertrag in britische Hände gelangt war, in Daressalam an. Von hier wurde die Arbeit nach der Landschaft uSaramo, dem Hinterlande von Daressalam, ausgedehnt. Das ist ein liebliches, aber ungesundes und im allgemeinen nicht fruchtbares Hügelland. Die waSaramo sind ein verschüchtertes, unsittliches, tief in Zauberei und Aberglauben versunkenes Volk. Dazu hatte man mit starken Gegenwirkungen des von der Küste landeinwärts vordringenden Islams zu rechnen. Die Ungesundheit des Klimas, die unzureichenden Geldmittel, noch mehr der Mangel an persönlichen Kräften hielten die Entwicklung der Mission auf und veranlaßten im Jahre 1903 die Missionsleitung, diese Arbeit an die leistungsfähigere Berliner Missionsgesellschaft abzutreten. Es war auch für diese Gesellschaft keine dankbare Aufgabe. Speziell um der islamischen Gefahr zu begegnen und für den Dienst an den moslemischen Suaheli geeignete Helfer zu gewinnen, gründete die Berliner Mission 1913 auf den uLuguru-Bergen bei Morogoro in Verbindung mit der Brüdergemeine und der CMS. ein Suaheli-Seminar „Schlesien". Es schien in den letzten Jahren vor dem Kriege, als werde die Berliner Mission der großen Schwierigkeiten dieser Arbeit Herr. Der begabte Missionssuperintendent M. Klamroth, der von 1905 bis zu seinem Tode 1918 die Leitung in der Hand hatte, gewann auf dem harten Boden von Daressalam zahlreiche Anknüpfungspunkte, zumal auch durch den treuen Yao-Evangelisten Martin Nganishu. Auf den beiden Inland-Stationen Kisserawe und Maneromango regte es sich. Es schien, als werde der christliche Einfluß den mohammedanischen überwinden. Auf der Seminarstation Schlesien entfaltete der in Südafrika geborene, in der Seele der

Afrikaner lebende Missionar Nauhaus eine gediegene Tätigkeit. Klamroth hatte das Neue Testament in den Daressalamer Süddialekt des Suaheli übersetzt, um von der schwerverständlichen Taylor'schen Übersetzung in dem Mombas-Sansibarer Norddialekt unabhängig zu werden, und übte durch eine gut geleitete Suaheli-Zeitschrift „Pwani na Bara" (Küste und Inland) eine weit bis in das Innere reichende Tätigkeit.

Die Bielefelder Mission[1]) hatte im Jahre 1890 einen neuen Anfang in der nördlichen Küstenstadt Tanga gemacht. Sie nahm von hier aus das kleine, an Britisch-Ostafrika grenzende Digo-Ländchen mit etwa 20000 Einwohnern in Arbeit und legte dort, als es sich seit der Jahrhundertwende unter den Digo zu regen begann, zwei kleine Stationen an. Vor allem aber drang sie seit 1891 in das schöne, hochgelegene und gesunde Bergland von uSambara vor. Hier konzentrierte sie zwei Jahrzehnte hindurch ihre Kraft auf die etwa 80000 Seelen zählenden Schambala und einige kleine, neben ihnen wohnende Stämme. Sie besetzte das nicht umfangreiche Bergland mit einem Netz von Stationen und Außenstationen, und nach anfangs großen Schwierigkeiten gelang es ihr, eine volkstümliche Bewegung unter den Schambala anzuregen. Wenn auch die Zahl der Getauften noch nicht groß war (Anfang 1914 2168), so wurde doch das Christentum eine Macht im Lande. Träger des christlichen Gedankens waren vor allem die 65 Volksschulen mit 3620 Schülern. Der Mittelpunkt des Schulwesens war die Schulstation Lwandai bei Hohenfriedeberg-Mlalo. Die Mission legte Wert auf die Ausbildung der Christen in Handwerken und gewinnbringenden Berufen. Es wurden deswegen auf mehreren Stationen Tischlereien, Zimmereien und andere Handwerksstätten eingerichtet. In der Schambalasprache sind durch die fleißige Arbeit Röhls eine ausführliche Grammatik und die Übersetzung des Neuen Testaments und mancher Teile des Alten fertig gestellt. In Arbeitsgemeinschaft mit der Bielefelder Mission stand der Evangelische Afrikaverein, der die Station Lutindi angelegt

[1]) von Cölln, Bilder aus Ostafrika. Berlin 1891. — Döring, Morgendämmerung in Deutsch-Ostafrika. 4. Auflage. Berlin 1900. — Hohenfriedeberg, Eine Station in Usambara. Berlin 1900. — Gleiß, Vor den Toren von Wuga. 2. Aufl. Bethel 1912. — Wohlrab, Usambara. Werden und Wachsen einer heidenchristlichen Gemeinde. Bethel 1915. — AMZ. 1908, 61. 126. 191: Trittelvitz, Die Bielefelder Ostafrika-Mission. — Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission, seit 1886. — Jahresberichte der ostafrikanischen Mission.

hat, zunächst als Erziehungsstätte für die von der Kolonialverwaltung eingelieferten befreiten Sklaven, später als Asyl für schwarze Geisteskranke.

Im Jahre 1907 beschloß die Bielefelder Mission im Innern der Kolonie ein neues Gebiet in Angriff zu nehmen. Inzwischen war durch die uGandabahn der Verkehr zum Viktoria-See bequem geworden. Geographen und Kolonialbeamte hatten die Aufmerksamkeit auf die zwischen 4000 bis 5500 Fuß hoch gelegenen, gesunden und mit ca. 3 Millionen dicht bevölkerten Landschaften Karagwe, Ruanda, uRundi und uHa im „Zwischenseen-Gebiet" (zwischen dem Viktoria-, Kiwu- und Tanganjika-See) gerichtet, die mit ihren üppigen Weiden für afrikanische Verhältnisse ein kleines Paradies bilden. Hier setzte die Bielefelder Mission 1907 in Ruanda ein[1]) und legte schnell hintereinander 7 Stationen an, besonders Dsinga, Kirinda und Rubengera, dazu Idschwi auf einer bereits zum Kongostaate gehörigen Insel im Kiwusee und Schangugu, die jüngste Station, im Süden dieses Sees; Bukoba war hauptsächlich Etappenstation für das entlegene Inland. Mit der Bibelübersetzung ist bereits ein Anfang gemacht; in Ruanda liegen die 4 Evangelien gedruckt vor.

Die Mission stand hier vor einem eigentümlichen Problem. Im Lande herrschte ein strenger Feudalismus. Das hatte schon die deutsche Regierung veranlaßt, ihm eine Sonderstellung in der Kolonie einzuräumen. Ruanda war das einzige Land, in dem der eingeborene Herrscher als Herr anerkannt war, so daß er selbst die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod seiner Untertanen ausübte. Die Feudalrechte hafteten am Grund und Boden. So entstand für die Mission in besonders akuter Form die fast überall in Afrika auftauchende Frage, ob sie solche Rechte für die sich auf den Missionsstationen, d. h. unter ihrem Schutze ansiedelnden Eingeborenen in Anspruch nehmen solle? Dann wurde sie als Platzherrin selbst Häuptling; die bei ihr angesiedelten Leute waren ihre Lehnsleute, die also auch in erster Linie ihr tribut- und fronpflichtig waren. Diesen Weg hatten die englischen Missionare in uGanda und ebenso auch die katholischen Missionare in Ruanda beschritten. Aber allerdings die unvermeidliche Folge war eine Entfremdung, ja Feindschaft der Tussi als der Lehnsherrn im Lande, die in den Missionaren ihre Konkurrenten sahen und deshalb der Missionsarbeit Mißtrauen entgegenbrachten. Die evangelische Mission lehnte auch den Schein einer Feudalstellung für sich grundsätzlich ab und hielt ihre Christen an, den Dienstverpflichtungen gegen ihre Herrn nachzukommen. Daneben bemühte sie sich aufrichtig, nicht nur der großen Bauernbevölkerung, sondern auch den Tussi das Evangelium nahezubringen. So gelang es ihr allmählich, das Vertrauen zu dem rein religiösen Charakter ihrer Arbeit auch bei den Tussi und dem König Msinga zu gewinnen.

---

[1]) Johannsen, Ruanda. Bethel 1912. — EMM. 1913, 49: Schrenk, Zentralafrikanische Missionsaufgaben.

Die Mission überzeugte sich aber, daß ihre Kraft zur Lösung der umfassenden Missionsaufgabe in den benachbarten, gleichartigen Landschaften nicht ausreiche. Sie sah es deshalb gern, daß sich neben ihr in uRundi die Neukirchener, in uHa die Schleswig-Holsteinische Mission niederließ. Die ersten Missionare der Neukirchener Missions- und Waisenanstalt trafen zu Anfang 1911 in uRundi ein und gründeten schnell hintereinander 5 oder 6 kleine Stationen.[1]) Die ersten Missionare der Breklumer Mission kamen im Mai 1912 in uHa an. Sie hatten gehofft, ein vom Islam noch wesentlich unberührtes Land zu finden; aber auch in dies Gebiet sickerten vom Norden wie vom Süden her mohammedanische Einflüsse ein. Die Missionare mußten sich deswegen von Anfang an auf einen Kampf mit dem Islam einrichten. Nach der ersten Station Kikangala wurde deshalb die zweite Station in Kigoma bei Udschidschi, dem Endpunkt der afrikanischen Zentralbahn und einem Hauptsitz des Islam angelegt. Eine dritte Station in Uluwimba kam kurz vor dem Ausbruche des Krieges hinzu.

Die älteren deutschen Missionsgesellschaften hatten sich der Mission in Ostafrika zunächst abwartend gegenübergestellt. Die Verhältnisse erschienen ihnen noch zu wenig geklärt, um einzutreten. Als durch den Sansibar-Vertrag vom Juli 1890 die Grenzen der deutschen Kolonie festgelegt waren, rüsteten sich die Berliner Missionsgesellschaft[2]) und die Brüdergemeine für diese Arbeit. Sie wollten der vom Islam verseuchten Küste aus dem Wege gehen, ein Gebiet außerhalb des Bereichs der großen Räubervölker suchen und ein leidlich zusammenhängendes Arbeitsfeld gewinnen. Am Nordende des Njassa, in der Südwestecke der Kolonie, schienen sich diese Anforderungen zu erfüllen.

---

[1]) Iruvura; Kogawami; Iwanga; Mujewe; Kiwimba. uSumbura war nur erst belegt; in Kiwimba die ersten vorläufigen Häuschen errichtet, als der Krieg ausbrach.

[2]) Merensky, Deutsche Arbeit am Njassa. Berlin 1894. — J. Richter, Evangelische Mission im Njassalande. 2. Aufl. Berlin 1898. S. 205. — Axenfeld, Küste und Inland, ein Überblick über die Entwicklung und die Aufgaben der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika. Berlin 1912. — AMZ. 1909, 129: Axenfeld, Die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika, auch besonders: Wegweiser durch die Berliner Mission in DOA. — Gensichen, Bilder von unserm Missionsfelde in Süd- und DOA. Berlin 1902, 454. — Klamroth, Auf Bergpfaden in DOA. 2. Aufl. Berlin 1910. — Gröschel, Zehn Jahre christlicher Kulturarbeit in DOA. Berlin 1911. — C. Schumann, 25 Jahre Berliner Mission in DOA. Berlin 1916.

Das dortige Kondeland war schon einigermaßen durch die im benachbarten britischen Njassalande arbeitende Freischottische Mission bekannt geworden. Die beiden Missionsleitungen vereinbarten, daß sie beide in dem kleinen Kondelande einsetzten, daß aber die Berliner Mission sich von da aus nach Osten und nach Nordosten, nach der Küste des Indischen Ozeans zu, die Brüdergemeine dagegen nach Westen und Nordwesten, in das Innere der Kolonie hinein ausdehnen sollten. Die erste Berliner Missionskarawane langte unter der Leitung des im südafrikanischen Missionsdienste erfahrenen D. A. Merensky 1891 im Kondelande an und legte zunächst in der östlichen Hälfte dieses üppigen, fruchtbaren und schönen Ländchens 4 Stationen an.[1]) Die Berliner richteten dann bald ihr Augenmerk über die Kondeebene hinaus. Im Osten dieses Gebietes stieg jäh und steil das Livingstone-Gebirge auf, der westliche Abfall der inneren ostafrikanischen Hochebene. In den Tälern und Schluchten eines solchen, ein Hochland abschließenden Gebirges pflegen sich in Afrika kleinere, von mächtigen Räubervölkern beiseite geschobene Volksstämme anzusiedeln. So wohnen in den Schluchten und auf den Höhen des Livingstone-Gebirges die Kinga, Buandji und Pangwa. Die Berliner Mission nahm diese drei kleinen Stämme in Arbeit und legte bei jedem von ihnen eine oder zwei Stationen an.[2])

Auch diese Berglandschaften mit ihren nach wenigen Tausenden zählenden Stämmen waren nur Durchgangsland. Das Ziel war die jenseits des Gebirges sich hinziehende ostafrikanische Hochebene, die sich von 5—6000 Fuß im Westen nach Osten zu abdacht und nach den fieberheißen Ebenen des Ruaha im Norden und des Ulanga im Süden abfällt, der beiden Flüsse, die zusammen den Rufidschistrom bilden. Auf dieser Hochebene hausten die Hehe unter ihrem mächtigen, Kwawa genannten Häuptling, die von den Deutschen in mehreren Kriegszügen in den Jahren 1891, 1894 und 1898 nur mit Mühe unterworfen wurden. Als Ruhe in jenem Gebiete herrschte, war es der Kolonialverwaltung erwünscht, daß die Mission schnell einsetze und das Friedenswerk fördere. Den Anstoß gab der Benastamm, ein Volk, das von den Hehe im Osten und den Sangu im Norden hart bedrückt war, und in den Missionaren Beschützer gegen seine Feinde zu gewinnen hoffte.

[1]) NeuWangemannshöh 1891. Manow 1892. Mwakaleli und Ikombe-Matema 1893.

[2]) Unter den Kinga: Bulongwa 1895. Tandala 1897. Unter den Buandji: Magoje 1900. Unter den Pangwa: Milow 1902.

Im Juni 1897 schickte einer seiner Häuptlinge, Ngela, 143 Träger nach der Kondestation Ikombe hinunter mit dem Auftrag, so lange zu warten, bis sie Missionare mitbringen könnten. Die Berliner Mission folgte dem Rufe und legte schnell hintereinander im Benalande und im westlichen Hehegebiete 6 Stationen an.[1]) Es lag ihr daran, sich auf diese Weise im Herzen von Deutsch-Ostafrika ein größeres, zusammenhängendes Gebiet zu sichern. Sie hätte gern gleich auch die große südlich angrenzende Landschaft Gwangwara mit der Hauptstadt Songea in Arbeit genommen. Allein dort kam ihr die katholische Benediktiner-Mission zuvor. Dafür richtete sie ihr Augenmerk auf das Sanguland und seinen mächtigen Häuptling Merere. Als dieser im Jahre 1895 nach der Unterwerfung der Hehe von der deutschen Kolonialverwaltung genötigt wurde, in sein altes Gebiet in der fruchtbaren, aber heißen und ungesunden Talniederung des oberen Ruaha zurückzukehren, ließ sich die Berliner Mission im Jahre 1908 bei ihm nieder und gründete eine Station, die nach einem hochherzigen Wohltäter der Gesellschaft den Namen Brandt erhielt.

Der Ausbau so vieler schnell hintereinander gegründeter Stationen erforderte für die Missionare eine große Arbeitsanspannung und zog sich durch länger als ein Jahrzehnt hin. Leider griff der ostafrikanische Aufstand des Jahres 1905 störend ein. Die Landschaften im Süden und Südosten der Kolonie waren der Sitz der Bewegung; der Strom wälzte sich wie eine steigende Flut gegen die Berliner Missionsstationen heran. Um die junge Station Jakobi kam es zum heißen Kampf. Sie mußte aufgegeben werden und wurde von den Rebellen zerstört. Aber in den hier erlittenen empfindlichen Schlappen brach sich die Wut des Aufstandes; er wurde dann verhältnismäßig schnell niedergeschlagen. Eine fast ebenso empfindliche Störung der Arbeit wurden später (seit 1912) die Grenzstreitigkeiten mit der Benediktiner-Mission, die den Bestand der Mission in Frage stellten. Die Benediktiner setzten sich rücksichtslos über einige mit der Berliner Mission vereinbarte Grenzverträge hinweg, legten im Berliner Arbeitsgebiet Schulen und Helferposten an und nötigten die Berliner Mission in der Notwehr zur Behauptung ihres Gebietes mehrere neue Missionsstationen anzulegen.[2]) Vielleicht im

---

[1]) Kidugala und Emmaberg 1898. Lupembe und Jakobi 1899. Ilembula 1900. Muhanga-Pommern (verlegt 1910).

[2]) Kiongoli (Wiedhafen) und Lwamate (Masagati) 1913.

Zusammenhang mit der heißen Konkurrenz beider Missionen erwachte — bei den Völkern auf der Bena-Hehe-Hochebene — in den letzten Jahren vor dem Kriege ein erfreulicher Bildungshunger, der dem Schulwesen einen schnellen Aufschwung verlieh. Während es bis 1907 in den ersten Anfängen gewesen war, mehrte sich die Zahl der Schulen von 89 im Jahre 1910 auf 301 im Jahre 1913, die der Schüler gleichzeitig von 3395 auf etwa 16000. Es war der Mission nur mit Anspannung aller Kräfte möglich, einigermaßen den schnell wachsenden Anforderungen gerecht zu werden. Glücklicherweise weilte gerade in den entscheidenden Jahren 1912 und 1913 der Berliner Missionsinspektor D. K. Axenfeld zu einer Visitationsreise auf dem Missionsfelde und konnte für die fröhlich aufblühende Arbeit in Kirche und Schule gesunde Richtlinien ziehen. Die Arbeit der Berliner Missionare wurde unterstützt einerseits durch (9) Missionsschwestern des Njassa-Bundes,[1]) andererseits durch (2) Ärzte des Berliner Vereins für ärztliche Mission, zwei Hilfsorganisationen, die in enger Arbeitsgemeinschaft mit der Berliner Mission stehen. Nach einer Missionsarbeit von kaum einem Vierteljahrhundert hielt die Berliner Mission beim Kriegsausbruche in Ostafrika 22 Hauptstationen, 193 Außenstationen und 415 Predigtplätze besetzt, auf denen 40 Missionare (unter ihnen 2 Ärzte), 7 Schwestern, 10 Handwerker und Kolonisten arbeiteten. Die gesammelten Gemeinden zählten Ende 1914 etwa 5000 Getaufte und 3000 Taufbewerber. Es war also eine fröhlich aufblühende und planvoll geleitete Arbeit. Auch sprachlich war fleißig gearbeitet worden. In allen von der Mission in Angriff genommenen Dialekten lagen die Anfänge einer christlichen Literatur vor, in Konde und Bena ganze Neue Testamente. Ein Gewinn war es auch, daß es durch die freigebige Unterstützung des Berliner Kommerzienrates Bolle möglich war, früh für die beiden Missionssynoden des Konde- und des Bena-Hehe-Landes Helferseminare (in Manow und Kidugala) anzulegen; auch eine Missionarskinderschule wurde (in Tandala) gebaut, für Lehrwerkstätten zur Arbeitserziehung der Eingeborenen gesorgt, in Kidugala eine gut ausgestattete ärztliche Station mit Krankenhäusern für Weiße und Schwarze eingerichtet und eine zweite in Ikombe-Matema in der Kondeniederung in Angriff genommen. Im ganzen waren in dem Vierteljahrhundert $3^1/_2$ Millionen Mark ausgegeben und 50 Missionare, mit Einschluß der Frauen, der

[1]) Schultze, Der Njassabund. Berlin 1912.

Missionsschwestern und der Handwerker und Kolonisten 150 Missionskräfte ausgesandt.

Gleichzeitig mit der Berliner Mission im Jahre 1891 setzte die Brüdergemeine[1]) im Kondelande ein. Sie gründete ihre erste Station in Rungwe, das dauernd ihre Hauptstation blieb. Sie überzog dann den ihr zugefallenen Teil des Kondelandes westlich vom Mbakaflusse mit einem Netz von 4 weiteren Stationen[2]) und dehnte dann ihre Arbeit in die benachbarten westlich und nördlich angrenzenden Landschaften aus: nach dem schönen Berglande Bundali (Isoko 1900), nach dem minder fruchtbaren und dünn bevölkerten Njikalande mit seinen fleißigen, betriebsamen Einwohnern (Mbosi 1900) und in das am Fuße des imposanten Mbeje-Massivs gelegene, heiße, fiebrige Safualand mit einer von den Sangu arg bedrückten und verschüchterten Bevölkerung (Utengule 1895). Als die Londoner Mission 1896 die Station Kilimani-Urambo an die Brüdergemeine abtrat, war damit für deren Weiterentwicklung die Linie vorgezeichnet. Es galt von jener Station im Herzen von Deutsch-Ostafrika zum Nordende des Njassasees eine möglichst zusammenhängende Kette von Stationen anzulegen. So wurden in der Landschaft Kiwere bei der Häuptlingin Msawila 1901 die Station Kitunda, in den beiden nahe beieinander liegenden, aber verschieden gearteten Landschaften Ngulu und uGanda in den Jahren 1902 und 1903 die Stationen Sikonge und Ipole, als die Zentralbahn in das Innere vorrückte, an ihr die Station Usoke angelegt. Die an dieser Bahn angesammelten großen Arbeiterscharen gaben eine in dem dünn bevölkerten Lande doppelt erwünschte Gelegenheit, die Kunde vom Evangelium in breite Volkskreise zu tragen. So wurde längs der im Bau begriffenen Bahnlinie evangelisiert. Als Tabora von der Bahn erreicht war und damit als wichtigstes Handelszentrum im Hinterlande der Kolonie eine neue Bedeutung gewann, wurde auch diese Stadt besetzt und damit die Arbeit an einer wesentlich islamischen Bevölkerung in Angriff genommen.

Es war eine Erschwerung für die gesunde Entwicklung der Brüdermission, daß das Arbeitsgebiet sich über einen verhältnismäßig zu großen Flächenraum ausdehnte. Der Njassa-Distrikt mit

---

[1]) Hamilton, Twenty years of pioneer missions in Nyasaland. Bethlehem. Paris 1912. — AMZ. 1907, 25.: Hennig, Die Mission der Brüdergemeine in DOA. — Burkhardt, Missionsstunden. 3. Heft. DOA. — Jahresberichte und Missionsblatt der Brüdergemeine.

[2]) Ipiana, Rutenganio, Kyimbila und Mwaja.

einem Umfang wie Sachsen mit 9 Stationen und 52 Außenstationen war wenigstens ein leidlich abgeschlossenes Gebiet, dessen Ausbau ein schönes vorgestecktes Ziel war. Hier wurde in Rungwe im Jahre 1910 eine höhere Schule als Fortsetzung von früher mehrfach abgehaltenen Evangelistenkursen und als Gehilfenschule eröffnet. Die sprachlichen Arbeiten in Konde betreiben die Brüdermissionare mit den Berlinern gemeinsam. In Njika haben sie selbst das ganze Neue Testament übersetzt und veröffentlicht. Charakteristisch für die Brüdergemeine war die Verbindung mit einem ziemlich ausgedehnten Handelsbetrieb. Es kam dabei nicht nur darauf an, einen Teil der Kosten der Mission zu decken, sondern noch mehr, den Eingeborenen zu einer Verwertung der Landesprodukte Gelegenheit zu geben und sie zu intensiverer wirtschaftlicher Betätigung anzuleiten.

Der uNjamwesi-Distrikt bietet andersartige Aufgaben, die sich nicht so leicht durchführen lassen. Auch hier war in Sikonge mit der Eröffnung einer höheren Schule ein Anfang gemacht. Das kiNjamwesi ist mit Fleiß von linguistisch begabten Männern, wie Dahl, Stern und Löbner, erforscht. Dahl hat ein großes, 15—16000 Worte umfassendes Wörterbuch des kiNjamwesi (Kinjamwesi-Deutsch und Deutsch-Kinjamwesi 1915), Stern eine tüchtige Grammatik der Sprache und eine Übersetzung des Neuen Testamentes und biblischer Geschichten des Alten Testamentes hergestellt. Im Njassa-Bezirk war bereits ein erheblicher Andrang zu den Schulen. In 143 Schulen wurden 7900 Kinder unterrichtet. Die Schulen im uNjamwesi-Bezirke waren noch nicht so weit. Es waren dort erst 989 Kinder gesammelt; die waNjamwesi scheinen im allgemeinen nicht so bildungshungrig zu sein wie die Völker südöstlich und südlich von ihnen. Die bisher gesammelten Christen in beiden Distrikten zählten etwa 2000, von denen aber 1800 auf den Njassa-Distrikt fielen.

Um den Südfuß des gewaltigen, 6010 Meter hoch ragenden und mit Gletschern bedeckten Kilimandscharo zieht sich eine überaus fruchtbare, verhältnismäßig dicht bevölkerte Gruppe von Landschaften, die „Dschagga“. Da das Kilimandscharo-Massiv in verschiedenen Berggraten sich zur Ebene hinunterreckt, die durch tiefe Schluchten mit rauschenden, in der Regenzeit unbändigen Gießbächen voneinander getrennt sind, war die Bildung von zahlreichen kleinen, unabhängig nebeneinander stehenden Landschaften und Duodez-Reichen begünstigt. Außerdem drangen wiederholt zwischen die altangesessene Bevölkerung dieser Berglandschaften aus der weiteren Umgebung her, von uSam-

bara, Pare und der Massaisteppe, Volksteile ein. So bestanden in dem Dschaggaland auf engstem Raum mehr als ein Dutzend kleiner Ländchen nebeneinander, deren Sprachen dialektisch immerhin so stark voneinander abwichen, daß eine Verständigung schwierig war. Die deutsche Kolonialverwaltung hatte mit der Herstellung friedlicher Zustände, der Schaffung von Straßen, der Einrichtung einer geordneten Verwaltung viel Mühe und legte erst nach manchen Gegenschlägen die Schranken zwischen den Landschaften nieder. Im Jahre 1885 hatte sich die Englisch-Kirchliche Missionsgesellschaft (CMS) in der zentralen Landschaft Moschi niedergelassen und die Missionsarbeit unter günstigen Aussichten begonnen. Als es aber zwischen dem stolzen dortigen Häuptling und der deutschen Schutztruppe zum Kriege kam, wurde der englische Missionar in unerfreulicher Weise hineingezogen und unbilligerweise des Waffenschmuggels verdächtigt. Die englische Missionsleitung trat deshalb diesen Missionsposten an die Leipziger Evangelisch-Lutherische Mission [1]) ab (1893). Diese gründete ihre erste Station in Nkarungo in der Madschame-Landschaft, überzog aber von da das ganze Dschaggaland, soweit es nicht von den Katholiken besetzt war, mit einem Netz von 7 Stationen: Mamba, Marangu und Mwika im Osten, Moschi in der Mitte, und Madschame, Masama und Schira im Westen. Schon 1896 machten die Leipziger den Versuch, auch auf dem westlich vom Kilimandscharo in der Steppe gegenüberliegenden Meru-Massiv Fuß zu fassen. Aber die beiden Missionare Ovir und Segebrock wurden am 20. Oktober von der wilden Bevölkerung, die sich die Deutschen um jeden Preis vom Leibe halten wollte, ermordet. Erst im Jahre 1902 konnte man wieder nach dem Meru vordringen und dort zwei Stationen anlegen. Im Südosten des Kilimandscharo zieht sich zwischen diesem und dem uSambara-Hochlande ein ziemlich zerrissenes, von verschiedenen kleinen Volksstämmen bewohntes Bergland, das Pare-Gebirge, hin. Die Leipziger nahmen es im Jahre 1900 in Angriff und legten in den verschiedenen Landschaften dieses Berglandes 5 Stationen an. Im Jahre 1912 steckten die Leipziger ihre Zeltpflöcke noch weiter und

[1]) Adolphi-Schanz, Am Fuße der Bergriesen Ostafrikas. 2. Aufl. Leipzig 1912. — Weishaupt, Ostafrikanische Wandertage. Leipzig 1913. — Gutmann, Dichten und Denken der Dschagganeger. Leipzig 1909. — Gutmann, Volksbuch der Wadschagga. Leipzig 1914. — AMZ. 1908, 409: von Schwartz, Die Leipziger Mission in DOA. — Jahresberichte der Evang.-lutherischen Missionsgesellschaft. — Missionsblatt.

nahmen auch noch die entlegene Landschaft Iramba,[1]) weit im Westen, halbwegs nach der Zentralbahn zu, in Angriff, wo eine Station gegründet wurde. So hatten die Leipziger innerhalb zweier Jahrzehnte 15 Hauptstationen angelegt, um die sich 52 Außenstationen und 21 Predigtplätze gruppierten. Sie wurden von 24 Missionaren und 5 Missionsschwestern bedient. Die Arbeit war im ganzen fröhlich aufgeblüht. Zuerst allerdings verhielten sich die Erwachsenen in ihrem selbstzufriedenen Heidentum und ihrer Abneigung gegen das Ausländische, zumal Europäische, ablehnend. Man mußte sich hauptsächlich an die Kinder wenden und den Schwerpunkt in die Schulen, namentlich die Kostschulen, legen. Die Volksschulen blieben auch bis zum Kriege ein wichtiges Missionsmittel. In 97 Schulen wurden 8583 Kinder unterrichtet, seltsamerweise 4433 Mädchen gegen nur 3479 Knaben. Während sonst in Afrika, speziell auch in Südafrika das weibliche Geschlecht an Schülerzahl und Intelligenz dem männlichen erheblich unterlegen ist, drängen sich hier die Mädchen mehr zu den Schulen als die Knaben. Es hängt das allerdings mit einem Zustand zusammen, der zu einem Notstande zu werden drohte. Rings um das Dschaggaland und bis in dasselbe hinein hatten die Deutschen Pflanzungen angelegt, auf denen sie viele Arbeitskräfte brauchten und großenteils auch die Knaben schon gern verwandten, was deren Schulbesuch empfindlich beeinträchtigte. Auch die erwachsenen Dschagga traten allmählich aus ihrer Zurückhaltung heraus. Die Gemeinden wuchsen schnell. Moschi mit dem am Endpunkte der Bahn neu angelegten Neumoschi zählte 1920 1616, Mamba mit Marangu 1292, Madschame 827 Christen. In Marangu war ein Gehilfenseminar, in Moschi eine Druckerei, in Madschame eine ärztliche Missionsstation, in Schira eine Handwerksschule eingerichtet. Insgesamt zählt die Mission (Ende 1920) 5789 Getaufte; die Zahl der Gottesdienstbesucher betrug Ende 1913: 9481, sie ist leider infolge der Kriegswirren auf 4107 zusammengeschmolzen.

Seit dem Jahre 1903 waren die deutschen Adventisten[2]) in die Missionsarbeit in Deutsch-Ostafrika eingetreten. Sie begannen im südöstlichen Parelande, wo sie schnell hintereinander vier kleine Stationen (die beiden wichtigeren Kihurio und Friedenstal) an-

[1]) Schliemann, Iramba, ein neues Arbeitsfeld der Leipziger Mission in DOA. Leipzig 1913.

[2]) Der Adventbote, seit 1914. — Missionsbericht der europ. Abteilung der S. T. A. 1910.

legten. Da dort für eine weiter ausgedehnte Arbeit kein Raum war, nahmen sie am Ostufer des Viktoria-Njansa, nördlich von Schirati, ein neues Arbeitsfeld in Angriff (1909). Hier haben sie in fast überstürzender Eile 11 kleine Stationen angelegt. Es scheint, daß die deutschen Adventisten eine größere Missionskraft zu entwickeln imstande sind. Auch sprachlich haben sie sich bereits betätigt. Missionar Kohtz hat eine Grammatik des von den südlichen Pare gesprochenen Chasu veröffentlicht. Ihre Gemeinden waren beim Kriegsausbruch begreiflicherweise noch klein. Sie zählten 211 Getaufte. Aber sie hatten bereits 43 Schulen, in denen 4380 Kinder unterrichtet wurden. Gerade am 30. Juli 1914, also unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges, faßte nach langen Vorberatungen die Hermannsburger Mission den Beschluß, unter den etwa 80000 maKonde auf der Hochebene im Süden der Kolonie, nördlich vom Rowumafluß, eine neue Mission zu beginnen. Der Plan ist nicht mehr zur Ausführung gekommen.

Deutsch-Ostafrika war seit der deutschen Besitzergreifung von der evangelischen, zumal der deutschen, Mission mit Vorliebe bearbeitet worden. Neben zwei englischen und einer amerikanischen Missionsgesellschaft waren sieben deutsche in die Arbeit eingetreten. Die evangelische Mission zählte 1914 103 Hauptstationen, die von 239 Missionaren und 27 Missionsschwestern bedient wurden. In den Gemeinden waren 19463 Getaufte gesammelt, und etwa 7000 Katechumenen wurden zur Taufe vorbereitet. Die Zahl der Schulen war im Laufe der letzten Jahre erstaunlich gewachsen. Sie betrug 1914: 862, mit 50840 Schülern. Ein Volk nach dem andern schien aus dem stumpfsinnigen Schlaf zu erwachen und sich des Schenzitums der Steppe zu schämen.

Leider ist gerade Deutsch-Ostafrika besonders stark vom Islam[1]) bedroht. Die Küste ist seit Jahrhunderten von den Arabern islamisiert, und die Küstenstämme, die Suaheli, sind stolze, selbstbewußte, sittlich tiefstehende Mohammedaner. Solange Arabertum und Sklaven-

[1]) Klamroth, Der Islam in DOA. Berlin 1912. — Schultze, Soll DOA. christlich oder mohammedanisch werden? Berlin 1913. — Verhandlung des deutschen Kolonialkongresses 1910, 638—673. — C. H. Becker, Materialien zur Kenntnis des Islam in DOA. in Zeitschrift „Der Islam" II (1911) 31. — Norb. Weber in „Missionsblätter von St. Ottilien" 1908/9), 2. 17. 68. 84. 100. 113. — Über die ältere Zeit vgl. Kilger, Islammission und Islampolitik im alten Ostafrika im „ZM", 1919, 16.

handel Hand in Hand gingen, wurde eine Propaganda für den islamischen Glauben kaum betrieben. Die Araber hatten nicht das Interesse, daß die Neger Mohammedaner wurden, denn dann durften sie nicht mehr in die Sklaverei verkauft werden. Nur die Handelsmittelpunkte der Araber, wie Tabora und Udschidschi, waren auch Hochburgen des Islam, und mächtige Häuptlinge und Stämme, welche den Arabern Sklaven lieferten, traten zum Islam über, um ihr Ansehen zu mehren. Die Lage hat sich seit der Beseitigung des Sklavenhandels erheblich geändert. Handelsstraßen durchziehen das Land; Eisenbahnen werden gebaut; Verkehr und Handel sind in erstaunlichem Aufschwung. Die Kultur dringt bis in die abgelegensten Landschaften. Als Träger dieser modernen Kultur aber fühlten sich überall die Suaheli, die als Unterbeamte und Händler über die ganze Kolonie, zumal längs der Verkehrsstraßen zerstreut sind.[1]) Als Braune vertreten sie die Religion des braunen Mannes im Gegensatz zum Christentum der weißen Herren. Der Übergang zum Islam ist fast unmerklich. Man zieht den Kansu, das weite Lodenhemd der Araber, an und setzt den Fez auf. In einem etwas weiteren Stadium vermeidet man das Schweinefleisch und spricht die auch den Suaheli meist unverständlichen arabischen Moscheegebete, das fünfmalige tägliche Salat, nach. Dann läßt man sich beschneiden und arabisch taufen. Dann fängt man an, das Fasten des Monats Ramadhan zu halten. So geht schrittweise und fast unmerklich der Islamisierungsprozeß vor sich. Wie groß die Zahl der Mohammedaner in Deutsch-Ostafrika ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Die deutschen Regierungsstatistiker gaben sie auf nur 300 000—350 000 an, von denen weitaus die meisten im Küstenstrich wohnen. Missionare schätzen die Zahl auf 1½ Millionen, also ⅕ der Gesamtbevölkerung der Kolonie. Jedenfalls ist Deutsch-Ostafrika einer der Hauptkampfplätze des Ringens zwischen Islam und Christentum in Afrika, und dieser Wettbewerb treibt die christlichen Missionen zur Eile und zur Anspannung aller Kräfte. Der Islam ist auch dadurch im Vorteil, daß er sich mit Vorliebe bei den starken Herrenvölkern einnistet, die in den heißen, ungesunden Tiefländern wohnen, während die christlichen Missionen notwendig um der Gesundheit der weißen Missionare willen sich auf den gesünderen, aber vielfach dünner und von schwächeren

---

[1]) Die Suaheli sind also die Träger der moslemischen Propaganda, während im allgemeinen weder die Maskat-Araber, noch die indischen Banyanen Propagandaeifer zeigen.

Völkern bewohnten Hochebenen und Bergländern ansiedeln. Übrigens hatten gerade in den letzten Jahren vor dem Ausbruch des Krieges manche die Lage scharf beobachtende Missionare den Eindruck, daß die aggressive Kraft des Islam erlahme. Der Bischof von Sansibar urteilte, auf der Insel Sansibar verliere der Islam seinen Halt besonders unter der Jugend; wenigstens im stillen erkenne diese doch die Überlegenheit des Christentums an. Ebenso glaubte der Berliner Missionssuperintendent Klamroth feststellen zu können, daß in Daressalam und uSaramo der verführerische Zauber des Islam erbleiche. Um so bedauerlicher ist es, daß diese kleinen Fortschritte durch die Wirren des Krieges gänzlich in Frage gestellt sind. Zumal im Herzen von Deutsch-Ostafrika, in Tabora und Umgegend hält anscheinend nichts mehr die steigende Flut des Islam auf.

Der Ausbruch des Krieges überraschte die Missionare ebenso wie die Kolonialverwaltung. Man hatte sich auf die durch die Kongoakte[1]) festgelegte Bestimmung verlassen, daß selbst im Falle eines europäischen Krieges die Operationen nach Afrika nicht übertragen werden sollten; man hielt diese Bestimmung um der Aufrechterhaltung der Solidarität der an Zahl so ungleich geringeren Weißen willen gegenüber der Überzahl der Neger für eine Lebensbedingung der europäischen Kolonialherrschaft; während Frankreich seine farbigen Eingeborenen militarisiert hatte, um ihrer Zehntausende auf den europäischen Kriegsschauplätzen zu verwenden, hatte man in der deutschen Kolonie nicht einmal die Haupthafenplätze gegen feindlichen Überfall gesichert und die Bewaffnung nur eben auf das für Eingeborenen-Aufstände erforderliche Mindestmaß beschränkt. Von den modernen Kriegsmitteln war fast nichts in der Kolonie, nicht einmal rauchloses Pulver. Die deutschen Missionsleute wurden zunächst von dem Kriege dadurch betroffen, daß eine große Anzahl von ihnen eingezogen wurden oder freiwillig in die Schutztruppe traten, die Unordinierten, die Handwerker, Kaufleute und Farmer, die Ärzte und in der Krankenpflege geübten Schwestern, auch einige Ordinierte als Feldprediger. Die übrigen stellten mit ihren Familien ihren

---

[1]) Kap. III Art. 11 der Kongoakte von 1885 bestimmte: „Die unterzeichneten Mächte verpflichten sich, falls eine von ihnen in einen Krieg verwickelt würde, ihre guten Dienste zu leisten, damit die dieser Macht gehörigen Gebiete im Einverständnis dieser Macht und der andern kriegführenden Teile für die Dauer des Krieges den Gesetzen der Neutralität unterstellt und so betrachtet werden, als ob sie einem nichtkriegführenden Staate angehörten."

Wirtschaftsbetrieb auf die Kriegsbedürfnisse ein, sie suchten die landwirtschaftliche Produktion, zumal der bräuchlichsten Lebensmittel, zu heben; sie waren erfinderisch in der Beschaffung von Ersatz für die fehlende Zufuhr aus Europa; sie erschlossen auch für Kleider und Schuhe neue Hilfsquellen im Lande; sie kauften die bei den Eingeborenen vorhandenen Vorräte auf und verwalteten und vermittelten sie durch Trägerscharen an die Militärverwaltung. Unmittelbarer wurden gleich anfangs die in der Kolonie zahlreich arbeitenden nichtdeutschen evangelischen (englischen) und katholischen (französischen und belgischen) Missionare betroffen. Die deutsche Kolonialverwaltung wünschte, daß alle Missionare, auch die der feindlichen Länder, in aller Ruhe ihre Arbeit fortsetzten, weil die Friedensarbeit der Ausbreitung christlicher Kultur durch den Kriegslärm nicht gestört werden sollte. Nur die englischen Missionare der Universitäten-Mission von einigen nahe an der englischen Grenze an der wichtigen Usambarabahn liegenden Stationen wurden aus militärischen Gründen auf weiter landeinwärts gelegene Stationen der Kirchenmission überführt. Gegen die französischen und belgischen Missionare übte man selbst diese Vorsicht im Blick auf die im Westen, Norden und Süden offenen Grenzen erst, als z. B. den weißen Vätern am Tanganjika die Einrichtung einer Einbaumpost über den See in das belgische Gebiet nachgewiesen war und einige katholische Stationen geradezu sich zu Spionage- und Informationsbureaus für die Feinde entwickelt hatten. Man begnügte sich aber selbst gegenüber solchem an Landesverrat grenzenden, zweifelhaften Verhalten damit, die nichtdeutschen Missionare von den an den Grenzen liegenden Stationen auf die weiter im Innern zu versetzen oder sie in Tabora unter die Kontrolle des dort residierenden Bischofs zu stellen. Später sah sich die Kolonialverwaltung genötigt, gegen die englischen Missionare strengere Maßregeln zu treffen, als die gewalttätige Heimbeförderung der deutschen Missionare aus den britischen Kolonien, zumal aus Indien bekannt wurde. Nun wurden sie interniert, zuerst auf der hochgelegenen, wenn auch mangelhaft eingerichteten Gesundheitsstation Kiboriani bei Mpuapua, später, als diese für invalide deutsche Schutztruppler gebraucht wurde und der Aufenthalt so vieler englischer Missionsleute nahe dem wichtigsten Knotenpunkt der Zentralbahn bedenklich schien, auf der englischen Missionsstation Buigiri, und noch weiterhin, als gegen die Loyalität einiger englischer Missionare ernste Zweifel entstanden waren, in Tabora. Wahrscheinlich hat es an einzelnen Rücksichtslosigkeiten und

Härten gegen die englischen Missionsleute nicht gefehlt, wiewohl bei dem Gouverneur keinerlei Klage erhoben wurde, solange die deutsche Herrschaft noch feststand. Die Kolonialverwaltung legte Wert darauf, daß die englischen Missionsleute rücksichtsvoll behandelt wurden und verzichtete auch bei dem Herannahen der Belgier darauf, sie als Gefangene auf ihren ferneren Kriegszügen mitzuschleppen, sondern ließ sie im September 1916 — nachdem der Beschluß gefaßt war, daß um den Besitz von Tabora keine Schlacht stattfinden solle, — ruhig zu ihrer Befreiung dort in Tabora. Die Missionsleute feindlicher Länder sind also in der deutschen Kolonie ungleich glimpflicher behandelt worden, als die deutschen Missionare z. B. in englischen Kolonien oder selbst in Deutsch-Ostafrika nach der Eroberung.

Seit dem Frühjahr 1916 zog sich die gewaltige feindliche Übermacht auf allen Seiten zum Vormarsch gegen die Kolonie zusammen, und es folgte nun der Heldenkampf der Schutztruppe unter dem General von Lettow-Vorbeck, der erst nach dem Waffenstillstand in Europa im Oktober 1918 endete. Eine Mission nach der andern wurde in den Strudel dieses Krieges hineingezogen. Im Nordosten rückten längs der Linie Kilimandscharo—Usambara—Tanga Burentruppen unter dem Oberbefehl des Generals Smuts vor; sie traten rücksichtsvoll gegen die in ihrem Aktionsbereich angetroffenen Missionen, zumal die Leipziger am Kilimandscharo, Meru und im Paregebirge, und die Bielefelder in Usambara auf; wenn auch einige Missionare, wie der Senior Fuchs und später die ordinierten Missionare unter 45 Jahren, interniert und meist nach Ahmednagar in Indien überführt wurden, so durften doch ihre Familien, die älteren und manche von den jüngeren Missionaren und die Missionsschwestern auf den Stationen bleiben und die Arbeit in aller Stille fortführen. Von der Leipziger Mission lief im Laufe des Jahres 1918 die Statistik für Ende 1917 ein, wonach in diesem Jahr trotz der Kriegsunruhen 295 Heiden und 240 Christenkinder getauft und die Zahl der Getauften von (1913) 3663 auf 5445 gestiegen war; allerdings die Zahl der Schüler war von (1913) 8270 auf 3749 gefallen; außer den Frauen und Kindern standen noch 15 Missionare und 4 Missionsschwestern (statt 30 + 5 beim Kriegsausbruch) in der Arbeit.[1])

[1]) In der Bielefelder Mission in Usambara waren Mitte 1918 noch 7 Missionare auf ihren Stationen, 8 waren im Kriege gefallen, davon 7 in Afrika; 18 waren in verschiedenen Ländern interniert.

Sehr viel härter wurden die Missionsgebiete im Nordwesten betroffen, wo die Belgier einrückten, und im Süden und Südwesten, wo englische und burische Truppen unter dem englischen General Northey einmarschierten. In Ruanda, Urundi und Uha mußten alsbald sämtliche Stationen geräumt werden, die Missionsgeschwister fielen, soweit sie nicht bei der Schutztruppe standen, früher oder später in die Hände der Feinde und wurden meist auf dem weiten, angreifenden Wege durch den belgischen Kongo nach Frankreich befördert, um dann zum Teil nach längerer Kriegsgefangenschaft nach Deutschland zurückgesandt zu werden. Die meist noch jungen Stationen — auch die ältesten schauten erst auf ein Jahrzehnt zurück — fielen, verlassen und ausgeplündert, schnell der Verwüstung anheim. In den Missionen der Brüdergemeine und der Berliner von Tabora bis zum Nordende des Njassa und von dort bis Iringa auf der Hehehochebene wurden die Missionarsfamilien meist sofort bei der Besetzung des Landes in die Gefangenschaft abtransportiert. Nachdem sie erst in Blantyre im Schirehochlande einige Monate gemeinsam interniert waren, wurden mit unnötiger Härte die Familien auseinandergerissen, die Frauen nach Südafrika befördert und erst in der Nähe von Pretoria, dann in dem großen Konzentrationslager Tempe bei Blumfontein eingeschlossen; die Männer mußten erst monatelang in dem ungesunden Kilindini bei Mombas vergeblich auf den Transport nach Indien warten und wurden dann in dem heißen, fieberigen Tanga bei unzureichender Verpflegung und Fürsorge interniert, obgleich das gesunde Alpenland von Usambara bequem in wenigen Stunden Eisenbahnfahrt zu erreichen gewesen wäre. Sie wurden schließlich in die großen Kamps von Unterägypten überführt. Nur zwei Missionare der Brüdergemeine in Tabora und die Frauen und Kinder auf einer hoch und gesund gelegenen Berliner Station (Mrogoro-Schlesien) durften in ihrer Arbeit bleiben. Zumal die Berliner Stationen sind durch die wiederholt über sie dahinbrausenden Kriegsstürme hart mitgenommen.[1]) Der Erzbischof von Canterbury

[1]) Ein besonders schmerzlicher Verlust für die Berliner Mission war es, daß infolge der kriegerischen Operationen ihre beiden Missionsärzte starben und damit der so hoffnungsvolle Anfang ihrer ärztlichen Arbeit zusammenbrach. Beide hatten der kämpfenden Schutztruppe wertvolle Dienste geleistet. Dr. Oehme erlag, erst 35 Jahre alt, 1915 einer Krankheit, die er sich unter den Strapazen des Heeresdienstes zugezogen hatte. Dr. Grimm, der trotz seiner 73 Jahre mit unverwüstlicher Ausdauer die Truppe des Hauptmanns Tafel begleitet und ärztlich bedient hatte und schließlich mit ihr in Kriegsgefangenschaft geraten war, starb 1919

hatte als anglikanischer Kirchenfürst die große deutsche Kolonie unter die englische Kirchenmission und die Universitäten-Mission vorläufig aufgeteilt, und die erstere hatte deshalb wenigstens einige vorbereitende, wenn auch wirkungslose Schritte unternommen, um etwas von der verlassenen deutschen Missionsarbeit zu übernehmen; sie besetzte die Station Bukoba am Viktoria-See, die den Bielefeldern hauptsächlich als Etappenort für die Ruandastationen diente. Es scheint sich ihr in jener Gegend unter den Siba eine große Tür aufzutun. Der „König" von kiSiba ist 1920 in Bukoba getauft. Freilich in Ruanda und Urundi sieht es böse aus. Seuchen, Hungersnot und Verwilderung drohen die hoffnungsvollen Anfänge der christlichen Gemeindebildung zu zerstören. Manche Männer sind in Polygamie und Zauberei zurückgesunken, manche Frauen wohnen mit Soldaten zusammen.

Die belgischen Behördern weigern auch der englischen Kirchenmission die Missionserlaubnis; die eben begründete belgische Mission ist zwar willig, aber zu schwach, die große Arbeit zu übernehmen. Vielleicht erhält sie in England und Amerika Unterstützung für diese wichtige Aufgabe. Soll dies menschenreiche, allerdings vom Kriege arg verwüstete Gebiet ganz der römisch-katholischen Mission und dem Islam anheimfallen? — In der Brüdermission in Uniamwesi haben die zwei vereinsamten Missionare Gaarde und Spellig als Gefangene aushalten dürfen, weil sie beide nach den neuen, eingeschränkten Reichsgrenzen nicht mehr Reichsdeutsche sind. Auch hat, nachdem frühere Übernahmeverhandlungen mit der amerikanischen Afrika-Inland-Mission nicht zum Ziele geführt hatten, der englische Zweig der Brüderkirche die Erlaubnis erhalten, die bisher nur von Deutschen betriebene Arbeit fortzusetzen, allerdings unter der Voraussetzung, daß sie keinen deutschen Missionar aussendet. Hier im Herzen der Kolonie dehnt sich der Islam bedrohlich aus, und da die Arbeit der Brüdermission fast auf allen Stationen noch jung, die Bevölkerung durch Krieg und Seuchen dezimiert und verwildert ist, und die Stationen wohl zum Teil verfallen sind, wird es vielfach gelten, fast einen Neuanfang zu machen. — Nicht erheblich besser wird es in der Njassaprovinz der Brüdermission stehen, wo die Mission vor

---

in der deutschen Heimat. Die Berliner Mission verlor auch durch den Tod ihren erfahrenen Missionssuperintendenten Martin Klamroth 1918; er war der Führer der schwierigen uSaramo-Mission gewesen und hatte sich sowohl durch sprachliche Arbeiten wie durch die maßvolle und geschickte Vertretung der Missionsinteressen im Gouvernementsrat verdient gemacht.

dem Kriege besser fundiert und erfolgreicher wirksam war. Hier sind seit der Abführung der Missionare im Sommer 1916 die Fäden abgerissen. Krieg, Hunger und Seuchen sind verwüstend über das Land hingegangen. Schwere Erdbeben haben das Ihre zur Zerstörung der Kirchen und Wohnhäuser beigetragen. Die britische Militärverwaltung hatte bei der Besetzung des Landes 1916 die evangelische Missionsarbeit vorläufig in der Weise verteilt, daß die Stationen im Bezirksamt Neulangenburg von den Freischotten der Livingstonia-Mission, die im Bezirksamt Iringa von den Staatschotten der Blantyre-Mission und die im Bezirksamt Songea von der Universitäten-Mission übernommen werden sollten. Für die Brüderkirche war dies Abkommen im Blick auf ihre Njassamission erträglich. Ein bereits im Ruhestand lebender, früherer schottischer Njassamissionar hat sich bereit finden lassen, noch einmal auf einige Jahre hinauszugehen und die Aufsicht über die Arbeit zu übernehmen. Mit ihm ist ein junger schottischer Missionar ausgesandt, dessen Gehalt der englische Zweig der Brüderkirche bezahlt.

Noch schwerer ist die Berliner Mission betroffen. In Daressalam und Mrogoro hatten wenigstens einige Missionsleute, wenn auch unter großen Beschränkungen die Arbeit fortsetzen oder unter Augen behalten können. Und hier war ein bewährter Helfer vorhanden, der Yaochrist Martin Nganisho oder Ganisia, den Priebusch vor seiner Abreise mit gutem Vertrauen wagen konnte, zum Predigtamt zu ordinieren. Man hofft, sich hier über einige kümmerliche Jahre dadurch hinwegzuhelfen, daß eine befreundete lutherische Mission die Aufsicht über den uSaramobezirk übernimmt. Viel trüber steht es mit den beiden Inlandsynoden Konde und Bena-Hehe, in denen die Kraft und Blüte der Berliner Mission lag. Diese Missionsfelder sind ohne Vorwissen und gegen den Willen der Berliner Missionsleitung unter jene drei vorher erwähnten britischen Missionen aufgeteilt, und zwei dieser Missionen haben es in unbegreiflicher Weise versäumt, sich mit der Berliner Missionsleitung über die Fortführung der Arbeit ins Benehmen zu setzen. Die Stationen auf der Bena-Hehe-Hochebene würde sie lieber in die Hände der südafrikanischen burisch-reformierten Mission gelegt haben, die auch willig dafür war. Aber die schottische Staatskirchenmission scheint an dem ihr von der britischen Militärverwaltung gegebenen Auftrag und zwar als einer endgültigen Übergabe dieser zukunftsreichen Mission an sie, festhalten zu wollen. Die christlichen Eingeborenen halten trotz der Verwüstung

durch Krieg, Hungersnot und Seuchen an ihrem neugewonnenen Glauben fest. Auf der Station Ilembula konnten noch im Frühjahr 1915 bei einer großen Tauffeier 228 Personen in die Gemeinde aufgenommen werden, und 3000 Personen nahmen an der Feier teil. Am Nordende des Njassa war wieder einmal ein Koleo oder Schlangengott aufgetreten, der durch seinen Priester verkünden ließ, die Zeit der Weißen im Lande sei nun endgiltig vorbei, jedermann solle wieder zu dem Ahnenkulte und den Sitten der Väter zurückkehren. Auch die von den deutschen Missionaren eingeführten Kulturen, besonders Weizen und Erbsen, sollten nicht mehr angebaut werden. Die Heiden befolgten den Befehl der Geister und erlebten eine völlige Mißernte; die Christen hatten sich nicht daran gekehrt, hatten in ihren Kulturen eine ausgezeichnete Ernte und konnten so auch ihren hungernden Landsleuten abgeben. Aber was wird trotz solcher hoffnungsvoller Lichtblicke die Zukunft bringen?

Die CMS. war nach dem Siege der englischen und belgischen Truppen in der glücklichen Lage, ihre Arbeit in uGogo und uSagara wieder aufzunehmen. Sie fand ein trostlos verwildertes Werk vor. Infolge der Verwüstungen des Krieges und der darauf folgenden Seuchen und Hungersnot fanden die zurückkehrenden Missionare das Volk in tiefster Verzweiflung, in Trägheit und Verwahrlosung. Dabei gewann der Islam stark an Einfluß und wußte sich den Anschein zu geben, als werde er von der neuen Regierung einseitig begünstigt. Aber das Werk kam wieder in Gang. Von den 405 Schulen vor dem Kriege sind wenigstens 281 wieder in Betrieb, und von den 17000 Schülern haben sich 14000 wieder eingefunden. Auch die ärztliche Mission ist wieder aufgenommen, nun aber nach Dodoma verlegt.

Deutsch-Ostafrika war bei Kriegsausbruch mit 185 Missionaren auf 98 Hauptstationen besonders gut besetzt. Was außer den wenigen Stationen der Universitäten- und der Kirchenmission noch übrig geblieben ist, gleicht einem Trümmerhaufen. Und all diese eben erst aus dem rohen Heidentum auftauchenden Gemeinden, deren Missionen im Kriege 1916 oder 1918 ihren 25jähren Gründungstag feierten, sind noch nicht imstande, sich aus eigener geistlicher Kraft gegen das Heidentum, den Islam und die römische Konkurrenz zu behaupten. Und diese Missionsfelder waren der deutschen Christenheit besonders an das Herz gewachsen.

Derweile arbeiten manche der vertriebenen deutschen Missionare in der Heimat in der Stille weiter zum Heil ihrer fernen Gemeinden. Der Berliner Missionsſup. Schumann hat das Neue Testament in Bena fertiggestellt und mit Hilfe der Britischen Bibelgesellschaft durch die Presse geführt. Der Leipziger Missionar Bruno Gutmann hat neben anderem volkskundlichen Material ein großes Werk über die Rechtsanschauungen und -bräuche der Dschagga gesammelt und zusammengestellt. Der ehemalige Betheler Missionar Röhl arbeitet an einer großen vergleichenden Grammatik der baNtusprachen. Der 1918 verstorbene Berliner Missionssup. Martin Klamroth hat eine Übersetzung des Neuen Testaments und der Psalmen in dem an der deutschen Küste gesprochenen Suahelidialekt hinterlassen. Missionar Döring hat einen großen Teil der Bibel in die Hayasprache bei Bukoba übersetzt, und die Britische Bibelgesellschaft hat zunächst wenigstens die Evangelien gedruckt und hinausgesandt.

Als nach dem Zusammenbruch Deutschlands und dem Versailler Friedensschluß die Sieger die große und hoffnungsreiche Kolonie unter sich verteilten, fiel weitaus der Löwenanteil an die Engländer, welche das Land „Tanganyika Territory" nennen. Die Belgier erhielten den größeren Teil von Ruanda, Urundi und Uha, die Portugiesen die Landschaft Kiongo an der Südgrenze. Leider sind damit die Aussichten der Missionsarbeit kaum gebessert. Die britische Völkerbundmandats-Verwaltung im Tanganjika-Territorium hat ihre Herrschaft — wie ein Hohn auf die hochtrabenden Phrasen des Völkerbundgedankens! — damit begonnen, daß sie alle bis dahin noch im Lande verbliebenen Deutschen, auch die Missionsleute abtransportiert hat, wozu ihr allerdings der allen Brutalitäten die Tür öffnende Versailler Vertrag die Handhabe bot. Ende 1920 sind so fast alle bis dahin noch durch den Krieg im Lande verbliebenen Missionare abgeführt. Damit ist die Frage der Weiterführung der Missionsarbeit in ein neues, ernstes Stadium gerückt. In der Betheler uSambara-Mission haben Missionar Gleiß zur Pflege seiner gichtbrüchigen und nicht transportfähigen Frau und der Diakon Bonermann in dem Irrenasyl Lutindi, weil für ihn so schnell kein Ersatz zu beschaffen war, noch einige Zeit, Gleiß bis zum Tode seiner Frau, zurückbleiben dürfen. Allerdings mußte Gleiß versprechen, daß er sich aller Missionsarbeit enthalte. Die Betheler haben vor ihrer Abreise sieben Helfer zum Predigtamt ordiniert, diesen konnte doch Gleiß mit seinem Rat zur Seite stehen. Die uSambara-Christen

sträuben sich begreiflicherweise gegen eine Übernahme durch die katholisierende, hochkirchliche Universitätenmission. Dagegen wurde Dr. Arthur, der Leiter der schottischen Kikuyu-Mission in Britisch-Ostafrika bei einem Besuch in Wuga freundlich begrüßt. Er erlangte von der Regierung die Zusage, daß den Gemeinden keine fremde Mission aufgedrängt werden solle. Leider kann er keine weitere Hilfe bringen, da es seiner eigenen Mission an Arbeitskräften fehlt. Bedrohlich ist es, daß sich auch in Usambara der Islam mächtig ausbreitet. In der Leipziger Mission am Kilimandscharo, Meru und in Pare, haben zwei Esten zurückbleiben und vorläufig die Missionsarbeit fortführen dürfen. Die amerikanischen Lutheraner haben die Erlaubnis bekommen, in diese Arbeit einzutreten, die sie auch während des Krieges schon finanziell unterstützt haben. Da hier die Arbeit bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1920 von den Leipziger Missionaren hat fortgesetzt werden können, und 1921 die Amerikaner eingetroffen sind, so ist zu erwarten, daß dies festgefügte Werk vor schweren Erschütterungen wird bewahrt bleiben. In Ruanda, Urundi und Uha ist es seit der Vertreibung der Missionare im Sommer 1916 in keiner Weise möglich gewesen, Fürsorge zu treffen. Der den Deutschen gewogene Häuptling Kahigi hat seinem Leben durch Gift ein Ende gemacht, um nicht unter die Herrschaft der Engländer zu geraten. Neuerdings hat die belgische Missionsgesellschaft sich des verlassenen Missionsgebietes angenommen und hat zu dem Zweck Verhandlungen mit der Betheler Mission angeknüpft.

V. Britisch-Ostafrika

(jetzt „Kenia-Kolonie").

Das jetzige Britisch-Ostafrika bot der Kolonisation lange wenig Anziehendes. Der schmale, verhältnismäßig fruchtbare Küstenstreifen war seit Jahrhunderten in den Händen der Araber. Dahinter dehnte sich weit landeinwärts eine heiße, fieberige, schwach bevölkerte Steppe. Das Hinterland aber war das Raubgebiet der Masai, Galla und Somali, starker und unternehmungslustiger, vernegerter Hamitenvölker, deren Plünderungszügen die schwächeren und uneinigen baNtuvölker, die alten Bewohner des Gebietes, fast schutzlos preisgegeben waren. Selbst die Araber hatten mit ihren Sklavenkarawanen dies Gebiet

gemieden und nicht wie im jetzigen Deutsch-Ostafrika Etappenstraßen durch dasselbe angelegt. Erst als das fern im Innern gelegene uGanda in den Vordergrund des missionarischen und politischen Interesses rückte und der bis dahin gangbarste Weg dorthin in die deutsche Interessensphäre fiel, wurde es den britischen Kolonisatoren wichtig, einen Weg von der Küste jenseits des deutschen Kolonialgebietes nach uGanda zu suchen und zu besetzen. So bildete sich zuerst (1888) die Britisch-Ostafrikanische Kompanie, und da diese in dem verödeten, zunächst wenig Gewinn abwerfenden Gebiete große Kapitalien zusetzte, trat 1894 die britische Kolonialverwaltung ein. Britisch-Ostafrika wurde Kronkolonie. Es umfaßt etwa 520 000 qkm. Eine Statistik von 1908 zählt 2 596 409 Einwohner, davon 500 000 in der Njansa-Provinz, 706 534 in der Kenia-Provinz. Davon sind 5570 Europäer, 15 407 Inder, 7468 Araber, 2020 Goanesen, 41 678 Massai usw. Die Eingeborenen sind in nicht weniger als 69 Stämme mit verschiedenen Sprachen zersplittert. Das koloniale Interesse hat sich bisher überwiegend auf die von der 1901 fertiggestellten uGandabahn durchschnittenen oder von ihr zugänglich gemachten Gebiete beschränkt. Die übrigen Landschaften sind zum Teil noch kaum in Angriff genommen; der Norden und Nordosten ist auch heute noch infolge der Raubzüge der unsteten Galla und der fanatischen Somali unsicher. Seit 1920 ist das Land britische Kolonie geworden und heißt jetzt „Kenia-Kolonie"; nur der Küstenstrich mit der Insel Mombas bleibt vorläufig noch Protektorat als Teil der Herrschaft des Sultans von Sansibar unter dem Namen „Kenia-Protektorat".

Schon 1844 ließ sich an der Küste bei Mombas der im Dienst der englischen Kirchenmission stehende, damals aus Abessinien vertriebene Missionar Dr. J. Ludwig Krapf[1]) nieder. Sein Anfang war schwer. Binnen sechs Monaten nach seiner Ankunft mußte er sein junges Weib und sein Kind im Küstensand begraben. Aber sein Mut und seine Entschlossenheit, in und für Afrika zu arbeiten, waren nicht erschüttert. Er schrieb nach Hause: „Sagt unsern Freunden, daß jetzt an der ostafrikanischen Küste ein einsames Grab ist. Das ist ein Zeichen, daß ihr den Kampf mit diesem Teil der Welt aufgenommen habt. Da stets die Siege der Kirche durch Hinwegschreiten über die Gräber ihrer Glieder gewonnen wurden, mögt ihr um so

---

[1]) Krapf, Reisen in Ostafrika, 1837—1855. Kornthal und Stuttgart 1858. 2 Bände. — Claus, Dr. Ludwig Krapf. Basel 1882. — AMZ. 1882, S. 193: Dr. Krapfs Missionslaufbahn. — EMM. 1919, 75 ff. 97 ff.

fester überzeugt sein, daß die Stunde da ist, wo ihr zur Bekehrung Afrikas von der Ostküste her aufgerufen werdet." Tapfere Worte, die zumal in der englischen Missionsgemeinde lebhaften Widerhall gefunden haben. Krapf brachte aus seiner früheren Missionsarbeit eine hohe Meinung von den Galla mit, die er irrtümlicherweise für eines der großen Missionsvölker Afrikas hielt. Es war ihm Herzensanliegen, diesem starken, aber eigenwilligen Volk entweder selbst das Evangelium zu bringen oder andere zu diesem Dienst willig zu machen. In Ostafrika lernte der fleißige und begabte Missionar andere Völker kennen, die ihm große Hoffnungen erweckten. Besonders die wanderlustigen, in der Jugend merkwürdig aufgeweckten Kamba glaubte er zu großen Dingen berufen. Unermüdlich sammelte er die Materialien für Grammatiken und Wörterbücher ostafrikanischer Völker, die allerdings seitdem durch spätere, gründlichere Arbeiten überholt sind. In seinem regen Geist gestaltete sich der Plan einer Kette von Missionsstationen quer durch das äquatoriale Afrika von Mombas im Osten bis Kamerun im Westen. Und er wußte die Missionsgemeinde für seine weitausschauenden Ideen zu begeistern. Er wurde für Ostafrika ein kräftiger Missionsanreger, auch als er 1853 mit erschütterter Gesundheit nach Deutschland hatte zurückkehren müssen. Unermüdlich war er bis zu seinem Tode (1881) für die Mission in Ostafrika tätig.

Dr. Ludwig Krapf stammte aus einer begüterten, aber nicht besonders religiösen Bauernfamilie in Derendingen in Württemberg. Im Jahre 1810 geboren, schickten ihn seine Eltern mit zehn Jahren auf das Gymnasium nach Tübingen; schon damals wurde seine Phantasie mächtig für überseeische Dinge und auch für die Mission angeregt. Er trat in das Baseler Missionshaus ein, geriet aber dort unter den Einfluß enthusiastisch-mystischer Schriften und wurde dadurch an seinem Missionsberuf irre, weil er kein unmittelbares, apostolisches Berufsbewußtsein habe. Auf den Wunsch seiner Familie studierte er nun in Tübingen Theologie und wurde auch Pfarrvikar; als er aber auch hier wegen einer eschatologischen Predigt mit dem Kirchenregiment in Konflikt geriet, legte er sein Amt nieder. Auf Anregung eines früheren Studiengenossen in Basel stellte er sich nun der Englisch Kirchlichen Missionsgesellschaft zur Verfügung und wurde von ihr 1837 nach Abessinien hinausgesandt. Die folgenden sechs Jahre (1837—43) sind mit vergeblichen, aber romantischen Versuchen angefüllt, in dem von Bürgerkriegen zerrissenen Lande, entweder bei

Ube, dem Herrn von Tigre, im Norden, oder bei Selah Selassie, dem Herrn von Schoa, im Süden Eingang zu gewinnen. In Ankober, der Hauptstadt von Schoa, konnte er wenigstens fast drei Jahre lang wirken und auch mit den südlich wohnenden Galla Verbindungen anknüpfen. Namenlose Leiden und Todesgefahren, bittere Enttäuschungen und der schroffe Abschluß des Landes durch die abessinischen Gewalthaber machten dieser Mission ein Ende.[1]) In dem folgenden Jahrzehnt, 1843—59 wirkte Krapf an der ostafrikanischen Küste, wo er, nach einem vergeblichen Versuch in Mombas, eine Stunde landeinwärts und 1000 Fuß hoch unter den waNika die Station Rabai anlegte. Anhaltende Fieber und völlige Erschöpfung trieben ihn 1853, erst 43 Jahre alt, in die deutsche Heimat zurück. Doch ist er auch in den letzten drei Jahrzehnten noch unablässig mit Wort und Schrift und durch immer wieder unternommene Reisen für Ostafrika tätig gewesen. In der Beurteilung von Krapf's großer Bedeutung für die Missionsgeschichte Ostafrikas muß man scheiden zwischen seinen positiven Leistungen, seinen fruchtbaren Anregungen, und seinen weitausschauenden Plänen. Respektabel ist seine Leistung sowohl auf sprachkundlichem wie auf geographischem Gebiet; er hat in Suaheli und kiNika, in kiKamba und drei oder vier andern ostafrikanischen Sprachen die grundlegenden Arbeiten geliefert und auch im Amharisch von Abessinien fleißig gearbeitet. Er hat den Schneeberg Kenia entdeckt, das schöne Bergland von Usambara wiederholt bereist, die Kenntnis von Ostafrika vom Tanafluß im Norden bis zum Kap Delgado im Süden mannigfaltig bereichert, und vor allem durch die Sammlung der arabischen Berichte über das ferne Inland, besonders die großen Seen, die geographische Forschung mächtig angeregt. Er hat auch nicht bloß seine eigene Missionsgesellschaft, sondern auch wo sich ihm sonst Gelegenheit bot, in St. Chrischona oder bei den Vereinigten Methodisten, zu Missionsunternehmungen in Ostafrika angeregt. Seine Schriften und sein begeistertes Zeugnis haben auch darüber hinaus in den Missionskreisen Deutschlands, Schwedens und Englands mächtig anregend gewirkt. Es sind von ihm Impulse ausgegangen, die man fast mit den von David Livingstone ausgegangenen vergleichen kann. Diese bewundernde Anerkennung darf uns aber nicht gegen die Tatsache verblenden, daß seine positiven Vorschläge und Ideen fast alle der nüchternen

---

[1]) Vgl. mein Buch „Mission und Evangelisation im Orient", S. 284 ff.

Wirklichkeit nicht gerecht wurden und darum die Probe in der entscheidenden Stunde nicht bestanden. Weder die Galla noch die waKamba waren das Missionsvolk, für welches sein glühender Optimismus sie ansah. Die Idee einer Stationenkette quer durch Afrika von Mombas bis zum Gabun war ein geistreicher Einfall, der nur den Erfolg gehabt hat, ihn und seine Mitarbeiter zu geographischen Rekognoszierungsfahrten mächtig anzuregen. Die hauptsächlich von ihm stammende Spittlersche Idee der Apostelstraße und später der Prophetenstraße von Ägypten nach Abessinien und in das Herz Afrikas waren schöne Träume. Krapf war ein sprühend anregender Geist, dem aber der nüchterne, mit den Wirklichkeiten rechnende Menschenverstand nicht in gleichem Maße zu Gebote stand, als Missionsanreger groß, als Missionsstratege ein Irrlicht.

Die zu Krapf's Hilfe nach Mombas hinausgesandten Missionare Rebmann (1856—1875, † 1876) und Ehrhardt fanden unter den waNika in Rabai und Kisolutini fast keinen Eingang; sie stellten sich als ein faules und stumpfes Volk heraus. Die Missionserfolge beschränkten sich nach einer Wirksamkeit von fast drei Jahrzehnten auf wenige Dutzend Bekehrte. Interesse haftete dieser Mission hauptsächlich an wegen der Entdeckungsreisen, welche die einsamen Pioniere nach allen Richtungen unternahmen, und wegen der sorgfältigen Informationen, welche sie über die geographischen und sonstigen Verhältnisse im Innern von den reisegewohnten Arabern einzogen. So gaben sie den Anstoß zu der Ära von großen Entdeckungsreisen von der Ostküste aus. Ihre Mission blieb drei Jahrzehnte auf eine kleine Station beschränkt, und auf ihr ließ die Kirchenmission nur den früh gealterten, erblindeten Rebmann in der Stille weiterarbeiten.

Da gewann zu Anfang der 70er Jahre vorübergehend diese einsame Küste ein lebhaftes Interesse und wurde mit der südlich der später deutsch-ostafrikanischen Küste vorgelagerten Insel Sansibar verknüpft. Diese etwa 1600 qkm große und von 172000 Einwohnern bevölkerte Insel hatten die aus Oman in Südostarabien einwandernden Araber zum Mittelpunkt ihrer Kolonisation gemacht und hatten hier seit 1833 eine selbständige Dynastie gegründet, deren Herrschaft sich auf die gegenüberliegende Küste und mit einer unbestimmten Verdünnung als Einflußsphäre bis weit in das Innere erstreckte. In diesem Sultanat Sansibar konzentrierte sich der Einfluß der islamischen Kultur an der Ostküste. Ihn zu studieren ist vom Missionsstandpunkt um so lehrreicher, als hier eine Schicht baNtu-

afrikaner seit länger als einem halben Jahrtausend unter dem Einfluß einer höheren Kultur und Religion gestanden hat. Es ist auffallend, wie schmal die Kultureinflußsphäre des Islam bis zur Jahrhundertwende längs der Küste war. Und die sittlichen Zustände in dieser islamisierten Bevölkerungsschicht waren trostlos, das sexuelle Leben war gröblich verwildert, die Zahl der Geburten verringerte sich in bedrohlicher Weise, trotz stets frischer Zufuhr von Sklavenweibern. Aber auf dem Boden der Suaheli-Sprache und ihres Volkstums ist doch eine relativ hohe Kultur gewachsen. Die Suaheli haben eine respektable Literatur in einer fein durchgebildeten, ästhetischen Sprache und eine Poesie in verwickelten Versmaßen geschaffen und haben dabei arabische Stoffe mit afrikanischem Gewand umkleidet, etwa wie in unserer frühmittelalterlichen Poesie romanische Stoffe germanisiert wurden. Es liegt hier eine bemerkenswerte Assimilation fremden Kulturlebens in afrikanischen Formen vor, das uns mit Hoffnung für die Assimilation und Einwurzelung europäisch-christlicher Kultur auf dem Grunde der Mission erfüllt.

Das Sultanat Sansibar war der Hauptträger des ostafrikanischen Sklavenhandels, die Stadt Sansibar der Hauptsklavenmarkt. Als deshalb durch David Livingstone in der europäischen Welt ein lebendiger Abscheu gegen diesen grausamen Menschenhandel erweckt war und England in Fortsetzung seiner westafrikanischen Antisklaverei-Politik auch diesen ostafrikanischen Sklavenhandel unterdrücken wollte, zwang es 1873 den Sultan Seijid Bargasch zu einem Vertrage, der den Sklavenhandel zur See für ungesetzlich erklärte, den Sklavenmarkt in Sansibar schloß und England ermächtigte, alle Sklaven führenden arabischen Dhaus anzuhalten und zu vernichten. Auch hier entstand, wie sieben Jahrzehnte früher an der Westküste die Frage, was mit den Scharen der durch die britischen Kreuzer befreiten Sklaven werden solle.

In Sansibar hatte sich seit dem Zusammenbruch der ersten, verunglückten Unternehmung im Schire-Hochland 1861 die Universitäten-Mission[1]) angesiedelt und führte dort unter dem unfähigen Bischof

[1]) Rowley, The story of the Universities Mission to Central-Africa. London 1861. — AMZ. 1882, 164. 234. — Memoir of Bishop Steere. London 1890. — Heanley, Edward Steere. London 1888. — Ward, Ch. A. Smythies. London 1898. — Anderson-Morshead, History of the Universities' Mission to Central-Africa. 2. Aufl. 1909. — The U. M. C. A. Atlas. London 1903. — J. Richter, Evang. Mission im Njassaland. 2. Aufl. S. 59. 149. 202. Berlin 1898.

Tozer ein tatenloses Dasein. Es war ein Glück für sie, daß ihr diese Sklavenbefreiung eine neue, größere Missionsaufgabe zuführte. Sie hatte auch den Vorteil, daß nach Tozers Abgang (1874—82) an ihre Spitze ein begabter und energischer Leiter, Bischof Steere, trat. Sie richtete demnach in und bei der Stadt Sansibar eine Sklavenfreistätte großen Stils mit einer ausgedehnten Schamba, mit Knaben- und Mädchenanstalt, verschiedenen, auch gehobenen Schulen und einer schönen Kathedralkirche ein, die auf dem Platze des ehemaligen Sklavenmarktes errichtet wurde. Sansibar wurde der Mittelpunkt ihrer Mission, die sich nun bald wieder nach dem afrikanischen Festland, nach uSambara, dem Rowumaland und dem Njassasee ausdehnte. Man wandte sich allmählich in Sansibar auch der islamischen Bevölkerung zu und suchte sie durch ein gut geleitetes Krankenhaus, durch öffentliche Vorträge und Hausbesuche zu erreichen. Die zahlenmäßigen Erfolge sind nicht groß. In Sansibar und der von hier aus besetzten Insel Pemba sind (1914) 890 Christen gesammelt, von denen 500 abendmahlsfähig sind; in 10 Schulen wurden 182 Kinder unterrichtet; in Kiungani bei der Stadt Sansibar besteht eine gehobene Knabenanstalt, die mit einem gut geleiteten Gehilfen- und Predigerseminar verbunden ist. Die Mission ist extrem hochkirchlich ritualistisch, so daß sie dem römischen Katholizismus näher steht als den evangelischen Missionen. Auf der Insel Pemba besteht auch eine kleine Mission der englischen Quäker.

Neben der englischen Universitäten-Mission richtete die **Kirchenmissionsgesellschaft** auf Anregung von Sir Bartle Frere an der Ostküste in Verbindung mit ihrer einsamen Station Rabai eine Sklavenfreistätte[1]) ein. Sie wurde 1874 in Freretown, gegenüber der alten portugiesisch-arabischen Küstenstadt Mombas, begründet und alsbald mit 500 befreiten Sklaven besetzt, zu denen die Missionsleitung noch 200 in Nasik in der Bombay-Präsidentschaft erzogene befreite afrikanische Sklaven herüberbrachte. Freretown und das nun wieder stärker besetzte Rabai entwickelten sich nur langsam und

---

AMZ. 1892, 345. — Ward, Letters from East Africa (aus einem Missionskrankenhause). London 1899. — Ward, Letters of Bishop Tozer and his sister 1863—73. London 1902. — Ch. Maples, Pioneer missionary in East Africa. London 1897. — „Zentral-Afrika"; Jahresberichte der Universitäten-Mission. —

[1]) Warneck, Missionsstunden II, 1 (4. Aufl.) 144: Eine Sklavenfreistätte in Ostafrika. — Crawford, By the Equators Snowy Peak.

unter großen Schwierigkeiten. Da in dem unter islamischer Herrschaft stehenden Küstengebiet die Haussklaverei zu Recht bestand und im verborgenen ein schwunghafter Schmuggel mit Sklaven betrieben wurde, war den Arabern und Suaheli das Bestehen und Gedeihen der Sklavenfreistätte ein Dorn im Auge, zumal Hunderte ihrer Sklaven dort Zuflucht suchten und mehr oder weniger zähe auch gegen die Ansprüche ihrer Herrn geschützt wurden. Das führte zu vielen Reibungen, die selbst dann nur vorübergehend beseitigt wurden, als die 1888 auf den Plan getretene Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft auf einmal für 950 entlaufene und von der Mission aufgenommene Sklaven das Lösegeld zahlte. Trotzdem blühten die beiden Kolonien als friedliche Siedlungen und Kulturmittelpunkte auf. Auch literarische Arbeit wurde in Freretown fleißig getrieben. Es stellte sich heraus, daß das Suaheli längs der Küste in stark voneinander abweichenden Dialekten gesprochen wird, und daß sich obendrein das literarische Suaheli von den Volksdialekten bis zur Unverständlichkeit unterscheidet. Der sprachbegabte und fleißige Missionar W. E. Taylor hat im Mombas-Dialekt in einer edlen Sprache wertvolle Arbeiten, vor allem eine neue Übersetzung des Neuen Testaments geliefert. Die Übersetzung und Drucklegung der ganzen Bibel im Mombas-Dialekt ist 1914 zum Abschluß gekommen. Auch sonst ist im Mombas-Suaheli fleißig gearbeitet worden. Im Sansibar-Dialekt liegt die Übersetzung der ganzen Bibel, hauptsächlich aus der Feder Bischofs Steeres, schon seit 1892 vor. Auch in Giriama und ki-Sagalla, der Sprache der Taita, wurde das ganze Neue Testament und das Allgemeine Gebetbuch gedruckt. Um die Verbindung zwischen dem damals noch außerhalb des Schiffsverkehrs liegenden Mombas herzustellen, setzte die Missionsleitung mehrere Fahrzeuge in Dienst, erst die kleine „Highland Lassie", dann für 100000 M. den Dampfer „Henry Wright". Diese Missionsschiffe wurden überflüssig, als das Land britische Kolonie wurde und infolge davon ein lebhafter Verkehr einsetzte. Da inzwischen (1894) auch das Hinterland britische Kolonie geworden war, ging die Missionsleitung daran, ihre Arbeit — nachdem sie 40 Jahre nur an einem oder zwei Punkten an der Küste gesessen hatte — landeinwärts auszudehnen. Wray hatte in Sagalla seit 1883 mit großer Geduld unter vielen Enttäuschungen die Mission unter den wankelmütigen Taita in den Ndorabergen begonnen; der fromme, exzentrische Einspänner Douglas Hooper knüpfte unter den Giriama wiederholt angefangene, aber wieder abgerissene Missions-

beziehungen an und führte von Dschilore am unteren Sabaki aus mit mehreren gleichgesinnten Freunden eine „apostolisch einfache" Evangelisationsarbeit mit viel Krankheits- und Todesleid, aber leider recht wenig missionarischen Erfolgen; Steggall setzte in der Landschaft Taveta eine seit 1884 bei dem Moschistamm in der Dschagga angefangene, aber wegen politischer Eifersüchteleien mit den Deutschen abgebrochene Arbeit fort und gründete in dem fruchtbaren Maru eine blühende Kulturoase. Ein größerer Zug kam aber in diese zerstreuten Missionsanfänge erst, als 1898 Britisch-Ostafrika von der anglikanischen Diözese uGanda abgezweigt und zu einer eigenen Diözese mit dem Sitz in Mombas gemacht war. Zu ihrem Bischof wurde der erfahrene indische Missionar W. G. Peel (1899—1918) berufen. Ihm gelang es, größere Hilfsmittel für die Missionsarbeit in Britisch-Ostafrika flüssig zu machen. Es wurde in der wichtigsten Stadt der Kolonie, Mombas, freilich einer Hochburg eines christenfeindlichen Islam, 1892 eingesetzt, hauptsächlich mit ärztlicher Arbeit im Anschluß an ein schönes, luftiges Hospital in Msisima vor den Toren der Stadt, mit einer fleißigen, geduldigen Schwesternarbeit, einer auch von Mohammedanern und Indern gut besuchten High School und einer Industrie-Gesellschaft zur Förderung der Handwerke. Auch wurde ein schöner Dom gebaut. Sodann wurde die mühsame Arbeit unter den Taita auf drei Stationen ausgedehnt, und auch im Giriamalande die verfallene Arbeit Hoopers wieder aufgenommen, freilich noch immer behindert durch die Unzuverlässigkeit und Stumpfheit der Bevölkerung und noch neuerdings (1914) durch einen Aufstand der Giriama gegen die Kolonialverwaltung. Wichtiger war, daß landeinwärts an der uGandabahn Nairobi, der Hauptsitz der Kolonialverwaltung und Sitz der großen Eisenbahnwerkstätten, zugleich Hauptstadt des Britischen Ostafrika, besetzt wurde (1906). In jener Gegend sind teils in der Provinz uKamba, aber noch mehr in der nördlich angrenzenden, höher gelegenen, gesunderen und dicht bevölkerten Kenia-Provinz seit der Jahrhundertwende acht Missionsstationen angelegt; die wichtigsten außer Nairobi Kabete (1900), Fort Hall (Kahuhia, 1906), Weithaga (1903) und Fort Embu (1910). Die Arbeit richtet sich hauptsächlich auf die etwa 200 000 Ndia. Man darf in diesem Inlandgebiet auf einen kräftigen Aufschwung der Missionsarbeit hoffen. Im ganzen hat die englische Kirchenmission in Britisch-Ostafrika 18 Hauptstationen, auf denen 20 Missionare und 15 Missionsschwestern arbeiten; getaufte Christen sind 3973 vor-

handen, neben ihnen 4061 Taufbewerber; 1043 bezw. 471 davon leben auf den beiden alten Stationen Rabai und Freretown.

Schon 1862 traten, von Krapf gerufen und eingeführt, die englischen Vereinigten Methodisten-Freikirchen mit in die Arbeit, zunächst in Ribe bei Mombas, dann in Golbanti am unteren Tana, dann auf einigen weiteren, bei Ribe gelegenen Stationen, wie Dschomvu und Duruma. In ihrer Arbeit haben tüchtige Männer gestanden, besonders der Pionier Th. Wakefield (1862—1887, † 1901) und Ch. New. Das eigentliche Ziel, das ihnen Krapf gesteckt hatte, die Galla, haben sie auch auf der eigentlich dafür bestimmten Station Golbanti nur wenig erreicht. Aber unter den Küstenstämmen, den Njika, den Duruma und den in die Nähe der Küste verschlagenen Teilen des Kambavolkes haben sie mit großer Geduld und unter vielen Enttäuschungen gearbeitet. Einer ihrer Missionare, Houghton, und seine Frau wurden 1886 bei einem räuberischen Überfall der Masai ermordet. Die Mission zählt auch heute nur drei Hauptstationen mit fünf Missionaren und 700 Getauften.[1]) — Gleichfalls durch Krapf angeregt, gründete Senior Ittameier in Reichenschwand (Bayern) eine bayrische Missionsgesellschaft (1886), die sich aber 1892 mit der Leipziger evang.-luth. Mission[2]) verschmolzen hat. Sie hatte ihr Herz auf die von Krapf als hervorragendes Missionsvolk gerühmten Kamba gerichtet und legte unter ihnen, mehrfach wechselnd, drei Stationen an, besonders Ikutha und Mulangu. Die Kamba erwiesen sich aber als ein ungewöhnlich unzugängliches Volk; ihr Stumpfsinn und ihre rohe, irdische Gesinnung spotteten allen Versuchen einer tiefer greifenden geistlichen Beeinflussung; selbst die in einer großen Hungersnot (1899) erwiesene Hilfe konnte sie nur vorübergehend anregen. Nach einer mühseligen Geduldsarbeit von mehr als einem Vierteljahrhundert waren nur 95 Getaufte vorhanden, von denen 44 abendmahlsfähig waren, und in drei Schulen wurden 28 Kinder unterrichtet, davon nur 2 heidnische. Als deshalb die

---

[1]) E. S. Wakefield, Thomas Wakefield. 2. Aufl. London 1904. — R. Brewin, The Martyrs of Golbanti (Mr. & Mrs. Houghton). London 1888. Memoirs of Mrs. Rebekka Wakefield. London 1888. — Kirsop, Life of R. M. Ormerod. London 1901. — New, Life, Wanderings and Labours in Eastern Africa. 2. Aufl. London 1874.

[2]) AMZ. 1885: Ittameier, Ostafrika als Missionsfeld. — Ebd. 1891, 164: Ittameier, Die evang.-luth. Mission in Ostafrika. — Wenderlein, Jimba, die erste Station der evang.-luth. Wakamba-Mission in Ostafrika. Leipzig 1894.

Leipziger Mission nach der gleich zu erwähnenden Kikuju-Konferenz den Eindruck gewann, daß sich auch ihre kirchliche Lage infolge ihres konfessionellen Standpunktes schwieriger gestaltete, hat sie ihre Kamba-Mission an die gleichfalls unter den Kamba arbeitende amerikanische „Afrika-Inland-Mission" übertragen (1914). Das hat sich beim Ausbruch des Weltkrieges als eine glückliche Lösung erwiesen, da die deutschen Missionare in die Konzentrationslager nach Indien abgeführt wurden.

Die Familie Mackinnon stellte 1892 ein beträchtliches Kapital (fast 700000 M.) zur Verfügung, damit von seinen Zinsen im Herzen Britisch-Ostafrikas eine Muster-Industrie-Mission als „Schottische Ostafrika-Mission" nach dem Vorbild des südafrikanischen Lovedale angelegt werde. Dr. Stewart, der Leiter von Lovedale, wurde mit dieser Aufgabe betraut, und er legte die Station in Kibwezi an einem kleinen Nebenfluß des Athi an. Es schwebte aber ein Unstern über dieser Gründung. Die Station wurde dreimal durch Feuer zerstört; mehrere Missionare starben oder mußten mit gebrochener Gesundheit heimkehren. So wurde die Station 1898 nach dem 7000 Fuß hoch gelegenen, gesunderen Kikuju verlegt. Seit 1901 ist sie in die Verwaltung der schottischen Staatskirche übergegangen. Der geistige Leiter der Arbeit war bis zu seinem Tode 1911 der bedeutende Dr. Henry Scott, sein Nachfolger Dr. Arthur. Neben den beträchtlichen Werkstätten besteht auch ein geräumiges Hospital. Im Jahre 1911 ist in Tumutumu am Kenia eine Zweigstation, auch mit Knabenanstalt und Hospital angelegt. Die Zahl der Getauften betrug 1919: 386 Seelen. — Im Jahre 1895 begann der amerikanische Quäker Cameron Scott eine Freimission, der er den Namen Afrika-Inland-Mission gab. Nach einigen schwierigen Anfangsjahren hat sich diese Mission unter der unternehmenden Leitung von Ch. Hurlburt schnell entwickelt, so daß trotz mehrfacher Verlegung und Aufgabe von Stationen deren heute in Britisch-Ostafrika acht oder neun bestehen: drei unter den Kamba, wozu 1914 noch die drei von der Leipziger Mission übernommenen gekommen sind, fünf unter den Kikuju und eine unter den Massai. Die Arbeit unter den Kamba hat wie die der Leipziger schwer unter der geistlichen Unzugänglichkeit dieses Volkes zu leiden und hat erst spärliche Erfolge aufzuweisen. Günstiger steht es unter den Kikuju, unter denen sich die Hauptstation Kidschabe befindet, die einzige, auf der schon eine Gemeinde von 27 Kirchengliedern gesammelt ist. Hier befinden sich auch

eine Knaben- und Mädchenkostschule, eine gut besuchte Poliklinik, Handwerksstätten und die Anfänge eines Gehilfenseminars. Die Massai-Station Rumuruti liegt weiter landeinwärts auf einer großen Massai-Reserve, sie leidet schwer unter dem unsteten Nomadencharakter dieses Volkes, der sie für eine geordnete Beeinflussung selbst dort in der Reserve unzugänglich macht. Neuerdings (1912) hat die Afrika-Inland-Mission ihre Missionsarbeit in den belgischen Kongostaat vorgeschoben. Die erste Station ist bei Mahagi am Westufer des Albertsees unter den Alura gegründet; von hier hofft man zu den aSande (Njamnjam) vorzudringen. Die Politik der Mission ist es, gesundere Hochländer zu besetzen und die malariaschwangeren Tiefländer zu vermeiden; die letzteren hofft man durch eingeborene Helfer besetzen zu können.

Von der Afrika-Inland-Mission, die auch nur ein loses Gebilde ist, in der z. B. einzelne Stationen von Gruppen verschiedener Mennoniten unterhalten werden, ist 1902 eine unabhängige Freimission ausgegangen, die in der Landschaft Kawirondo nördlich von Kisumu-Florence-Bai, dem Endpunkt der Ugandabahn, die Industriestation Kaimosi begründet hat, neben der zwei kleine Nebenstationen entstanden sind.

Auch von der Johannesburger Compound-Mission Bakers haben sich einige Freunde abgelöst und in der Landschaft Kawirondo eine Freimission mit mehreren kleinen Stationen (Kima, Ebudongoi) begonnen.

Südlich von Kisumu und der uGandabahn, zwischen dieser und dem Ufer des Viktoria-Njanza haben sich seit 1906 die deutschen Adventisten niedergelassen und haben in schneller Folge unter den Wageia oder waKawirondo sechs kleine Stationen (bes. Gendia und Wire Hill) angelegt. Man sieht, zumal seit der Vollendung der uGandabahn und der Pazifizierung der Massaihorden übt das innere Hochland von Britisch-Ostafrika eine große Anziehungskraft auf die Missionskreise aus. Zweierlei ist daran nicht unbedenklich. Einmal ist es eine bunte Musterkarte von Denominationen, die auf jenem Hochland neben- und durcheinander arbeiten: Anglikaner, Presbyterianer, Quäker, Lutheraner, Mennoniten, Darbysten und Konfessionslose. Bedauerlicher scheint uns, daß — außer der schottisch-presbyterianischen und der CMS. — diese Missionen ihre Stationen mit zu geringen Mitteln und daher für jene Tropenländer unzureichend anlegen. Liegen auch jene Landstriche meist zwischen 3000—6000 Fuß

Höhe, so erfordern doch die äquatoriale Sonnenbestrahlung, die starken Temperaturschwankungen, die Moskitengefahr, zumal bei den Reisen im Bezirk, die Regenzeiten mit vielfach unzuträglichem Wetter u. a. beständige Aufmerksamkeit auf die Gesundheit der Europäer, wenn nicht dieses wertvollste und am schwersten zu ersetzende Kapital vergeudet werden soll. Es ist ja etwas Rührendes um die Freudigkeit, mit der junge Missionare im Drang der ersten Liebe ihr Leben in die Schanze schlagen und sich mit dem Dürftigsten begnügen, zumal wenn sie sog. Glaubensmissionare sind, die keine regelmäßigen Unterstützungen von ihrem heimatlichen Freundeskreise erhalten. Aber da die Erfahrung z. B. unter den ähnlichen Verhältnissen auf den Hochflächen Deutsch-Ostafrikas gelehrt hat, daß eine einigermaßen gesundheitlich ausreichende Station mit tropenfestem Wohnhaus, Kirche und Nebenhäusern, Gärten und Wagen vor dem Kriege unter 25000 M. nicht hergestellt werden konnte, so berührt es fast wehmütig, wenn 1913 der Gesamtwert der sechs Stationen der Adventisten nur auf 27000 oder 30000 M. veranschlagt wurde.

Abseits von dieser Hauptverkehrslinie der Kolonie liegt in Lamu und am Tana das kleine Arbeitsfeld der Neukirchener Mission.[1]) Diese fing 1887 unter den etwa 15000 wenig bildungsfähigen Pokomo am Tana eine Mission an in der Hoffnung, in einer deutschen Kolonie zu arbeiten; sie blieb aber auch, als durch den Sansibar-Vertrag 1890 das Land der britischen Interessensphäre zufiel. Sie hat, schwer mit einem sehr ungesunden Klima ringend, längs des in vielgewundenem Lauf dahinfließenden Tana vier Hauptstationen angelegt, von denen aus eine ganze Anzahl von kleineren und größeren Gemeinden gesammelt sind. Die Verbindung wird durch ein Petroleummotorboot, die Naghea, hergestellt. Die Mutter- und Hauptstation ist Ngao; Kulesa wurde von dem schwedischen Freimissionar Cederquist übernommen; auf der jüngsten Station Hola konnte zu Weihnachten 1913 durch die Taufe von fünf Erstlingen der Grund zu einer Gemeinde gelegt werden. Als Stützpunkt an der Küste ist Lamu, die Hauptstadt von Witu, besetzt; in dieser vom Islam beherrschten Suahelistadt ist aber der Boden besonders hart, und die Mission hat

---

[1]) Stursberg, Ferdinand Würtz, Missionar und Missionspionier der Neukirchener Mission am Tana. Neukirchen 1910. — AMZ. 1898, 117: Stursberg, Die Neukirchener Missionsanstalt. — Missions- und Heidenbote (Neukirchen), bes. 1912, Nr. 5ff.: Nitsch, 25 Jahre Tanamission; danach Nitsch, Tränensaat und Freudenernte in Ostafrika. Neukirchen 1914.

noch kaum Eingang gefunden. Die Gesamtzahl der Getauften betrug Ende 1913 nur 469; 623 Kinder wurden unterrichtet. Das ganze Neue Testament ist in Pokomo übersetzt; die grundlegende Arbeit dazu leistete der früh verstorbene Würtz. Bald nach Kriegsausbruch sind leider alle Missionare nach Indien deportiert, die Gemeinden und die eingeborenen Helfer also der Leitung und Aufsicht beraubt.[1])

Im Vergleich zu den Nachbargebieten uGanda, Deutsch-Ostafrika und dem britischen Njassalande befindet sich die Mission in Britisch-Ostafrika noch in den Anfängen; abgesehen von Rabai, Freretown, Ribe, Golbanti sind die meisten älteren Stationen infolge der ungünstigen Volksverhältnisse wiederholt verlegt, und die jetzigen Stationen sind fast alle noch jung. Nur Freretown und Rabai haben größere Christengemeinden; sonst freut man sich schon, wenn man 150 oder 200 Getaufte auf einer Station beieinander findet. Die Gesamtzahl der Getauften wird 3000 nicht übersteigen. Es ist leider anscheinend kein einziges konsolidiertes Missionsgebiet vorhanden, wie etwa das der Universitätenmission in uSambara oder der Leipziger am Kilimandscharo im benachbarten Deutsch-Ostafrika.

Die vielen jungen unerfahrenen Missionen fühlten das Bedürfnis, zu gegenseitiger Beratung zusammenzukommen und von den Erfahrungen der älteren Gesellschaften zu lernen. So fand 1909 eine erste allgemeine Missionskonferenz in Nairobi, 1913 eine zweite in Kikuju statt. Besonders diese letztere faßte tiefgreifende Beschlüsse und erregte in der gesamten angelsächsischen Welt großes Aufsehen. Sie teilte Britisch-Ostafrika in missionarische Einflußsphären, welche die einzelnen Missionsgesellschaften zur Bearbeitung übernahmen. Dabei hat sie eine gewisse Gleichmäßigkeit der Arbeit vereinbart, die zu einem K i r c h e n b u n d (Scheme of federation) führen soll. Die Bedingungen der Zulassung zum Katechumenat und die Dauer des-

[1]) So war es eine freudige Überraschung, als nach fast fünfjähriger Verwaisung im Jahre 1920 der Methodisten-Missionar Hopkins bei einem Besuche der Gemeindlein am Tanaflusse feststellen konnte, daß nicht bloß die noch vorhandenen, etwa 380 vorher gesammelten Christen sich im ganzen recht gut gehalten hatten. Er konnte sogar fast etwas wie eine Bewegung zum Christentum unter den Pokomo feststellen und in kurzer Zeit 370 weitere, durch die Ältesten und Lehrer brav vorbereitete Katechumenen taufen. Die Missionshäuser drohen infolge der Verödung zu verfallen; die Eingeborenenkirche ist eher gewachsen. Die Helfer, besonders der treffliche Gudina haben ihren Christenstand behauptet. Die Vereinigten Methodisten werden die verwaiste Mission so lange verwalten, bis die Neukirchener zurückkehren dürfen.

selben sollten in allen Missionen die gleichen sein. Gruppen von Christen sollten einen Gemeinde-Kirchenrat wählen. Sie sollten in Bezirke zusammengeschlossen werden mit einem Bezirkskirchenrat an der Spitze. Über diesen Bezirkskirchenräten wurde für später ein allgemeiner repräsentativer Kirchenrat geplant, der Vorläufer einer Synodalkirche der Zukunft. Taufe und Abendmahl sollten mit den sichtbaren Zeichen im wesentlichen gleichmäßig verwaltet werden. Die Kirchenmitgliedschaft sollte gegenseitig anerkannt werden. Nichtanglikaner sollten das Recht haben, fern von ihrer Mission und Kirche in einer anglikanischen Kirche zu kommunizieren; aber auch anglikanische Christen dürfen das unter Umständen in nonkonformistischen Kirchen. Eine gemeinsame Abendmahlsfeier, bei der die beiden anwesenden anglikanischen Bischöfe in der presbyterianischen Kirche das Sakrament austeilten, schloß die mit großer Einmütigkeit tagende Konferenz. Gerade bei dieser Abendmahlsfeier setzte nun aber ein heftiger, zum Teil geradezu erbitterter Widerstand gegen die Beschlüsse der Kikuju-Konferenz in den Kreisen der hochkirchlichen Anglikaner ein. Diese glaubten ihre Lieblingslehren des Sakramentarismus und der echten Katholizität gefährdet. Bischof Frank Weston von der Universitäten-Mission in Sansibar erhob gegen die beiden anglikanischen Bischöfe die Anklage auf Häresie und Schisma. Der kirchenpolitische Streit wurde so leidenschaftlich geführt, daß er geradezu die anglikanische Kirche zu sprengen drohte. Weston schrieb eine Streitschrift: „Ecclesia Anglicana“; die beiden evangelischen Bischöfe von Mombas und uGanda antworteten mit einer Gegenschrift: „The Kikuyu Conference, a study in Christian Unity“. Der Erzbischof lehnte den Antrag Westons ab, gegen die beiden Bischöfe das Disziplinarverfahren zu eröffnen. Er legte die Frage dem von der Lambeth-Konferenz 1897 eingesetzten bischöflichen Vertrauensrat („Central Consultative Committee of Bishops“) vor. Dieses hat in der Hauptsache zugunsten der evangelischen Bischöfe entschieden. Übrigens hat, wie erwähnt, auch für die Leipziger Mission die Kikuju-Konferenz den Ausschlag gegeben, den lange erwogenen Plan auszuführen und die kleine Kamba-Mission an die amerikanische Afrika-Inlandmission abzutreten. Sie hatte aus den Verhandlungen die Überzeugung gewonnen, daß im Rahmen der soviel stärkeren angelsächsischen Missionen keine Aussicht vorhanden sei, in der werdenden Eingeborenenkirche[1]) die

[1]) Wir gehen auf die umstrittene „Kikuju-Frage“ nur soweit ein, als sie das Missionsfeld betrifft. Noch nie hat bisher eine praktische Missionsfrage und das

lutherische Eigenart der deutschen Reformation zur Geltung zu bringen. Eine dritte ostafrikanische Konferenz, wieder in Kikuju im Juli 1918, nahm in der Hauptsache die 1913 vorgeschlagenen Entwürfe einer Vereinheitlichung der Arbeit und der Verwaltung fast einstimmig an. Das Ziel soll eine einheitliche evangelische Kirche für Weiße und Schwarze im Lande sein, die Bekenntnisgrundlage die Heilige Schrift, Apostolikum und Nizänum mit starker Betonung der absoluten Autorität der Bibel, der Gottheit Christi und der Versöhnung durch seinen Tod. Seit dieser Konferenz ist es mit der Arbeitsgemeinschaft der Missionen in diesem Gebiete trotz der Störungen der Kriegsnöte vorangegangen. Sie haben sich zu einem Bunde (Alliance of Missionary Societies in British East Africa) zusammengeschlossen und haben als solcher eine ausführende und eine repräsentative Körperschaft gewählt. Um die vielen meist kleinen Missionen der Notwendigkeit zu überheben, lauter kleine Gehilfenseminare zu errichten, wird geplant, gemeinsam ein „Kikuyu Missionary College" zu errichten.

Der missionarische Zusammenschluß ist um so erwünschter, als die Regierung eine einheitliche Regelung des Schulwesens für die Kolonie in Angriff genommen hat. Sie will das Eingeborenen-Schulwesen vorläufig in der Hauptsache in den Händen der Mission

---

aus dem harmonischen Geist einer Missionskonferenz unreflektiert erwachsene praktische Handeln auf einem entlegenen Missionsfelde so tiefgreifende Wirkungen in der ganzen Christenheit, speziell in den Kirchen des gesamten britischen Weltreiches ausgelöst. Hier kreuzten sich in schroffer Weise die verschiedenartigsten Strömungen: die evangelikale mit ihrer weitherzigen Anerkennung alles wahrhaft Gott geweihten Dienstes in jeder denominationellen Form; das hochkirchliche Dogma, wonach allein die apostolische Sukzession und in ihrem Verfolg die bischöfliche Ordination die „Validität" des Altarsakraments verbürgt; die gerade in der anglikanischen Kirche weitverbreitete Neigung zur „Reunion" mit dem eifrigen Bemühen, den Nichtanglikanern zu diesem Zweck soweit entgegenzukommen, als es irgend die ritualistischen Grundanschauungen gestatten. Die Aufregung der Kikuju-Kontroverse ist schnell im Sturm des Weltkrieges untergegangen. Als gesicherte Ergebnisse davon sind für die anglikanischen Kirchen hauptsächlich übrig geblieben die Berechtigung anglikanischer Bischöfe und Geistlicher, auch geeignete nichtanglikanische Geistliche in ihren Kirchen predigen zu lassen; die Erlaubnis für anglikanische Christen im Notfall von einem Nichtanglikaner das heilige Abendmahl zu nehmen; die Warnung vor „Kirchenbünden" (Federation), die um lokaler Bedürfnisse willen die ökumenische Einheit der anglikanischen Kirche in Frage stellen; und die Abneigung gegen interdenominationelle Abendmahlsfeiern zumal in nichtanglikanischen Kirchen. Stock, History of the CMS. IV, 409—424.

lassen und diese finanziell kräftig unterstützen, namentlich bei der Lehrerausbildung und den Lehrergehältern, um die Mission instand zu setzen, soweit ausreichende Gehälter zu zahlen, daß nicht die ausgebildeten Lehrer durch günstigere Lohnangebote von Kaufleuten und Pflanzern der Missionsarbeit entzogen werden.

Obgleich in Britisch-Ostafrika das Schulwesen noch in den Anfängen ist und die Eingeborenen nur geringen Bildungsdrang zeigen, hat sich hier die Regierung mehr darum gekümmert als z. B. in uGanda, wo das Schulwesen bis heute fast ausschließlich den Missionen überlassen ist. In Britisch-Ostafrika ist ein Direktor des Schulwesens angestellt, die Missionsschulen werden ziemlich regelmäßig inspiziert.

Britisch-Ostafrika oder, wie es neuerdings heißt, „Kenia Colony", hat besonders lange gleichsam im Schatten gelegen. Die kriegerischen Nomadenstämme, besonders die Massai und Galla, schienen den Zugang zum Herzen Afrikas von Mombas aus zu versperren. Das ist seit der Niederwerfung dieser Völker und zumal seit dem Bau der uGandabahn, so gründlich anders geworden, daß nunmehr gerade diese Gebiete, wenigstens die ausgedehnten Hochländer im Innern, Kenia, Kikuju, zu den bequem zugänglichen, fruchtbaren, gesunden Siedlungsländern des äquatorialen Afrika gehören. Hier fließt längs der uGandabahn die europäische Kultur wie ein unaufhaltsamer Strom in das Land; und die zerfahrenen, durch die Massai und Galla zerriebenen, meist kleinen Eingeborenen-Stämme befinden sich in der Auflösung. Ihre Lebensverhältnisse werden durch die eindringende Kultur umgestaltet, und daß der stumpfe heidnische Aberglaube dem allen einen toten Widerstand entgegensetzt, erschwert eher die Lage. Hier bahnen sich südafrikanische Verhältnisse und Probleme an: die inneren Hochländer werden „weißen Mannes Land" werden; dann aber wird sich das Leben der Eingeborenen auf den Dienst in den europäischen Betrieben einstellen, und es wird um so dringender erwünscht, daß im Christentum für Weiß und Schwarz eine gemeinsame Lebensgrundlage gegeben wird. Nairobi, die Hauptstadt, entwickelt sich schnell zu einer afrikanischen Großstadt; es soll bereits 5000 Weiße, 30 000 Asiaten, besonders Inder, und mehr als ½ Million Eingeborene zählen. Es mutet ganz modern an, wenn hier bereits die Verfügung erlassen wird, jeder Einwanderer, der sich dort niederlassen will, muß sich ausweisen, daß er über genügende Mittel für seinen Lebensunterhalt

in den ersten Monaten verfügt. Sogar in der Sprache macht sich dieser Umschwung geltend. Die bunte Mannigfaltigkeit der Eingeborenensprachen, in denen noch dazu baNtu, nilotische und Hamitensprachen ineinander übergehen, vermag sich nicht zu behaupten; aber die englischen Herren haben auch kein Interesse daran, das Suaheli zur Verkehrssprache werden zu lassen, da in Verbindung damit fast überall der Islam eingeschleppt wird. So soll das Englische in ähnlicher Weise zur lingua franca werden, wie in Südafrika das Burische und Englische; allerdings wohl nur so weit, als die Kultureinflüsse von der uGandabahn aus das Land beherrschen.

Die Kolonie, die als Kronkolonie unmittelbar der Londoner Regierung untersteht, zählte Ende 1918 rund 4¼ Million Einwohner, und zwar in dem Herzstück, dem bisherigen „Britischen Ostafrika-Protektorat" 5570 Europäer, 15407 Inder, 7468 Araber, 2020 Goanesen, 2596409 Eingeborene; dazu gehören die Nyanza-Provinz und das Kenia-Protektorat; in der Nyanza-Provinz leben etwa 1 Million, in der Kenia-Provinz[1]) 706534 Eingeborene. Massai zählte man 41678.

Das unaufhaltsame Einfluten der Kultur schafft schwierige Arbeiterprobleme. Auch in den hoch und gesund gelegenen Pflanzungen des Kikuju- und Kenia-Bezirks kann wegen der starken Insolation (Bestrahlung) und der damit gegebenen Gefahr des Sonnenstichs der Europäer nur wenig Ackerarbeit selbst verrichten. Die Hauptpflanzungsprodukte wie Kaffee, Tabak und Baumwolle erfordern viele Hände, und es ist ja doch von alten Zeiten die Aufgabe und Gabe Afrikas gewesen, die ungelernten Hände für die Kulturarbeit anderer Völker zu stellen. Die Arbeiterfrage wurde zum ersten Male brennend, als in den Jahren 1912/13 eine „Ostafrika-Landarbeiter-Kommission" auf Grund eingehender Unter-

---

[1]) Das ganze frühere Britisch-Ostafrika heißt jetzt Kenia-Kolonie. Einzelne Bezirke darin sind das Kenia-Protektorat an der Küste und die Kenia-Provinz an dem gewaltigen Schneeberg gleichen Namens. Die evangelische Mission ist mit kleinen Gruppen über das Land hin vertreten, die durch weite, missionslose, zum Teil auch menschenleere Landstriche voneinander getrennt sind. Die wichtigeren derartigen Gruppen im Inland sind Kikuju mit dem Verwaltungszentrum Nairobi und die Kenia-Provinz mit Fort Hall. Die waKikuju haben sich den günstigen Umstand sehr zunutze gemacht, daß sie durch die ihr Gebiet durchquerende Ugandabahn in den Strudel des Weltverkehrs gezogen sind; sie drängen sich als Handwerker, Schreiber, Unterbeamte usw. in die ihnen erreichbaren Berufe längs der Bahn.

suchungen einen 300 Seiten langen Bericht veröffentlichte. Ihre Stimmung war den Eingeborenen überwiegend ungünstig. Man meinte die Arbeiterfrage dadurch lösen zu können, daß man die Eingeborenen-Reserven beschnitt oder irgend welche anderen Zwangsmaßregeln vorschlug. Im Jahre 1920 hat der Gouverneur Sir Edw. Northey, übel bekannt wegen seines brutalen Vorgehens im Kriege gegen die deutschen Missionen im Njassalande, die Arbeiterfrage durch eine Gesetzgebung zu lösen unternommen, die in praxi auf einen weitgehenden Arbeitszwang hinauskam. Danach waren alle gesunden Männer jedes Alters verpflichtet, wenigstens zwei Monate außerhalb ihrer eigenen Gärten zu arbeiten, widrigenfalls sie gezwungen werden sollten, sechzig Tage bei den öffentlichen Arbeiten der Regierung mitzuarbeiten. Da außerdem jeder Hüttenbesitzer 16 sh. Kopf- oder Hüttensteuer zu zahlen hatte, wurde erwartet, daß damit eine genügende Arbeitsleistung für die Pflanzer sichergestellt sei. Auf noch so großen Fleiß und Betriebsamkeit im eigenen Gedinge war also keine Rücksicht genommen; auch waren nicht die Jahreszeiten berücksichtigt, in denen der Neger in seiner eigenen Wirtschaft unabkömmlich ist. Obendrein waren die Löhne für die öffentlichen Arbeiten so gering (3 d am Tag) normiert, daß die Eingeborenen naturgemäß die erheblich höheren Tagelöhne der Pflanzer vorzogen. So wirkte also das Gesetz als ein Zutreiber der Arbeiterscharen an die Privatunternehmer, ohne das Odium der Zwangsarbeit zur Schau zu tragen. Wie ist die deutsche Kolonialverwaltung in der Welt verlästert und ihr die Befähigung zu gesunder Kolonisation abgesprochen, als sie in zwei beschränkten Bezirken von Deutsch-Ostafrika einen mäßigen Arbeitszwang für Private unter sorgfältig erwogenen Vorsichtsmaßregeln einführte! Aber wenn die Engländer einen viel weitergehenden Arbeitszwang einführen, so ist das natürlich etwas anderes! Die dadurch in der Kenia-Kolonie geschaffene Lage war so ernst, daß sich die beiden anglikanischen Bischöfe von Mombas und uGanda und der Führer der staatsschottischen Kikuju-Mission Dr. Arthur zu einer Denkschrift vereinigten, in der sie nur die zahmen Vorschläge zu machen wagten, der Arbeitszwang solle auf die Männer im Alter von 17—27 Jahren und auf nicht mehr als zwei Monate im Jahre beschränkt werden; er dürfe auch nur für öffentliche Arbeiten, nicht für Privatunternehmer benutzt werden. Über diese Vorschläge hat sich in der englischen Öffentlichkeit eine erregte Erörterung entsponnen. Der ostafrikanische Missionsbund (Missionary Alliance in British East Africa) hat ein Manifest erlassen; die

um afrikanische Philanthropie verdiente Antisklaverei-Gesellschaft (Anti-Slavery and Aborigines Protection Soc.) hat weitgehende, über die Vorschläge der Bischöfe hinausgehende Forderungen erhoben. Vor allem hat die Konferenz der britischen Missionsgesellschaften in Verbindung mit den höchsten kirchlichen Behörden eine ausführliche Denkschrift eingereicht und die Einsetzung einer königlichen Kommission mit weitgehenden Befugnissen zur Untersuchung der ganzen Arbeiterfrage in den britischen Kolonien in Ostafrika gefordert ChMR. 1921, 66 ff.; Int. Rev. Miss. 1921, 183 ff.). Gewiß ist anzuerkennen, daß die für die Aufschließung des Landes und die Aufrechterhaltung einer geordneten Verwaltung erforderlichen Arbeiten von der männlichen eingeborenen Bevölkerung geleistet werden müssen; wiewohl auch da auf die wirklichen Interessen der Eingeborenen Rücksicht zu nehmen ist; sie brauchen keine asphaltierten Straßen für den Autoverkehr. Und die Heranziehung zu den öffentlichen Arbeiten darf ihre eigene Wirtschaft nicht stören und zerstören. Jeder Versuch, die Eingeborenen zur Zwangsarbeit für Privatunternehmer zu pressen, ist zu vermeiden, weil er angesichts der Schwächen der menschlichen Natur doch wieder zur Sklaverei in der einen oder andern Form führt. Die Privatunternehmer müssen eben ihre Arbeitsbedingungen anziehend genug gestalten, um die Eingeborenen freiwillig zur Kontraktarbeit anzulocken, und deren schnell wachsenden Kulturbedürfnisse und die von ihnen zu entrichtenden Steuern üben ohnehin einen den Pflanzern zu Hilfe kommenden Druck aus.

VI. Uganda.[1])

Im Norden des Viktoria Njansa, des größten der innerafrikanischen Seen, liegt das Königreich uGanda, ein Land, kaum größer als Bayern und mit nur dreiviertel Million Einwohnern, das aber in der Missionsgeschichte Afrikas eine einzigartige Stellung einnimmt. Hier wurde in der heroischen Epoche der äquatorialafrikanischen Missionen mit kühnem Wagemute mehr als tausend Kilometer von der Küste eine Mission begonnen; diese zentralafrikanische Mission lag in den Händen einer mit finanziellen und persönlichen Kräften reich ausgestatteten Gesellschaft, die mit Weisheit und Kraft geleitet wird; sie hatte das Glück, auf eines der eigenartigen afrikanischen Völker zu stoßen, die für die Mission im besonderen Maße offen und empfänglich sind; und die Mission hat bis heute — abgesehen von der römisch-katholischen Konkurrenz —

---

[1]) Johnston, The Uganda Protectorate. London 1902. — F. D. Lugard, Uganda and its people. London 1904. — Lugard, Rise of our East African Empire. London 1893. — Wilson und Felkin, Uganda and the Egyptian Sudan. London 1882. — Stock, The Story of Uganda. London 1892. — Ashe, Two kings of Uganda. London 1890. — Alexander Mackay, Pionier-Missionar von Uganda. London 1890. Deutsch von W. Baur. Leipzig 1891. — Mullins, The wonderfal story of Uganda. London 1909. — Tucker, Eighteen years in Uganda and East Africa. London 1908, deutsch Dresden 1912. 2 Bde. — Roscoe, The Baganda. London 1911. — J. Richter, Uganda. Gütersloh 1893. — EMM. 1894, 201. 242. 269. 324. Der Sieg des Christentums in Uganda. — Die Artikel in der AMZ. 1894, 181; 1896, 537; 1909, 3. 64. — Warneck, Missionsstunden II, 4. Aufl. Nr. 11—13. — Proceedings der CMS. Intelligencer, seit 1907 Church Miss. Review. — Dawson, Bischof James Hannington. London 1887. — Hesse, Jakob Hannington. Calw 1891. — Johnson, Tramp round the Mountains of the Moon. London 1908. — Fisher, On the borders of Pigmy Land. London 1905, deutsch Calw 1909. — Hall, Through my spectacles in Uganda. London 1898. — Hattersley, The Baganda at home. London 1909. — Derselbe, Uganda by pen and camera. London 1906. — Battersby, Pilkington of Uganda. New York 1899. — Berry, Bishop Hannington. New York 1908. — Hannington, Last journals. London 1908. — Hall, In fall and glad surrender. London 1905 (Biographie des Miss. Martin Hall). — J. W. Harrison, Mackay of Uganda. New York 1900. — Anfangs waren die Suaheli-Präfixe bräuchlich; man schrieb also Uganda, Waganda usw. Dann führte man die in der Gandasprache selbst üblichen Präfixe ein: **Buganda**, das Land; **Muganda**, ein einzelner Einwohner; **Baganda**, viele Einwohner; **Luganda**, die Landessprache. Seit 1910 ist es Ordnung geworden, **Buganda** auf das eigentliche Uganda (Uganda Proper) zu beschränken, dagegen das ganze Protektorat Uganda schlechthin zu nennen.

ausschließlich in den Händen dieser einen Gesellschaft gelegen. Die CMS. hat in vielem Betracht hier ein Meisterstück afrikanischer Mission geliefert. Das ist besonders wichtig, weil uGanda an einem der entscheidenden Knotenpunkte der afrikanischen Völker liegt, wo der Zusammenprall der einströmenden europäischen Kultur mit der primitiven Barbarei auf der einen, der Wettbewerb von Islam und Christentum um das Herz Afrikas andererseits zu dramatischem Ringen führt.

Die einsam an der Ostküste bei Mombas unter den waNika arbeitenden deutschen Missionare Dr. Krapf, Erhardt und Rebmann hatten nach den zerstreuten Mitteilungen arabischer Sklavenhändler eine Karte von Zentralafrika entworfen, welche zum erstenmal, wenn auch in grotesken Umrissen, die großen zentralafrikanischen Seen aufwies. Diese Kartenskizze, im Calwer Missionsblatte veröffentlicht, erregte in englischen Geographenkreisen Aufsehen und veranlaßte in den Jahren 1857—59 die Entsendung der Expedition Burton und Speke, die zur Entdeckung des Tanganjika und des Viktoria Njansa führte. Im Jahre nach Livingstones Tode 1874 machte sich Stanley zu seiner zweiten großen zentralafrikanischen Expedition auf. Er weilte im Jahre 1875 mehrere Monate am Hofe des intelligenten Königs Mtesa von uGanda,[1]) der damals schon von arabischen Sklavenhändlern stark umworben wurde. Er hatte so günstige Eindrücke von der Bedeutung Mtesas und seines Königreiches, daß er die christlichen Missionen Englands in einem enthusiastischen Briefe zur Begründung einer zentralafrikanischen Mission in uGanda einlud. Der Brief gelangte durch eine seltsame Verkettung von abenteuerlichen Umständen nach England und wurde am 15. November 1875 im Daily Telegraph veröffentlicht. Er machte Aufsehen, und der Englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft (CMS.) wurden binnen kurzer Frist 400 000 M. zur Begründung einer Mission in uGanda zur Verfügung gestellt, sie entschloß sich deshalb zu diesem weitausschauenden, schwierigen Unternehmen. Männer verschiedener Berufskreise — ein Geistlicher, ein Arzt, ein Kapitän, ein Ingenieur und andere — stellten sich ihr dafür zur Verfügung. Im Jahre 1876 brach die erste Karawane mit acht Missionaren von der später deutschen Ostküste nach dem damals noch sehr entlegenen uGanda

---

[1]) Stanley, Durch den dunklen Erdteil. Bd. I, Kap. 9 ff. Leipzig 1878, 2 Bände.

auf. 400 Träger begleiteten die Karawane. Unter Krankheiten und Todesfällen wurde im August 1876 Mpuapua erreicht und hier die erste Station gegründet. Nach unendlichen Strapazen und Opfern langte die Karawane im Januar 1877 am Südufer des Sees an, es waren aber nur noch drei von den abgesandten Missionaren übrig. Das mitgeführte Stahlboot wurde mit Mühe zusammengesetzt. Dann fuhr man, von den Insulanern mit vergifteten Pfeilen begrüßt, über den See und langte am 30. Juni 1877 bei Mtesa in seiner Hauptstadt Rubaga an, wo sie der König freundlich empfing.

Die Mission in uGanda hatte von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine Not war die Entlegenheit, um nicht zu sagen Unerreichbarkeit, des Arbeitsfeldes. Der nächste Weg durch das jetzige Britisch-Ostafrika war durch die damals noch unbestritten herrschenden Massai-Horden versperrt. Der Zugang von Norden her längs des Nils war damals zu Zeiten möglich, solange Charles Gordon Gouverneur des ägyptischen Sudan war (1877—1879. 1884—1885). Dieser Weg ist auch gelegentlich von Missionskarawanen benutzt, aber er war unsäglich schwierig, und mit dem Aufkommen der Mahdi-Revolution in Nubien verschloß er sich gänzlich. So war man auf den damals noch wenig erforschten Weg quer durch Deutsch-Ostafrika und über den Viktoriasee angewiesen. Die Reisebeschreibungen nehmen in den ersten Jahren dieser Mission einen großen Umfang in der Berichterstattung ein. Sie sind auch meist interessant und romantisch. Aber für die Mission in uGanda selbst waren diese Reise- und Verkehrsschwierigkeiten ein arges Kreuz, auch deshalb, weil die unsäglichen Strapazen viel von der Gesundheit und der körperlichen Widerstandsfähigkeit der Missionare aufzehrten. Das Klima von uGanda selbst kann nicht gerade als ungesund bezeichnet werden. Der Viktoria-Njansa liegt 1140 Meter über dem Meeresspiegel, also in Brockenhöhe. Von ihm aus erhebt sich uGanda als ein welliges Berg- und Hügelland in einer durchschnittlichen Höhe von 1300—1500 Meter. In diesen Höhenlagen ist in Zentralafrika selbst unter dem Äquator die Gluthitze der Tropen einigermaßen gemildert. Leider ist das Land in seinen Talsenkungen von abflußlosen Sümpfen durchzogen, in deren dichtem Papyrusschilf Millionen von Moskiten hausen, die Träger der Malaria und anderer Krankheiten. Zudem scheint die Beulenpest in uGanda endemisch zu sein. Seit der Jahrhundertwende wurde die Schlafkrankheit eingeschleppt und hat die Bevölkerung

der vorgelagerten (Sesse=)Inseln fast vernichtet, die der Küstenbezirke von Buddu bis Kawirondo fast aufgerieben. Eine große Schwierigkeit lag von Anfang an in dem Umstande, daß am Hofe Mtesas die arabischen Sklavenhändler als Träger des Islams das Gegengewicht gegen die Einflüsse der Missionare hielten. Unglücklicherweise kamen schon 1879 obendrein katholische Missionare des Kardinals Lavigerie, die „Weißen Väter", die sich zugleich als Träger eines schroffen Ultramontanismus und französischer Kolonialinteressen wußten. König Mtesa war geistig angeregt genug, um sich gern über religiöse und theologische Fragen mit allen drei Parteien zu unterhalten, sich auch je und dann das Vergnügen einer Disputation der Gegner zu leisten. Aber im Grunde waren ihm die Mohammedaner doch nur als Abnehmer der vielen auf seinen jährlichen Raubzügen erbeuteten Sklaven, die Protestanten und Katholiken als Lieferanten von Pulver und Flinten, von Beilen, Sägen und anderen europäischen Gebrauchs= und Luxusartikeln wertvoll. Tiefere religiöse Interessen hatte er kaum. Er sorgte dafür, daß weder die protestantischen noch die katholischen Missionare über die Hauptstadt hinaus in das Land kamen. Sie gehörten zu seinem Hofstaate, sie vermehrten dessen Glanz und waren ihm auch nützlich. Eine Wirksamkeit unter seinem Volke wünschte er nicht.

Die Lage der jungen protestantischen Mission war also nicht beneidenswert. Dazu war sie meist schwach besetzt, zu Zeiten von einem oder zwei, im günstigsten Falle von vier jungen, missionarisch wenig erfahrenen Männern. Zeitweiliger Verzicht auf die Ehe war ihnen angesichts der ungewöhnlichen Schwierigkeiten dieses Missionsfeldes zur Pflicht gemacht. Es war ein Glück, daß in dieser kleinen Schar ein so ausgezeichneter Mann war wie der tüchtige junge schottische Ingenieur Alexander Mackay, der seine technische Vorbildung in Berlin vollendet hatte. Er hatte etwas von der schottischen Solidität und Angriffigkeit, die uns bei Männern wie Moffat und Livingstone so sympathisch entgegentritt. Mit den geringsten Hilfsmitteln ein Haus zu bauen, eine Druckerei einzurichten, ein Stahlboot zusammenzustellen und dessen auf der Reise verloren gegangenen Teile zu ersetzen und dergleichen Unmöglichkeiten waren ihm eine Lust. Dabei hatte er das Herz auf dem rechten Fleck. Seine Reden waren schlagfertig und witzig, und er war von Grund der Seele ein frommer Mann, der mit missionarischem Instinkt jede Gelegenheit benutzte, um an die Herzen heranzukommen und ihnen Jesus und sein Evangelium

zu empfehlen. Leider starb er schon im Februar 1890, kaum vierzig Jahre alt.

Alexander Mackay (1849—1890), ein Pfarrersohn aus dem schottischen Hochlande, hatte erst das Edinburger Lehrerseminar absolviert, hatte sich dann aber entschlossen, Ingenieur zu werden, und hatte die ersten Erfolge als solcher in Berlin und Cottbus gehabt. Nachdem sein Plan, nach Madagaskar zu gehen, sich zerschlagen hatte und sein Wunsch, als Laienmissionar in Freretown beschäftigt zu werden, nicht berücksichtigt werden konnte, stellte er sich 1876 für den Dienst in der mit großen Hoffnungen unternommenen uGanda-Mission zur Verfügung. Die ersten, ihm gewordenen Spezialaufträge ließen sich nicht durchführen; er sollte auf dem von ihm selbst gebauten und in Sansibar zusammengesetzten Dampfboot Daisy die Schiffbarkeit des Wamiflusses untersuchen und dann eine Wagenstraße durch das Bergland hinter der Küste von Deutsch-Ostafrika anlegen. Im November 1878, 2½ Jahre nach seiner Abreise von England, langte er in uGanda an und wurde hier bald die Seele der jungen Mission. Da er einsah, daß das Christentum im Lande nur Fuß fassen konnte, wenn der übermächtige Einfluß der Araber gebrochen wurde, bemühte er sich auf das lebhafteste, den König Mtesa vom Islam und vom Sklavenhandel abzubringen und machte sich dadurch die Araber zu Todfeinden. Als schottischem Puritaner waren ihm die den Jesuiten nahestehenden „Weißen Väter" des Kardinals Lavigerie in der Seele zuwider, und er führte auch gegen sie an Mtesas Hofe lebhafte Fehden. Dabei wußte er sich dem Könige durch seine vielseitige Geschicklichkeit unentbehrlich zu machen und dadurch nicht nur seine eigene Stellung am Hofe inmitten seiner Gegner zu sichern, sondern auch den Bestand der Mission zu behaupten, als nach des klugen, aber skrupellosen Mtesa Tode sein charakterschwacher, sittenloser, siebzehnjähriger Sohn Muanga den Thron bestieg und rücksichtslos das Christentum mit Stumpf und Stil auszurotten bestrebt war. Dabei war seine schlichte, offene, schottische Art, mit den lerneifrigen Pagen des königlichen Hofes umzugehen, für diese von besonderem Reiz; er wurde der Mittelpunkt der lerneifrigen Schar, ihr Halt und Trost in den schweren Verfolgungszeiten. Als er sich vor der Feindschaft Muangas und der Araber in der Hauptstadt nicht mehr halten konnte, siedelte er nach dem ungesunden Usambiro am Südufer des Viktoria Njansa über, um dort ein in Stücken über Land herbeigeschafftes Dampfschiff zur Erleichterung des Verkehrs mit der weltabgeschiedenen Mission in uGanda zusammenzustellen. Dort besuchte ihn der von der Emin-Pascha-Ersatz-Expedition aus dem ägyptischen Sudan heimkehrende Henry Stanley und schrieb einen bewundernden Bericht über die erstaunlichen Leistungen des jungen Mannes mitten im wüsten Afrika. Wenige Monate danach raffte ihn das Schwarzwasserfieber hinweg, und erst nach seinem Tode erwachte das christliche England zu einem vollen Verständnis für seine einsame Größe. Mackay war neben Bischof Tucker wohl die bedeutendste Persönlichkeit der uGanda-Mission; der Unterschied des schroffen, vielgewandten schottischen Ingenieurs und des auf den Höhen des Lebens wandelnden Kirchenfürsten sind ein deutliches Beispiel, wie verschiedene Talente in der Mission zur Entfaltung kommen.

Die baGanda sind ein gewandtes Volk. Es hängt das damit zusammen, daß in den oberen Volksschichten, mit denen allein die Missionare damals am Königshofe in Berührung kamen, ein starker Einschlag von hamitischem Blute ist. Auch hatte der lebhafte Verkehr mit den Arabern, die auch hier als Träger einer höheren Kultur auftraten, schon vor der Ankunft der Missionare den Bildungshunger geweckt. So kam den wenigen einsamen evangelischen Missionaren bald ein wahrhaft rührender Lese- und Lernhunger entgegen. Unter den Pagen des großen königlichen Hofstaates bildete sich eine Gruppe von „Lesern". Unglücklicherweise bediente man sich in den ersten Jahren des Suaheli als der Missionssprache, weil es im ostafrikanischen Karawanenverkehr üblich geworden und von den Arabern an Mtesas Hofe eingeführt war, sah aber diesen Irrtum ein und fing 1882 an, in luGanda wenigstens zunächst einige Lesetafeln, das Vaterunser, einige Bibelsprüche und einige Kapitel der Evangelien, allmählich ganze Evangelien herzustellen und mit einer primitiven Handpresse zu drucken. Der Lesestoff ging noch feucht von der Presse reißend ab. Im März 1882 hatten die Missionare die Freude, die fünf Erstlinge zu taufen. Die Mission ließ sich hoffnungsvoll an. Vorübergehend allerdings gewannen die Zauberdoktoren, die Priester der furchtbaren Geister des Viktoriasees, wieder die Oberhand, zumal als Mtesa von schwerer Krankheit heimgesucht wurde. Zu Zeiten suchte auch Mtesa aus Angst vor einer europäischen Besitzergreifung Anschluß an die eben im ägyptischen Sudan auftretende Mahdisten-Bewegung und warf sich deshalb den Mohammedanern in die Arme. Immerhin war die Aussicht hoffnungsvoll, als zum Schmerz der Missionare 1884 Mtesa starb. Damit schloß die Anfangsperiode dieser Mission.

Mtesas Nachfolger war sein junger, ungezogener und unerzogener Sohn Muanga, ein charakterloser Wüstling, der durch Ausschweifungen in seinem großen Harem, durch Rauchen des betäubenden, das Gehirn zerrüttenden Hanfs und durch Trunksucht seine Gesundheit bald vollständig untergrub. Es ist von jeher das Schicksal heidnischer zentralafrikanischer Reiche gewesen, daß sie ebensoschnell zerfallen, wie sie hochgekommen sind. Muanga verfolgte die evangelischen Missionare mit dem ihn wie eine fixe Idee beherrschenden Argwohn, sie seien die Vorläufer einer Annexion seines Landes durch England. Man muß sich erinnern, daß das Jahr 1884 der

Anfang der kolonialen Besitzergreifung Afrikas großen Stils, der Aufteilung des Erdteils unter die europäischen Mächte war. Die überraschende Okkupation des späteren Deutsch-Ostafrika durch die Expedition des Dr. K. Peters und des Grafen Pfeil hatte begreiflicherweise eine große Nervosität hervorgerufen. Überhaupt trug die koloniale Aufteilung Afrikas (1884—85) große Beunruhigung und allgemeines Mißtrauen in die afrikanische Bevölkerung hinein, die sich vielerorten in Äquatorial-Afrika in Unruhen Luft machte. Infolge dieser Besorgnis ließ Muanga im Oktober 1885 den unvorsichtigerweise von Osten her durch die „Hintertür uGandas", die Landschaft buSoga, herkommenden Bischof Hannington[1]) verräterisch ermorden. Wegen des gleichen politischen Verdachtes veranlaßte er im Mai und Juni 1886 unter den Anhängern beider Konfessionen eine blutige Christenverfolgung, der von der kleinen Schar der Christen und Taufbewerber etwa 200 zum Opfer fielen. Aber die baGanda ließen sich die sinnlosen Grausamkeiten des Wüterichs nicht gefallen. Sie empörten sich 1888, vertrieben Muanga und stellten einen mohammedanischen Gegenkönig auf. Es schien, als habe der Islam gesiegt. Im Februar 1890 führten die verbündeten Protestanten und Katholiken Muanga nach uGanda zurück und setzten ihn wieder auf den Thron. Unglücklicherweise spielte in diese inneren Wirren der damals besonders heftige Wettbewerb der europäischen Großmächte um die — wenigstens nominelle — Besitzergreifung Zentralafrikas hinein. Die Deutschen hatten Deutsch-Ostafrika, die Briten Britisch-Ostafrika mit Beschlag belegt, die Franzosen waren dabei, im äquatorialen Afrika ein riesiges Kolonialreich aufzurichten. In dem strategisch zentral gelegenen und deshalb wichtigen uGanda kreuzten sich die Fäden dieses seltsamen politischen Wettbewerbes um die Vorherrschaft im dunklen Erdteil. Heute nahm Muanga die ihm von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft übersandte britische Fahne an, morgen schloß er mit Dr. Karl Peters ein Schutz- und Trutzbündnis mit Deutschland, übermorgen spielte er die Partei der baFransa (Katholiken) gegen die baIngrese (Engländer-Protestanten) aus. Es war ein Durcheinander von politischen In-

[1]) Die CMS. hatte, um ihre zerstreuten Arbeitsfelder an der Küste (Mombas, Freretown) und ihrem Hinterlande (Djilore, Sagalla, Taita Giriama), im späteren Deutsch-Ostafrika und in uGanda kirchlich zu versorgen, den Erzbischof von Canterbury veranlaßt, ein eigenes Bistum „Ost-Äquatorialafrika" zu schaffen (1884). Hannington war dessen erster Bischof.

trigen, Revolutionen und Bürgerkriegen, dem erst 1894 die Erklärung des britischen Protektorats ein Ende machte. Für die evangelische Mission war es ein böses Jahrzehnt von Mtesas Tode 1884—1894: Zu den ohnehin so großen Schwierigkeiten dieser abgelegenen Mission kamen diese im wilden Wirbel wechselnden politischen Wirren; heute waren die Protestanten die Herren am Hofe und im Lande, morgen wurden sie vertrieben und verjagt; heute standen sie im Bunde mit den Katholiken, morgen waren sie deren Todfeinde. Erinnern wir uns, wie jung das Christentum im Lande, wie schwach und unselbständig auch seine getauften Vertreter waren, so versteht man, wie mehr als einmal die evangelischen Missionare vor dem gänzlichen Zusammenbruch ihrer Arbeit zu stehen meinten. Es war wohl die dunkelste Stunde, als 1893 die Britisch-Ostafrikanische Kompanie den Mut verloren hatte und uGanda aufgeben wollte. Nur eine große Geldsumme (320000 M.), die damals die Freunde der Kirchen-Missionsgesellschaft in wenigen Wochen aufbrachten, rettete in dieser kritischen Stunde die Lage.

Immerhin war es erstaunlich, daß trotz dieser Wirren die evangelische Mission sich nicht nur behauptete, sondern das protestantische Christentum sogar zu einer Macht, ja zu der eigentlichen geistigen und religiösen Macht im Lande wurde. Unter der Last wuchs die Kraft. Bischof Alfred Tucker, der 1890 die Leitung der Mission übernahm und sie 18 Jahre lang (bis 1908) mit ungewöhnlichem Geschick und großer Tatkraft führte, hat das Verdienst, die Volkskirche von uGanda auf- und ausgebaut zu haben. Wesentlich an seinen Namen knüpft die dritte Periode der uGanda-Mission an, die Zeit der werdenden Volkskirche. Das Jahr 1897 war zwar noch einmal ein wildes Jahr, das alles in Frage zu stellen drohte. Muanga empörte sich von neuem, wurde aber geschlagen und vertrieben. Er geriet in die Gefangenschaft der Engländer und wurde nach den Seyschellen-Inseln verbannt, wo er ein halbes Jahrzehnt danach als „Christ“ gestorben ist. Wenige Monate später empörte sich die aus Sudan-Negern gebildete Schutztruppe. Der Aufstand war gefährlich und bedrohte die Existenz des Protektorates. Nur mit Mühe wurden die Briten seiner Herr. Leider fiel in diesen Kämpfen der sprachbegabteste unter den Missionaren, G. L. Pilkington, der glücklicherweise gerade im Jahre vorher die Übersetzung der ganzen Bibel in luGanda vollendet hatte.

Unter dem britischen Protektorat ist seit 1894 eine neue Zeit für uGanda angebrochen, eine Zeit großen Aufschwungs. Dem an sich kleinen Protektorate wurden während der nächsten Jahre die umliegenden Königreiche und Landschaften einverleibt, so daß es nunmehr einen Umfang von 350000 Quadratkilometern, also etwa die Größe des Königreichs Preußen, erhielt, allerdings mit nur etwa 3,2 Millionen Einwohnern, von denen 650000 baGanda sind. Im Dezember 1901 wurde die uGandabahn von Kilindini-Mombas an der Ostküste bis Kisumu-Florence-Bay am Viktoria Njansa dem Verkehr übergeben, eine Bahnstrecke von 229 Stunden, deren Herstellung 96 1/2 Millionen M. gekostet hat. Die Bahn hat uGanda in den Weltverkehr einbezogen. Durch sie strömt die europäische Kultur in das Land. Die den Viktoriasee nach allen Richtungen durchfahrenden Dampfer konzentrieren in uGanda den Handel der weiten angrenzenden Gebiete des zentralen Afrika. Der äußere Eindruck des täglichen Lebens hat sich in den zwei Jahrzehnten seither gänzlich geändert. Damals kannte man nur bienenkorbförmige Hütten; sogar der Palast des Königs zeigte die herkömmliche Form; ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen und zahlreiche, strohgedeckte Hütten, nur in größerem Ausmaße. Gegenwärtig sieht man einen Häuptling, der nicht ein Haus aus Ziegeln mit einem Dach aus Wellblech bewohnt, als rückständig an. Amerikanische und japanische Rickschas sind heute für jeden selbstbewußten Häuptling an der Tagesordnung. Einige Häuptlinge benutzen Auto und Fahrrad, andere Maulesel und Pferde. Die meisten Häuptlinge halten sich Maschinenschreiber und Sekretäre, welche ihre Korrespondenz erledigen. Auch die Kleidung sowohl der Häuptlinge wie des Volks verrät die höhere Lebenshaltung, welche die baGanda angenommen haben. Die malerischen Umhänge aus selbstgeklopften Rindenstoffen sind durch die billigen Manchesterzeuge verdrängt. Vor 18 Jahren kannte man in uGanda keine Straße, ausgenommen in der Hauptstadt und um sie herum. Durch das ganze Land schlängelten sich Fußpfade, die freilich nur zu oft in den Papyrus-Sümpfen der Täler stecken blieben. Heute durchschneiden breite Straßen das Land nach allen Richtungen. Zwischen der Hauptstadt und dem Hafen am Viktoriasee verkehren Kraftwagen. Wahrscheinlich werden bald nach den wichtigsten Mittelpunkten der Außenprovinzen regelmäßige Autoverbindungen eingerichtet werden. uGanda eignet sich wegen seiner Höhenlage und seines fruchtbaren Bodens ausgezeichnet

für die Kultur von Baumwolle, Kakao und Kaffee. Infolgedessen strömen europäische Pflanzer zahlreich in das Land, die sich in den Besitz der fruchtbarsten Landstrecken zu setzen suchen und — zumal bei der Einrichtung ihrer Plantagen — viele Hunderte von Arbeitskräften brauchen. Im Zusammenhang damit steigen die Preise der Lebenshaltung. Früher galt ein Monatslohn von 5—6 Rupie als ganz anständig, ein älterer Pastor erhielt außer Haus und Garten 27 Rupie, ein Laienleser 16—18 Rupie.

Sobald einigermaßen Ruhe im Lande eingetreten war, kam eine christliche Bewegung großen Stils in Schwung. Sie kam ebenso der evangelischen wie der katholischen Mission zugute. Uns beschäftigt hier der evangelische Anteil. Bisher war die Mission in der Hauptsache auf die Hauptstadt Mengo-Rubaga beschränkt gewesen; nur in der Außenlandschaft buSoga und in einigen Außenorten des eigentlichen uGanda hatte man seit 1891 angefangen, Außenposten zu errichten. Jetzt wollte das ganze Land Kirchen und Schulen haben. Überall in den größeren und kleineren Ortschaften wurden Predigthütten errichtet, vergängliche Gebäude aus Lehm und Rohr, in denen sonntags und alltags lernbegierige Männer, Frauen und Kinder sich um die Lesetafeln oder Matka (Fibeln), wenn es hoch kam, um ein paar einzelne Evangelien versammelten. Wenn von England her Bücherkisten ankamen, die Bibelteile, Neue Testamente und ganze Bibeln[1]) enthielten, war der Andrang ungeheuer. Der Vorrat war meist schon nach wenig Tagen ausverkauft. Tucker erzählt, daß bis zum Ende seines Episkopats (1908) 109362 Fibeln, 23000 Bibeln, Neue Testamente und einzelne biblische Bücher, 34000 andere Bücher, 610280 Bogen Schreibpapier, 49916 Diarien und Notizbücher und 47730 Bleistifte und Federhalter von der evangelischen Mission vertrieben seien. Das läßt auf einen erstaunlichen Lese- und Lernhunger bei einem Volke schließen, von dem noch vor drei Jahrzehnten kaum einer lesen konnte. In den achtzehn Jahren von Tuckers Episkopat wurden 1080 Gotteshäuser errichtet. Anfangs erbaute man solche Kirchlein aus Holz, Lehm und Rohr. Nur auf dem Namirembe-Hügel in der Hauptstadt Mengo errichtete

[1]) Um die Bibelübersetzung hat sich vor allem Missionar G. L. Pilkington verdient gemacht. Die vollständige Übersetzung erschien zum ersten Male im Jahre 1896. Sogleich nahm eine Revisions-Kommission unter dem Vorsitz des Missionars F. Rowling eine gründliche Nachprüfung vor, die bis 1900 zu Ende geführt wurde.

man eine ansehnliche Kirche aus Backsteinen, und in den wichtigeren Orten der Provinzen setzen die Häuptlinge ihre Ehre darein, solide, große Gotteshäuser zu erbauen.

Die Zahl der Christen ist erstaunlich gewachsen. Im März 1882 wurden die fünf Erstlinge getauft. 1892 zählte man 3404 Christen, darunter nur 120 Abendmahlsberechtigte. 1902 waren es 38 844 Christen, darunter 11 145 Abendmahlsberechtigte. Im Jahre 1912 wurden 8000, 1913 7897 getauft. Ende 1914 zählte man 98 477 Getaufte und 6755 Katechumenen, also 105 232 Christen,[1]) ein Jahr später 107 000 Getaufte und 7500 Katechumenen, also 114 000 Christen. Und diese Christen bilden die führende Schicht im Lande. Der König von uGanda, die Könige der Außenländer und die Mehrzahl der hohen Staatsbeamten sind Christen, etwa die Hälfte evangelische, die andere Hälfte katholische, ganz wenige Mohammedaner, und kaum ein Heide. Das Heidentum ist überlebt, der Islam zurückgedrängt; das Christentum ist die herrschende Macht. Die geistigen Führer des Volkes bekunden das auch dadurch, daß sie sich bemühen, im öffentlichen Leben christliche Ordnungen durchzuführen. So ist auf ihre Initiative die Sklaverei durch Staatsgesetz aufgehoben. Zum erstenmal im Jahre 1914 hat eine seltsame Sektenbildung Unruhe gebracht. Ausgehend von der zufälligen Tatsache, daß in der Übersetzung von 5. Mos. 18, 10 f. für Zauberer, Beschwörer dasselbe Wort wie für Arzt (omusaro) benutzt wird, fing eine Gruppe christlicher baGanda an, alle ärztliche Behandlung der Krankheiten aus „Gewissensbedenken" abzulehnen. Bald entwickelte sich die Schwärmerei dahin weiter, daß leichtere Taufbedingungen, Duldung der Vielweiberei und dergleichen eingeräumt wurden. Die Sekte verbreitete sich im eigentlichen uGanda, hat aber keine Zukunft (ChMS. Proc. 1915, 105 f.). Abgesehen von dieser seltsamen Schwärmerei ist die christliche Bewegung in uGanda noch heute protestantischerseits einheitlich in der Hand der CMS.

---

[1]) Im Jahre 1904 fand die erste offizielle Volkszählung in uGanda (Proper) statt. Dabei gaben sich von 717 535 Bewohnern 164 241 als Protestanten, 215 669 als Katholiken an. Diese Zahlen haben nicht viel Wert, denn sie schwanken stark. Nach dem Year-book 1910 rechnete man (1909) bei den Protestanten neben 44 358 Getauften 250 000 Anhänger, bei den Katholiken neben 82 000 Getauften 146 000 Anhänger. Eine noch neuere Statistik 1914 zählt in uGanda (Proper) 1 001 620 Einwohner, davon 143 042 Protestanten, 182 097 Katholiken, 48 344 Mohammedaner und 303 101 Heiden (ChMS. Proc. 1915, 68). Nur dies eigentliche bu-Ganda kann als christliches Land gelten.

Bischof Tucker legte mit Recht seine Hauptkraft darauf, die werdende Volkskirche von uGanda zu organisieren, und auf diesem Gebiete liegt wohl sein Hauptverdienst. Er vermied die vielfach in angelsächsischen Missionen befolgte Praxis, Mission und Eingeborenen-Kirche reinlich zu trennen, sondern baute die Mission mit in die Kirchenverfassung hinein, indem er von der Überzeugung ausging, daß die baGanda-Kirche auf absehbare Zeit den Rückhalt der Mission nicht entbehren könne. Dabei möchten immerhin zahlenmäßig die baGanda in den kirchlichen Instanzen bei weitem die Mehrzahl bilden.

uGanda ist in größere oder kleinere Kirchendistrikte geteilt, an deren Spitze jedesmal ein Missionar steht. Jeder Kirchenbezirk gliedert sich in Pastorate unter der Leitung je eines baGanda-Pastors. Die Pastorate sind wieder in Unterdistrikte geteilt, an deren Spitze jedesmal eine Muluka oder Hauptkirche unter der Leitung eines erprobten Lehrers oder Helfers steht. Diese Unterbezirke wiederum sind jedesmal in 6 oder 7 Gemeinden mit je einer Dorfkirche unter einem Helfer oder Lokallehrer eingeteilt. Jede Muluka oder Hauptkirche hat einen nur aus Eingeborenen bestehenden Kirchenrat; Vorsitzender ist der Hauptlehrer; in ihn sendet jede Dorfkirche ihren Vertreter. Über den Muluka steht der größere und einflußreichere Bezirkskirchenrat, dessen Vorsitzender im allgemeinen ein Missionar ist. Weitaus die Mehrzahl auch in ihm bilden die Eingeborenen. Über den Bezirkskirchenräten steht die Landessynode, die jährlich zusammentritt. In ihr haben alle europäischen Missionare ex officio Sitz und Stimme. Aber auch hier sind die Eingeborenen ihnen siebenfach an Zahl überlegen. Sie können deswegen die Missionare überstimmen und tun dies oft genug. Selbst wenn ihre so gefaßten Beschlüsse verkehrt sind, läßt man sie in der Regel gewähren, wo es sich nicht gerade um prinzipielle Fragen handelt, obgleich der Bischof das Vetorecht hat. Man will sie eben zur Selbständigkeit erziehen. Zwischen den Tagungen der Synode werden die Geschäfte von einem Synodal-Ausschuß (Diocesan-Council) geführt, von dessen 24 Gliedern 17 baGanda sind. Ihm steht ein Diözesan-Schulrat zur Seite (ChMR. 1913, 436).

Gleichsam ein Symbol für die schnelle innere Entwicklung und den Aufbau der evangelischen Kirche in uGanda ist die 1920 gebaute Kathedrale in der Hauptstadt Mengo-Rubaga. Es zeigt sich darin der bischöfliche Charakter dieser Mission, daß sie Wert

auf eine imposante Zentralkirche am Bischofssitze legte. Vier Bauwerke sind einander im letzten Vierteljahrhundert auf dem Missionshügel Namirembe gefolgt. Das erste, ein großes, strohgedecktes Gebäude nach Eingeborenenart, wurde im Oktober 1894 von einem Zyklon umgeblasen. Das zweite, im gleichen Landesstil errichtete Gebäude mußte schon 1901 wieder abgetragen werden, weil die zahlreichen Holzpfeiler im Innern abfaulten. Das dritte, ein stattlicher, aus Luftziegeln errichteter Kirchbau, wurde im September 1910 infolge eines Blitzschlags eingeäschert. Während der Kriegsjahre ist ein viertes Gebäude, ein wahrer Dom in großen Maßen, erbaut. Es war ein erster Versuch, eine würdige Kathedrale im Herzen Afrikas zu errichten. £ 20000 standen für den Bau zur Verfügung, wovon £ 13200 von den christlichen baGanda aufgebracht sind. Die Kirche ist 210 Fuß lang und 90 Fuß hoch und faßt 3000 Personen. Sie ist zur Zeit wohl die stattlichste Missionskirche im Innern Afrikas (IRM. 1919, 227. The building of the Uganda cathedral).

Glücklicherweise hatte die Kolonialverwaltung die Einsicht, der werdenden christlichen Kirche beider Konfessionen eine Landdotation von je 92 englischen Quadratmeilen zur Verfügung zu stellen, welche die Kirchen- und Schulgrundstücke über das ganze Land hin sicherstellen sollte.[1]) Jedem Evangelisten oder Prediger kann demnach eine größere oder kleinere Schamba zum Erwerb seines Lebensunterhaltes zur Verfügung gestellt werden. Man hofft auch mit Hilfe der arbeitswilligen Gemeinden größere Kaffeeplantagen anzulegen, von deren Erträgnissen die Kosten der kirchlichen Ver-

---

[1]) Im Jahre 1900/1 wurde nämlich durch Sir Harry Johnston die „Landfrage" in uGanda in erfreulicher Weise derart geregelt, daß die baGanda den unbeschränkten Besitzanspruch auf alle Ländereien erhielten, die sie unter weitgehender Anerkennung ihrer wirtschaftlichen Bedürfnisse brauchten. Das Ödland — 10550 englische Quadratmeilen — nahm die Verwaltung gegen eine mäßige Entschädigung in Verwaltung, jedoch mit der Zusage, die etwa erzielten Überschüsse im Interesse des Landes zu verwenden. Es war ein Glück, daß in dieser Kolonie ein weitblickender Kolonialpolitiker die Landfrage löste, ehe der Landhunger von weißen Einwanderern sie brennend gemacht hatte. Sir H. Johnston ordnete übrigens während seiner kurzen Verwaltung als „Spezial-Kommissar" auch die Regierung des Landes neu, und zwar in der Weise, daß er die einheimischen Einrichtungen des „Kabaka" (Königs), „Katikiro" (Minister), Rates der Häuptlinge usw. so weit als möglich beibehielt. baGanda sollte sich selbst verwalten, natürlich unter englischer Kontrolle.

waltung gedeckt werden sollen. Schwieriger als die Beschaffung der kirchlichen Gebäude oder der Landdotationen war die der Helfer für die ins Große wachsenden Ansprüche der kirchlichen Betriebe im ganzen Lande. Hier mußten zunächst fliegende Kurse in den einfachsten Formen aushelfen. In Mengo selbst und in den Mittelpunkten der Provinzen sammelten die Missionare Gruppen von lerneifrigen jungen Männern und Frauen um sich, um sie $^1/_4$ oder $^1/_2$ Jahr lang notdürftig anzulernen und sie dann als „Diener am Wort“ in irgend ein Dorf oder auf eine Schamba zu setzen. Bischof Tucker stellte von Anfang an den gesunden Grundsatz auf, daß das europäische Missionsgeld nur für die Kosten des europäischen Missionsbetriebes ausgegeben werden dürfe, daß dagegen alle Kosten der werdenden baGanda-Volkskirche von dieser selbst getragen werden müßten. Dementsprechend wurden denn auch die Evangelisten unter die Leitung des einheimischen Kirchenrats gestellt. Allmonatlich findet in Mengo in der Hauptkirche eine Sitzung dieses Kirchenrats statt, wo Evangelisten aus verschiedenen Landesteilen über ihre Arbeit Bericht erstatten oder neue Evangelisten abgeordnet werden. Daneben ging man an die Schaffung eines besser qualifizierten geistlichen Standes. Schon bei seinem ersten flüchtigen Besuche in uGanda 1891 ordinierte Tucker einige baGanda zu lay-readers, 1893 avanzierten sie zu Diakonen, 1896 empfingen sie die volle Ordination zum geistlichen Amte. Die Zahl der baGanda-Pastoren ist seither auf 66 gestiegen, denen 2890 Helfer und 270 Helferinnen zur Seite stehen.[1]) Ein Predigerseminar (Bishop Tucker Memorial Hall) in Mengo und daneben einige bescheidene Helfer-Institute in den Provinzen sorgen — allerdings bis heute noch in unzureichender Weise — für die Ausbildung des Nachwuchses. Ein wichtiger Schritt vorwärts ist die Eröffnung des „Bishop Tucker Memorial College“ in Mukono als eines gehobenen Evangelisten- und Predigerseminars (1919). In diesem großen eingeborenen Helferstabe liegt

---

[1]) Wohl der bedeutendste und bekannteste der baGanda-Pfarrer war Henry Wright Duta. Im April 1882 an der Ostküste getauft, gehörte er zu den ersten baGanda-Christen und hat tapfer die ganzen Verfolgungsstürme und die wirren Zeiten Muangas mit durchgemacht. Er war allgemein geachtet. Er half fleißig mit bei der Bibelübersetzung in luGanda. Er starb 1913. Manche von den andern Pastoren sind später einflußreiche Häuptlinge geworden; das war angesichts ihrer Bildung und ihrer Charakterfestigkeit ein Gewinn für das Land.

die Kraft der uGanda-Mission. Die baGanda-Christen[1]) lassen sonst viel zu wünschen übrig: sie sind im allgemeinen intelligent, gewandt, witzig und dienstwillig, aber wankelmütig, sittlich schwach und, zumal was Keuschheit anbetrifft, vielleicht noch unzuverlässiger als die Neger im Durchschnitt. Eine bedauerliche Folge davon ist, daß sich die Bevölkerung nicht vermehrt, sondern vermindert. Im Jahr 1917/18 übertrafen die Todesfälle die Geburten um 400, 1919/20 sogar um 700. In früheren Jahren (seit der Einführung der Eheordnung 1904) wurden jährlich im Durchschnitt 900 kirchliche Trauungen begehrt; 1919/20 nur 440. Geschlechtskrankheiten und Alkoholismus, die durch den Krieg und den wachsenden Handel ins Land geschleppt sind, untergraben die physische und sittliche Kraft des Volkes. Dabei sind die baGanda außerordentlich wander- und unternehmungslustig und sehr willig zum evangelistischen Dienst daheim wie in der Fremde. Wenn auch schon eine Versetzung nach buSoga oder in eine andere Außenprovinz für sie eine Verbannung ins Ausland ist, so gehen sie doch und arbeiten unverdrossen. Es macht ihnen große Freude, das religiöse Wissen, das sie sich angeeignet haben, weiterzugeben. Dieser ansteckende Enthusiasmus ersetzt in vielen Fällen das fehlende Lehrgeschick. Da bisher die Gehaltsbezüge dieser Helferscharen minimal sind, kann die Eingeborenenkirche den ganzen Betrieb unterhalten, und sie ist stolz darauf. Allerdings ist die Aufgabe, ein solches, immerhin minderwertiges, Helferpersonal zu beaufsichtigen und in geeigneter Weise zu verständiger Arbeit anzuleiten, keine Kleinigkeit. Nur ein Beispiel. Das eigentliche uGanda ist seit 1900 in 20 Grafschaften (Sazas) eingeteilt, an deren Spitze je ein Häuptling mit einem der feierlichen Namen aus der Zeit der alten Königsherrlichkeit Mtesas (Katikiro, Sekibobo, Kangao, Mukwenda usw.) steht.[2]) In dem Saza Bulemezi sind 6 baGanda-Pastoren und 123 Helfer, die ebensoviel Dorfgemeinden leiten. Diese zählen 12471 getaufte Christen, von denen

---

[1]) Bischof Willis, Baganda Teachers and their movements. ChMRw. 1918, 304. Der Lehrgang ist in der Regel der, daß an Ort und Stelle im Lande junge Leute von geübten Evangelisten herangezogen werden. Die tüchtigsten werden durch den Distriktskirchenrat ausgewählt und für das „Diözesan-Junior-Zeugnis" vorgebildet. Eine Auswahl wieder von ihnen macht einen zweijährigen Kursus in dem Predigerseminar (Theological Hall) durch.

[2]) Jeder Saza ist wieder in verschiedene Gombolola (Kreise) eingeteilt mit einem Kreisrat an der Spitze.

2390 Kommunikanten sind. In 42 Schulen werden 8655 Kinder unterrichtet. Auf der einzigen Missionsstation besteht ein fliegender Katechistenkursus für Volksschullehrer. Die ganze Arbeit steht unter der Leitung eines englischen Missionars. Das ist ein Beweis dafür, daß trotz der Pflege, die die CMS. gerade diesem Missionsgebiet angedeihen läßt, das Missionspersonal für die schnell wachsende Arbeit bei weitem nicht ausreicht.

Der Lernhunger der baGanda — zumal in dem Alter von über zwanzig Jahren — nahm bis zur Jahrhundertwende die Kräfte der Missionare so völlig in Anspruch, daß sie an die Begründung eines eigentlichen Schulwesens kaum denken konnten. Dieses Versäumnis mußte nachgeholt werden. Die britische Kolonialverwaltung in uGanda hat sich nicht selbst auf das Schulgründen verlegt. Sie hat diesen Arbeitszweig den Missionen überlassen und gibt ihnen dafür nur recht mäßige Zuschüsse.[1]) Das Schulwesen steht — zumal in den ländlichen Bezirken — noch ziemlich tief. Aber es wächst schnell. Die Statistik Ende 1912 zählte 233 Schulen mit 64995 Schülern. Erfreulicherweise stehen 35910 Knaben 32500 Mädchen gegenüber, ein für Afrika ungewöhnlich günstiges Verhältnis. Mit den gehobenen Schulen und höheren Lehranstalten sieht es noch ziemlich dürftig aus. Die „Königsschule" in Budo bei Mengo will die Elite des Volkes, zumal die Söhne der Häuptlingsfamilien, etwa im Rahmen einer guten englischen Bürgerschule bilden. Sie versucht dabei, diesen selbstbewußten Adligen auch die Geringschätzung der körperlichen Arbeit auszutreiben. Eine high school (Realschule) sammelt die Söhne der „gebildeten" Familien, der Pastoren, Lehrer, der Beamten usw., die Schulgeld bezahlen können. Eine gehobene Mädchenanstalt in Gayaza entspricht etwa der Königsschule, stellt aber noch niedrigere Anforderungen. Für die Lehrerausbildung ist nur ein richtiges Lehrerseminar in Mengo vorhanden, das die „Oberlehrer" durchmachen; die Dorflehrer besuchen meist nur eine ländliche Normalklasse. Es ist also noch viel Raum für Verbesserung. Die Verhältnisse sind noch im Werden. Im April 1915 tagte eine Woche lang eine Schulkonferenz, um auf Grund der bisherigen Erfahrungen ein umfassendes Schulprogramm aufzustellen. Danach soll in jeder Dorfgemeinde eine einfache Dorf-

[1]) Die Kirchenmission erhielt 1914 insgesamt einen Schulgrant von £ 850, das aber ausdrücklich für bestimmte höhere Schulen und als Zuschuß zu der Kopfsteuer der Lehrer gegeben wurde.

schule mit dreijährigem Kursus bestehen, in jeder Katechistenschaft eine „Junior-Tagschule", in jedem Pastorat eine „Senior-Tagschule" mit bis zu sechsjährigem Kursus, in jedem Missionsdistrikt eine Zentral- oder Hochschule. Es wird aber wohl noch Jahre dauern, bis dieses Programm durchgeführt ist (Ch. Miss. Rev. 1915, 654; 1917, 184).

Für das weibliche Geschlecht soll auf der ganzen Linie ein paralleler Schulbetrieb wie für die Knaben eingerichtet werden. An der Spitze der Schulen steht eine Schulbehörde als eine der wichtigsten Kommissionen der baGanda-Kirche mit dem Bischof, dem Katikiro und anderen Häuptlingen an der Spitze. Der Parallelismus der Vorbildung für das geistliche Amt und für das Schulwesen ist nicht ganz einfach durchzuführen, zumal auch für das Pfarramt bisher in der Regel nicht die Kinder der oberen Volksschichten in Betracht kommen, die lieber Beamte der Regierung oder von europäischen Firmen oder Häuptlinge, allenfalls Oberlehrer an den Zentralschulen werden.

Vorübergehend nahm die Mission auch die Arbeitserziehung in Angriff. Ein in Verbindung mit ihr ausgesandter Laienmissionar Borup, ein skandinavischer Kanadier, richtete Werkstätten für Ziegelei, Zimmerei, Druckerei, Buchbinderei und andere Handwerke ein. Es bildete sich aber bald — unabhängig von der Mission, aber in enger Fühlung mit ihr — eine philanthropische Gesellschaft, welche diese Arbeitserziehung auf breiterer Grundlage betrieb, ohne daß die Mission finanziell oder verwaltungstechnisch damit belastet wurde.[1])

---

[1]) Neuerdings ist wieder in Kako in der Provinz Budu eine Handwerks-Lehrschule für die üblichen Handwerke als Missionsinstitut eingerichtet. Die Lehrlingszeit ist auf ein Jahr festgesetzt; die Aufnahmegebühr beträgt 10 Rupie. Eine ähnliche Industrieschule besteht in Maseno in Kawirondo. In Ngora am Kiogasee (am oberen Nil) ist eine landwirtschaftliche Schule eingerichtet, speziell um dort in den zukunftsreichen Baumwollbezirken die Söhne der Häuptlinge und Angesehenen mit dieser neuen Kultur bekannt zu machen. In der Nähe von Masindi in Bunjoro ist ein 600 Acker großes Grundstück als Kaffee-, Kakao- und Kautschuk-Plantage in Angriff genommen, und hier will man zwei Gedanken verwirklichen, einmal durch eine größere Pflanzung dem Kirchenfonds der jungen baGanda-Kirche Geldmittel zuzuführen; die Plantage steht deshalb unter der Verwaltung des „Finanz- und Grundbesitz-Ausschusses der Kirche"; andererseits will man Pflanzungsaufseher ausbilden und hofft damit einem dringenden Bedürfnis der mittelafrikanischen Pflanzungsbezirke entgegenzukommen.

Seit 1890 wird als ein eigener Arbeitszweig die ärztliche Mission getrieben.[1]) Sie ist in dieser englischen Mission doppelt notwendig, weil die englischen Missionare im allgemeinen nicht wie die kontinentalen eine gewisse Anleitung zum ärztlichen Dienste mitbekommen. Unter der Leitung der beiden ärztlichen Brüder Dr. Cook wird in Mengo im Anschluß an das dortige gut eingerichtete Hospital mit 345 Betten, einer Poliklinik, einem Zweighospital für Europäer und Inder ein umfangreicher ärztlicher Dienst ausgerichtet. Ein zweites, kleineres Krankenhaus mit 78 Betten besteht in Toro. Leider haben sich die Gesundheitsverhältnisse uGandas im letzten Menschenalter durch die Schlafkrankheit außerordentlich verschlechtert. Man schätzte noch vor wenigen Jahren die durchschnittliche jährliche Todeszahl an der Schlafkrankheit allein auf 8000. Der Kampf gegen die Schlafkrankheit ist von der Kolonialverwaltung mit großen Mitteln und dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug in Angriff genommen. Auch unser Robert Koch weilte 1906 längere Zeit in uGanda und machte dort grundlegende Forschungen zur Bekämpfung des furchtbaren Leidens. Neuerdings soll die Zahl der jährlichen Todesfälle auf 500—600 gesunken sein. Es scheint also, daß entweder der umfangreiche ärztliche Dienst erfolgreich gewesen ist, oder die Virulenz der Krankheit, wenigstens in uGanda, im Erlöschen ist.

Im Jahre 1894 hatte die Missionsleitung den Mut, zum erstenmal auch Frauen nach uGanda zu senden, allerdings nur unverheiratete Missionsschwestern, die versprechen mußten, wenigstens eine Reihe von Jahren dort ledig zu dienen, so ungesichert waren damals noch die Verhältnisse des Landes. Die Zahl der Missionsschwestern hat sich seither auf 29 vermehrt. Längst sind nun auch die Missionare draußen verheiratet. Die Arbeit am weiblichen Geschlecht verläuft in den überall in Zentralafrika üblichen Bahnen.

Längst ist das eigentliche uGanda nicht mehr das einzige Missionsgebiet. Der Propagandaeifer und die evangelistische Kraft der baGanda-Christen war ein zu wertvolles Kapital, um nicht mit ihrer Hilfe eine weit ausgreifende Missionsarbeit in den Ländern ringsum in Angriff zu nehmen. Man baute in die Kirchenverfassung

[1]) Church Missionary Review 1918, 145.: Cook, Medical Mission in Africa.

eine Missionsbehörde (Board of Missions) ein, welche die Missionsunternehmungen als fast selbständige Werke der Volkskirche betreibt. Zwar die älteste der missionarischen Außenprovinzen in der Landschaft uSukuma am Südufer des Viktoriasees ist nie recht gediehen. Es ist dort in dem später deutschen Gebiete bei einer einzigen Station (Nassa) geblieben. Die Missionare waren von viel Krankheit heimgesucht. Die Bevölkerung erwies sich als unzugänglich. Die Station ist neuerdings an die amerikanische Afrika-Inland-Mission abgegeben. — Im Jahre 1891 faßte die Mission in der Landschaft buSoga (östlich vom oberen Nil) Fuß, die ihr infolge der Ermordung Hanningtons durch den Häuptling Luba besonders am Herzen lag. Die Arbeit fand schwer Boden. Die Bevölkerung erwies sich als wenig zugänglich, zuchtlos und bösartig. Dazu wütete die Schlafkrankheit, und auch sonst war das Klima ungesund. So ging es nur langsam voran. Erst in den letzten Jahren ist die Arbeit aufgeblüht. Es kam geradezu etwas wie eine Massenbewegung zustande. Tausende verlangten dringend nach Lehrern; ein Häuptling nach dem andern bat um eine Schule und stellte dabei sowohl das Gebäude wie den Unterhalt des Lehrers zur Verfügung. Der alte Häuptling Luba, Hanningtons Mörder, starb zwar als Heide; aber sein Sohn wurde 1906 und seine Tochter 1909 getauft, und zwar beide von Hanningtons Sohn, der als Missionar in diese Arbeit eingetreten war. Die Zahl der Außenstationen ist auf 195, die der Helfer auf 277 gestiegen. Im Jahre 1911 wurden 939, im Jahre 1912 1295 getauft.

Im Jahre 1894 erschloß sich durch allerlei politische Verwicklungen das schöne, hochgelegene Bergland von Toro[1]) am Fuße und an den Abhängen des schneebedeckten, überaus großartigen Ruwensori-Gebirges. Der König David Kasagama und seine Frau wurden getauft; ihre Hauptstadt Kabarole wurde Missionsstation. Hier ist die Arbeit überraschend lieblich aufgeblüht. Die Toro-Leute sind ebenso eifrige und begabte Evangelisten wie die baGanda. Ihre Sprache stimmt mit der des benachbarten Königreichs uNioro und einiger anderer Bezirke überein. Die Toro-Leute haben es sich etwas kosten lassen, daß von Missionar Maddox die ganze Bibel in Njoro übersetzt und veröffentlicht wurde. Von hier ist die Missionsarbeit bis an die Grenze des Kongo-Urwaldes vorgedrungen.

---

[1]) Lloyd, Dwarf Land and Cannibal Land. London 1907.

An Toro grenzt das kleine Bergländchen Koki an; sein König Kamswaga wurde 1900 auf den Namen Eduard Hesekia samt seinem Weibe getauft und seine Hauptstadt als Missionsstation in Angriff genommen.

Das südlich von Toro gelegene kleine Königreich Ankole mit seiner Milch und Quark in ungeheuren Quantitäten vertilgenden Bevölkerung setzte dem Eindringen des Christentums zähen Widerstand entgegen. Nur nach langen Verhandlungen gelang es dem Bischof Tucker, wenigstens für einige baGanda-Helfer die Erlaubnis zur Niederlassung in der Hauptstadt Mbarara zu erlangen. Dann erfolgte ein überraschender Zusammenbruch des Heidentums. An einem Tage verbrannten der König Kahaga, seine Ratsherren und große Mengen aus dem Volke ihren Fetisch- und Zauberkram in einem überaus eindrücklichen Autodafé (1901). Damit war das Eis gebrochen. Seitdem geht es munter voran. Im Jahre 1917 zählte man im Lande 5067 Getaufte, 591 Katechumenen und 212 Außenstationen.

In dem nördlich von Toro nach dem Albert-Njansa sich hinziehenden Königreiche uNioro setzten die Engländer nach Vertreibung des grausamen, blutdürstigen Königs Kabarega den vortrefflichen Christen Andereia (Andreas) zum König ein. Unter seiner Verwaltung ist das Land aufgeblüht und hat sich auch christlichen Einflüssen in weitem Umfange erschlossen. Die Hauptorte der Verwaltung und des Handels, Hoima und Masinde, sind Mittelpunkte einer sich über das ganze Land erstreckenden Arbeit geworden.

In diesen Außenbezirken ist es also gut vorangegangen. Sie wetteifern an missionarischer Fruchtbarkeit mit uGanda selbst. Die junge uGanda-Kirche hat aber auch andere Arbeitsgebiete in Angriff genommen, wo es langsam und mühsam vorangeht. Der Nil tritt bei den Murchison-Fällen aus dem Viktoria-Njansa heraus und fließt nach Norden und Nordosten. Jenseits des Nils liegt die Nordprovinz des uGanda-Protektorates. In dieser dünn bevölkerten Gegend wohnen durch- und nebeneinander verschiedene nilotische Völker: die Tschuli, die Bari, die Madi und andere. Unter den Tschuli ist die Arbeit 1904 begonnen, allerdings in ziemlich unterbrochener Entwicklung. Die Mission ließ sich in Patigo nieder, und das wurde auch als Regierungsstation eine Zeitlang ein Mittelpunkt volkreichen Lebens. Die Verwaltung verlegte indessen ihren Sitz,

Patigo verödete, die Missionsstation wurde aufgehoben und 1913 nach Gulu verlegt. Es sind nur erst einige Erstlinge getauft. — In dem Mongalla-Distrikte des ägyptischen Sudan standen die Pioniere der CMS. 1915 noch nach zehnjähriger Arbeit unter den Mongalla vor verschlossenen Türen. Sie baten um die Hilfe einiger baGanda-Evangelisten. Einige ordinierte Pfarrer und Subdiakonen sind auf freiwillige Meldung zu ihnen gezogen.

In der zum Protektorat Britisch-Ostafrika (jetzt Kenia) gehörenden Landschaft Kawirondo wohnen Völker und Stämme nilotischer Sprache und baNtu neben- und durcheinander. Die englische Kirchenmission arbeitet seit 1904 unter den Niloten, zumal von Maseno aus. Die Erfolge waren im ersten Jahrzehnt gering; jetzt bestehen (1917) 72 Außenstationen, und neben 2398 Getauften bereiten sich 5700 Bewerber auf die Taufe vor. Bei den Nandi[1]) hatte man 1908 einen Missionsversuch gemacht, weil man auf dieses wilde, aber interessante Volk aufmerksam geworden war. Die Station Aldai ist aber im Mai 1912 wieder verlegt worden. Besser ist es unter den baGischu in der Landschaft buKedi gegangen. Hier ist die Zahl der Helfer und Lehrer in den Jahren 1909—16 von 8 auf 150, die der Taufbewerber verschiedener Abstufungen von wenigen hunderten auf 12000 gestiegen. Die baGishu sind ungewöhnlich lernwillig und haben den Ehrgeiz, „wie die baGanda" zu werden. In ihre Sprache sind einige Stücke der Bibel, einige kirchliche Lieder und Stücke des allgemeinen Gebetbuches übersetzt. Wenigstens einer von den Häuptlingen hat öffentlich erklärt, daß er an den wahren Gott glaube, und hat in seinem Dorfe den Zauberkram und Geisterdienst vernichtet.

Seit der Besitzergreifung Deutsch-Ostafrikas hat die baGanda-Kirche (1917) ein neues, hoffnungsreiches Missionsfeld in Kisiba an der Westküste des Viktoria Njansa, im Gebiete der deutschen Station Bukoba, gefunden. Hier lagen alte Beziehungen zu uGanda vor, und die Häuptlinge und das Volk schlossen sich mit ausgesprochenem Lernhunger den baGanda-Lehrern an. Auch in Malea, einem vorgeschobenen Posten der CMS.-Mission im ägyptischen Sudan am oberen Nil, sind neben den in der harten Arbeit (bei den unter den Einfluß des Islam geratenen Niloten) fast ver-

[1]) Purvis, Through Uganda to Mount Elgon. Boston 1909.

zagenden englischen Missionaren mit gutem Erfolg baGanda=Lehrer eingetreten.

Die uGanda=Mission hat Wert darauf gelegt, mit dem Christentum zugleich eine große Sprach= und Kultureinheit im Herzen von Afrika zu schaffen. Sie hat deswegen in der Hauptsache das luGanda zur Missionssprache und damit zum Träger der christlichen Einflüsse gemacht. Sie hat in luGanda eine ansehnliche Literatur für den Gebrauch in Kirche, Schule und Haus geschaffen. Hier sucht sie auch weitergehenden Ansprüchen, zumal für die religiöse und theologische Förderung des einheimischen Helferstabes, zu genügen.[1]) Auch in luNioro ist die ganze Bibel übersetzt. Daneben sind noch in einer ganzen Reihe von kleineren Sprachen wenigstens Anfänge einer christlichen Literatur geschaffen: in luKongo, der Sprache der baKongo, in luGhiso, in Teso, in Dholubo, in Nandi.

Im Jahre 1884 war für alle CMS.=Missionen in Ostafrika ein gemeinsames Bistum eingerichtet. Im Jahre 1897 stellte sich heraus, daß die ungeheuren Entfernungen dieser Diözese und die schnell wachsenden Ansprüche der uGanda=Kirche die Leistungsfähigkeit eines Mannes überstiegen. uGanda wurde deshalb als eigene Diözese abgetrennt und unter die Leitung Bischof Tuckers gestellt. Im Jahre 1911 legte dieser sein verantwortungsvolles Amt nieder. Sein Nachfolger wurde 1912 Archidiakon J. J. Willis. Kurze Zeit darauf, am 15. Juni 1914, starb Alfred Tucker infolge eines Schlaganfalls. Tucker war kein glänzender Redner und kein Gelehrter. Aber er war ein praktischer englischer Kirchenmann, der in einem einzig günstigen Augenblick die Kirchenleitung uGandas übernahm und sie mit Geschick und Tatkraft während der beiden entscheidenden Jahrzehnte ihres jugendfrischen Wachstums führte. Er schuf ihr die grundlegenden kirchlichen Ordnungen.

So hoffnungsvoll die uGanda=Mission ist, so drohen ihr zwei große Gefahren: der Katholizismus und der Islam. Es ist von Interesse, zu sehen, wie bei den letzten Volkszählungen in uGanda die Bevölkerung selbst sich unter die verschiedenen Religionen verteilt hat. Nach dem Zensus von 1911 registrierten sich 200733 als Protestanten, 230568 als Katholiken, 72792 als Mohammedaner

[1]) Es verdient erwähnt zu werden, daß sogar schon ein mGanda sich in theologischer Literatur betätigt hat. Ham Mukasa, damals Pastor, jetzt Sekibobo, d. h. Häuptling der wichtigen Provinz Kyagwe, hat einen Kommentar zum Evangelium des Matthäus veröffentlicht.

und 2335376 als Heiden. Bei einer früheren Statistik hatten sich 250000 als Protestanten, 146000 als Katholiken registriert. Diese Zahlen beweisen wenigstens das eine, daß die baGanda nicht mehr Heiden sein wollen und nicht recht wissen, ob sie sich zur evangelischen oder zur katholischen Mission schlagen sollen. Diese beiden stehen in heißem Wettbewerb, und sie stehen sich annähernd gleich stark gegenüber. Da der katholischen Mission auch hier — wie auf andern afrikanischen Arbeitsfeldern — ein geradezu erdrückend stärkeres europäisches Personal zur Verfügung steht, als die CMS. aufzubieten in der Lage ist, ist die Situation durchaus kritisch.[1])

Die mohammedanische Gefahr war akut in den ersten Jahren Muangas und während der ersten Revolutionen. Die mohammedanische Partei ist seither verhältnismäßig schwach. Aber der Islam in uGanda steht einerseits in Verbindung mit dem Suaheli-Islam an der Ostküste, der durch die uGanda-Bahn sich in Strömen in das Land zu ergießen droht, und andererseits in Verbindung mit dem Islam Nordostafrikas, speziell Ägyptens. Es ist bekannt, welche Propagandakraft der ostafrikanische Suaheli-Islam überall entfaltet. Auch in uGanda setzen sich die Suaheli als Schreiber, Händler, Unterbeamte usw. fest, und mit ihrer Schmiegsamkeit und Gerissenheit nisten sie sich überall ein. Bis 1912 war die Amts- und Verkehrssprache der Regierung das Suaheli. Deswegen glaubte kein Bureau, kein Häuptling ohne einen Suaheli-Schreiber oder Suaheli-Bureauchef auskommen zu können. Glücklicherweise hat 1912 die Regierung das luGanda für das ganze Protektorat als Amtssprache eingeführt. Damit sind die Suaheli fast von selbst verschwunden und diese Gefahr scheint beseitigt zu sein. Immerhin wird die Kirche von uGanda auf der Hut sein müssen, damit dieser Küsten-Islam nicht wieder Oberwasser bekommt, zumal die islamische Zuchtlosigkeit bei den baGanda ein nur zu verständnisvolles Entgegenkommen findet. Trotzdem darf man dem britischen Minister W. Churchill zustimmen, der nach einem Besuch in uGanda öffentlich bezeugte: „Es gibt kein Land unter britischer Flagge, wo man mit größerer innerer Gewißheit auf die besonderen und wohltätigen Erfolge der Mission hinweisen kann als uGanda. England

[1]) Drei katholische Missionen sind beteiligt; vor allem die Weißen Väter Lavigeries mit (1914) 118 Priestern, 14 Laienbrüdern und 34 Missionsschwestern; neben ihnen die Mill Hiller-Missionare: 31 Priester und 7 Nonnen; und die österreichische Mission, die aus dem ägyptischen Sudan herunterreicht.

hat kein Missionsfeld, wo größere Schwierigkeiten überwunden und Ergebnisse erzielt sind, die in gleichem Maße wie dies Werk ihren Meister loben" (AMZ. 1909, S. 5).

Zugleich aber ist uGanda das Land, in welchem sich die großen, wirren Strömungen zu begegnen drohen, welche die Zukunft des Erdteils so ungewiß erscheinen lassen. Mit dem von der Ostküste und vom Norden her vordrängenden Islam kreuzen sich die radikalen und revolutionären Strömungen, die von Süden her den Erdteil überfluten und im Njassalande schon fast etwas wie eine zweite Hochburg gefunden haben. Junge „gebildete" baGanda verschlingen die indische Aufruhrliteratur in englischer Sprache, und es gibt eine starke nationalistische, antienglische Strömung im Lande, die der Regierung Sorge macht. Die Kriegsjahre, in denen sich die Kaphoys mit dem Somali, dem muGanda, dem Sudanneger und dem schwarzen Westindier zusammenfanden, haben Fühlungen hergestellt und Fäden angeknüpft, die sich noch auswirken werden. uGanda ist eben nicht mehr ein weltfernes, schwer erreichbares Land, es ist in den Strudel der Weltbeziehungen hineingezerrt. Und wenn auch glücklicherweise das Christentum einen Vorsprung von einem Menschenalter hat und im Lande fest eingewurzelt ist, so ist es doch zweifelhaft, ob, wie Optimisten hoffen, dies Land das Musterbeispiel eines reibungslosen Nebeneinanderlebens von Weiß und Schwarz geben wird.

Vom Weltkriege hat uGanda wenig gelitten. Es lag außerhalb der Kriegszone. Natürlich wurden Tausende von Eingeborenen als Träger requiriert, und die ganze Mission stellte sich sofort bei dem Ausbruch des Krieges für den Dienst zur Verfügung. Das Missionskrankenhaus in Mengo diente einige Jahre als Lazarett. Aber vor tieferen Eingriffen und schwereren Schädigungen blieb die Mission bewahrt. Im Jahre 1919/20 ist die Rinderpest verheerend durch verschiedene Provinzen gezogen und hat fast den gesamten Viehbestand vernichtet. Ein Häuptling behielt von 20000 Rindern nur 500. Ein Glück, daß die wirtschaftliche Existenz der Eingeborenen nicht mehr so einseitig wie früher auf ihre Herden aufgebaut ist. So können sie sogar so furchtbare Schläge ohne tiefgreifende Schädigungen überwinden.

Ostafrika.

	Missionare	Missions-schwestern	Miss.-Ärzte	Summa d. selbst. Miss.-Arbeiter	Stationen	Ordinierte Eingeborene	Eingeborene Helfer	Kommuni-kanten	Christen	Schulen	Schüler
Deutsche Missionen (Stand b. Ausbr. d. Kr. 1914)											
Bielefeld	33	5	—	38	14	—	104	1 500	2 678	63	3 620
Berlin	46	8	2	44	20	—	336	2 308	5 374	257	13 119
Brüdergemeine	32	1	—	33	15	—	102	1 084	2 500	128	5 786
Leipzig	29	5	1	34	14	—	113	1 821	3 498	87	8 270
Adventisten	19	—	1	19	15	—	76	451	211	43	4 380
Neukirchen	7	—	—	7	3	—	32	469	—	—	—
Breklum	3	—	—	3	3	—	—	—	—	—	—
Britische Missionsgesellsch. (n. World Statistics 1916)											
Church of Scotl. Miss. Board	28	6	4	34	7	2	573	5 271	11 267	230	12 979
United Free Church Miss. Board	22	9	7	31	10	3	1719	9 513	38 350	908	53 574
United Method. Ch. Miss. Soc.	4	—	—	4	3	2	21	555	718	14	625
London Miss. Soc. . . .	18	4	1	22	11	6	474	4 034	11 720	290	15 506
Univers. Miss.	84	54	—	138	32	10	641	14 921	31 018	413	16 159
CMS.	76	51	6	127	45	42	3679	27 289	112 227	753	62 732
Zambesi Industr.-Mission .	15	3	1	18	8	—	107	1 833	3 574	99	3 103
Amerik. Miss.-Gesellschaft.											
Meth. Episc. Ch. North. .	18	5	2	23	5	3	54	2 335	6 615	127	5 965
Free Meth. Board Gen. Miss.	1	2	—	3	1	—	60	455	1 950	71	1 888
Africa Inl. Miss. (internat.)	25	14	2	39	9	—	8	31	120	1	75
Andere Miss.-Gesellschaft.											
Dutch Ref. Church of South Africa	44	27	—	71	27	29	1557	8 783	17 583	859	67 822
South Afr. General Miss.	7	2	—	9	6	—	55	1 212	5 390	43	4 053
Ganz Ostafrika	511	196	27	695	258	97	9511	83 865	254 793	4386	259658

VII. Madagaskar.[1])

Eine wichtige Position hat die evangelische Mission auf der großen Insel Madagaskar, die von der ostafrikanischen Küste durch den Mozambik-Kanal getrennt ist.

Madagaskar ist mit 585300 qkm nach Grönland und Neuguinea die größte Insel der Erde, etwas größer als das Deutsche Reich; es hat aber nur $3^1/_4$ Millionen Einwohner. Zwischen dem 12. und dem 25. Grad südlicher Breite gelegen, sind ringsum seine Küsten und Niederungen sehr ungesund, aber weitaus der größte Teil des Innern wird von einem durchschnittlich 1000—1600 m hohen Hochlande eingenommen, auf dem ein auch für Europäer angenehmes und meist gesundes Klima herrscht. Trotzdem die Insel von dem

---

[1]) Ellis, The martyr church, a narrative of the introduction, progress and triumph of Christianity in Madagascar. London 1870. — Mullens, Twelve months in Madagascar. London 1875, danach EMM. 1875, 433. 481. — Ders., History of Madagascar. London 1838. — Three visits to Madagascar. London 1859. — Cousins, Madagascar of to-day. London 1895. — Lovett, History of the LMS. London 1899. Bd. I, 673—782. — Eppler, Tränensaat und Freudenernte. Gütersloh 1874. — Hansen, Beitrag zur Geschichte der Insel Madagaskar. Gütersloh 1899. — EMM. 1868, 3. 71. 115. 158; 1881, 129. 305; 1870, 278; 1876, 481; 1877, 245. 341. — AMZ. 1896, 97. 162. 271. 441; 1897, 160. 471. 564; 1900, 22. 76. 136; 1907, 201. 249. 384. 436; 1910, 289; 1915, 345. 394. 546. — Über die norwegische Mission in Madagaskar. EMM. 1873, 49; 1880, 161. 195. — AMZ. 1885, 30; 1901, 28; 1917, 245. — Die Pariser Mission in Madagaskar. AMZ. 1904, 125. 166. 249. — Rapport, Sur la délégation à Madagascar. Paris 1900. — La question scolaire et religieuse à Madagascar. Paris 1907. — Chronicle of the LMS., Jahresberichte der Londoner und der Norwegischen Missionsgesellschaft. — Borchgrevink, En kortfattet oversigt over Madagaskar, dets folk og mission. 1885. — Ellis, Madagascar revisited. London 1867. — J. J. K. Fletcher, Sign of the Cross in Madagascar. London 1901 (Christenverfolgungen), auch norwegisch 1904. — Johnson, Fra missionsmarken. Kristiania 1903 (Missionsmethoden). — Jörgensen, Folk og kirke von Madagaskar. Kristiania 1887. — Lagerheim, Den norska Madagaskar-missionen. 1895. — T. Mathews, 30 years in Madagascar. New York 1904. — Sibree, Madagascar before the conquest. London 1896. — Ten years' Review 1870 bis 1880; 1880—1890. Antananarivo 1880. 1890, sorgfältige Übersicht über die Arbeit der LMS. — Report of the Deputation to Madagascar. 1913. London 1913; auch unter dem Titel „Madagascar for Christ", being a Joint Report of simultaneous deputations. London u. Paris 1913. — Moß, A pioneer in Madagascar. (Rev. J. Pearse.) London 1913. — G. A. Shaw, Madagascar and France. London, Rel. Tr. Soc. 1885. — R. Griffiths, A century of Adventure. London 1919.

Kontinente Afrikas nur durch einen Meeresarm von 250 km getrennt ist, bieten ihre Fauna und Flora viel Eigentümliches, die Fauna z. B. den ausgestorbenen Riesenstrauß, den Vogel Ruk der arabischen Märchen, und die großen gleichfalls ausgestorbenen Hundaffen, die Lemuren; die Flora die wasserhaltende Ravenala Madagscariensis, eine fächerartige Riesenbanane, die Raphiapalmen u. a. Noch auffallender ist, daß der größere Teil der Insel, zumal der Osten von malaiischen Völkern bewohnt ist, und daß das malaiische Blut auch bei afrikanischen Volksstämmen einen starken Einschlag gibt. Die Bevölkerung ist übrigens sehr mannigfaltig; man zählt nicht weniger als 18 verschiedene Stämme, von denen allerdings die die zentrale Hochebene Imerina bewohnenden Hova (mit 928802 Seelen), die südlich von ihnen wohnenden Betsileo (441487) und die östlich von beiden Hochlandsvölkern längs der Ostküste wohnenden Betsimisaraka (429919) allein $^3/_5$ ausmachen. Den Betsimisaraka gegenüber auf der Westküste wohnen die wilden Sakalava (212654), welche am reinsten den Negertypus vertreten. Der wenig fruchtbare, zum Teil geradezu öde Süden der Insel wird von den Bara (171033), den östlich von ihnen an der Küste wohnenden Tanala (151201), den an der Südspitze seßhaften Antandroi (165785) und den bis an den Onilahyfluß wohnenden Muhafoly (58274) eingenommen.

Die begabten und unternehmungslustigen Hova von Imerina unternahmen es unter ihrem König Andriánimpoimérina um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, mehr oder weniger die ganze Insel in Abhängigkeit von sich zu bringen und ein großes Hovareich, allerdings mit sehr lose angegliederten Außenprovinzen zu gründen. König Radama I. (1810—1828) glaubte seine Herrschaft dadurch zu festigen, daß er Europäer in das Land zog und sich und seine Untertanen durch sie in die vielbewunderten Geheimnisse der Kultur einführen ließ. Er sah es deshalb gern, daß sich — nach einem durch fünf Todesfälle vereitelten ersten Missionsversuch — 1820 die Londoner Mission in seiner Hauptstadt Tananarivo niederließ. Die ersten Missionare — unter ihnen besonders David Jones und Griffiths — waren keine sehr begabten und gebildeten Männer; die von Radama zunächst stark protegierten Handwerker-Missionare kamen über das Experimentieren nicht hinaus. Es regte sich aber schon damals in der Hauptstadt, auf die und ihre nähere Umgegend die Mission vorläufig beschränkt blieb, ein erfreulicher Lernhunger, so daß eine ganze Anzahl gutbesuchter Schulen angelegt werden

konnte. Ihre Hauptkraft verwandten die Missionare, obgleich sie der madagassischen Sprache nur mangelhaft mächtig waren, auf die Herstellung einer vollständigen Übersetzung der Bibel und die Abfassung kleinerer christlicher Schriften; für die Drucklegung stand ihnen eine kleine Druckerpresse zur Verfügung.

Unglücklicherweise wurden diese schönen Anfänge jäh durchbrochen, als der zuchtlose Radama I. 1828 von seiner Gemahlin Ranaválona I. ermordet wurde und diese ehrgeizige Frau sich unter gewaltsamer Beseitigung aller etwaigen Mitbewerber auf den Thron schwang (1828 bis 1861). Ranaválona sah im Gegensatz zu Radama ihr Heil in rückhaltloser Rückkehr zu Sitte und Brauch der Ahnen, und in schroffer Ablehnung aller europäischen Einflüsse, vor allem der Mission. Zunächst erlaubte sie allerdings 1831 die christliche Taufe, die Radama nicht gestattet hatte; es konnten in den nächsten Jahren 200 Madagassen getauft und zwei Gemeinden organisiert werden. Aber 1835 erklärte sie auf einem großen Kabary (öffentlicher Volksversammlung zur Fassung von Staatsbeschlüssen) jeden Brauch und Lebensweise, die von dem Brauche der Ahnen abweiche, in ihrem ganzen Reiche für schlechthin verboten. Die Missionare sollten persönlich unbehelligt bleiben, sollten auch das Recht haben, in ihren Häusern ihren religiösen Sitten zu folgen; aber jeder religiöse Einfluß auf die Madagassen wurde ihnen untersagt. Im folgenden Jahre (1836) wurden sie von der Insel verwiesen. Und nun begann die grausame Königin eine blutige Christenverfolgung, die mit Unterbrechungen ein volles Vierteljahrhundert bis an ihren Tod anhielt und nichts Geringeres als die gänzliche Ausrottung des Christentums bezweckte. Allgemein wurde mit sozialen Strafen, Rangerniedrigung, Verkauf in die Sklaverei, Geldbußen oder Konfiskation des Vermögens vorgegangen. Alle im Besitz der Christen befindlichen christlichen Bücher wurden obrigkeitlich eingefordert und verbrannt. Gegen die Führer der christlichen Bewegung ging man mit rücksichtsloser Strenge vor; sie wurden verbrannt, mit Speeren durchbohrt, gesteinigt oder über Felsen hinab in den Abgrund gestürzt. Manche von ihnen flohen außer Landes nach Mauritius und England. Übrigens betrug die Zahl der wirklichen Blutzeugen nur wenige Dutzende. Auch war die Verfolgung nur in einigen Jahren wie 1849 und 1857 heftig und planmäßig, dazwischen lagen Jahre, wo die Christen verhältnismäßig ungehindert waren. Trotz der unbegrenzten Autorität, die der Wille der Königin bei allen Untertanen, auch den Christen hatte, und trotz der Beihilfe,

welche ihr die „lehibe“, die Adligen und hohen Beamten, leisteten, erreichte die Königin ihren Zweck durchaus nicht. Im Gegenteil, die Zahl der Christen verzehnfachte sich in der Verfolgungszeit, die Bibel wurde zu ihrem nationalen Heiligtum, ihr sittlich-religiöser Lebensstand läuterte und vertiefte sich. Obendrein machte Ranavalonas Sohn und mutmaßlicher Nachfolger Radama II. kein Hehl aus seinen Sympathien für die Christen.

Im Jahre 1861 starb Ranaválona I.; Radama II. folgte ihr. Er verkündigte sogleich Religionsfreiheit und rief die Missionare, und nicht nur sie, sondern auch die französischen und englischen Geschäftsträger zurück, lenkte in die kulturfreundlichen Bahnen Radamas I. zurück und suchte Rückhalt an den Europäern. Leider war er ein halt- und zuchtloser Mensch, dem Trunk ergeben und dem Intrigenspiel zumal der geriebenen Franzosen nicht gewachsen. Er wurde schon 1863 in einer Palastrevolution ermordet; aber auch seine auf den Thron erhobene Witwe Rasoherina vermochte das von einer verschlagenen französischen und englischen Politik umworbene Staatsschiff nicht mit sicherer Hand zu leiten und war auch den innern Schwierigkeiten des Reiches nicht gewachsen. Sie starb schon 1868. Der französische Geschäftsträger Laborde taufte sie auf dem Sterbebette heimlich ohne ihr Vorwissen. Ihre Nachfolgerin Ranavalona II. (1868—1883) brach alsbald völlig und gründlich mit der heidnischen Vergangenheit; sie ließ die Götzen der königlichen Ahnen und den mit ihnen zusammenhängenden Götzenkram im ganzen Lande verbrennen und sagte sich dadurch von dem Ahnendienste, dem Rückgrate des einheimischen Heidentums, los. Dann ließ sie sich mit dem ihr nach madagassischer Sitte angetrauten Premierminister feierlich von dem Prediger Adriambelo taufen und baute sich in ihrem Palaste eine eigene christliche Kirche, um dadurch auch öffentlich ihren Übertritt zum Christentum zum Ausdruck zu bringen. Damit wurde das Christentum mit einem Schlage im ganzen Land höchst volkstümlich; jedermann wollte der „Religion der Königin“ angehören. Es setzte eine Massenbewegung zum Christentum ein, so stark, wie sie in Afrika nur etwa in Uganda eine Parallele hat. Die Massen drängten in die Kirchen. Im Jahre 1867 hatte — sechs Jahre nach dem Tode der Verfolgerin Ranavalona I. und unter dem wohlwollenden Regimente zweier Förderer der christlichen Bewegung — die Londoner Mission 90 Gemeinden, 101 Prediger, 5255 volle Kirchenglieder und 20000 Anhänger gezählt; in den drei Jahrzehnten bis 1895 schwollen

diese Zahlen auf 1048 Prediger, 62749 volle Kirchenglieder und 288834 Anhänger an. Sie stieg auf etwa 10 % der damaligen Bevölkerung der Insel.

Diese mächtige Bewegung stellte an die Missionare und die Missionsleitung gewaltige Anforderungen. Es ist begreiflich, aber doch bedauerlich, daß im Lichte der vorausgegangenen Verfolgung und der darin erfahrenen Bewährung der kleinen Christenschar die heimatliche Missionsgemeinde die madagassischen Neuchristen viel lieber in dem Lichte einer reifen Frucht aus der Tränensaat als in dem einer verantwortungsvollen Aufgabe sah; daß sie lieber von einem erstaunlichen Pfingsten, einer großartigen Ausgießung des Heiligen Geistes, als dem elementaren Anfängerchristentum, der unüberwundenen heidnischen Unsittlichkeit und dem kindischen Unverstande in christlichen Dingen hören wollte. Vor der Verfolgung waren meist nur ein halbes Dutzend Missionare, die Hälfte von ihnen Handwerker auf der einzigen Station Tananarivo gewesen. In dem Zeitraum 1861—69 hatte die Missionsleitung 17 Männer ausgesandt, von denen aber 1869 nur noch 11 im Lande waren. Nun sandte man ja große Verstärkungen aus und hielt die Zahl der Missionare möglichst auf etwa 30—35; es war auch ein großer Vorzug, daß gerade einige der tüchtigsten Missionare wie Dr. Wm. Cousins, James Sibree, Benjamin Briggs, George Cousins u. a. zwanzig, dreißig und mehr Jahre im Lande blieben. Aber für die drängenden, riesengroßen Aufgaben reichte diese Zahl weitaus nicht aus; es hätten die doppelte Anzahl und mehr ausgesandt werden müssen. Dazu war es ein Mangel der independenten Grundsätze dieser Mission, daß es an einer zielbewußten, straffen Leitung zumal auf dem Missionsfelde selbst fehlte. Tatkräftige Missionare gingen selbständig, vielleicht sogar eigenmächtig vor, und dann gab es Reibungen und unerfreuliche Verhandlungen mit den Zurückgesetzten. Die Missionsleitung ordnete an, daß alle großen Aufgaben von der Konferenz der Missionare gemeinsam behandelt werden sollten. Allein in einem weitschichtigen Lande mit unzureichenden Verkehrsmitteln und vielen durch die Rücksicht auf die Gesundheit erforderten Hemmungen der Reisen können sich allgemeine Missionarskonferenzen auf dem Grunde der Gleichberechtigung und ohne eine Leitungsinstanz nicht bewähren. Bis 1868 war Tananarivo die einzige Station gewesen; jetzt ging man sogleich an die Errichtung weiterer Stationen; zumal Fianarantsoa, die Hauptstadt von Betsileo, wurde besetzt. Aber Imerina, die Zentrallandschaft der Hova und der Insel, stand

so sehr im Mittelpunkt, und die englischen Missionare hatten doch schließlich so wenig Neigung, sich in abgelegenen Provinzialdörfern fern von allem Verkehr anzubauen, daß von einer planmäßigen Besetzung der Insel, oder auch nur größerer Teile der Außenprovinzen kaum geredet werden konnte. Es hörte sich ja schön an, von hunderten von Gemeinden und mehr als 1000 Predigern zu reden. Aber diese Prediger hatten gar keine oder nur eine ungenügende Ausbildung. Die Missionsleitung richtete bei Tananarivo ein Prediger-seminar und daneben in Fianarantsoa einen Evangelistenkursus ein; aber jedes dieser beiden Institute war meist nur von 30—40 Madagassen besucht; sie reichten also für die schnell wachsenden Bedürfnisse nicht aus, und die Missionsleitung war nach ihren independenten Grundsätzen nicht in der Lage, den Gemeinden betreffs der Wahl ihrer Prediger Vorschriften zu machen. Die „freien" Gemeinden wählten sich eben, wer ihnen gut dünkte; und die Missionare suchten dann diese Leute durch fliegende Kurse wenigstens notdürftig für ihren Beruf tüchtig zu machen. Die Missionare hatten eine große, durch ihren Nonkonformismus hervorgerufene Sorge, daß in den Gemeinde-angelegenheiten der christlichen Kirche nicht die Königin und ihre Beamtenschaft die Herrschaft an sich rissen. Dazu lag bei den Hova, dem Herrenvolk, die Gefahr nahe, weil eben deren Massen sich um der Religion der Königin willen in die Kirche drängten; es war auch ohne Regierungsdruck schwer genug, religiösen Gehalt, christlichen Geist in die Bewegung zu mengen. Bei den unterworfenen Völkern andererseits aber hätte ein Vorwiegen der Hofeinflüsse das Christentum in Mißkredit gebracht; denn bei ihnen waren im Grunde die Hova verhaßt. Man konnte es schließlich doch nicht hindern, daß die „Palastkirche" auf 60000 Glieder und mehr anschwoll; sie war dem Einfluß der Missionare so gut wie ganz entzogen. Wie sollte unter diesen Umständen eine straffe, sorgfältige Kirchenzucht geübt werden; und diese tat doch so dringend not; denn die Hova sind wegen ihrer Zuchtlosigkeit berüchtigt, und der nicht innerlich überwundene Aberglaube wucherte unter einem dünnen christlichen Firnis fort. Es wäre so dringend notwendig gewesen, ein Missions-schulwesen großen Stils, zumal mit sehr zahlreichen Volksschulen überall in den wie Pilze aus der Erde sprießenden Gemeinden einzurichten; aber dazu fehlte das gewissenhaft vorgebildete einheimische Lehrerpersonal, die sorgfältige Aufsicht der Missionare, und die Stetigkeit der Arbeit. So grünte und blühte zwar diese Mission

wie in berückender Maienpracht; aber die Solidität der Arbeit ließ manches zu wünschen übrig. Nur selten hat die evangelische Mission eine derartig günstige Gelegenheit zum Aufbau einer großen eingeborenen Volkskirche gehabt, aber die Gelegenheit ist nicht mit überlegener missionarischer Weisheit ausgekauft.

Glücklicherweise traten in dieser Zeit neben der Londoner Mission — außer der unbequem und rücksichtslos konkurrienden französisch-jesuitischen Mission — andere evangelische Missionsgesellschaften ein: 1864 die beiden anglikanischen Gesellschaften der SPG.[1]) und der CMS., von denen sich aber die letztere nach einem Jahrzehnt von der Insel wieder zurückzog. Die SPG. nahm hauptsächlich die Stämme des ungesunden, heißen östlichen Küstenlandes, besonders die Betsimisaraka in Arbeit. 1866 traten auf Ersuchen der Londoner Mission die englischen Quäker[2]) mit in die Arbeit in Zentral-Madagaskar ein und übernahmen von Tananarivo aus die Bearbeitung einer großen Landschaft im Südwesten von Imerina. Sie machten sich besonders verdient durch ein gutgeleitetes Gehilfen- und Lehrerseminar und ein großes, schönes Krankenhaus, in dem sie zugleich den Versuch machten, eingeborene Ärzte und Krankenpfleger auszubilden. 1867 traten in der Provinz Betsileo die lutherischen Norweger[3]) ein und bauten dort ein solides Missionswesen nach kontinentalen Grundsätzen mit einem weitmaschigen Netz von Stationen, sorgfältiger Gemeindepflege, möglichst gründlicher Ausbildung der Lehrer und Prediger und gewissenhafter Kirchenzucht aus. Sie dehnten ihre Arbeit nach Süden zu den Bara und nach Westen zu den Sakalava aus.[4]) Neben ihnen und im Anschluß an sie ließen sich 1888 im Südosten und Südwesten der Insel zwei amerikanisch-norwegische Missionen, die der Vereinigten lutherischen Kirchen und der Freien lutherischen Kirchen nieder[5]) und arbeiteten wesentlich in gleicher, solider Weise. Allerdings ging es in den Anfangsjahren durch viele Nöte. Die Mission war von amerikanischen Freunden der norwegischen Missionsgesellschaft angeregt, trennte sich dann aber

[1]) Mac Mahon, Christian missions in Madagascar. London 1914.

[2]) H. E. Clark, Story of Friends mission in Madagascar. London 1890.

[3]) Birkeli, Fra tamarisdernes Land. Stavanger 1913. Ein Missionsstudienbuch über die norwegische Madagaskar-Mission.

[4]) Besonders bekannt unter den Anstalten der norwegischen Mission ist die große Aussätzigenstadt Antsirabe in der Provinz Vakinankaratra, die unter der Leitung von drei norwegischen Schwestern steht.

[5]) M. Saeterlie, Madagaskar. Minneapolis 1912.

bald von dieser. Unglücklicherweise gab es in den norwegischen lutherischen Kreisen in Amerika viel Uneinigkeit, bis sie sich 1895 in einer „Vereinigten Kirche" und einer „Freikirche" konsolidierten, und es vergingen dann wieder noch einige Jahre, bis in Süd-Madagaskar die Arbeitsbereiche beider Kirchen in der Weise abgegrenzt und ausgetauscht wurden, daß die Freikirche die Westhälfte, die Vereinigte Kirche den Südosten von Madagaskar übernahm. Die Freikirche arbeitet unter den Süd-Sakalava, Makoa, Tanosi und den wilden, unbändigen Mahafali; sie hat 4 Hauptstationen unter einer eingeborenen Bevölkerung von 57000 gesammelt. Die Vereinigte Kirche hat ihren Mittelpunkt in dem wichtigen Hafen Fort Dauphin; sie arbeitet unter den Tanosi, Tatsimo und Tandroy, etwa 250000 Seelen; sie hat 5 Hauptstationen.[1])

Schon seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die Franzosen begehrliche Augen auf Madagaskar geworfen. Sie hatten dem schwachen König Radama II. im Rausch einen Vertrag abgeschwindelt, wodurch er ihnen ein Drittel der Insel abtrat, und die Regierung mußte sich hernach von diesem Vertrage durch eine Million Francs freikaufen. Sie hatten sich in Majunga und Nossi Be im Nordwesten der Insel festgesetzt. 1883 brachen sie einen Anlaß vom Zaume und unternahmen eine Expedition gegen die Zentrallandschaften. Als ihr Ergebnis mußte die Königin Ranavalona III. (1883—1897) sich im Februar 1886 zu einem Vertrage bequemen, wodurch sie die Führung aller auswärtigen Angelegenheiten ihres Reiches den Franzosen übertrug, sich also politisch unter Kuratel stellte. Als sie sich einige Jahre später den drückenden Bestimmungen dieses Vertrages in der Hoffnung auf englische Hilfe zu entziehen versuchte, sandten die Franzosen unter General Duchesne 1895 ein starkes Heer, das nach einem durch Fieber und andere Tropenkrankheiten außerordentlich verlustreichen Feldzuge die Hauptstadt Tananarivo eroberte und die Königin zur Unterwerfung zwang. Im Jahre 1896 wurde ganz Madagaskar zu einer französischen Kolonie erklärt; im Jahre 1897 wurde die Königin ins Ausland deportiert[2]) und dadurch der letzte Rest der alten Hova-Herrlichkeit beseitigt.[3])

---

[1]) D. G. Kurze, Die amerikanisch-norwegische Mission in Süd-Madagaskar. AMZ. 1917, 245.

[2]) Königin Ranavalona III. starb 1917 in der Verbannung in Algier.

[3]) Im Herbst 1915 zettelten die Intellektuellen unter den Hovas eine Ver-

Mit der französischen Verwaltung ist für die große, fruchtbare und reiche Insel eine neue Zeit gekommen. Die Hova=Dynastie war doch nicht imstande gewesen, die Hilfsquellen der Insel aufzuschließen und für eine gerechte Verwaltung auch der entfernten Außenprovinzen zu sorgen. Nun wurden vor allem erst einmal Fahrstraßen für Wagen und Automobilverkehr gebaut; auch mit Eisenbahnbauten ist wenigstens ein Anfang gemacht; ein Schienenstrang verbindet den Hafen Tamatave an der Ostküste mit der Hauptstadt Tananarivo. Telegraphendrähte überspannen das Land. Eine geordnete Gerichtsbarkeit und eine planmäßige Verwaltung auch der Außenprovinzen sind durchgeführt. Auch mit einem Staatsschulwesen ist ein Anfang gemacht und wenigstens ein System von Elementar=, Regional= und Spezialschulen ausgearbeitet. Ein Eingeborenenrecht ist bereits in mehreren Auflagen erschienen u. a. m. Frankreich hat sich die koloniale Erschließung der Insel beträchtliche Summen kosten lassen, die es auf lange Zeit keine Aussicht hat, aus der Insel wieder herauszuziehen, da weder die Bergwerke noch die tropischen Pflanzungen die optimistischen Erwartungen der ersten Jahre erfüllt haben.

Freilich für die Missionen, zumal die protestantischen, ist mit der französischen Herrschaft eine neue schwere Leidens= und Kampfeszeit angebrochen. Drei Stürme sind in den letzten zwei Jahrzehnten nacheinander über sie dahin gebraust. Zunächst löste die französische Besitzergreifung einen großen, sich wie ein Waldbrand unwiderstehlich über die ganze Insel ausbreitenden Eingeborenen=Aufstand, die berüchtigte Fahavalo=Bewegung 1895/96 aus. Die über die völlig ungerechtfertigte französische Vergewaltigung erbitterten Eingeborenen richteten ihre Wut ebenso auch gegen die Missionare und gegen die einheimischen Christengemeinden; der Quäker=Missionar Johnson und

---

schwörung an, um die drückende französische Fremdherrschaft abzuschütteln. Nach der von Wilson ausgegebenen Parole vom Selbstbestimmungsrecht der Völker wollte man ein freies Madagaskar. Die Urheber der Bewegung fanden sich meist unter den Lehrern, Predigern, Ärzten und Regierungsbeamten, sowie unter den Bureauangestellten der europäischen Handlungshäuser. Eine große Zahl dieser Leute war von den Missionen erzogen; sie hatten zum Teil auf Pariser Seminaren ihre Studien vollendet und genossen das volle Vertrauen der Regierung. Die Verschwörung wurde durch Verrat einiger in den Geheimbund eingeweihten Madagassen kurz vor dem für das Losschlagen verabredeten Termin, 31. Dez. 1915, verraten. Es war wohl ein letzter Versuch, in günstiger Stunde während der Verlegenheiten des Weltkrieges die Freiheit wieder zu erlangen.

seine Frau[1]) wurden von den wilden Horden ermordet und ihre Station Arivonimamo in Asche gelegt; die SPG.-Station Ramainandro wurde zerstört, den Missionaren gelang es jedoch zu entkommen; die beiden kurz vorher auf der Insel angekommenen französischen Missionare M. B. Escande und F. Minault wurden auf der Reise überfallen und erschlagen. 750 Kirchen und Kapellen gingen in Flammen auf oder wurden sonst zerstört. Es schien, als solle der christlichen Kirche von dem wütend entfesselten Heidentum die Axt an die Wurzel gelegt werden.

Mit Mühe warf die französische Verwaltung unter dem hervorragenden General Galliéni, dem späteren Kriegsminister, als Generalgouverneur (1896—1905) die aufständische Fahavalo-Bewegung nieder. Aber schon bedrohte die evangelischen Missionen eine noch ernstere Gefahr. Die französische Jesuiten-Mission war von je her in Madagaskar gegen die evangelische feindselig als Konkurrentin aufgetreten. Jetzt glaubte sie ihre Zeit zu einem vernichtenden Schlage und wenn möglich zu einer völligen Verdrängung des unbequemen Rivalen gekommen. Die französische Kolonialpolitik ist von je her besonders national zugespitzt und gegen Fremdländer argwöhnisch. Damals galt in ihrem Lager noch allgemein England als der Feind. Die evangelischen Missionen in Madagaskar waren in den Händen von lauter Nichtfranzosen und überwiegend von Engländern. Von der wichtigsten Gesellschaft, der Londoner Mission, war es obendrein bekannt, daß sie bei dem britischen Auswärtigen Amt wiederholt Schritte unternommen hatte, um ein französisches Protektorat über Madagaskar oder gar eine Annexion der Insel zu verhindern. Die englischen Missionen, zumal die Londoner, waren also den Franzosen in hohem Maße verdächtig und lästig. Darauf spekulierte die Jesuitenmission. Sie gab sich den Anschein loyaler nationaler Gesinnung, der es vor allem darauf ankomme, die französischen Kolonialinteressen gegenüber den gefährlichen politischen Intrigen der englischen Missionare zu schützen. Die Losung müsse sein: katholisch ist französisch. Wer ein loyaler Untertan sein wolle, dürfe mit den englischen Missionaren nichts zu tun haben. Man braucht sich nur die aus früheren Entwicklungen bekannte urteilslose Abhängigkeit der Madagassen von den in den Kreisen der Regierung herrschenden Anschauungen und Absichten ver-

[1]) Doncaster, Faithfal unto death. London 1897. (Lebensgeschichte der Johnsons.)

gegenwärtigen, um zu sehen, wie verhängnisvoll diese unlautere Agitation wirken mußte. Und die Jesuiten scheuten auch vor Gewalttaten nicht zurück. Angesehene protestantische Madagassen wurden politisch verdächtigt, ins Gefängnis geworfen und im Range degradiert oder in Geldstrafen genommen. Protestantische Kirchen und Kapellen wurden in großer Zahl mit List oder offener Gewalt den evangelischen Gemeinden entrissen. Einen Hauptschlag führte auf Anreizung der Jesuiten die Kolonialverwaltung, indem sie jeden Unterricht in den Missionsschulen außer in französischer Sprache verbot. Lehrer, die in französischer Sprache unterrichten konnten, gab es begreiflicherweise in den evangelischen Missionen fast gar nicht, weder unter den Missionaren noch unter den Eingeborenen, weil man verständigerweise mit einer derartig unsinnigen Forderung nicht hatte rechnen können, daß für die nur Madagassisch verstehenden Eingeborenen Schule nur in französischer Sprache solle gehalten werden. Diese Verfügung stellte das ganze protestantische Missionsschulwesen in Frage. Nur nach vielen Vorstellungen ließ sich Galliéni bewegen, sie wenigstens dahin abzumildern, daß zwar in madagassischer Sprache unterrichtet werden dürfe, aber die französische weitaus der wichtigste Lehrgegenstand sei.

Die evangelischen Missionen waren gegenüber der sich als überaus loyal gebärdenden Jesuiten-Mission und dem durch ihr öffentliches Getue stark beeinflußten Generalgouverneur in einer bedenklichen Lage, zumal die immer noch weiterglimmende Fahavalo-Bewegung die französische Verwaltung argwöhnisch machte. Unter diesen Verhältnissen war es ein großer Dienst, daß sich die Pariser evangelische Missionsgesellschaft 1896 entschloß, den bedrängten englischen Missionen zu Hilfe zu eilen und als französisch-protestantische Mission auf Madagaskar einzutreten. Zumal die Londoner Mission suchte sie mit ihrem vorgehaltenen Schild treulich zu schützen. Sie übernahm vorläufig deren ganzes Schulwesen und die Hälfte ihres Missionsgebietes, eine für die immerhin kleine und nicht finanzkräftige Gesellschaft heroische Leistung. Daneben unternahm sie eine wirksame und geschickte politische Tätigkeit, einmal um mit einem erdrückenden Beweismaterial den politischen Verdacht gegen die ausländischen protestantischen Missionen, zumal die Londoner, als unbegründet, ferner das betont patriotisch französische Gebaren der Jesuiten als unlauter zu erweisen, und dann Gallieni draußen und die Zentralregierung in Paris immer wieder daran zu erinnern, daß Frankreich

für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einstehe und allen Untertanen volle Religionsfreiheit garantiere. Sie hatten auch einigermaßen Erfolg. Gallieni sah ein, daß er durch seine argwöhnische Abneigung gegen die Engländer ungerecht gegen die protestantischen Missionen geworden sei. Die Jesuiten wurden in ihre Schranken zurückgewiesen und mußten die Mehrzahl der den Protestanten entrissenen Kirchen und Kapellen wieder herausgeben. Auf dem Gebiete des Schulwesens kam Gallieni den evangelischen Missionen soweit entgegen, daß er ihnen für Leistungen in der französischen Sprache und in Handwerken mäßige Staatszuschüsse gewährte, die zwar nicht wegen ihres Geldwertes, aber wegen der darin liegenden öffentlichen Anerkennung von Bedeutung waren. Der Jesuitensturm schien in der Hauptsache abgeschlagen. Die Pariser Mission gab sogar der Londoner Mission in dem von dieser beibehaltenen Arbeitsbereiche die Schulen zurück.

Aber schon zog eine neue, noch schwärzere Wolke herauf. Gallieni wurde als Gouverneur 1905 durch den sozialdemokratischen und atheistischen bisherigen Oberbürgermeister von Lyon, Augagneur, ersetzt. Mit ihm trat zugleich ein politischer Systemwechsel ein. Die französische Kolonialpolitik sollte nicht mehr Affiliation, äußere Angliederung der Kolonialländer, sondern ihre Assimilation, ihre innere Angliederung an den Geist und die Kultur Frankreichs erstreben. Und als dieses wahre Wesen Frankreichs galt dem überzeugten Radikalen und Agnostiker der atheistische Radikalismus der herrschenden Partei, die eben damals mit Hochdruck das kirchenfeindliche Gesetz der Trennung von Kirche und Staat durchsetzte. Für dies wahre Wesen Frankreichs sollte also auch Madagaskar gewonnen werden. Was dazu nicht paßte oder damit in Widerspruch stand, sollte mit rücksichtsloser Schroffheit beiseite geschoben werden. In Gebieten, wo die französische Regierung noch nicht festen Fuß gefaßt habe, wie in Äquatorial-Afrika, könne man den Missionaren vorläufig noch Bewegungsfreiheit gewähren. In Madagaskar war seiner Ansicht nach die Zeit gekommen, die Kulturkampfgesetze der Heimat einzuführen und zumal die Mission aus den Schulen zu verdrängen. Unter dies Gericht fielen alle Missionen, auch die jesuitischen und die Pariser evangelische; aber die Feindseligkeit richtete sich in erster Linie wieder gegen die fremdländischen, zumal die englischen Missionen. Der missionarischen Expansion des Engländertums sollte eben mit Bewußtsein eine einseitge Pflege des Franzosentums entgegengesetzt und die englischen Missionen wenn möglich aus dem

Lande hinausgeärgert werden. Augagneur war denn auch schroff und rücksichtslos genug, um während des halben Jahrzehnts seiner Verwaltung ein wahres Schreckensregiment zu führen. Er ging zunächst gegen die Missionsschulen vor. Bald nach seiner Ankunft wurden die Missionen peinlich von einem Schulerlaß überrascht, wonach es fortan streng verboten war, Schule in Kirchen oder Kapellen zu halten. Wo nicht binnen zwei Monaten der Nachweis erbracht sei, daß eigene Schulhäuser vorhanden seien, würden die Schulen geschlossen. Das traf von den 2850 protestantischen Schulen etwa 2800, die überall auf dem Lande in den Kapellen abgehalten wurden. Die Verfügung wurde noch dazu in der Regenzeit erlassen, wo an einen Neubau binnen zwei Monaten nicht zu denken war. Zu Lehrern sollten nur solche berechtigt sein, die ein französisches Zeugnis aufzuweisen hatten und den Nachweis ausreichender Beherrschung der französischen Sprache erbrachten. Auch das konnten nicht einmal die englischen Missionare, geschweige denn ihre mangelhaft vorgebildeten madagassischen Hilfskräfte aufweisen. Zudem wurde allen Schülern der Missionsschulen die Berechtigung zum Besuch der höheren französischen Regierungsschulen und für Beamtenstellen abgesprochen. Kein Zweifel, daß das protestantische Missionsschulwesen lahm gelegt werden sollte. Das ist auch Augagneur in großem Umfange gelungen. In der Londoner Mission wurde die Zahl der Schulen von 639 mit 27 700 Schülern im Jahre 1906 auf 102 mit 6203 Schülern (1912), in der Pariser Mission von 1134 Schulen mit 28 341 Schülern im Jahre 1902 auf 96 Schulen mit 7395 Schülern (1912), in der norwegischen Mission von 1855 Schulen mit 41 371 Schülern im Jahre 1906 auf 102 Schulen mit 4810 Schülern (1912) reduziert. Die Kolonialverwaltung bemühte sich auch keineswegs, für die zehntausende von Schülern, die so der Schulen beraubt wurden, ausreichende andere Lerngelegenheiten zu besorgen. Wohl richtete sie mit beträchtlichen Kosten ein Staatsschulwesen ein, das, abgesehen von seiner religionsfeindlichen Neutralität, ausgezeichnet ist; aber es sind in der Hauptsache nur Eliteschulen, um der Verwaltung ein ausreichendes und genau ihren Zwecken entsprechendes Personal von Subalternbeamten zu beschaffen. Im übrigen wünschte Augagneur kein allgemeines Schulwesen; das liege weder im Interesse Frankreichs noch der französischen Kolonisten, die sich dann nicht mehr so bequem willige und billige Arbeiter verschaffen könnten. Er machte auch kein Hehl daraus, daß sein Ziel die Monopolisierung des Schulwesens

durch den Staat sei. Die Pariser Missionsleitung reichte 1907 bei der französischen Zentralregierung eine meisterhafte Denkschrift „La question scolaire et religieuse à Madagascar“ ein; sie konnte aber, da es sich eben bei Augagneurs Vorgehen im Grunde um ein Vorgehen nach dem Herzen der französischen Gewalthaber handelte, nur Linderungen von Härten in Einzelfällen erreichen.

Einen zweiten Schlag unternahm Augagneur gegen die Missionsgemeinden selbst. Fast alle Kirchen und Kapellen wurden als Eigentum der Kolonie in Anspruch genommen; Neubauten oder auch nur Reparaturen durften nur mit obrigkeitlicher Genehmigung vorgenommen werden; dagegen konnten Kirchgebäude stets ohne Angabe von Gründen geschlossen werden. Gottesdienste außerhalb der Kirchen waren überhaupt verboten, Heidenpredigt war dadurch mit einem Federstrich so gut wie unmöglich gemacht. Augagneur wünschte nicht, daß die Heiden durch den „Fanatismus zelotischer Missionare“ beunruhigt würden. Selbst Hausandachten, die in Madagaskar allgemein üblich waren, wurden strafbar, wenn außer dem engsten Familienkreise auch nur eine Person an ihnen teilnahm. Bei christlichen Begräbnissen durften Madagassen nicht einmal ein Vaterunser sprechen. Wollten die Missionare auf dem Kirchhofe mehr als nur die liturgischen Gebete verrichten, so hatten sie die Leichenpredigt vorher der Zensur zur Prüfung vorzulegen. Der Christliche Verein junger Männer in Tananarivo wurde von Obrigkeit wegen aufgelöst; Augagneur wünschte keinerlei Vereine der Madagassen. Sogar die Halbjahrskonferenzen der evangelischen Gemeinden und die ganz harmlosen Jünglingsvereine (Christliche Endeavour-Vereine) wurden verboten, und man mußte die Pariser Zentralregierung in Bewegung setzen, um das Verbot rückgängig zu machen. Die Kehrseite zu dieser fanatischen Verfolgung alles Christlichen war, daß ein radikaler Atheismus und das rohe alte madagassische Heidentum auf das wärmste protegiert wurden. Das war eben die „Regierungsdoktrin, die das Bestreben hat, die Autorität Frankreichs und den Einfluß seiner Vertreter als Waffen zur Bekämpfung der religiösen Idee zu verwenden“. So wurde in den offiziellen Organen der Kolonialverwaltung für den radikalen Unglauben als die Lehre Frankreichs Propaganda gemacht. Heidnische Feiern und selbst die alten, unzüchtigen Tänze wurden geduldet; sogar bei Zaubermorden drückte man ein Auge zu. Die protestantischen Missionen schlossen sich wiederholt zusammen, um gegen diese fanatische Christenverfolgung im Namen

der Prinzipien der französischen Revolution Protest einzulegen. Sie sandten Deputationen an die französische Regierung und nach Madagaskar. Aber selbst als Augagneur im Spätherbst 1909 abgerufen und nach einem kurzen Interregnum des maßvollen Cor durch den Generalgouverneur Picquié ersetzt wurde (Sommer 1910), trat im Regierungskurse eine wesentliche Besserung nicht ein. Augagneurs Kolonialdoktrin war und blieb eben das Evangelium der radikalen Regierungskreise, was verschlug dagegen der Appell an die schönen Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und von religiöser Toleranz! Es hätte vielleicht den britischen Missionsgesellschaften bei ihrer einflußreichen Stellung im öffentlichen Leben nahe gelegen, gegen diese Vergewaltigung der britischen Missionen seitens der französischen Kolonialverwaltung an die Öffentlichkeit zu appellieren und die britische Regierung in Bewegung zu setzen, so wie man es gegen König Leopold II. von Belgien und die Kongogreuel zu Zeiten getan hat. Vielleicht wäre das unter Umständen der Regierung sogar angenehm gewesen, um in Verbindung damit andere politische Interessen durchzusetzen. Die Missionsvertreter waren aber in diesem Falle klug genug, in gegenseitiger Übereinkunft den loyalen Weg zu gehen und ihre Beschwerden durch Vermittlung der Pariser Missionsgesellschaft auf dem Wege von Vorstellungen der eigenen Landsleute zur Verhandlung zu bringen, allerdings ohne viel Erfolg.

Was alle Vorstellungen und Appelle nicht vermocht haben, scheint neuerdings die veränderte politische Lage zu erreichen. Die Entente cordiale und nun erst recht die Waffenbrüderschaft im gegenwärtigen Weltkriege haben das Verhältnis von Frankreich zu England umgestaltet; England ist nicht mehr „der Feind", sondern „der Freund", auf den man sorglich Rücksicht nehmen muß. Auch die englischen Missionen sind nicht mehr politisch verdächtig, sondern loyale Bundesgenossen. Diesen veränderten Verhältnissen trägt die neue Kulturgesetzgebung für Madagaskar vom 11. März 1913 weitgehende Rechnung. Danach sichert die Republik die Religionsfreiheit zu und verbürgt die freie Ausübung der Kulte. In heidnischen Dörfern darf Erlaubnis zu gelegentlichen Gottesdiensten gegeben werden; in Privathäusern dürfen Gottesdienste gestattet werden, wenn wenigstens zehn Personen darum einkommen; zum Bau einer Dorfkapelle darf der Generalgouverneur auf Grund einer Spezialeingabe seine Genehmigung erteilen, wenn wenigstens 80 Personen im Umkreis von 5 km sich darum bewerben und im Umkreis von 8 km nicht

bereits 5 andere Kapellen sind (!). Allein auch dies Gesetz ließ noch Raum genug für die Chikanen der lokalen Beamten. Schon diese kleinliche Bestimmung der 5 Kapellen und 80 Bittstellern betr. einer neuen Kapelle war in den Händen kirchenfeindlicher Männer eine Handhabe zu ärgerlichen Verschleppungen. Reparaturen und Erweiterungsbauten unterliegen der Genehmigung der Behörden; sollen sie verhindert werden, so schließt man das Gebäude oder knüpft die Genehmigung an drückende Bestimmungen. Ein Paragraph des Gesetzes gestattet Kollekten in den anerkannten Kirchen; der Generalgouverneur suchte den Kirchenverband dadurch zu sprengen, daß er verfügte, der Ertrag der Sammlungen dürfe nur für Zwecke der Einzelgemeinde verwandt werden! Es bedurfte mühsamer Verhandlungen, um diese lästige Beschränkung aufzuheben.

Sind deshalb auch durch die stark verklausulierten Bestimmungen dieses Gesetzes weitaus nicht alle Härten und Ungerechtigkeiten beseitigt, so ist doch mit ihm eine erträgliche Grundlage für die Missionsarbeit gegeben, ein Rechtsboden, der die Missionen unter einen gewissen Schutz des Gesetzes stellt und sie vor den eigenwilligen Quälereien der Beamten schützt. Die Missionsgesellschaften sind um so enger aneinandergerückt; zumal die Londoner Missionsgesellschaft, die Quäker und die Pariser Mission haben geradezu einen Konzern gebildet. Es ist Praxis geworden, alle Verhandlungen mit den französischen Zentralbehörden durch Vermittlung der Pariser Missionsgesellschaft zu führen. Im Sommer 1913 hat eine große, gemeinsame Visitation der drei Missionen stattgefunden, um an Ort und Stelle auch mit den andern evangelischen Missionen auf der Insel, der SPG. und den drei norwegischen lutherischen Missionen die schwebenden Fragen zu besprechen. Die ganze Insel ist unter die protestantischen Missionen aufgeteilt, und es sind Pläne entworfen, um auch die noch überwiegend heidnischen Teile der Insel wirksam zu evangelisieren. Es ist ein zentraler Missionsschulrat eingesetzt, der allerdings nur beratende Stimme hat. Daneben ist ein Fortsetzungs-Ausschuß eingerichtet, um dauernd die gemeinsamen Missionsangelegenheiten zu verhandeln. Die Pariser Mission hat die Errichtung einer gehobenen Zentralschule in Tananarivo übernommen. Die Quäkermission hat ihre gehobene Mädchenanstalt in Arivonimamo erweitert. Die französische Kolonialverwaltung hat nach einigem Widerstreben die Genehmigung erteilt, daß auch Frauen das Lehrerexamen ablegen und das Lehrerzeugnis erhalten.

Die Kriegsjahre haben weiter dazu beigetragen, den tiefgewurzelten Argwohn der französischen Behörden gegen die englischen Missionen und ihre Abneigung gegen den angelsächsischen Protestantismus zu beseitigen. England und Frankreich sind auf Gedeih und Verderb auf Bundesgenossenschaft eingestellt. Davon profitieren auch die Missionsunternehmungen an den Enden der Erde.

Im Jahre 1918 zählte man auf Madagaskar 164 Missionare, die in 2510 Gemeinden 74817 volle Kirchenglieder und 449126 Anhänger pflegten. Zu diesem Dienste standen ihnen 963 Pastoren und 6694 Laienprediger und Evangelisten zur Seite. Hauptsächlich in den beiden Binnenprovinzen Imerina und Betsileo arbeitet die LMS. mit 26 Missionaren, die 685 Gemeinden mit 185700 Christen betreuen. Mit ihr im engen Bunde stehen die Quäker (FFMA.), deren selbständige kirchliche Arbeit großenteils in das Gebiet der Sakalava fällt; ihre 23 Missionare versorgen 205 Gemeinden mit 34542 Christen; und die Pariser Mission, die mit 26 Missionaren 578 Gemeinden versorgen. Fast ebenso eng und organisch verbunden sind die drei norwegisch-lutherischen Missionen:

Die Norwegische Missionsgesellschaft mit dem Schwerpunkt der Arbeit in der Provinz Betsileo; seit 1888 hat sie ihre Arbeit zu den Sakalava auf der Westküste, zu den dazwischen wohnenden Bara und zu den Volksstämmen an der Ostküste, südlich von Mananjary, ausgedehnt. Ihre 46 Missionare versorgen 778 Gemeinden mit 85000 Seelen.

Die Norwegisch-Lutherische Freikirche arbeitet mit 6 Missionaren an der Südwestküste; sie pflegt in 26 Gemeinden 1600 Christen.

Die Vereinigte Norwegisch-Lutherische Kirche hat den Südosten besetzt; sie hat 21 Missionare, 76 Gemeinden und 5200 Seelen.

Die Hauptpredigerschule ist das 1869 von der LMS. in Tananarivo gegründete „Theologische College", dem sich 1910 die Quäkermission angeschlossen hat. Neben den in diesem Seminar planmäßig vorbereiteten Pfarrern steht aber noch immer eine Mehrzahl von andern, die nur in fliegenden Kursen, in der Regel in jedem Monat zweimal zwei Tage lang für den kirchlichen Dienst vorbereitet sind oder überhaupt keine Ausbildung erhalten haben.[1]) Die Gemeinden

[1]) In der ersten Zeit des Massenzustromes bestimmte man einfach oft den Dorfschulzen zum Pastor. Das war ein kümmerlicher Notbehelf. Später erklärte sich die LMS. bereit, für jeden „ausgebildeten" Pastor ein Drittel seines Gehalts

der LMS., der Quäkermission und der Pariser Gesellschaft in der Zentralprovinz Tananarivo sind kirchlich zusammengefaßt in dem Kirchenbunde Isan enim bolana („Halbjahrsversammlung“). Die halbjährlichen Konferenzen im April und Oktober werden außerordentlich stark besucht; bei dieser Gelegenheit werden die allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten erledigt und auch Evangelisten in die noch heidnischen Bezirke ausgesandt.[1]) Unter dem Isan enim bolana aber nicht nur in der Zentralprovinz, sondern auf der ganzen Insel stehen für die einzelnen Missionen und die verschiedenen Bezirke die „Isan kerin taono“ („Jahresversammlung“ aller Gemeinden einer Mission), die „Isan efa bolana“ („Viermonats-Versammlung“, eine Distriktskonferenz zur Ordnung der pfarramtlichen Obliegenheiten u. dgl.) und die „Loha bolana“ („Monatsversammlung“, die monatliche Gebetsstunde am ersten Montag, eine wohl durch die ersten aus Wales stammenden Missionare von dort her übertragene, auf Madagaskar fest eingebürgerte Sitte). Vor der radikalen Schulgesetzgebung Augagneurs bildeten die Schulen einen der wichtigsten Arbeitszweige. Seither hat man den Schwerpunkt fast mehr in die Sonntagsschulen gelegt; neben 376 Schulen mit 527 Lehrern und 24373 Schülern bestehen 2125 Sonntagsschulen mit 78374 Schülern. Auf die Herausgabe von abgestuften Lektionsplänen und der zugehörigen Literatur für die Kinder und die jungen Leute wird viel Fleiß verwandt.

Bei alledem ist Madagaskar noch weitaus nicht ausreichend missionarisch versorgt. Das nach der großen, gemeinsamen Visitation der Londoner, der Quäker- und der Pariser Mission eingesetzte „Comité intermissionaire de Madagascar“ 1913 hat zwar die ganze Insel unter

zu zahlen, wenn die Gemeinde die andern zwei Drittel aufbrachte. Der Missionar hielt alle vierzehn Tage zwei Tage lang einen Kursus ab, der während zweier Jahre in der Weise planmäßig fortgeführt wurde, daß am Schluß derselben eine Prüfung stattfand. Neben den Pastoren stehen Laienprediger, die auch von der Kirche bestätigt werden, aber ihr Amt unentgeltlich versehen; auch sie predigen in der Regel an jedem Sonntag. Neben diesen Amtsträgern der Eingeborenen-Kirche setzte die Mission (ausgebildete und besoldete) Evangelisten ein, unter deren Aufsicht dann eine Gruppe von Gemeinden steht; sie sind in der Regel die „gebildetsten“ Leute ihres Kreises und werden deshalb von den Pastoren und Laienpredigern vielfach in Anspruch genommen.

[1]) Es fehlt der christlichen Hovakirche nicht an Missionsgeist. Sie hat bereits 13 „Missionare“ ausgesandt. Leider besteht aber infolge der früheren Gewaltherrschaft der Hova ein tiefgreifender Rassengegensatz zwischen ihnen und den andern Stämmen, besonders den negerartigen. Eine Missionswirksamkeit von Hovaevangelisten ist dadurch bisher fast unmöglich gemacht.

die sieben dort arbeitenden Missionen aufgeteilt; aber die proportionale missionarische Besetzung der Insel ist noch äußerst ungleichmäßig. In der Zentralprovinz Imerina mit der Hauptstadt Tananarivo kommen auf 4700 englische Quadratmeilen und 494626 Einwohner 47 Missionare, also je 1 Missionar auf 10524 Einwohner oder 100 englische Quadratmeilen. In der nächstbestbesetzten Provinz Betsileo mit der Hauptstadt Fianarantsoa kommen auf 14000 englische Quadratmeilen und 298087 Einwohner nur 12 Missionare; also auf den Missionar 24840 Einwohner oder 1,166 englische Quadratmeilen. Auf der weiten übrigen Insel mit 296164 englische Quadratmeilen und 2695139 Einwohnern arbeiten 101 Missionare; es kommen also auf jeden Missionar 26950 Eingeborene und 2961 englische Quadratmeilen. Da ist noch immer viel Raum einzunehmen.

Trotzdem kam die Deputation 1913 zu dem hoffnungsvollen Schlußurteil, daß die Christianisierung der ganzen Insel bereits in Sehweite gerückt sei; hauptsächlich im Blick auf die eingeborene Kirche, die nach ihrem Urteil unverkennbare Proben großer geistlicher Lebenskraft gab, und zwar nicht nur durch die 14 Evangelisationsposten der Hovakirche unter ihren verstreuten Landsleuten im Norden und Westen der Insel. Es ist begreiflich, daß die zum Teil hochgebildeten Führer der Madagassischen Kirche mit Sehnsucht nach der Zeit ausschauen, wenn die letzten ausländischen Missionare die Insel verlassen haben und der Ausbau der christlichen Kirche allein in die Hände der Einheimischen gelegt ist.

Eine Bibelübersetzung war schon von den ersten Londoner Missionaren hergestellt, und sie war in der schweren Verfolgungszeit reich gesegnet. Immerhin war diese Übersetzung noch ziemlich mangelhaft. Die britische Bibelgesellschaft beauftragte deshalb ein Revisionskomitee unter der Leitung des sprachbegabten Londoner Missionars W. E. Cousins mit einer gründlichen Revision, die fast einer neuen Übersetzung gleichkam. Sie wurde nach elfjähriger Arbeit 1887 vollendet. Außer den verschiedenen Ausgaben der ganzen, noch wiederholt revidierten, meist in England gedruckten Bibel oder ihrer Teile bestehen in Tananarivo drei Missionsdruckereien zur Herstellung der für die Kirche und Schule erforderlichen Literatur in Malagasy, die eine in Verbindung mit der LMS., die andere mit den Quäkern, die dritte mit der Norwegischen Mission. Weitaus am bedeutendsten ist der Verlag der LMS., der außer Katechismen, Schul- und Gesangbüchern, einer Monats- und Vierteljahrsschrift auch Werke über

Dogmatik, Bibeleinleitung, Konfessionskunde, exegetische und homiletische Kommentare, ein Bibellexion von 900 Seiten u. a. veröffentlicht hat.

Die katholische Mission, die auf dieser Insel besonders skrupellos arbeitete und zu Zeiten stark von der Gunst der Regierenden gefördert wurde, berechnet (nach Streit, Atlas Hierarchicus 1914) 138 Patres, 68 Brüder und 161 Schwestern, also ein den protestantischen Missionen überlegenes Personal, daneben 282434 getaufte Christen und 272000 Katechumenen, letztere hauptsächlich in der Zentralprovinz Imerina. Sie ist in fünf apostolische Vikariate gegliedert: Zwei davon gehören den Jesuiten (Antananarivo, 1848; Fianarantsoa in Betsileo, 1913); eins den Lazaristen (Fort Dauphin im Süden der Insel, 1896); eins den Vätern vom Heiligen Geist (Diego-Suarez im Norden, 1896). Ein fünftes Vikariat ist 1918 im inneren Hochlande für die Missionare von La Salette errichtet (Betafo, 1918). — Auch der Islam entwickelt auf der Insel eine nicht zu unterschätzende Propaganda. Die moslemischen Niederlassungen von Arabien und den Komoren her, besonders im Nordwesten der Insel, im Bezirk Majunga zählen bereits 75000 Anhänger. Ihre Forderungen sind gering; dem primitiven Heidentume werden nur ein anderer Name und einige Riten hinzugefügt. Daß die kleinen Papierstreifen mit Koranversen in arabischer Schrift kraftvoller seien als die Knochenstücke und Perlen, die sie bisher als Amulette gebrauchten, ist den Leuten leicht einzureden.

VIII. Mauritius und die Seychellen.

Östlich und nördlich von Madagaskar liegen verschiedene Inseln und Inselgruppen, die meist seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts in dem Bereich der französischen kolonialen Expansion und deshalb auch der römisch-katholischen Mission liegen, von denen aber nur Mauritius und die Seychellen einige Bedeutung auch für die evangelische Mission haben. Mauritius, 1914 qkm groß, von bezaubernder landschaftlicher Schönheit, großer Fruchtbarkeit und einem im allgemeinen gesunden, auch dem Europäer zuträglichen Klima, war menschenleer, als es die Portugiesen 1507 entdeckten; erst die Franzosen, die von 1715—1810 Herren der Insel waren, bevölkerten sie von der benachbarten Insel Réunion aus mit Kreolen und Madagassen.

Seit dieser Zeit ist fast der ganze Grundbesitz der Insel in französischen katholischen Händen, die offizielle Sprache ist französisch, die Volkssprache ein verdorbenes Negerfranzösisch, die Landbevölkerung eine träge Negerbauernschaft, bis 1834 meist Sklaven, dann, 90000 an der Zahl, durch die Engländer befreit, die Religion ein oberflächlicher, arg vernachlässigter Katholizismus. Die Franzosen hatten die Zuckerrohrkultur großen Stils eingeführt, und Boden und Klima erwiesen sich dafür in hervorragendem Maße geeignet. Nach der Sklavenemanzipation fehlte es aber für ihre Fortsetzung durchaus an einheimischen Arbeitskräften, da die Kreolen versagten. Man begann Hindu-Kulis in großem Stile einzuführen. Erst kamen dieselben meist nur auf eine Kontraktzeit von 5 oder 10 Jahren; allmählich überzeugten sie sich von den günstigen Siedelungsverhältnissen und ließen sich in großer Zahl als Landwirte, Handwerker und Akkordarbeiter nieder. Von 1843—1860 wanderten 274000 Hindu-Kuli nach der Insel aus, von denen nur 49900 zurückwanderten. Dadurch ist die Bevölkerung der Insel bunt geworden. Von insgesamt 373336 Bewohnern (1901) sind 113224 römische Katholiken, der Stamm der alten Bevölkerung, 247339 Indier (davon 206131 Hindu und 41208 Mohammedaner), etwa 3000 Chinesen und 6644 Protestanten. Die Insel wurde 1810 von den Briten als eine wichtige Etappenstation auf dem damals noch allein gangbaren Seeweg nach Indien um das Kap besetzt. Wegen dieser strategischen Wichtigkeit der Insel hatten die Briten ein Interesse daran, den starken französischen und katholischen Interessen ein Gegengewicht durch englische Schulen und eine sorgfältige Pflege des Protestantismus und seiner Missionen zu gewähren; es mußte ihnen insonderheit nicht erwünscht sein, daß die neu zuströmende und bald zwei Drittel der Bevölkerung ausmachende indische Einwanderung unter französisch-katholischen Einfluß kam. Allerdings traten diese Erwägungen stark zurück und die Insel verlor an politischer Bedeutung und damit auch an öffentlichem Interesse, seit nach der Eröffnung des Suezkanales der Welthandel andere Wege ging.

Die erste Mission auf Mauritius unternahm die Londoner Missionsgesellschaft, die hier 1814 den Missionar Lebrun stationierte, damals schon im Blick auf die ins Auge gefaßte große Insel Madagaskar, die man von hier zu erreichen hoffte. In der Missionsstrategie der Gesellschaft ist die kleine Insel auch hauptsächlich als Stützpunkt der Madagaskar-Mission von Bedeutung gewesen,

zumal während des Vierteljahrhunderts blutiger Christenverfolgungen auf Madagaskar (1837—1861). Im übrigen arbeitete Lebrun, später unterstützt von zweien seiner Söhne, in großer Treue ein halbes Jahrhundert hindurch bis an seinen Tod 1865; er sammelte eine Christengemeinde von etwa 3000 Seelen. Im Jahre 1871 zog sich die Londoner Mission von Mauritius zurück und überließ die Gemeinden sich selbst; sie schlossen sich an eine auf der Insel bestehende presbyterianische Gemeinde an. — Etwa seit derselben Zeit waren auf der Insel einige anglikanische Kapläne stationiert, hauptsächlich zur Bedienung der englischen Beamten, Kaufleute, Soldaten und Seeleute, und schon von 1836 an hatte die Ausbreitungsgesellschaft (SPG.) zeitweilig ein ziemliches System von Schulen eingerichtet, um das nachwachsende Geschlecht der 1834 emanzipierten Sklaven vor gänzlicher Verwahrlosung zu behüten, überließ aber diese Schulen später der Regierung. Im Jahre 1854 wurde für die Insel ein anglikanisches Bistum eingerichtet. Das nahmen die beiden großen anglikanischen Missionsgesellschaften, die SPG. und die CMS. zum Anlaß, eine planmäßige Missionsarbeit auf der Insel zu beginnen, beide hauptsächlich unter den zugewanderten indischen Kuli. Die Arbeit ist durch die volkliche und sprachliche Zersplitterung der Bevölkerung empfindlich erschwert; jeder Missionar muß eigentlich außer Englisch, Französisch und dem Patois noch wenigstens zwei indische Sprachen, Hindi, Urdu, Tamil oder Telugu, verstehen. Auch die Heranziehung eingeborener Hilfskräfte aus diesem Völkergemisch hat sich als schwierig und wenig erfolgreich erwiesen. Die meisten und besten Pastoren, Lehrer und Katechisten müssen aus den indischen Missionen bezogen werden. Das Katechistenseminar der Kirchenmission (Preparandi Institution) hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Andererseits ist die Kaste hier weitaus nicht ein so zähes Hindernis der Mission wie in Indien; die aus ihrer heimatlichen Umgebung losgelösten Hindu sind für die Predigt des Evangeliums zugänglich und zumal für die Unterweisung der Missionsschulen empfänglich. Beide Missionen hatten zu Zeiten ganz befriedigende Erfolge; die Kirchenmission zählte 1894: 2020 Getaufte und in 29 Schulen etwa 1684 Schüler. Die Ausbreitungsgesellschaft hatte 1911: 5456 Getaufte, von denen 1889 abendmahlsberechtigt waren. Seitdem sind die Zahlen zusammengeschrumpft, die Kirchenmission führt in ihrer Statistik von 1915 noch 1326 Getaufte und 1662 Schüler, die Ausbreitungsgesellschaft in ihrer Statistik von 1913 noch 1895 Getaufte

und 870 Schüler auf. Beide Missionen werden nur schwach betrieben; die Kirchenmission unterhält 1 Missionar und 5 Missionsschwestern, die Ausbreitungsgesellschaft 2 Missionare; im übrigen haben beide zusammen 11 eingeborene Geistliche, meist Inder, im Dienst.

In diese Zahlen sind bereits die geringen Missionserfolge auf den Seychellen-Inseln eingeschlossen. Diese Inselgruppe liegt etwa 250 km nördlich von Mauritius und ebensoweit von der Ostküste Afrikas. Sie besteht aus 90 nur zum Teil bewohnten Inselchen mit insgesamt etwa 400 qkm und 21 982 Einwohnern (1908). Auch diese Inseln waren bis 1810 französisch und haben von da her die französische Sprache und die katholische Kirchenzugehörigkeit bewahrt. Da auf ihnen keine Pflanzungskultur größeren Stils stattfand, erübrigte sich auch eine größere Kulieinwanderung. Das französisch-katholische Gepräge blieb deswegen in der Hauptsache unverändert, als die Inseln 1810 in britischen Besitz übergegangen waren. Sie gewannen eine vorübergehende missionarische Bedeutung nur dadurch, daß auf diesen Inseln die Briten mit Vorliebe die Schiffsladungen voll befreiter Sklaven, das Ergebnis ihrer Razzias auf arabische Sklavendhaus absetzten und ansiedelten. Auch hier arbeiten die Ausbreitungsgesellschaft (mit Unterbrechungen seit 1835) und die Kirchenmission (seit 1874). Letztere legte an dem 2000 Fuß hohen Kapuziner-Berge eine Sklavenfreistatt und Arbeitserziehungspflanzung „Venn's-Stadt" (1874—1894) an, die aber nach zwei Jahrzehnten überflüssig wurde, weil keine befreiten Sklaven mehr eingeliefert wurden. Die Ausbreitungsgesellschaft hatte besonders Boden auf der kleinen Insel Praslin gefunden, deren Bewohnerschaft, etwa 800, sich ihr fast ganz anschloß. Im übrigen sind die Seychellen bis heute im wesentlichen katholischer Kirchenboden und werden von Kapuzinermönchen meist auf Kosten der britischen Kolonialverwaltung pastoriert.

IV. Nordafrika.[1])

Längs des Nordrandes von Afrika ziehen sich von den Säulen des Herkules bis nach Ägypten Länder und Landschaften hin, die klimatisch, geographisch und ethnographisch einander sehr ähnlich sind. Zwischen dem 30. und 40. Breitengrad gelegen, ist die Temperatur höher als in andern Ländern gleicher Breite, weil das Mittelmeer als Binnenmeer die Wärme zurückhält und sich dahinter das ungeheure Wärmezentrum der Wüste Sahara erstreckt. In der westlichen Hälfte durchziehen von Westmarokko bis zum Kap Bon in Tunis die beiden parallelen Ketten des Atlas das Land in majestätischer Schönheit. Bis zu 2500 Meter aufsteigend sind ihre wildgezackten Gipfel in einen weißen Schneemantel gehüllt, während zu den Füßen in Palmengärten und Orangenhainen die Glut der südlichen Sonne allen Reichtum der subtropischen Früchte reift. Die Küstenlandschaften sind überall fruchtbar; wo durch den Wall der Bergketten die ausdörrenden Wüstenwinde und die Sandmassen abgehalten werden, ziehen sich üppig fruchtbare Ebenen und Täler bis weit nach Süden — ein Klima, das zu den zuträglichsten der Erde gehört. Die Urbevölkerung sind überall die hellen, schlanken, intelligenten und bildungsfähigen Berbervölker. Sie hatten sich im Altertum die Mittelmeerkultur des griechisch-römischen Weltreiches in hohem

---

[1]) Dr. Kerr, Marocco after 25 years. London 1912. — AMZ. 1908, 177: Marokko und die Mission daselbst. — AMZ. 1912, 19: Tripolitanien und die evang. Mission. — AMZ. 1915, 25. — Rutherford and Glenny, The Gospel in North Africa. London 1900. — Butcher, Story of the Church in Egypt. London 1897. — Colvin, The making of modern Egypt. New York 1896. — Earl of Cromer, Modern Egypt. 2 Bde. New York 1908. — Fowler, Christian Egypt: past, present and future. London 1901. — Giffin, The Egyptian Sudan. New York 1905. — Kerr, Pioneering in Marocco. London 1894. — Kumm, The Sudan. London 1907. — Ders., Khont-honnofer. London 1910. — Meakin, Life in Morocco and glimpses beyond. New York. — Ders., The Moorish Empire. New York 1899. — Isaacs, Emma Herdman (Missionsschwester in Marokko). London 1900. — Mission Protestante Française en Kabylie, Jahresberichte, Nîmes. —

Maße angeeignet, hatten auch das Christentum angenommen und haben eine große Anzahl der Heroen und Märtyrer der alten Kirche hervorgebracht. Damals bildeten ein halbes Jahrtausend lang die Länder um den Norden und die um den Süden des Mittelmeers eine Kultureinheit. Dann kam um die Mitte des 7. Jahrhunderts die Sturmflut der arabisch-islamischen Eroberung und in ihrem Gefolge eine durch die Jahrhunderte anhaltende arabische Einwanderung, welche das volkliche Gefüge dieser Länder verschob. Der Kulturzusammenhang mit den Ländern um den Nordrand des Mittelmeers wurde in unnatürlicher Weise zerschnitten. Die Länder um den Südrand schufen sich eine eigene, anders geartete, islamische Kultur, welche sich gegen die christlich-europäische Kultur feindselig absperrte. Die Berber wurden teils von den Arabern aufgesogen, teils in die Berge und das Hinterland zurückgedrängt, die fruchtstrotzenden Ebenen und die Täler längs der Küsten fielen der arabischen Sprache und Kultur anheim, die hier auf dem fremdartigen Volkstum mit einer zähen Tradition vielfach einen andern Typus entwickelte als in Ägypten und Syrien. Der Heiligenkult überwucherte das religiöse Leben. Der Abstand zwischen einer fanatischen Religiosität einerseits und einer zuchtlosen Entartung des sittlichen Lebens andererseits wirkt abstoßend. Die Derwischorden und Bruderschaften des Islam haben sich besonders üppig und phantastisch entfaltet. Das moghrebinische Arabisch ist eine entartete Wucherung des Arabischen. In den Bergen haben die zahlreichen Stämme der Berber die Sprache, das Volkstum, z. T. auch die uralten religiösen Gebräuche mit großer Zähigkeit behauptet, haben sie doch durch die Jahrhunderte bis in die Gegenwart für ihre Freiheit gekämpft; viele Stämme haben nie ihren Hals unter das Joch der Emire oder Scherife der Niederung gebeugt. Von den drei oder vier Jahrhunderten christlicher Kultur[1]) sind nur spärliche Reste geblieben, Kirchenruinen, Katakomben u. dgl.; manche Berberstämme haben die Überlieferung bewahrt, daß ihre Väter einst eine andere Religion gehabt haben; manche Bräuche und Formeln erinnern noch an die heilige Dreieinigkeit oder den Christuskult. Im Bewußtsein des Volkes herrscht durchaus ein schroffer, fanatischer Islam.

---

[1]) Iselin, Der Untergang der christlichen Kirche in Nordafrika. Basel 1918; auch im EMM. 1918, Heft 2—6. — Mesnage, Le christianisme en Afrique. 3 Bde. Paris 1914.

Seit einem Jahrhundert nach der arabischen Eroberung haben verschiedene islamische Staaten unter arabischen Herrscher- und Adelsgeschlechtern mit wechselndem Aufstieg und Niedergang und oft sich verschiebenden Grenzen bestanden. Meist ist es schwer, Größe und Bevölkerungszahl genau anzugeben, weil sich alle diese Staaten nach Süden zu in die unendlichen Weiten der Sahara verlieren. Nach den neuesten Angaben sind es:

Marokko mit 439240 qkm und einer Bevölkerung, die zwischen $4^1/_2$ Mill. und 8 Mill. geschätzt wird;

Algerien mit 505769 qkm und 5563828 Einw.

Tunis mit 167400 qkm und 1929000 Einw.

Tripolis mit 1051000 qkm und ca. 1 Mill. Einw.

Insgesamt also 2193500 qkm mit 13—17 Mill. Einwohnern.

Die Absperrung der Südländer des völkerverbindenden Mittelmeers von den Nordländern war, wie gesagt, unnatürlich; hatten in der Herrscherzeit der islamischen Südreiche ihre Korsaren und Sklavenräuber die Schiffahrt auf dem Mittelmeer und die Küsten Südeuropas schwer beunruhigt, so war es nur natürlich, daß nach dem Zerfall der islamischen Südreiche und dem Erstarken der europäischen Nordreiche die südeuropäischen Völker ihre Herrschaft und ihre Kultur wieder nach Nordafrika ausdehnten. Diese Entwicklung ist erst in den letzten Jahren zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. 1830 besetzte Frankreich Algerien, 1882 erklärte es Tunesien zu seinem Protektorat, 1911 eroberten die Italiener Tripolis in einem vom Zaune gebrochenen Raubzuge und ließen sich im Frieden von Ouchy am 15. Okt. 1912 das ganze weite, menschenleere Gebiet übertragen; 1912 richteten die Franzosen nach einem langen, wechselreichen, aufregenden politischen Intrigenspiel ein Protektorat in Marokko auf und führten seitdem einen langhingezogenen halb kriegerischen, halb friedlichen Feldzug zur wirksamen Aufrichtung ihrer Herrschaft. Die europäische Besitzergreifung hat diesen furchtbar vernachlässigten und verarmten Ländern erst einmal moderne, europäische Kultur gebracht, Eisenbahnen und gute Fahrstraßen, eine geordnete Verwaltung und gerechtes Gerichtswesen, Schulen und moderne Literatur. Man braucht nur das wirtschaftlich wunderbar aufblühende Algerien mit der wüsten Barbarei und der trostlosen politischen Zerfahrenheit Marokkos vor einem halben Jahrzehnt zu vergleichen, um den Abstand zu sehen. Allerdings ist die französische Herrschaft Hand in Hand gegangen mit einer planmäßig beförderten Einwanderung französischer Bauern

und Handwerker, welche die alten Einwohner rücksichtslos beiseite schoben und die besten Felder und Gärten besetzten. So sind in Algerien bereits gegen 800000, in Tunis 200000 Südeuropäer eingewandert, und dieser Strom nimmt noch immer zu. Kein Wunder, daß die alten Einwohner, die Araber und Berber, die französische Fremdherrschaft mit Ingrimm ansehen und sich in ihrem fanatischen Islam nur um so schroffer versteifen. Wenn mit diesen Scharen von „Christen" das Christentum wieder eindrang, so war es mit dem Makel der Fremdherrschaft belastet, und diese französischen und italienischen Einwanderer machten obendrein mit ihrem herrischen Auftreten und ihrem zuchtlosen Leben dem Christennamen wenig Ehre. Die verbissen antikatholische und antichristliche Politik Frankreichs hatte wenig Verständnis für die hohe staatsmännische Aufgabe, das Band geistiger Gemeinschaft um die schwierigen, unterworfenen Völker auf dem Boden der besten Kulturunterlage Europas, nämlich dem Christentum, zu schlingen; sie meinte einerseits, die intelligenten Kreise der Araber und Berber durch Übermittelung des fortgeschrittenen atheistischen Radikalismus des geistreichen und formvollendeten modernen Franzosentums an sich zu fesseln, andererseits die Massen des Volkes durch eine weitgehende Duldung und Förderung der islamischen Traditionen zu gewinnen. Für die evangelische Mission, zumal dieselbe überwiegend von Engländern betrieben wird, hatten die kolonialen Behörden kein Verständnis und keine Sympathie. Ist es doch in ihrem kolonialen Programm nur unbequem und wird gerade von den Franzosen peinlich empfunden, wenn Missionare fremder Nationalität andere Wege gehen oder andere Ziele im Auge haben als die Franzosen erstreben; noch zumal die Engländer waren — bis zu der Entente cordiale der letzten Jahre — den französischen Kolonialpolitikern in hohem Maße verdächtig. Wo aber, wie in Marokko und Tripoli, bis 1911 oder 12 noch die islamischen Herrscher ein ohnmächtiges Scheinregiment führten, reagierte gegen die christlichen Missionare der zügellose islamische Fanatismus, und die Abneigung gegen sie wurde durch den feindseligen Argwohn und die Sorge vor der europäischen Vergewaltigung nur noch gesteigert.

Die Lage der evangelischen Mission war also überall in Nordafrika ungünstig. An eine offene Predigt des Evangeliums war nicht zu denken. Auf den Übertritt zum Christentum stand der Tod, vielleicht nicht durch öffentliches Gerichtsverfahren, aber um so gefährlicher durch Gift und Meuchelmord. Zu einer christlichen Gemeinde-

bildung konnte es unter diesen Verhältnissen nur in beschränktem Umfang kommen. Der Schwerpunkt muß in die vorbereitenden Arbeitszweige gelegt werden: durch einen umfangreichen Barmherzigkeitsdienst an den Kranken wird der Argwohn entwaffnet und das Vertrauen gewonnen. Hospitäler und Polikliniken sind die wichtigsten Arbeitsstätten. Wo man die Männer mit feindseliger Ablehnung behandelt, hält man es vielfach für ungefährlich und unbedenklich, wenn Missionsschwestern — diese gering geschätzten weiblichen Wesen — die verachteten Frauen in den Harems aufsuchen und mit ihnen freundschaftliche Beziehungen anknüpfen. Bibelteile, Traktate und einfache evangelistische Schriften werden in klassisches und moghrebinisches Arabisch und in verschiedene Sprachen und Dialekte der Berber übersetzt und durch verleugnungsvolle, oft gefährdete Kolporteure verbreitet. Ein Fortschritt war es schon, als in den belebten Verkehrsmittelpunkten Bücherläden eröffnet werden konnten. Wieder ein Schritt weiter, wenn man ein Häuflein Mädchen oder wohl gar Knaben in einfachen Kostschulen und Tagschulen sammelte. Das waren meist kümmerliche Schulanfänge; in Algier und Tunis, wo die französische Kolonialverwaltung eifersüchtig das Schulwesen in Anspruch nimmt, kann man nur einfache Hospize einrichten, in denen man froh ist, Straßenjungen an sich zu fesseln. Bei diesem anfangsmäßigen Charakter des ganzen Missionsbetriebes war es doppelt wichtig, Hilfskräfte aus den Eingeborenen zu gewinnen; hier nahm man einen angesessenen Spanier, dort einen der überall zahlreichen Juden, der zum Christentum übergetreten war. Hoch willkommen war es, daß unter dem Häuflein Kabylenchristen von Dschemaa Sahridsch einige sich zu Katechisten und Evangelisten eigneten. Freilich machte man auch mit ihrer Ausbildung enttäuschende Erfahrungen. Man sieht, die ganze Arbeit ist anders angelegt und geartet wie unter den Heidenvölkern des äquatorialen und südlichen Afrika. Es ist eben Mohammedaner-Mission mit allen ihren Schwierigkeiten und Hindernissen.

Im einzelnen ist die Entwicklung der Missionen so ähnlich, daß es sich kaum lohnt, auf Einzelheiten einzugehen. Fast überall sind es kleine, zusammenhangslose Missionsvereine, mehr oder weniger von dem Charakter von Freimissionaren. Erst 1908 hat in Algier und Tunis eine große amerikanische Kirche, die der nördlichen bischöflichen Methodisten eingesetzt. Wahrscheinlich ist trotz aller unerfreulichen Nebenwirkungen dieser Zersplitterung ein Vorteil dabei ge-

wesen, weil diese Missiönchen nur geringen politischen Argwohn erweckten. Weitaus die Mehrzahl der Missionsarbeiter sind überall Missionsschwestern; auch das wäre bei der Geringschätzung des weiblichen Geschlechts für eine wirksame Darstellung der christlichen Botschaft ein schwerer Fehler gewesen; aber unter den vorliegenden schwierigen Verhältnissen war es überwiegend ein Gewinn; es verminderte die Reibungsflächen. Es ist immerhin merkwürdig, daß nur zweimal der empfindliche und leicht entzündbare islamische Fanatismus Blutopfer aus den Reihen der Missionare gefordert hat: 1896 wurde in Sfax der Missionsarzt Dr. Leach mit Frau und Kind vom Pöbel ermordet; 1902 fiel in den Straßen von Fes Missionar Cooper dem meuchlerischen Überfall eines fanatischen Derwisch zum Opfer.

In Marokko begann 1883 die Nordafrika-Mission[1]) der beiden Engländer Georg Pearce und E. H. Glenny, Freunden des freikirchlichen und baptistischen Dr. Grattan Guinneß, des Begründers des Ost-London-Instituts, mit der Arbeit im Norden des Landes und legte einige Stationen in Tanger, Tetuan, Laraisch, Arsila und Fes an. In Rabat an der Westküste ließ sich 1886 Dr. Kerr, Missionar

[1]) Ein sympathisches Zeugnis für die vorsichtige, solide Arbeit der Nordafrika-Mission legt gelegentlich (African World 1918, vgl. Ch. M. Rev. 1918, 263) der berühmte englische Afrikaforscher Sir Harry Johnston ab: „Ich erinnere mich noch der Zeit früh in den Achtzigen, wo in England eine Mission unter den nordafrikanischen Moslems begründet wurde; auch ich hielt sie für ein völlig überflüssiges, ja gefährliches Experiment. Die französische Regierung ließ ihre Mitglieder, ihre Pioniere in Algier und Tunis, widerstrebend zu, besorgt, daß sie durch Mangel an Takt oder Fehler in ihrer Propaganda Unruhen hervorrufen möchten. Es passierten aber keinerlei Störungen; denn diejenigen, welche in diese Mission eintraten, legten sich eifrig darauf, die Landessprache zu lernen, und nicht nur eine theoretische Kenntnis des klassischen Arabisch, sondern der gesprochenen Dialekte von Algier, Tunis, Tripoli und Ägypten anzueignen. Man hat nichts mehr von ihnen gehört aus dem einfachen Grunde, daß sie keine Unruhe veranlaßten. Sie wurden weit und breit von den Berbern, den Arabern und den Mauren (der moslemischen Mischbevölkerung der Städte) freundlich aufgenommen. Sie werden nicht gerade viel Bekehrte zum Christentum gewonnen haben; aber im weiteren Sinne verchristlichten und zivilisierten sie viele nordafrikanischen Familien. Man suchte ihren ärztlichen Rat und man hörte sie in Fragen der Hygiene. Sie legten Streitigkeiten bei und gaben ausgezeichnete Ratschläge zur Entwicklung der einheimischen Handwerke. Sie erlebten es auch, daß ihre Mission und sie selbst von denselben französischen Kolonialbeamten und britischen Konsuln warm gelobt wurden, die erst ihr Unternehmen als töricht und schädlich mißgünstig angesehen hatten."

des Judenmissionskomitees der englischen Presbyterianer nieder; er machte sich 1894 unabhängig und gründete die „Zentralmarokko-Mission“, die sich aber über Rabat und die nahegelene Piratenstadt Sali trotz des Opfermuts und des ärztlichen Geschicks des Dr. Kerr nicht wesentlich ausgedehnt hat. Noch weiter im Süden gründete 1888 der schottische Evangelist John Anderson, der Stifter und Leiter einer Bibelschule in Glasgow, die „Südmarokko-Mission“ mit Stationen in Mogador, Mazagan, Saffi, Azemur und der südlichen Hauptstadt Marrakesch. Im Innern widmete sich der von dem amerikanischen Evangelisten G. Fischer in Kansas gestiftete „Evangeliumsbund“ der Evangelisation unter den Berberstämmen der Berge und begründete Stationen in Fes und Mekines, Wassan und Ksar.

In Algier hatte die Nordafrika-Mission seit 1881 ihre ersten Stationen gegründet und besonders unter den Kabylen in dem großartigen Berglande Dschurdschura, das hinter der Stadt Algier aufragt, Boden gefaßt. Die dort in romantischer Bergeinsamkeit gelegene Station Dschemaa Sahridsch ist wohl der hellste Lichtpunkt der Mission unter den Berbern. Für die dortigen Kabylen ist das ganze Neue Testament übersetzt, hauptsächlich durch die fleißige Arbeit Cuendets. Ihre andern Stationen sind in den Städten Algier, Konstantine, Cherchel und Tebessa. Die französischen Methodisten haben eine kleine Station in ilMaten (seit 1888). Die englischen Plymouthbrüder haben (seit 1887) vier kleine Missionsposten in Taarost, Tabarouth, Tazmalt und Algier besetzt. Der Schweizer H. S. Mayer hat sich 1883 in Moknea in der westlichen Kabylie niedergelassen und treibt dort bis heute, von einem schweizerischen Komitee unterstützt, eine bescheidene Arbeit, hauptsächlich Reisepredigt. Eine begabte und begüterte Engländerin, Frl. Lilias Trotter hat seit 1888 angefangen, mit einer „Algiers-Mission-Band“ unter der Frauenwelt Algeriens zu missionieren und hat in der Stadt Algier, in Blida, Relizane und Miliana nur mit Missionsschwestern besetzte Missionsposten. Im Jahre 1908 traten die nördlichen bischöflichen Methodisten von Amerika unter der Leitung des Bischofs Hartzell ein, und zwar mit einem in diesen stillen und zurückgezogenen nordafrikanischen Missionen ungewöhnlichen Aufsehen. Es wurden gleich anfangs 3 Amerikaner, 8 Engländer, 2 Iren, 2 Schotten, 1 Franzose, 1 Kabyle und 1 Araber in Dienst gestellt. Eine Anzahl Missionare der Nordafrika-Mission schloß sich den Amerikanern an. Schnell nacheinander wurden Algier, Konstantine, Oran und Fort National besetzt. In der Stadt Algier

arbeitete einige Jahre (1909—14) der hochbegabte deutsche Theologe Dr. Friedrich Rösch, der dann leider zu Anfang des Krieges in den Vogesen gefallen ist.[1])

In Tunesien hat die Nordafrika-Mission seit 1885 in den Städten Tunis, Biserta, Susa, Sfax und der heiligen Gelehrtenstadt Kairwan Stationen gegründet, und die nordamerikanische Methodisten-Mission hat in Tunis einen vorgeschobenen Missionsposten. — In dem besonders fanatischen Tripolitanien ist nur die Stadt Tripolis seit 1889 besetzt, und besonders das Ehepaar Venables hat hier durch eine ausgedehnte ärztliche Tätigkeit viel Eingang gefunden.

Betreffs der Erfolge dieser Mohammedaner-Missionen, der spärlichen Taufen und kleinen Gemeinden muß sich die Berichterstattung besondere Zurückhaltung auferlegen, um die zarten Anfänge nicht durch Anfachung des stets unter der Asche glimmenden Fanatismus zu bedrohen. Ob mit der Ausdehnung der französischen und italienischen Kolonialherrschaft über diese weiten Gebiete für die evangelische Mission günstigere Zeiten kommen, ist fraglich. Höchstens ist es ein förderlicher Umstand, daß durch die Bundesgenossenschaft Großbritanniens mit Frankreich und Italien das feindselige Vorurteil gegen die britischen Missionare geschwunden ist und eher einer Geneigtheit zu ihrer Förderung Platz gemacht hat. Bei Kriegsausbruch war in allen diesen Missionen bei ihrer Zwischenstellung zwischen den europäischen kriegführenden Mächten einerseits und der, zumal im Zusammenhang mit der Erklärung des Djihad, von den Türken bearbeiteten, fanatischen einheimischen Bevölkerung große Vorsicht und Zurückhaltung erforderlich. Man mußte die evangelistische Tätigkeit und die Kolportage, zum Teil sogar die Schulen zeitweilig einstellen. Die Verschärfung der Aushebung der Männer zum Dienst an und hinter der Front steigerte zeitweilig die Reizbarkeit, um nicht zu sagen, Erbitterung der Eingeborenen, die sich in lokalen Aufständen Luft machte. Verlor doch Italien fast das ganze Tripolitanien wieder an die arabischen Beduinen, und in den Bergen des Atlas konnte sich auch die französische Macht in Marokko nur schwer gegen den Andrang der freiheitsstolzen Berber behaupten. Indessen diese kritischen Zeiten gingen vorüber. Es gelang zumal den Franzosen, den Eingeborenen eine gewisse Begeisterung an dem großen Kriege für die „Freiheit und Gerechtigkeit" einzuflößen; die Auszahlung der

---

[1]) Sein anziehendes Lebensbild „Mit der Seele erschaut" 1920.

ansehnlichen Löhnung und der Familienunterstützungen an die daheim zurückgebliebenen Familien wirkte auch stark versöhnlich. In Europa und auf den Kriegsschauplätzen in der Levante fraternisieren die Berber mit den französischen, englischen und amerikanischen Soldaten. Ihr Horizont weitete sich, ihre Welt gestaltete sich um. Der nordafrikanische Islam kann der nun mit doppelter Kraft in das Land strömenden französisch-christlichen Kultur keinen dauerhaften Widerstand mehr entgegensetzen. Damit fallen die Schranken von Abneigung und Argwohn auch gegen die evangelischen Missionare, sie sind nicht mehr Vertreter einer fremden Welt und Weltanschauung; sie sind verständnisvolle und verstandene Freunde geworden. Wie weit das die Missionsarbeit erleichtern und erfolgreicher machen wird, muß die Zukunft lehren.

Nur noch ein paar Bemerkungen über das nordöstliche Afrika, dessen Missionsgeschichte bis 1907 wir in dem 2. Bande der „Allg. evang. Missionsgeschichte", Mission und Evangelisation im Orient, Kap. VI, 253—294 erzählt haben. Die Schwedische Vaterlandsstiftung in Eritrea ist nie auf Rosen gebettet gewesen, seit die Italiener ihre Kolonialherrschaft aufrichteten. Seit dem Ausbruch des Krieges kamen die großen Verkehrsschwierigkeiten dazu. Es brach im Lande eine Hungersnot aus, zu deren Linderung die heimatlichen Kreise 70000 Kr. sammelten. Unglücklicherweise erschwerte im Fortgang des Krieges die italienische Kolonialverwaltung die schwedische Mission in wachsendem Maße. Zur Aussendung von Verstärkungen wurde zwar die Erlaubnis erteilt, dieselbe dann aber wieder zurückgenommen und gedroht, die ganze Mission aufzuheben. Auch eine direkte persönliche Vorstellung in Rom führte keine günstigere Stellungnahme der Regierung herbei. Das eigentliche Ziel dieser Mission waren von Anfang an auf die Anregung von Dr. Krapf die in viele Stämme zerspaltenen Galla gewesen, und die verschiedenen Versuche, zu diesen Stämmen in das Innere des äquatorialen Ostafrika vorzudringen, bildeten von Anfang an ein romantisches Kapitel. Sie sind bis in die Gegenwart fortgesetzt. Zumal der Weg von den Häfen des Jubalandes von der Ostküste aus ist trotz der aufgeregten Zustände des Somalilandes, das durch die Erhebung des „tollen Molla" in Atem gehalten wurde, wiederholt benutzt. Auch in Adis Abeba, der Hauptstadt von Abessinien, wohnt ein schwedischer Missionar und verbreitet von dort aus Bibeln in verschiedenen in jenen Gegenden gesprochenen Sprachen, zumal auch in Abessinisch. Immerhin ist die

Mission auch heute nach mehr als 50 Jahren über die unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten der widerstrebenden, ultramontan-intransigenten italienischen Kolonialpolitik, des sich zäh abschließenden Abessiniens und der noch immer für das Evangelium äußerlich und innerlich schwer zugänglichen Galla nicht hinausgekommen. Sie zählten 1915 nur 1019 volle Kirchenglieder und 1183 andere Getaufte und Taufbewerber.

Endlich im Jahre 1914 hat der Abuna Mattheos, Erzbischof von Abessinien, der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft die Erlaubnis gegeben, in der Hauptstadt Adis Abeba ein Depot für Bibeln und Bibelteile in allen in jenen Gegenden in Betracht kommenden Sprachen einzurichten. Das Verlangen nach Gottes Wort scheint überraschend groß zu sein. Es wird sogar infolge davon, allerdings wohl in übertreibender Weise, von einer Erweckungsbewegung unter nördlicher wohnenden Stämmen berichtet, die bereits zum Islam übergetreten waren, und von denen einige Zehntausende den Wunsch zur Aufnahme in die christliche Kirche geäußert haben sollen.

Die ostafrikanischen Inseln und Nordafrika.

A. Die ostafrikanischen Inseln.

	Missionare	Missions-Schwestern	Miss.-Ärzte	Summa d. selbst. Miss.-Arbeiter	Stationen	Ordinierte Eingeborene	Eingeborene Helfer	Kommunikanten	Christen	Schulen	Schüler
London Miss. Soc. . .	18	7	1	25	16	437	2503	29 705	143697	106	6 594
Friends For. Miss. Assoc.	8	4	—	12	8	—	95	3 608	19 925	32	1 853
Norske Missionsselskab.	44	12	—	56	27	99	901	24 417	27 851	761	22 146
Norweg. Lutheran Board (Am. Freikirche) . .	4	4	1	8	4	5	43	396	1 253	7	392
United Norw. Lutheran Ch. of Am.	14	7	—	21	7	6	97	1 941	3 398	5	261
S.P.G.	10	4	—	14	7	41	83	6 092	20 745	57	3 749
Ch.M.S.	1	5	—	6	5	4	67	588	1 362	211	13 835
Société des missions évangéliques . . .	22	6	—	28	13	—	302	11 000	12 542	102	7 278

B. Nordafrika (mit Einschluß von Ägypten und dem übrigen nordöstlichen Afrika).

	Missionare	Missions-Schwestern	Miss.-Ärzte	Summa d. selbst. Miss.-Arbeiter	Stationen	Ordinierte Eingeborene	Eingeborene Helfer	Kommunikanten	Christen	Schulen	Schüler
Verein. Presbyt. Kirche	44	42	9	86	15	65	664	12 660	12 660	207	15 573
CMS.	11	22	5	33	10	—	52	105	246	11	81
North-Africa-Miss. . .	17	41	2	58	18	—	18	22	22	5	184
Schwed. Vaterl.-Stiftung	19	13	1	32	12	4	95	1 019	2 202	61	1 243
Sudan Pionier-Miss. .	4	8	1	12	3	—	3	—	—	3	195
Meth. Episc. Ch. North.	11	7	—	18	5	—	18	79	125	6	75
31 kleine Missionen . .	83	20	4	103	58	—	48	108	273	21	1 308

Die neuere römisch-katholische Mission in Afrika.

Die evangelische Missionsgeschichte ist nur die eine Hälfte der Gesamtbemühung der sendenden Christenheit um die Christianisierung Afrikas. Neben ihr läuft parallel und sie vielfach kreuzend die römisch-katholische Missionsgeschichte. Wir müssen auf sie wenigstens einen Blick werfen. Von den älteren katholischen Missionsbestrebungen im 16. und 17. Jahrhundert ist sie durch ein Vierteljahrtausend kirchlicher Verwahrlosung getrennt, das in Afrika noch verwüstender gewirkt hat als auf den gleichfalls ziemlich vernachlässigten alten katholischen Missionsfeldern in Süd- und Ostasien. Außer Kirchenruinen und dürftigen Resten einer im heidnischen Aberglauben untergegangenen kirchlichen Überlieferung sind aus der alten Zeit hauptsächlich nur auf den Afrika im Westen und Osten vorgelagerten Inseln und in manchen westafrikanischen, zumal portugiesischen Küstengebieten Gruppen von katholischen Gemeinden übergeblieben. Zu ihnen ist im Laufe des 19. Jahrhunderts eine starke katholische Auswanderung gekommen, zumal aus den romanischen Ländern Frankreich, Spanien, Italien und Malta nach Algier, Tunis, Marokko, Tripolis und Ägypten; hier kam der ehedem (bis zur arabischen Eroberung im 7. Jahrh.) ein Jahrtausend lang vorherrschende und naturgemäße Austausch der Länder des Mittelmeerbeckens wieder zur vollen Entfaltung und zwar überwiegend in der Form der Besiedelung Nordafrikas durch die romanische Kolonisation. An der angelsächsisch burischen Kolonisation Südafrikas hat die römisch-katholische Kirche geringen Anteil. In der römischen Weltkirche sondert sich die Pastoration der altchristlichen, weißen Einwanderer von der Missionierung der heidnischen Eingeborenen nicht so deutlich wie in der Regel im Protestantismus, wo die Pastoration der weißen Gemeinden meist in andern Händen liegt als die Missionsarbeit an den Heiden.

Nach Streits Atlas Hierarchicus (Paderborn 1913) beträgt die teils aus früheren Jahrhunderten stammende, teils aus christlichen Ländern zugewanderte und in ordnungsmäßigen Diözesen organisierte katholische Christenheit in Afrika 1 894 318 Seelen, und zwar:

in drei algerischen Bistümern 524886; in der Erzdiözese Karthago 35000; also in Französisch-Nordwestafrika 559886;
auf den im Westen Afrikas vorgelagerten Inselgruppen in den Diözesen Angra 262073; Funchal 150528; Capverdische Inseln 146856; den beiden Diözesen der Kanarischen Inseln 126576 und 217705; San Thomé 48000; Summa auf den portugiesischen Inseln 1391738;
in Angola 85000;
auf den Seychellen 18131; Reunion 160569; Mauritius 119000; zusammen auf den ostafrikanischen Inseln 217700.

Dazu kommen noch in den Missionsdiözesen alte Christen in Ägypten und Abessinien 89499, und im Kaplande ca. 48000 weiße Einwanderer.

Die Einrichtung und Durchführung einer geordneten Pastoration für sie war überall eine dringende kirchliche Aufgabe, sie ist in den Ländern Nord- und Südafrikas bis heute die Unterlage der katholischen kirchlichen Arbeit geblieben, sei es, daß eine reguläre kirchliche Hierarchie aufgerichtet wurde wie in Algier, Tunis und Ägypten, oder daß Mönchsorden und Priesterkongregationen mit dem kirchlichen Dienst beauftragt wurden. So werden in Marokko die 44500 spanischen und französischen Einwanderer von den Franziskanern pastoriert; in Algier ist für die nunmehr bereits auf 680000 Einwanderer angeschwollene französische Kolonisation von dem tatkräftigen Kardinal Lavigerie (seit 1867) eine kirchliche Organisation großen Stils eingerichtet. Das seit 1883 unter französischem Protektorat stehende Tunis zählte 1906: 34600 französische, 81150 italienische und 10300 maltesische Kolonisten; auch für sie ist ein geregelter kirchlicher Dienst eingerichtet. Ebenso werden in Tripolis etwa 18000 eingewanderte Italiener pastoriert, und in dem kirchlich merkwürdig gemischten Ägypten wirken neben den Kopten und Melchiten auch katholische und uniert-katholische Bischöfe und Patriarchen. Auch im britischen Südafrika — in Natal, Transvaal und dem Oranje-Freistaat — finden sich überall kleine Gruppen versprengter katholischer Einwanderer, und es sind hauptsächlich die Oblatenpriester der unbefleckten Empfängnis, die neben mehreren Schwesternorden sich ihrer pastoralen Pflege widmen.

Heidenmission[1]) ist in Afrika seitens der katholischen Kirche in größerem Umfang erst seit den vierziger Jahren wieder in Angriff

[1]) Schwager, Die Mission im afrikanischen Weltteil (Kath. Heidenmission der

genommen und erst seit der kolonialen Ära im Anfang der achtziger Jahre in großen Schwung gekommen. Wir unterscheiden dabei deutlich zwei parallel laufende und sich gegenseitig fördernde Strömungen. Einmal traten große, leistungsfähige französische Kongregationen in diese Arbeit ein und übernahmen jede ein großes Stück Missionsarbeit.

Die ersten waren die „Väter vom Heiligen Geist und vom heiligen Herzen Jesu". Der Pfälzer Jude Libermann aus Zabern war zur römischen Kirche übergetreten und hatte eine Priesterkongregation zur Missionierung Afrikas gegründet. Gleichzeitig hatte der amerikanische Episkopat sich bemüht, für die Auswanderung katholischer Neger aus Maryland nach der eben entstehenden Negerrepublik Liberia Priester zu gewinnen, und der Papst hatte auf ihre Anregung den Pater Barron zum apostolischen Delegaten von Ober- und Niederguinea, also für das ganze Land von Senegambien bis zum Kongo ernannt. Barron, der übrigens angesichts des Todesklimas bald den Mut verlor, hatte den Pater Libermann und seine Kongregation geworben; so nahmen diese sog. „Väter vom Heiligen Geist" oder „Schwarzen Väter" 1844 Senegambien und Gabun, 1864 Sierra Leone, 1873 Portugiesisch-Kongo (Kabinda-Landana), 1878 Französisch-Guinea, 1879 Ober-Cimbebasien (Benguella und Mossamedes), 1882 Kunene, 1883 Loango, 1885 Unter-Niger, 1887 Lunda, 1899 Bata in Rio Muni — diese Vikariate und Präfekturen in Ober- und Niederguinea — außerdem in Ostafrika 1863 Sansibar, 1869 Bagamojo, 1910 den Kilimandscharo und 1898 Nord-Madagaskar und die Komoren in Angriff. Sie zählen (1913) in diesen 9 Vikariaten, 8 Präfekturen und 4 Missionsbezirken 165 Hauptstationen; 388 Patres und 449 Schwester haben etwa 200000 Getaufte und 41382 Katechumenen in ihrer Pflege; in 802 Schulen werden 73576 Kinder unterrichtet, in 112 Waisenhäusern 4400 Kinder erzogen.

Die zweite große französische Missionsorganisation war das 1856 speziell für die afrikanischen Missionen gegründete Lyoner Seminar, das seine Kraft auf Westafrika konzentrierte; diese Weltpriester setzten

---

Gegenwart. Heft 2. Steyl 1908. — Die katholischen Missionen. — Die weitere Literatur s. Streit, Führer durch die katholische Missionsliteratur. Freiburg 1911, 67—80; ders., Bibliotheca Missionum Bd. I. — Über die katholische Mission in Südafrika: J. D. Ricards, The Catholic Church and the Kafir, a brief sketch of the progress of Catholicity in South Africa.

1861 in Dahome, 1868 in Benin (Lagos), 1881 auf der Goldküste, 1889 am Ober-Niger, 1895 an der Elfenbeinküste, 1906 in Liberia ein; sie haben also — nur mit der Unterbrechung der deutschen Togo-kolonie — von Liberia bis zum Niger ein großes, zusammenhängendes Missionsgebiet mit 5 Vikariaten und 4 Präfekturen. Sie hatten 1913 darin 174 Patres, 10 Brüder und 373 Schwestern und auf 215 Hauptstationen zählten sie 51 100 Getaufte und in 143 Schulen 12 500 Schüler.

Die dritte Kongregation, beide Vorgänger weit überflügelnd, waren die „Missionare Afrikas", die „Weißen Väter" des Kardinals Lavigerie. Nachdem sie schon seit 1868 in Algier mit der Gründung von Waisen-häusern in einer Hungersnot begonnen, sich an der Pastoration der französischen Einwanderer beteiligt und in der Kabylenmission die ersten Erfahrungen gesammelt hatten, begannen sie 1878 ihre große Uganda- und Tanganjika-Mission, die ihnen in Uganda eine einzig große Ernte beschert hat und sich über den Westen der Kolonie Deutsch-Ostafrika (die Vikariate Süd-Njanza, Kiwu, Unianjembe und Tanganjika), in den Osten des Kongostaates (Vik. Oberkongo) und nach Nordost-Rhodesien (Vik. Njassa und Präfektur Bangweolo) ausgedehnt hat. Ein zweites, unübersehbar großes, zusammenhängendes Arbeitsfeld haben sie im Innern Westafrikas übernommen, die Präfektur Sahara oder Ghardaia und das Vik. West-Sudan. Diese beiden Sprengel umfassen das Hinterland vom 12. Grad westlicher bis zum 12. Grad östlicher Länge überall, soweit sie nicht von den an der Küste sich herumziehenden Vikariaten und Präfekturen der beiden andern fran-zösischen Kongregationen in Anspruch genommen sind. Die „Weißen Väter" allein zählten 1917 in Afrika 133 meist stark besetzte Haupt-stationen, 477 Patres und Brüder, 258 Schwestern, 255 923 Getaufte, 135 352 Katechumenen und 2302 Schulen mit 80 443 Schülern. Ihr Arbeitsgebiet umfaßt ein Fünftel des ganzen Erdteils.

Die vierte große französische Missions-Kongregation in Afrika waren die Jesuiten; sie begannen schon 1840 sporadisch auf Mada-gaskar und dehnten diese Arbeit seit 1885 in Zentral-Madagaskar gewaltig aus (Vikariate Tananarivo und Fianarantsoa und Präf. Betafo); sie haben auf Madagaskar allein (1913) 113 Patres und 29 Brüder in der Arbeit. Außerdem traten sie 1879 in Süd-Rhodesia und 1885 im portugiesischen Sambesi-Gebiet ein; aus diesem letzteren wurden sie allerdings 1910 nach dem Sturze des Königshauses in Portugal von den republikanischen Behörden ausgewiesen.

b) Die zweite Entwicklung, welche die katholische Mission außerordentlich förderte, war die Kolonialpolitik, zumal Frankreichs, Belgiens, Deutschlands und Italiens. Jedes dieser Länder legte Wert darauf, daß ihre Kolonien von katholischen Orden und Kongregationen ihrer Nationalität missioniert wurden. Sie regten dadurch den Missionseifer der katholischen Kirchen ihrer Länder stark an, veranlaßten auch die Begründung mehr oder weniger selbständiger Tochterkongregationen der großen Missionsorden in den einzelnen Kolonialländern. So haben die französischen „Schwarzen" und „Weißen Väter", die italienischen Pallottiner u. a. in Deutschland selbständige Zweigniederlassungen zum Betrieb der Missionen in den deutschen Kolonien begründet. Die Folge ist, daß die Missionierung des gewaltigen französischen Kolonialreiches, ein Drittel von ganz Afrika — soweit nicht schon kleine evangelische Missionen vor der Begründung und Ausdehnung dieses Riesenreiches bestanden — überwiegend in den Händen der französischen Katholiken, der belgische Kongostaat, soweit katholische Missionen in Betracht kommen (außer dem Vikariat Oberkongo, das in den Händen der „Weißen Väter" ist, und einigen Missionen der französischen „Schwarzen Väter" und der englischen „Mill-Hill-Väter") ganz überwiegend in den Händen belgischer Orden und Kongregationen liegt. Die katholischen Missionen in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten waren im Laufe der Jahre fast ganz in die Hände deutscher Organisationen übergegangen. Infolge dieser Verknüpfung des katholischen Missionsgedankens mit der nationalen Kolonisation haben sich die katholischen Missionen im Laufe der letzten drei Jahrzehnte ganz ungewöhnlich entwickelt. Sie haben den Vorsprung von $^{3}/_{4}$ Jahrhunderten mühseliger Anfänge der evangelischen Missionen, die unter den erschwerenden Umständen einer langsam, unter großen Widerständen Fuß fassenden Aufschließung Afrikas und in beständigem Ringen mit einem ungebärdigen Heidentum schwer vorankamen, eingeholt und haben die evangelische Mission im äquatorialen Afrika überflügelt. Dabei ist anzuerkennen, daß die neueren katholischen Missionen um eine Vertiefung und solidere Gestaltung der Missionsmethode, zumal der Katechumenatspraxis und der Gemeindepflege, sich ernstlich bemühen. Die Weißen Väter Lavigeries sind darin mit der Forderung eines vierjährigen Katechumenats vorangegangen. Leider ist das Verhältnis der katholischen Missionen zu den evangelischen vielfach geradezu unerträglich. Wir haben auf diesen Blättern wiederholt von dem rücksichtslosen

Vorgehen katholischer Missionen gegen ihre evangelischen Nachbarn berichten müssen, besonders in Zentral-Madagaskar und im Vikariat Süd-Sansibar.

Weitaus die beiden am besten entwickelten katholischen Missionen sind die der Jesuiten in Zentral-Madagaskar mit 1910: 190270 Katholiken und angeblich 250000 Katechumenen und die Uganda-Mission der Weißen Väter mit 1913: 113811 Getauften und 87629 Anhängern. In diesen beiden Gebieten haben auch die evangelischen Missionen, welche die Grundlegungsarbeiten verrichteten, ihre fruchtbarsten Gebiete; wir sahen, daß sie auf Madagaskar 266000 Christen zählen, wovon $^4/_5$ in den Zentralprovinzen wohnen; und in Uganda zählt die evangelische Mission (1917) 95947 Getaufte und etwa 250000 Anhänger, d. h. solche, die sich selbst bei der Volkszählung als Protestanten eingetragen haben, ohne in den kirchlichen Listen geführt zu werden, wie das auch bei den katholischen Anhängern der Fall ist.

Von besonderem Interesse ist für uns die Übersicht über den Stand der katholischen Missionen in den bisherigen deutschen Kolonien, die wir nach den „Katholischen Missionen" Oktober 1914, S. 18 — also nach dem Stand beim Ausbruch des Weltkrieges mitteilen (siehe Tabelle auf folgender Seite).

Vergleichen wir damit die Zahlen für die evangelischen Missionen in den gleichen Gebieten, so hat die katholische Mission die evangelische in bezug auf die Getauften und die Taufbewerber, z. B. in Deutsch-Ostafrika bei weitem überflügelt: 125005 und 54362 gegen nur 19463, bezw. 700, und das, obgleich in dieser Kolonie die Missionen beider Konfessionen annähernd gleich alt sind. In Kamerun hat die katholische Mission den beträchtlichen zeitlichen Vorsprung der evangelischen eingeholt. Ihren 28969 Getauften und 18650 Taufbewerbern stehen auf evangelischer Seite 22545 Getaufte und 9663 Taufbewerber gegenüber; es war beim Ausbruch des Krieges zu erwarten, daß auch hier die katholische Mission in wenigen Jahren das Übergewicht der Zahlen erlangen werde. In Togo stehen den 17052 Getauften und 6425 Katechumenen der katholischen Mission nur 11216 Getaufte und 508 Taufbewerber der evangelischen Missionen gegenüber; hier drohen also die letzteren trotz eines Arbeitsvorsprunges von vier Jahrzehnten von der an Männern und Mitteln weit reicheren katholischen Mission beiseite geschoben zu werden. Nur in Deutsch-Südwestafrika haben die evangelischen Missionen mit

Die katholischen Missionen in den bisherigen deutschen Kolonien.

	Stationen	Väter	Brüder	Schwestern	Getaufte	Katechumenen	Schulen	Schüler
Togo.								
Vikariat, Steyler Mission	12	47	15	25	17 052	6 425	197	8 463
Kamerun.								
Vik. Kamerun, Pallottiner	14	34	36	29	28 469	17 650	204	19 576
Präfek. Adamaua, Sittarder Priest.	3	9	8	5	?	?	?	?
Miss. Neukamerun, Schwarze Väter	1	2	1	—	500?	1 000?	1	70
Summa	18	45	45	34	28 969	18 650	205	19 646?
Deutsch-Südwestafrika.								
Präf. Unter-Cimbebasien, Obl. Mar. Imm.	15	24	22	19	3 035	418	23	482
Präf. Gr.-Namaland, Salesianer	6	7	4	11	1 993	79	11	246
Summa	21	31	26	30	5 028	497	34	728
Deutsch-Ostafrika.								
Vik. Bagamojo (Schw. Väter)	14	23	17	25	16 466	?	210	16 321
Vik. Kilimandscharo (Schw. Väter)	11	22	16	26	5 858	1 183	151	16 796
Vik. Daressalam (Benediktiner)	11	15	27	44	5 536	1 825	322	6 000
Präf. Lindi (Benediktiner)	6	8	12	12	7 492	1 021	117	13 671
Vik. Süd-Njansa (Weiße Väter)	14	36	15	35	10 244	7 406	97	2 698
Vik. Kiwu (Weiße Väter)	16	47	6	23	14 217	9 670	74	7 296
Vik. Unjamjembe (Weiße Väter)	10	33	6	11	4 493	2 336	30	729
Vik. Tanganjika (Weiße Väter)	13	40	10	30	9 650	5 349	146	11 582
Summa	95	224	109	206	73 956	28 790?	1145	74 539
Summa in Afrika	146	347	195	295	125 005	54 362	1581	103376

28 834 Getauften und 5999 Taufbewerbern (gegen 5028 Getauften und 497 Taufbewerbern der Katholiken) weitaus das Übergewicht und werden es auch nach katholischem Urteil wohl behalten.

Pater Krose gibt im katholischen „Kirchlichen Handbuch" 1916 (V, 152) folgende Gesamtstatistik der kathol. Heidenmission in Afrika:

Missionen:	Katholiken		Katechumenen	Missionspriester			Missionshelfer			Schulen	Schüler
	insgesamt	Europäische Abstammung		insgesamt	europäische	eingeborene	männliche Ordensleute	Schwestern	Katechisten u. Lehrer		
Nordafrika	320 321	ca. 125 000	ca. 30 000	687	680	7?	207	964	716	555	39 849
Mittelafrika	463 069	„ 10 000	357 684	976	965	11	433	517	4692	3952	202 741
Südafrika	146 799	„ 65 000	„ 12 000	444	441	3	427	1914	375	600	31 117
Afr. Inseln	581 014	„ 30 000	„ 100 000	350	313	ca. 37	128	513	1333	299	66 066
Summa	1 511 203	„ 230 000	„ 500 000	2457	2400	58?	1195	3908	7116	5406	309 773

Die Zahlen der Katechumenen sind fast überall ungemein hoch, z. T. trotz des Erwachens der Negervölker fast unwahrscheinlich. In der für Mittelafrika gegebenen Summe von 357684 Katechumenen stecken manche unkontrollierbare Einzelzahlen, so in dem Vikariat Belgisch-Kongo neben 29469 Getauften 53564 Katechumenen, in den beiden Präfekturen Uelle neben 8750 Getauften 11400 Katechumenen, in dem Vikariat Njassa neben 5982 Getauften 57000 Katechumenen.[1]) Immerhin, die Zahlen der sich zur Taufe Vorbereitenden sind auch in den evangelischen Missionen oft reichlich hoch und unsicher.

Eindrucksvoll sind die Zahlen für die Missionsbezirke des äquatorialen Afrika, und zwar ebenso die des europäischen Missionspersonals, wie der Hauptstationen, der Getauften und der Volksschulen mit ihren Schülern. Sie beweisen — wie die vorher gegebenen Zahlen für die deutschen Kolonien, — wie an die Missionierung dieses ungesundesten Drittels Afrikas ein erstaunliches Maß von Kraft gesetzt wird. Der belgische Kongostaat allein weist (1920) 3 Vikariate und 8 Präfekturen, 374 Patres, 189 Brüder und 194 Schwestern, also ein europäisches Personal von 757 Köpfen, 736318 Getaufte und 3901 Schulen auf.

Die Missionsmethode der Katholiken weicht zum Teil von der der Protestanten ab. Es ist dankbar anzuerkennen, daß sie solider geworden ist. Zumal die Weißen Väter mit der von ihnen durchgeführten starken Besetzung der Hauptstationen (mit wenigstens drei Männern)[2]) und dem vierjährigen Katechumenat, und die sorgfältige Vorbildung der in die deutschen Kolonien gesandten Missionare haben in dieser Beziehung anregend gewirkt. Wo dennoch ungeregelte Massentaufen vorkommen, setzt sich der Gemeingeist der katholischen Leiter dagegen ein, wie neuerdings im Kongostaat wider die oberflächlichen Taufen der Wanderarbeiter auf den Staatsstationen. Hervorstehend war zumal im dritten Viertel des vorigen Jahr-

---

[1]) Eine neuere Statistik (Kath. Missionen 1919, S. 64) gibt auf diesem Gebiet für 1917: 7596 Getaufte und 7417 Taufbewerber, so daß man vermutet, in jener größeren Zahl sei eine Null zuviel angehängt.

[2]) Kardinal Lavigerie legte auf die starke Besetzung der Missionsstationen so großes Gewicht, daß er verfügte: „Niemals, in keinem Falle und unter keinen Umständen dürfen die Missionare in den verschiedenen Niederlassungen weniger als zu dreien sein. Eher wird man auch die vorteilhaftesten Angebote zurückweisen, ja eher auf das Fortbestehen der Gesellschaft als auf diesen Hauptpunkt verzichten." Kath. Missionen 1919, 61.

hunderts das Geschick der katholischen Missionen, besonders der Schwarzen Väter, in eindrucksvollen Kulturanlagen. Ihr Bagamojo, St. Maria am Gabun und andere Stationen sind viel bewundert und gepriesen worden. Die Erziehung zur Arbeit und die Einbürgerung von Handwerken und rationeller Landwirtschaft sind überhaupt eine starke Seite an ihren Missionen. Sie wissen, daß sie damit bei den weißen Kolonisatoren Ansehen gewinnen und Eindruck machen; diese Bemühungen haben vielen einzelnen farbigen Christenfamilien eine neue wirtschaftliche Existenz geschaffen, und sie tragen zur Beschaffung der Unterhaltungskosten der katholischen Missionsbetriebe erheblich bei — ein stark betonter Gesichtspunkt. Je größer durch die vielen Brüder und Schwestern das Personal wird, um so aussichtsvoller ist es, durch Farmbetriebe und wirtschaftliche Anlagen große Gewinne zu erzielen; denn da im äquatorialen Afrika den Missionen der Grund und Boden meist billig oder umsonst zur Verfügung steht, ist der Exponent der Gewinnquote eben die in den Boden gesteckte weiße und farbige Arbeitskraft. Im Zusammenhang damit steht es, daß die katholischen Missionen ihre Hauptkraft auf das heranwachsende Geschlecht konzentrieren, wogegen die Erwachsenen, die Alten und die Frauen erst in die zweite Linie treten. Eine möglichst weite Ausdehnung der Volksschulen gilt als das wirksamste Missionsmittel, neuerdings in Mittelafrika insonderheit als das Hauptmittel gegenüber der der evangelischen Mission. Helfen die Missionare wohl auch nicht selten durch behördliche Einflüsse oder durch Versprechungen und Drohungen dem Schulbesuch nach, so muß man doch anerkennen, daß sie in der Tat in vielen Gegenden die Schule eingebürgert haben. Die evangelische Mission hat sich wiederholt, selbst widerstrebend auch auf Gründungen von Volksschulen im großen einlassen müssen, nur um von der katholischen Mission nicht überflügelt zu werden. Besonders gern sammelt die katholische Mission die Knaben und Mädchen in Kostschulen; solche konnten im Osten wie im Westen massenhaft für befreite oder losgekaufte Sklavenkinder angelegt werden. Auf diesen Sklavenkolonien und den von ihnen aus durch Verheiratung der heranwachsenden Jugend begründeten christlichen Siedelungen beruht vielfach in Mittelafrika ihr Missionserfolg. Allerdings haben sie dabei kein Interesse daran, diese Christenfamilien zu voller Freiheit gelangen zu lassen, und da sie ihnen zur Begründung eigener Wirtschaften Vorschüsse in Naturalien u. dgl. geben, behalten sie sie meist in etwelcher Abhängigkeit. Eine Spielart dieser Erziehungsinternate

sind die Fermes-Chapelles im westlichen Kongostaat, Ackerbau-Siedlungen, zu denen Knaben und Mädchen oft auch mit einem gelinden Zwang von den Häuptlingen eingeholt werden. Missionsärzte hatten die katholischen Missionen bisher nicht; jedoch zumal die Schwestern, aber auch viele einzelne Missionare leisten Großes in Krankenpflege und Seuchenbekämpfung. Zumal im Kampfe gegen die verderbliche Schlafkrankheit im Kongostaat haben die katholischen Missionare den staatlichen Instanzen wirksame Hilfe geleistet.[1])

Der Aufbau katholischer Missionen geht meist in der Weise vonstatten, daß zunächst aus den großen nominellen Kirchensprengeln bestimmte Gebiete von der römischen Propaganda einem Orden oder einer Kongregation übertragen werden; sie werden apostolische Präfekturen. Ist das Missionswerk durch die Ausdehnung des Missionsbetriebes und die Begründung von Christengemeinden konsolidiert, so wird die Präfektur in ein apostolisches Vikariat umgewandelt und an seine Spitze ein Bischof gestellt. Eigentliche Diözesen mit dem vollen Apparat der kirchlichen Hierarchie werden nur in altchristlichen Gebieten oder in Ländern mit alter und abgeschlossener Missionsarbeit eingerichtet. Daneben bestehen in regulären Diözesen wie in Präfekturen und Vikariaten auch „Missionen" und Ordensniederlassungen von Schwesternkongregationen, von denen erstere unter Umständen später zu selbständigen Präfekturen erhoben werden.

---

[1]) Kath. Missionen 1914, 234. 259. 294.

Der Anteil der Mission an der Erforschung der afrikanischen Sprachen.

Eine Geschichte der afrikanischen Missionen ist unvollständig und lückenhaft, wenn sie nicht des großen Beitrags gedenkt, den sie für die wissenschaftliche Erforschung Afrikas geleistet haben. Und zwar erstreckt sich dieser Beitrag fast auf alle Disziplinen der Afrikanistik und auf alle Gebiete des großen Erdteils. Der Verdienste evangelischer Missionare um die Entdeckung Afrikas wie Dr. Ludw. Krapf, David Livingstone, Grenfell u. a. haben wir bei unserer Wanderung durch die afrikanischen Missionsfelder gedacht. Die Arbeiten zur Bemeisterung der afrikanischen Sprachen müssen wir, obgleich wir sie an vielen Stellen im einzelnen erwähnt haben, hier noch einmal zusammenfassend darstellen. Denn die Sprachen sind eben der wichtigste Kanal für die Ausrichtung der evangelischen Botschaft; ihre Bemeisterung ist die erste dringende und schwierige Aufgabe der Mission. Aus Mangel an eigener Sachkunde auf diesem weiten, eine volle Lebensarbeit erfordernden Gebiete drucken wir den größeren Teil einer Arbeit ab, die Professor D. C. Meinhof auf unsere Bitte in der Allg. Miss.-Ztschr. (1917, 257 ff.) veröffentlicht hat. Es ist Meinhofs Überzeugung und wissenschaftliche Erfahrung, daß „die eigentlich sorgfältigen und bedeutenden Werke in afrikanischen Sprachen zumeist von Deutschen geschrieben sind".

Prof. Meinhof schreibt: „Der Anteil der Franzosen beschränkt sich auf gute Arbeiten aus Nordwestafrika über die Sprachen der Berber und aus dem westlichen Sudan über mehrere Sudansprachen. Einiges ist auch im französischen Kongogebiet und im Kongostaat sowie im Somaliland geleistet. Auch die Pariser Mission in Südafrika hat gute Beiträge zur Erforschung des Sotho geliefert. Von englischen Verfassern sind in erster Linie zu nennen die vortrefflichen Bücher des Bischofs E. Steere und des Rev. W. E. Taylor über afrikanische Sprachen,

besonders Suaheli,[1]) und von Bentley über Kongo,[2]) mehrere gute Arbeiten über Kafferisch und Sulu in Südafrika, über Sprachen des westlichen Sudan, besonders über das Haussa in Nigerien, neben einer Fülle kleinerer linguistischer Versuche, die aber in der Regel nicht sehr tief in das Problem eindringen.[3])

Wenn man die Lebensarbeit von Dr. Krapf ansieht, so ist man erstaunt über die Fülle von Sprachen, in denen er zuerst Aufzeichnungen gemacht hat. Wir verdanken ihm Mitteilungen über die semitischen Sprachen Abessiniens,[4]) Bücher über ostafrikanische Hamitensprachen, wie das Galla[5]) und das Massai,[6]) und vor allem Darstellungen verschiedener ostafrikanischer Bantusprachen, wie Suaheli,[7]) Njika,[8]) Yao und anderer.[9]) Ebenso hat sein Kollege Rebmann Erstlingsarbeit geliefert im Njika[10]) und Ehrhardt im Massai.[11]) In Südafrika wurde das erste große Zulu-Wörterbuch von dem Berliner Missionar Döhne[12]) geschrieben, die erste Grammatik des Sotho von Endemann[13]), die erste Darstellung des Herero von Hahn[14]). Tönjes hat uns in das Kuanjama eingeführt.[15]) Der Berliner Missionar Wuras hat als einziger die Sprache der Koranna[16]) bearbeitet. Vedder hat den Versuch

---

[1]) Ich nenne besonders Taylors African Aphorisms, London 1891, und seine feine Übersetzung der Evangelien.

[2]) London 1887.

[3]) Elements of Luganda Grammar. London 1902.

[4]) Evangelien in Tigre. Basel 1886. Vgl. auch Isenburg, Grammar of the Amharic Language. London 1842. Vgl. Mayer, Kurze Wörtersammlung in Englisch, Deutsch, Amharisch, Gallanisch, Guraguesch, ed. L. Krapf. Basel 1878.

[5]) Vocabulary of the Galla Language. London 1842. N. T. 1846. Vgl. auch Waldmeier, Wörtersammlung aus der Agau-Sprache. St. Chrischona 1868.

[6]) Vocabulary of the Engutuk Eloikob. London 1852.

[7]) A Dictionary of the Suahili Language. London 1882.

[8]) The Beginning of a Spelling Book of the Kinika Language. Bombay 1848. Outline of the Elements of the Kisuahili Language with Special Reference to the Kinika Dialect. Tübingen 1850.

[9]) Vocabulary of six East African Languages. Tübingen 1850.

[10]) Rebmann und Krapf. Nika-English Dictionary. London 1887.

[11]) Vocabulary of the Engutuk Iloigob. Ludwigsburg 1857.

[12]) Cape Town 1857. [13]) Berlin 1876. [14]) Berlin 1857.

[15]) Lehrbuch. Berlin 1910. Vgl. dazu das Lehrbuch von Brincker. Berlin 1891. Wörterbuch. Berlin 1910.

[16]) In Appleyard, Kafir Language. Kingwilliamstown 1850.

gemacht, eine Buschmann-Grammatik abzufassen.[1]) Von Westafrikanern sei besonders genannt Schlegel, der grundlegend das Ewe in Togo dargestellt hat,[2]) Christaller,[3]) dem wir die Erforschung des Tschi und des Ga (neben Zimmermann)[4]) und mancher anderen westafrikanischen Sprachen verdanken, Schön,[5]) der das Hausa, das Ibo,[6]) das Mende,[7]) Schlenker, der das Temne,[8]) Reichardt,[9]) der das Ful zuerst behandelte, Fisch[10]) mit seinen Arbeiten über Dagbane (Dagomba) und vor allen Dingen Kölle, der neben seiner Grammatik des Kanuri[11]) und des Vei[12]) durch sein Meisterwerk, die Polyglotta africana,[13]) zuerst den Weg bahnte, um in die unübersehbare Fülle der afrikanischen Sprachen eine gewisse Ordnung zu bringen. Von den befreiten Sklaven in Liberia erhielt er dabei Nachrichten über ihre Muttersprache, ihre Heimat und ihre Reise zur Küste, die den Geographen von unschätzbarem Wert gewesen sind. Es wären viele andere noch zu nennen,[14]) aber es ergibt sich aus dem Folgenden von selbst, daß mancher auf seinem Gebiet Erstlingsarbeit getan hat, ohne daß wir das in jedem Fall besonders hervorzuheben brauchen.

Die erste Aufgabe des Sprachforschers ist die Feststellung der Grammatik, denn ohne Kenntnis der grammatischen Verhältnisse einer Sprache ist es nicht möglich, Sicherheit in der Übersetzung zu erreichen. Die Übersetzung der Bibel ist aber das Ziel, das dem Missionar vor Augen steht, und so muß er versuchen, in die Grammatik der unbekannten Sprachen einzudringen. Es ist erstaunlich,

[1]) ZK. (Zeitschrift für Kolonialsprachen) 1.

[2]) Schlüssel zur Ewesprache. Bremen 1857.

[3]) Dictionary of the Asante & Fante Languages. Basel 1881. A Grammar of the Asante & Fante Language. Basel 1875.

[4]) A grammatical Note of the Acra or Ga Languages. Stuttgart 1858.

[5]) Grammatical Sketch of the Hausa Language. London 1842. Vocabulary 1843. 1876.

[6]) Schön & Crowther, Vocabulary of the Ibo Language. London 1883. Grammatical Elements. London 1861.

[7]) Schön & Reichardt, Grammar of the Mende Language. London 1882.

[8]) Grammar. London 1864. Dictionary. London 1880.

[9]) Vocabulary. London 1878. Grammar. London 1876.

[10]) Grammat. Archiv 1912. Wörtersammlung. MSOS. (Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen) 1913.

[11]) London 1854. [12]) London 1853. [13]) London 1854.

[14]) Z. B. in Kamerun die Studien der Basler in Bali und Bamun, der deutschen Baptisten in Tikar und Wute.

daß die deutschen Missionare sich dieser schwierigen Aufgabe mit so gutem Geschick entledigt haben, denn die Kenntnis der allgemeinen Grammatik stand in jener Zeit, wo ihre Arbeit zuerst getan werden mußte, noch ganz im Banne indogermanischer, um nicht zu sagen lateinischer Vorstellungen. Höchstens war ihnen durch die Bekanntschaft mit dem Hebräischen ein Blick in eine etwas fremdere Welt eröffnet worden, aber in der Regel waren sie ganz in europäischen Begriffen befangen. So darf es uns nicht wundernehmen, wenn sie zu Anfang Beziehungen zu diesen ihnen geläufigen grammatischen Formen suchten und auch im Wortschatz Indogermanisches oder Semitisches wiederzufinden glaubten. Aber wie bald ist das doch überwunden worden, und wie ausgezeichnete Arbeiten liegen uns heute vor! Außer den schon genannten möchte ich besonders erwähnen die Werke von Westermann über das Ewe,[1] das Ful,[2] das Schilluk,[3] die Schambala-Grammatik von Röhl,[4] die Herero-Grammatik von Viehe,[5] die Kinga-Grammatik von Wolff,[6] die Grammatik des Dschagga von Raum,[7] des Chasu von Kotz,[8] des Kamba von Brutzer.[9] Der Berliner Missionsinspektor Wallmann schrieb eine treffliche Nama-Grammatik (Berlin 1854). Riis gab heraus: Elemente des Akwapim-Dialekts der Odschi-Sprache (Basel 1853).

Neben der Grammatik muß das Wörterbuch der Erforschung der Sprache dienen. Es setzt eine gute Bekanntschaft mit der Grammatik voraus, da man über die Wortabteilung ganz im klaren sein muß, um das Wörterbuch zu schreiben. Ferner verlangt es Bekanntschaft mit den dialektischen Unterschieden in der Sprache, Schärfe des Urteils, um die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes auseinander zu halten, und vor allen Dingen unermüdlichen Fleiß. Solche Arbeiten haben wir bekommen für das Kaffersche von D. Kropf,[10] für das Herero von Brincker,[11] Kolbe[12] und

[1]) Grammatik. Berlin 1907. Auch Metoula-Sprachführer bei Langenscheidt.

[2]) Handbuch. Berlin 1909.

[3]) Philadelphia. Berlin 1911.

[4]) Hamburg 1911. [5]) Berlin 1897. [6]) Berlin 1905. [7]) Berlin 1909.

[8]) Berlin 1909. [9]) Berlin 1905. MSOS. [10]) Lovedale 1899.

[11]) Leipzig 1886. Vgl. dazu: Sprachproben aus Deutsch-Südwest. MSOS. 5. Beitrag zur Bantu-Sprachforschung. MSOS. 5. Die Afrikaner und ihre Taal. MSOS. 5. Ferner: Deutscher Wortführer für die Bantudialekte in Südwestafrika. Elberfeld 1897.

[12]) Cape Town 1883.

Irle, für das Nama von Eggert (1856), Olpp[1]) und Krönlein,[2]) für das Duala von Dinkelacker,[3]) für die Sprache der Basa von Schürle,[4]) für das Ewe von Westermann,[5]) für das Sotho von Endemann,[6]) für das Nyamwesi von Dahl,[7]) für Kamba von Krapf und Büttner.[8])

Eine sehr notwendige Ergänzung dieser mehr theoretischen Arbeiten bietet die Sammlung von Texten in Eingeborenensprachen. Durch das Lesen dieser zusammenhängenden Texte wird ja der Fremde erst in den Stand gesetzt, die Sprache in ihrer Eigentümlichkeit zu erfassen. Wo eine Schriftsprache existiert, handelt es sich darum, derartige schriftliche Aufzeichnungen zu finden. Hier ist wieder ein deutscher Missionar, D. Krapf, der Wegweiser gewesen, der mehrere Texte in Suahelisprache aufgefunden und der Bibliothek der deutschen Morgenländischen Gesellschaft in Halle überwiesen hat. Diese Texte sind später von Dr. C. G. Büttner, einem früheren Hereromissionar, der sich bereits durch Herausgabe der genannten Werke von Brincker und Krönlein verdient gemacht hatte, veröffentlicht und mit Erläuterungen und Übersetzung versehen. Es sind das die Gedichte von der Barmherzigkeit,[9]) das Gedicht von der Himmelfahrt Mohammeds[10]) und das große Epos vom Kampf Mohammeds mit dem Kaiser Heraklius, dessen Herausgabe Büttner nicht mehr erlebt hat, und das erst 1911 im Druck erschienen ist.[11]) Büttner hat sich aber nicht auf die Handschrift von Krapf beschränkt, sondern hat selbst gesammelt. Außerdem hat er uns noch den Weg gezeigt zum Lesen dieser Suaheli-Handschriften. Ferner ist er dem Vorbild von Steere gefolgt und hat eine Reihe wertvoller Texte aus dem Munde der Eingeborenen aufgezeichnet.[12]) Ähnliche Sammlungen besitzen wir von Schön in Hausasprache,[13]) Schlenker in Temne,[14]) Koelle in Kanuri,[15]) von Hoffmann in Sotho,[16]) von Wester-

[1]) Elberfeld 1888. [2]) Berlin 1889. [3]) Hamburg 1914.
[4]) Hamburg 1912. [5]) Berlin 1905. 1906. English Ewe. 1910.
[6]) Hamburg 1915. [7]) Hamburg 1911. [8]) ZK. 1.
[9]) Chuo cha utenzi. ZA. 2.
[10]) Anthologie aus der Suaheli-Literatur. Berlin 1894.
[11]) ZK. 2.
[12]) Suaheli-Schriftstücke in arabischer Schrift. Berlin 1892. (Siehe auch Anthologie).
[13]) Magana Hausa. Neueste Auflage. London 1906.
[14]) London 1861. [15]) London 1854.
[16]) Märchen und Erzählungen der Eingeborenen in Nord-Transvaal. ZK. 6.

mann in Ful[1]) und Schilluk,[2]) von Christaller in Tschi,[3]) von Wandres[4]) in Nama und vor allen Dingen von D. Spieth in Ewe. Spieth hat in seinem großen Werke „Die Ewestämme“[5]) die von ihm aufgezeichneten Aussagen der Eingeborenen über Geschichte, Sitte, Religion, Recht, Wirtschaft usw. des Ewevolkes veröffentlicht und dadurch eine urkundliche Grundlage geschaffen für die Erforschung afrikanischer Volksart, die besonders dem Religionswissenschaftler unschätzbare Dienste leistet. Ähnliche kleinere Sammlungen von Texten sind vielen Grammatiken und Wörterbüchern beigefügt und verstreut in Zeitschriften zu finden, vgl. unten. Der Freund der Volkskunde wird in Afrika eine fast unerschöpfliche Quelle für seine Studien finden, wenn er sich an das hält, was deutsche Missionare über die Sprachen Afrikas geschrieben haben.

Während die erstgenannten Grammatiken und Wörterbücher einem gründlichen Studium der Sprache dienen sollten und Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung haben — ich verweise hier besonders auf die schon genannte Grammatik von Endemann für das Sotho, die geradezu als Meisterwerk in wissenschaftlicher Hinsicht bezeichnet werden muß — stellte sich das Bedürfnis heraus, für praktische Zwecke, nämlich für den Unterricht junger Missionare, ihrer Frauen und anderer Europäer kleinere Handbücher zu verfassen. Auch dieser Aufgabe hat sich die Mission unterzogen. Büttner begann Lehrbücher für das Suaheli zu schreiben unter Benutzung seiner Vorgänger Krapf und Steere.[6]) Auch Schumann hat seine Konde-Grammatik für Unterrichtszwecke geschrieben,[7]) ebenso Endemann sein Lehrbuch derselben Sprache[8]) und Delius sein Suaheli-Lehrbuch.[9]) Frau O. Rösler und F. Gleiß verfaßten ihr Schambala-Handbuch,[10]) Hegner und Westermann mit mir zusammen ein Lehrbuch des Nama,[11]) Westermann ein Lehrbuch des Hausa.[12])

---

[1]) Berlin 1913.

[2]) The Schilluk People, their Language and Folklore. Berlin 1912.

[3]) A Collection of 3600 Proverbs. Basel 1899.

[4]) In meinem Lehrbuch des Nama. Berlin 1909.

[5]) Berlin 1906.

[6]) Wörterbuch der Suaheli-Sprache. Berlin 1890. Hilfsbüchlein für den Suaheli-Unterricht. Leipzig 1887.

[7]) MSOS. 2. [8]) Hamburg 1913.

[9]) Tanga 1910. [10]) Berlin 1912.

[11]) Berlin 1909. [12]) Berlin 1911.

Westermanns Lehrbücher der deutschen Sprache[1]) für Togo werden seit langem auch für den Unterricht im Ewe benutzt, und wie hier der Missionar dem Eingeborenen ein Buch in die Hand gab, nach dem er Deutsch lernen konnte, so tat das auch Dinkelacker mit seinem Lebrbuch der deutschen Sprache in Duala.[2])

Der Zweck des Schulunterrichtes ist u. a. der, die Eingeborenen lesen zu lehren und ihnen auf diese Weise eine bessere geistige Nahrung zu vermitteln, als sie bisher besaßen. Diesem Zweck dienen nun zunächst die mancherlei Fibeln, die in den verschiedensten afrikanischen Sprachen verfaßt sind. Ich nenne besonders die Schambala-Fibel,[3]) die Konde-Fibel,[4]) die Nyamwesi-Fibel von Dahl,[5]) die Njika-Fibel von Bachmann[6]) usw.[7]) Diesen Fibeln folgten die Lehrbücher in den verschiedenen afrikanischen Sprachen, deren Zahl sehr groß ist. Ich verweise besonders auf die umfangreiche pädagogische Literatur der Basler Mission. Es würde den Raum dieses Aufsatzes weit überschreiten, wenn ich diese ganze Literatur anführen wollte. Aber man hat sich nicht mit solchen Lesebüchern begnügt, sondern hat begonnen, eine kleine Bibliothek in Eingeborenensprachen anzulegen, z. B. in Suaheli.[8]) Um für das unmittelbare Bedürfnis schnell Lesestoff zu haben, wurden besondere Zeitschriften gegründet, die von Missionaren herausgegeben und von ihnen unter Mithilfe der Eingeborenen geschrieben wurden. Die deutsche Mission hat Zeitschriften in folgenden Sprachen herausgegeben: Suaheli,[9]) Schambala,[10]) Sotho,[11]) Herero,[12]) Nama,[13]) Duala,[14]) Ewe,[15]) Tschi.[16])

Als das eigentliche Ziel in sprachlichen Arbeiten der Mission ist die Schaffung einer Bibelübersetzung oben bezeichnet worden.

---

[1]) 3. Auflage 1909. Vgl. dazu: Bürgi, Ewe-Gespräche für Anfänger. Bremen 1909.

[2]) Basel 1907. [3]) Groß-Lichterfelde 1904. [4]) Herrnhut 1910.

[5]) Herrnhut 1903. [6]) Herrnhut 1904.

[7]) Z. B. für Chasu 1910, für Bali von Ernst, für Ful schon 1859 von Reichardt, für Ewe schon 1856 von Schlegel, für Venda Botshabelo 1882.

[8]) Barazani. Heft 1. David Livingstone. 2. Aufl. 1913. 3. Kaiser Wilhelm II. 4. P. von Bodelschwingh. 5. Geschichte Mohammeds. 6. Dr. L. Krapf. 7. Christenverfolgungen in alter Zeit. Vgl. auch den Suaheli-Kalender für 1914. Ferner vgl.: Die Übersetzung Bunyans Pilgerreise ins Ewe von Aku. Bremen 1906. Weltgeschichte in Ewe von E. Bürgi. Bremen 1894. usw.

[9]) Pwani na Bara. Daressalam. [10]) Mkoma Mbuli. Wuga.

[11]) Mogoera oa Basotho und Mogoera oa Babaso. Botshabelo.

[12]) Omahungi. [13]) Gau-Sari-Aob. [14]) Mulee ngea.

[15]) Nutifafa na mi. [16]) Herausgegeben von der Basler Mission.

Als Vorläufer dieser Übersetzung muß die Anfertigung von biblischen Geschichten in der Eingeborenensprache angesehen werden. Solche biblischen Geschichten besitzen wir in einer großen Anzahl afrikanischer Sprachen. Ich nenne besonders Schambala,[1]) Dschagga,[2]) Konde,[3]) Bena,[4]) Pokomo,[5]) Sotho,[6]) Herero,[7]) Nama,[8]) Ewe.[9]) Diesen biblischen Geschichten folgte in der Regel die Herausgabe von Übersetzungen einzelner Evangelien. Dann erst pflegt man das ganze Neue Testament zu übersetzen und schließlich die ganze Bibel. Ich will an dieser Stelle nur einige Namen von Missionaren nennen, die daran mitgearbeitet haben, wie Klamroth im Suaheli, Röhl im Schambala, Kotz im Chasu, Faßmann im Dschagga, Nauhaus und Schumann im Konde, Stern im Nyamwesi, Beuster im Venda, Knothe, Kuschke, Trümpelmann im Sotho, Kropf im Kafir, Krönlein im Nama, Schuler im Duala, Spieth im Ewe, Christaller im Tschi, Krafft im Pokomo.

Die Anfertigung eines Liederbuches für die Eingeborenen stößt auf besondere Schwierigkeiten, da die poetischen und musikalischen Formen der Afrikaner von den unsrigen sehr erheblich abweichen. Man hat versucht, mit mehr oder weniger Geschick der Schwierigkeiten Herr zu werden. Aus der Literatur führe ich nur einiges an.[10])

Der deutsche Gelehrte und Ungelehrte, der sich niemals eingehend mit afrikanischen Sprachen beschäftigt hat, befindet sich zumeist in der Täuschung, daß das Erlernen dieser Sprachen so besonders leicht wäre, ihre Grammatik arm und ihr Wörterbuch bescheiden. Das alles ist durchaus irrtümlich. Die Grammatik dieser Sprachen ist zumeist von einem überwältigenden Reichtum, die Wortfülle ist übergroß und die Möglichkeiten der Wortbildung sind fast unbeschränkt. Es ergeben sich deshalb für den Forscher immer neue Aufgaben, und ein erheblicher Teil der Missionare ist durch die Arbeit selbst genötigt worden, immer gründlicher und wissenschaftlicher

---

[1]) Tanga 1907. [2]) ed. Raum. 1905. [3]) Berlin 1900.
[4]) Berlin 1908. [5]) Neukirchen 1896. [6]) Zuerst Berlin 1886.
[7]) ed. Hahn und Rath. Cape Town 1849. [8]) 1909.
[9]) ed. Bürgi und Westermann. Bremen 1908.
[10]) Lieder in Chasu. Hamburg 1910. Schuler, Melodien zu den Duala-Liedern. Basel 1897. Dihela (Tschoanaliederbuch). Bloemfontein 1892. Nyimbo za dini (Swahililiederbuch). Berlin 1900. Duala-Lieder. Basel 1909. Ewe-Liederbuch. Bremen 1911.

in ihre Aufgaben einzudringen. Je mehr nun in der Heimat das Studium der afrikanischen Linguistik gefördert wurde, desto mehr stellte sich ein Austausch zwischen der heimischen Wissenschaft und den praktischen Missionsarbeitern heraus, der für beide Teile nützlich gewesen ist. So hat seinerzeit Lepsius auf Bitten der Missionsgesellschaften sein Standardalphabet geschrieben, um zur sorgsamen phonetischen Beachtung der Laute anzuleiten. Es waren vor allen Dingen zwei deutsche Missionare, die seinen Ratschlägen folgten und in seinem Sinne arbeiteten, Endemann und Christaller. Den Anregungen von Endemann verdanke ich meine Beschäftigung mit der Phonetik, die schließlich zur Einrichtung eines phonetischen Laboratoriums in Hamburg geführt hat. Der Dienst, den Endemann damit der Wissenschaft geleistet hat, ist in seinen Folgen heute noch nicht übersehbar. Von ihm und Christaller angeregt, haben andere besonders auch das schwierige Kapitel der Tonhöhen bearbeitet, so der jüngere Christaller und Dinkelacker für das Duala, Westermann für das Ewe, Röhl für das Schambala und Endemanns Sohn für das Sotho.[1]) Die oben genannten wissenschaftlichen Zeitschriften haben deshalb zu Mitarbeitern in erster Linie deutsche Missionare gehabt. Außer den schon genannten Büttner und Endemann wären zu erwähnen u. a. Bourquin,[2]) Bufe,[3]) Christaller,[4]) Dahl,[5]) Dorsch,[6]) Fokken,[7]) Funke,[8])

---

[1]) Vox 1916. 4. 5.

[2]) Adverb und adverbiale Umschreibung im Kafir. ZK. 2.

[3]) Die Duala-Sprache. ZK. 1. Material zur Erforschung der Bakundu-Sprache. ZK. 5.

[4]) Die Voltasprachengruppe. ZA. 1. Die Sprachen in dem Negerfreistaat Liberia. ZA. 2. Näheres über die Kru-Sprache. ZA. 3. Sprachproben vom Sudan zwischen Asante und Mittel-Niger. ZA. 3. Die Sprachen des Togogebietes. ZAO. 1. Die Adelessprache im Togogebiet. ZAO. 1.

[5]) Die Töne und Akzente im Kinamwezi. MSOS. 7. Einige Beispiele aus dem Nyamwezi für die Vokalassimilation und Konsonantenassimilation. ZK. 4.

[6]) Grammatik der Nkosi-Sprache. ZK. 1. Vokabulatorium. ZK. 2. 3.

[7]) Das Kisiha. MSOS. 8. Einige Bemerkungen über das Verbum im Masai. MSOS. 10.

[8]) Grammatik der Avatime-Sprache. MSOS. 12. Wörterverzeichnis. MSOS. 14. Nyanbo-Täfi-Sprache. MSOS. 13. Santrokofi-Sprache. MSOS. 14. Die Sprachenverhältnisse in Sugu. ZK. 1915. Die Sprache von Busa am Niger. MSOS. 18.

Gehr,[1]) Groh,[2]) Klamroth,[3]) Ovir,[4]) Raum,[5]) Schuler,[6]) Schwelnus,[7]) Stern,[8]) Walter,[9]) Westermann,[10]) Worms,[11]) Würz.[12]) Übrigens war ja der Herausgeber der Zeitschrift für afrikanische Sprachen, Dr. Büttner, ein früherer Missionar, und ebenso ist der Redakteur an den MSOS., Prof. Westermann, ein früherer Bremer Missionar. Aber auch andere wissenschaftliche Zeitschriften haben Arbeiten deutscher Missionare gebracht.[13]) Ich weise besonders hin auf meinen Artikel in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft[14]) über das Dissimilationsgesetz, das Dahl entdeckt hat, und das nach ihm das Dahlsche Gesetz genannt wird und zur Erklärung einer Reihe von Eigentümlichkeiten ostafrikanischer Sprachen überaus wertvolle Dienste leistet.

---

[1]) Tiernamen in Kamerunsprachen. MSOS. 15. Die Bakoko-Sprache. MSOS. 17.

[2]) Sprachproben aus zwölf Sprachen des Togohinterlandes.

[3]) Kipangwa. MSOS. 10.

[4]) Die abgeleiteten Verba im Kisuahili. ZAO. 2.

[5]) Kleine Beiträge zur Suaheligrammatik. ZAO. 4.

[6]) Die Sprache der Bakwiri. (Durch ein Mißverständnis unter Schulers Namen veröffentlicht.) MSOS. 11.

[7]) Die Verba des Tsivenda. MSOS. 7.

[8]) Eine Kinyamwezi-Grammatik. MSOS. 9.

[9]) Beiträge zur Kenntnis des Moshi-Dialekts des Ki-Chagga. ZAO. 5.

[10]) Die Mossi-Sprachengruppe im westlichen Sudan. Anths. 8. Ein bisher unbekannter nubischer Dialekt aus Dar Fur. ZK. 3. Sprachstudien aus dem Gebiet der Sudansprachen. MSOS. 13. The Nuer Language. MSOS. 15. Short Vocabularies of the Dinka, Golo and Zande Languages. MSOS. 15. Die Grussisprachen im westlichen Sudan. ZK. 4. 5.

[11]) Wörterverzeichnis der Sprache in Uzaramo. ZAO. 4. Grundzüge der Grammatik des Kizaramo. ZAO. 3.

[12]) Wörterbuch des Ki-Tikuu und Ki-Pokomo. ZAO. 1. Grammatik des Pokomo. ZAO. 2. Beiträge zur Kenntnis des Lamu-Dialekts des Suaheli. ZAO. 1. Zur Grammatik des Ki-Pokomo. ZA. 2. Kipokomo-Wörterverzeichnis. ZA. 3.

[13]) Vgl. u. a. C. G. Büttner, Die Temporalformen in den Bantusprachen. Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 1885, S. 104 f. Kurze Anleitung für Forschungsreisende zum Studium der Bantusprachen. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. Bd. 26. Sprachführer für Reisende in Damaraland. ZA. 1. Endemann, Mitteilungen über die Sotho-Neger. Ztschr. f. Ethnologie 1873. Cleve, Die Lippenlaute der Bantu. Ztschr. f. Ethnologie 1903, S. 681 f. Vgl. auch seinen Aufsatz über Suaheli und Zaramo im ZAO. 3.

[14]) Band 57, S. 302.

Wenn im Vorstehenden die Sprache als eigentliches Forschungsobjekt behandelt wird, so ist sie in vielen Fällen die Tür, durch die man in die Geisteswelt des fremden Volkes eintritt. Durch ihre Sprachkenntnisse ermöglichen die Missionare den Einblick in fremde Volksart, in die Sitte, die Religion, die Denkweise der Eingeborenen, wie sie in ihren Märchen und Sprichwörtern sich zeigt. Wir haben oben schon größere Sammelwerke aus diesem Gebiet genannt; aber auch die Zeitschriften bieten eine fast unerschöpfliche Fülle solchen Sprachgutes. Das Studium der fremden Wörterbücher und Grammatiken ist auch nicht jedermanns Ding. Aber diese Aufsätze können nicht dringend genug jedem empfohlen werden, der sich aus erster Quelle über Volksart und Denkweise der Eingeborenen unterrichten will. Die wichtigsten Aufsätze seien hier angeführt:

Bachmann, Nyika-Märchen. ZK. 6.
Baumann, Nama-Texte. ZK. 6.
Bellon, Märchen des Tschivolkes. MSOS. 13.
Beyer, Sitten und Gebräuche der Basotho. ZK. 5.
Böcking, Sagen der Wapokomo. ZAO. 2.
Bürgi, Sammlung von Ewe-Sprichwörtern. Arch. Anthr. 1915.
Büttner, Märchen der Ovaherero. ZAJ.
Christaller, Negersagen an der Goldküste. ZAJ.
„ Sprichwörter der Tschwi-Neger. ZAO. 1. 2.
Dahl, Termini technici der Rinderzucht treibenden Watussi in Deutsch-Ostafrika. MSOS. 10.
„ Hundert Rätsel der Wanyamwezi. ZK. 3.
„ Die Verwandtschaftsbezeichnungen im Nyamwezi. ZK. 5.
Ebeling, Duala-Rätsel aus Kamerun. MSOS. 14.
Endemann, Texte von Gesängen der Sotho. ZA. 1.
Funke, Einiges über Geschichte, religiöse Gebräuche und Anschauungen des Avatimevolkes. ZK. 1.
„ Die Familie im Spiegel der afrikanischen Volksmärchen. ZK. 2.
Göhring, M., Aus der Volksliteratur der Duala. ZAO. 5.
Hoffmann, Verlöbnis und Heirat bei den Basutho im Holzbuschgebirge Transvaals. ZK. 3.
„ Die Mannbarkeitsschule der Basutho im Holzbuschgebirge Transvaals. ZK. 4. 5.

Johannssen u. Döring, Das Leben der Schambala, beleuchtet durch ihre Sprichwörter. ZK. 5.
Irle, Hererosprichwörter. ZK. 4.
Klamroth, Beiträge zum Verständnis der religiösen Vorstellungen der Saramo im Bezirk Daressalam. ZK. 1.
" Afrikanische Liebeslieder. ZK. 3.
Lutz, Sprichwörter der Duala. MSOS. 15.
Ovir, Märchen und Rätsel der Wamadschame. ZAO. 3.
Spieß, Einiges über die Bedeutung der Personennamen der Evheer im Togogebiet. MSOS. 6.
" 40 Personennamen und 60 Sprichwörter der Evheer Togos in ihrer Bedeutung. MSOS. 7.
Schuler, Aus der Volksliteratur der Jabakalaki-Bakoko in Kamerun. ZAO. 3.
Schürle, Afrikanische Liebeslieder. ZK. 3.
Stern, Die Gewinnung des Eisens bei den Nyamwezi in Stuhlmann, Handwerk und Industrie in Ostafrika. Hamburg 1910.
Vedder, Spruchweisheit der Herero. Arch. Anthr. 1913.
Viehe, Die Omaanda und Otuzo der Ovaherero. MSOS. 5.
Walter, K., Eine Fabel vom Löwen im Mamba-Dialekt am Kilimandjaro. SAO. 4.
Westermann, Zeichensprache des Ewe-Volkes in Deutsch-Togo. MSOS. 10.
Würtz, Lieder der Pokomo. ZAO. 1.

Die deutsche Mission hat sich indes nicht begnügt mit solcher wissenschaftlichen Einzelarbeit, sondern hat kräftig mitgeholfen, in die Fülle der afrikanischen Sprachen Ordnung und System zu bringen. Manches mag dabei mißglückt sein und überholt werden. Auf diesem außerordentlich schwierigen Gebiet wird niemand ohne kräftige Irrtümer etwas leisten können. Aber doch verdanken wir der Mission im wesentlichen, was hier geschafft ist. Schon das Werk von Bleek, das wir im Anfang nannten, gründet sich auf die Vorarbeiten der Missionare, aber auch meine Arbeit für die Bantusprachen ist ohne die Hilfe der Mission und der Missionare undenkbar. Ich brauche, sagt Meinhof, nur hinzuweisen auf die Quellen, die ich bei jedem Kapitel meines Grundrisses einer Lautlehre der Bantusprachen angegeben habe. Es sind fast ausschließlich Missionare, auf die ich

mich beziehe. Den Plan zu meinem Buch verdanke ich dem schon öfter genannten Büttner, der sogar versucht hat, in Südafrika ein vergleichendes Stammwörterverzeichnis der Bantusprachen zu schreiben.[1]) Es war unmöglich, eine solche Arbeit ohne größere Bibliothek in der Welteinsamkeit auszuführen, und so fiel sein erster Versuch nicht befriedigend aus. Er war aber von der Richtigkeit seines Planes mit Recht aufs tiefste durchdrungen und hat mir in selbstloser Weise seine ganzen Vorarbeiten und Versuche überlassen und mir dadurch einen erheblichen Teil meines Weges gebahnt. Die letzte Lösung des Problems fand ich dann durch Endemann und muß also auch meine grammatische Arbeit als Ertrag der Mission ansehen. Döhne[2]) und Kolbe[3]) haben beide versucht, in ähnlicher Richtung zu forschen, aber beiden mangelte ausreichendes Material, die Zeit war damals für diese Studien noch nicht reif. Für die Sudansprachen hat Christaller Ähnliches geplant, und eine große Anzahl von Wortzusammenstellungen geliefert.[4]) Die eigentlich zusammenfassende Arbeit ist dann von Westermann[5]) geschaffen worden, und so ist der Weg gebahnt für den Fortschritt der Wissenschaft. Soweit Meinhof.

So bedeutend mithin der Anteil der deutschen Mission an der Aufschließung der afrikanischen Sprachen und der Schaffung einer christlichen und allgemeinen Literatur in ihnen ist, so ist das immerhin nur ein Ausschnitt aus der gesamten sprachlichen Arbeit der protestantischen Mission. Es ist noch nicht möglich, darüber vollständig und zuverlässig zu berichten. Die „Christliche Literatur-Kommission" der „Konferenz der Missionsgesellschaften in Groß-Britannien und Irland" hat erst angefangen, die weitzerstreute Information über die bisher vorhandene Literatur in afrikanischen Sprachen zu sammeln und darüber Zettelkataloge anzulegen. Bisher umfassen dieselben 130 Sprachen, allerdings alle Hauptsprachen des

---

[1]) Contributions to a Comparative Dictionary of the Bantu Languages. Trans. Phil. Coc. 1879—1880. Part. III.

[2]) In dem oben angeführten Sulu-Wörterbuch.

[3]) The vowels, their primeral laws and bearing upon the formation of roots in the Heroro. Capetown 1861. — A language study based on Bantu. London 1888.

[4]) Christaller und Johnson, Vocabularies of the Niger and Goldcoast. London 1886.

[5]) Die Sudansprachen. Hamburg 1911.

äquatorialen und südlichen Afrika.[1]) Allerdings die Hälfte dieser Sprachen haben nur kleine und ganz elementare Schriften aufzuweisen, Fibeln, Lesebücher, Katechismen, Liederhefte, erste Schulbücher, etwa noch biblische Geschichten. Dazu kommen in einer ziemlichen Anzahl von Sprachen Übersetzungen oder verkürzte Bearbeitungen von Bunyans Pilgerreise, die nun einmal in der angelsächsischen Welt ungemein beliebt ist. Schon die Literatur zur Bibelauslegung, die doch für den eingeborenen Lehrstand von entscheidender Bedeutung ist, erscheint ziemlich dürftig. In seSuto sind Auslegungen von zwölf Büchern des Neuen Testaments vorhanden, in luGanda von den vier Evangelien und dem Jakobusbrief, in Xossa von den vier Evangelien und dem Galaterbrief; in Swahili von Matthäus und Markus; in kiMbundu von Matthäus, in Yao von der Apostelgeschichte, in kiKongo von den Evangelien und Psalmen, in kiMbundu vom Buche Josua. Dazu kommen ein halbes Dutzend „Leben Jesu", zwei „Leben Pauli", je eine Evangelien-Harmonie in tschiRonga und Mongo-nkundu; ein kleines Bibelwörterbuch in seSuto und Einleitungen in die Bibel in Tschi, seTschuana und tsiRonga. Darstellungen des christlichen Glaubens und der christlichen Sittlichkeit liegen erst in wenigen Sprachen vor, meist Übersetzungen oder Bearbeitungen beliebter englischer Bücher. Daran reihen sich dann noch einige wenige Bücher über Welt- und Kirchengeschichte und über naturwissenschaftliche Fragen und schließlich, ja nicht zu vergessen und für Afrika besonders wichtig, zahlreiche Sammlungen von Erzählungen, Sprichwörtern und Folklore in zahlreichen afrikanischen Sprachen. Alles in allem ist in weitaus den meisten Sprachen die christliche Literatur — und andere gibt es meist überhaupt nicht, — so beschränkt, daß ein lernhungriger Katechumen den ganzen Vorrat vor der Taufe bewältigt und ein Negerpastor sie bequem in seinem Taschentuch eingewickelt nach Hause tragen kann. Nur in sechzehn afrikanischen Sprachen kann man im Grunde schon von Anfängen einer einheimischen Literatur reden: in Suaheli, luGanda, Ngandscha, Malagasy, Ronga, seTschuana, Xosa, Sulu, seSuto, Ashanti (Tschi), Haussa, Bangi, Yoruba, Kongo, Mbundu und Mongonkundu. Es wird in den mit diesen Fragen besonders beschäftigten Kreisen der Plan er-

[1]) Vgl. Wilson's Rundschau über die christliche Literatur in den afrikanischen Sprachen. Int. Rev. Miss. 1911, 37 ff.

wogen, möglichst viele der neu herauszugebenden Schriften zweisprachig, d. h. außer in einer der afrikanischen Sprachen auch in einer der drei für Afrika heute hauptsächlich in Betracht kommenden europäischen Kultursprachen: Englisch, Französisch oder Portugiesisch, erscheinen zu lassen. Dadurch werde den Schriften ein Leserkreis und eine Benutzbarkeit weit über die einzelnen afrikanischen Sprachen hinaus sichergestellt, und zugleich komme man dem lebhaften Verlangen der Neger entgegen, diese Sprachen der weißen Herrenvölker zu erlernen. Allerdings können wir kaum glauben, daß dadurch in den Missionarskreisen die Gründlichkeit der Sprachbeherrschung befördert werden wird. Jedenfalls liegt hier noch ein ungeheures Arbeitsgebiet vor, das auf Jahrzehnte hinaus die sprachkundigsten und erfahrensten Missionare und hoffentlich bald auch in wachsendem Maße gebildete Eingeborene beschäftigen wird.

Bibelübersetzungen in afrikanischen Sprachen.

Die Hauptkraft der sprachlichen Arbeit der evangelischen Missionen ist auf die Übersetzung der Bibel verwandt. Wir teilen die im Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft 1912, S. 489—492 mitgeteilte Liste von Übersetzungen der ganzen Bibel, des Neuen Testaments oder einzelner Bibelteile mit, und zwar lassen wir, da bei dem Bezug dieser außereuropäischen Bibelübersetzungen fast nur die drei großen angelsächsischen Bibelgesellschaften, die Londoner, die Edinburger und die New Yorker, in Betracht kommen, diese Liste unverändert in der englischen Sprache:

Versions.	What Printed.	Where circulated, or for whom designed.
West Africa.		
Jolof or *Wolof*, R. Dixon .	Matt. (rev.), John .	Tribe near Bathurst, Gambia.
Mandingo (Four Gospels translated)	Mt. John (Lat. char.) / Mark (Arab. char.)	Mandingo country, south of Gambia River.
Koranko, or *Kuranko* . .	(Luke John, Acts, and Gen. trans.)	Western Soudan.
Temné	Pent., Hist. Books, Ps., & New Test.	Quiah country, near Sierra Leone.
Do., revised by Alley . .	Matt. to Eph. . .	
Mende, or *Mendi*	Matt. to Romans . .	Mende Tribe, nr. Sierra Leone.
Bullom (with English) . .	Matthew	Near Sierra Leone.
Limba	Luke	Near Sierra Leone.
Yalunka	Matthew	Falaba Dist., Sierra Leone.
Grebo § (A.B.S.)	Gen. Mt—1 Cor. . .	W. Africa.
Accrā, or *Gā*	Entire Bible . . . / N. T. revised (1900)	Eastern part of Gold Coast.
Ashanti, or *Otshi*	Entire Bible . . .	Gold Coast & Ashanti Country.
Fanti	Genesis, New Testament	Fanti, in the neighbourhood of Cape Coast Castle.
Ewé	Entire Bible . . .	Eastern part of Gold Coast, S, Togoland & part Dahomey.
Gū (Alada dialect), or *Dahomey*	Gen., Exod., Ps., New Testament . . .	South Dahomey.
Do., new version (Gen-Ruth, Prov. to Isai. trans.) . .	N. T., Ps.	
Yoruba, Bp. Crowther & others	Entire Bible . . .	Yoruba Land.
Do., revised version . . .	Do.	
Ijo or *Idzo*	Four Gospels . . .	Brass, Guinea, in Niger Delta.
Igbira	Matthew	Junction of Niger and Binué.

Versions.	What Printed.	Where circulated, or for whom designed.
Ora	Four Gospels . . .	Benin Territory.
Hausa	Gen., Exodus, Ps., Isaiah, & N. T.	Hausa tribe, & each side of the rivers Niger and Tschadda.
Do. Robinson (Arabic char.)	John, Mark . . .	
Do., Miller (Latin character)	Four Goss., Acts, 1 Cor., 1 Thess., James, & 1 John	
Ibo (Isuāma), Arch. Crowther	Nine Bks. of N. T.	Bonny, near the mouth of the Niger.
Do., revised version . . .	Matt., John, Gal., Eph., & Philip.	
Ibo (Niger) Dobinson & Dennis	Entire Bible . . .	Onitsha, &c., on the Niger.
Do., Union version . . .	Entire Bible . . .	
Nupé , ...	Four Gospels, Ps.	Nupé Tribe, on the Niger.
Do., new vers. Banfield and others	Four Gospels . .	
Dualla (Bible printed) . .	Parts of O. T.; N. T.	Camerun.
Galwa	Pent., Ps., N. T.	French Kongo.
Pahouin, or *Fañ (Ogôoué)* .	Four Gospels .	
Fang (Gabūn)	Gen. and Matt.	French Kongo.
Oñgom	Matthew . . .	
Lolo (Balolo), or *Mongo* .	New Testament . .	Equatorial Kongo.
Kongo	New Testament . .	Mouth of Kongo & Stanley Pool.
Luna-Inkongo	New Testament . .	W. of Belgian Congo.
Fioti	Entire Bible . . .	Kongo Mouth and beyond.
Ki-Mbundu., N. T. trans. . .	Matt., Luke, & John	Angola country, from Loanda to Malange.
South Africa.		
Thonga, or *Gwamba* . . .	Entire Bible . . .	Near Delagoa Bay.
Ronga (O. T. pts. translated)	New Testament .	
Kuānyama	Four Gos., Acts, 1 John	Tribe in North Ovambo Land.
Ndonga[*O-Ndonga, Ovambo*]	Ps., New Test. . .	N. of Great Namaqua Land.
Herero	New Test & Psalms	Damara Land.
Nāma (Old Test. translated)	Ps. & N. T.	Great Namaqua Land.
Chuana, or *Se-Chuana* . .	Entire Bible . .	Bechuana & Matabele tribes.
Do., rev. ver., Wookey & others	Do.	
Pedi, or *Se-Pedi*	N. T. Bible printing. .	North Transvaal.
Ndau	Four Gospels . . .	E. Rhodesia.
Shona, or *Ma-Shona* . . .	Gen., 1 & 2 Sam., N. T.	Mashona Land.
Karanga	Four Gos., Acts, 3 Epp.	Do.
Ila, E. W. Smith	Mark	
Suto, or *Se-Suto*	Entire Bible . .	Basuto Land.
Do., new orthography . . .	Do.	
Zulu § (A.B.S.)	Do.	Natal and Zululand.
Tabele, or *Sin-Tebele* . . .	New Testament . .	Matabeleland.
Do., revised version . . .	N. T. in the press . .	
Kalaña or *Se-Kalaña* . . .	Matthew	West of Matabeleland.
Xosa, or *Kafir* (Appleyard's)	Entire Bible . .	Kafraria.
Do., revised version . . .	Do.	
Do., re-revised (Kropf,s Com.)	Do.	
Sheetswa § (A.B.S.) . . .	N. T.	Delagoa Bay to Sofala.

Versions.	What Printed.	Where circulated, or for whom designed.
South-East Africa.		
Mambwe (Ki-Mambwe) . .	New Testament .	South of Lake Tanganyika.
Do., (revised version) . . .	Mark	
Bemba, or *Wemba*	Mark, Eph., John's Epp., Acts prtg.	N. of Lake Bangweolo.
Nyasa Nyika	Matthew, N. T. ptg. .	Between Tanganyika & Nyasa.
Namwanga	Luke	N. W. of Lake Nyasa.
Yao, Maples	Matthew	E. & S. of Lake Nyasa.
Do., Hetherwick	New Testament .	
Nkondi (Konde) (N. T. prtg.)	Matt., Mark, & Luke	N. of Lake Nyasa.
Nyanja (Union version) . .	New Testament, Ps.	S. W. of Lake Nyasa.
Do., (Eastern version), or *Chi-Nyanja*	Pts. Neh., Jer., Four Gospels, Acts, Bible in the press	S. E. of Lake Nyasa.
Nyasa Tonga (Chi-Tonga) (O. T. & N. T. pts., N.B.S.S.)	John	W. of Lake Nyasa.
Sena	Mark, Acts i.-xv. . .	Near the Zambesi mouth.
Islands off S. E. Africa.		
Malagasi	Entire Bible . .	Madagascar.
Do. (Revision Committee) .	Do.	
Mauritius Creole	Four Gospels & Acts	Creoles in Mauritius.
Eastern Equatorial Africa.		
Nyika, or *Kinika* (John, Rom., Eph., translated by Krapf)	Luke	Wanika, nr. Kilima-Njaro.
Do., Wakefield's version . .	Matthew	
Pokōmo	Ps., New Test. . .	Wito Country, British E. Africa.
Ganda, or *Lu-Ganda* . . .	Entire Bible . . .	Uganda, N. of Victoria Nyanza.
Nyōro, Lu-Nyōro, or *Tōrō*	New Test., O. T. in the press . . .	North-west of Uganda.
Dholuo, or *Luo*	Mark, John, Lk. pg.	N. E. Victoria Nyanza.
Teso. or *Ateso*	Mark	N. Victoria Nyanza.
Lu-Nyankole	Matthew, John . . .	S. W. of Uganda.
Masāba, Crabtree	Four Gospels . . .	Mount Elgon, Kavirondo.
Do., revised	Four Goss. & Acts .	
Kikūyu, or *Gikūyu* (Lk., Ac., 1 and 2 Cor., Gal., trans.)	John	Brit. E. Africa Protectorate.
Masai	Mark	British & German E. Africa.
Sukūma, or *Kisukūma* . .	Goss., Acts, James	Nassa, German E. Africa.
Do., Wright	Luke, John, Rom., 1 Cor., Cal., Ph., Rev.	
Swahīli, Zanzibar dialect (Latin character)	Entire Bible . .	Zanzibar, &c.
Do. (Arabic char.)	Matthew and John	
Do., *Mombasa* dialect . . .	Ps., N. T. . . .	Neighbourhood of Mombasa.
Do. (Arabic char.)	Luke and John .	
Do., with Giryama	Luke	
Giryāma	Entire Bible. . . .	N. of Mombasa.
Kamba (East) (Mk., Lu. ptd.)	Matt. and Acts . . .	Leipzic Miss. N.W. of Mombasa.

Versions.	What Printed.	Where circulated, or for whom designed.
Shambāla	New Testament .	Usambāra, German E. Africa.
Bondei	Matt., Luke, John, Mark i..xii. . .	Usambāra, German E. Africa.
Zigūla, Kisbey	Matthew	Zigualand, Do.
Chaga (Mochi dialect) (Mark, John, & Romans printed, Leipzig Ev. Luth. Miss.) .	Matthew	S. of Kilima-Njaro, E. Africa.
Tavēta	N. T.	British East Africa.
Sagalla	Four Gospels . . .	East Central Africa.
Dabida	Four Gospels . . .	Taita Country.
Kagūru	Matt., Luke, John .	Mamboia, German E. Africa.
Gōgō or *Chi-Gōgō*	Gen., Ex., Num., Ruth, Jonah, N. T.	Wagogo, a tribe of East Equatorial Africa.
Sōga or *Lu-Sōga*	John	E. of Uganda, B. E. Africa.
Nyamwezi or *Ki-Nyamwezi*	N. T.	Unyamwezi, German E. Africa.
North-East Africa.		
Coptic (with Arabic) . . .	Psalms & Gospels .	Copts in Egypt.
Egyptian Colloq. Arabic .	Luke	Egypt.
Nubian (Fiadidja dialect, Lepsius' version	Mark	Muhammadans about Dongola.
Do. (Arabic character) . .	Do.	Muhammadans about Dongola.
Falasha-Kara	Do.	Jews in the Kara district of Abyssinia, about Metammeh.
Ethiopic	N. Test. & Psalms. .	For the Church in Abyssinia.
Do. (with Amharic) . . .	Do.	Abyssinia.
Do., *do.* (Acts, Rom., rev.) .		Abyssinia.
Amharic	Entire Bible. . .	Abyssinia.
Do., revised version . . .	Do.	Abyssinia.
Bogos	Mark	The Bilin Tribe i. N. Abyssinia.
Tigré (Swedish Mission) § .	New Testament . .	Eritrea.
Tigrinya or *Tigrāi*	New Testament . .	N. Abyssinia.
Galla	Parts of Bible & N. T.	
Do. Central)	Entire Bible. . . .	Shoa.
Do. (Southern), or *Bararetta*	Matt., John	S. Galla country.
Do., *Ittu*	Matthew	Harar.
Dinka	Luke	White Nile, above the Sobat.
Gang, or *Acholi*	Four Gospels . . .	Nile Province.
North Africa.		
Tunisian, or *Judæo Tunisian* (Hebrew character) . . .	Dan., Hos., Jon., Luke, John, Acts, Hebrews	Jews of Tunis, Algeria &c.
Arabic, Tunisian Colloq. .	Luke	Tunis.
Do. Tunisian Script . . .	Luke	
Kabyli (Little) (Arabic char.)	Part of Luke . . .	
Do. (Great) Latin character	Gen., Ps., Prov., N.T.	Algeria.
Do. (Arabic character) . .	Luke	Algeria.
Arabic, Algerian Colloq. .	John	Algeria.
Do., Nyström and others; N. T. trans.	Luke	Algeria.
Rifi (or *N.Shilha)*, Mackintosh	Matthew & John . .	S. Morocco.
Susi (or *S. Shilha)*	John	
Moorish (Mogrebi) Arabic .	Luke, Matt., John, Acts, Rom. . .	Morocco.

Insgesamt gibt es 1920

Vollbibeln	in 22	afrikanischen Sprachen.
Neue Testamente	in 36	" "
einzelne Bibelteile	in 92	" "
Übersetzungen	in 150	" "

In dem letzten Jahrzehnt ist die Bibelübersetzungsarbeit rüstig fortgeschritten, ohne daß es uns bei der durch den Krieg vielfach unterbrochenen Verbindung bisher möglich wäre, die Ergebnisse dieser fleißigen Arbeit zu übersehen. Wir fügen deshalb der vorstehenden, gleichsam offiziösen Liste nur als Nachtrag ein Verzeichnis der uns bekannt gewordenen neueren Bibelübersetzungen an, ohne daß dies Verzeichnis auf Vollständigkeit Anspruch macht.

In Westafrika ist in Haussa eine Probeübersetzung des ganzen Neuen Testaments herausgegeben; außerdem sind in nigerischen Dialekten einzelne Bibelteile gedruckt in Igabo, Sura, Jukun, Gbari und Burum. In dem gewaltigen Kongobecken liegen vollständige Übersetzungen des Neuen Testaments vor in Lokele und Lomongo, einzelne Bibelteile in Luba-Lulua, Lwena, Lunda und Eleku.

In Südafrika ist die ganze Bibelübersetzung vollendet in Tswa (Sheetswa), das ganze Neue Testament liegt vor in Karanga.

In Südostafrika ist in Nord-Rhodesien das ganze Neue Testament in Ila gedruckt; in Britisch-Njassa-Land liegt in Ost-Ngandscha die ganze Bibel, in Tumbuka das ganze Neue Testament vor.

In Ostafrika liegen nunmehr vollständige Bibelübersetzungen vor in dem Mombas-Dialekt des Suaheli und in Njoro, der Sprache von uNioro; Übersetzungen des ganzen Neuen Testaments in Njasa-Njika (in der Kondemission der Brüdergemeine); in dem in Deutsch-Ostafrika gesprochenen Suaheli-Dialekt von Martin Klamroth; noch nicht gedruckt; und in Bena; ferner einzelne Bibelteile in Kipsigis, einer Hamitensprache östlich vom Viktoria-See, in Asu oder Chasu im Paregebirge (Deutsch-Ostafrika), in Wiza (am Bangweolo-See), in Ogaden-Harti, einem an der Somali-Küste gesprochenen Suaheli-Dialekt, in Hauga, einer Bantusprache in Kawirondo, in Konjo, einer Bantusprache des Ruwenzori-Gebietes, in Ruanda, in Haya, der Sprache der Stämme im Hinterlande von Bukoba, und in Isoko (in der Kondemission der Brüdergemeine).

In Nordostafrika sind einzelne Evangelien übersetzt in Kunuzi, einen nubischen Dialekt, und in den Bordialekt des Dinka (oder Jieng). In Marokko sind einige Bibelteile in Central Shilha veröffentlicht.

Dazu gehen die Revisionsarbeiten an den meist anfänglich noch mangelhaften Entwürfen oder Probeübersetzungen rastlos weiter. Hier wird in der Stille ein bewunderungswürdiges Stück fleißiger Kultur- und Reichsgottesarbeit geleistet.

Die Neger in Amerika.

Es ist nicht wohl möglich, die Christianisierung der afrikanischen Negerbevölkerung auch nur einigermaßen vollständig darzustellen, ohne auch einen Blick auf die Negermassen zu werfen, welche die Sklaverei nach Amerika verschlagen hat. Man schätzt die amerikanischen Neger auf etwa 16 Millionen; eine genaue Zählung ist nicht möglich, weil durch die bunte Blutmischung mit Weißen von verschiedenster Herkunft und mit Indianern, und durch die verschiedene Haltung der Weißen gegenüber den Mischblütigen in vielen Fällen die Grenzlinie zwischen Weißen, Indianern und Negern nicht genau zu ziehen ist. Wir wollen hier nicht die Geschichte der Missionsunternehmungen unter den Negern erzählen; sie muß der Missionsgeschichte Amerikas vorbehalten bleiben. Wohl aber beschäftigt uns die Frage: Was ist religiös, kulturell, wirtschaftlich aus den Negern in Amerika geworden? Wir beschränken uns dabei auf zwei Gebiete, die einen verschiedenen Typus repräsentieren: die Vereinigten Staaten und Jamaika.

1. Die Neger in den Vereinigten Staaten.[1])

Die Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten geht fast ausschließlich auf die Sklaveneinfuhr des 17. und 18. Jahrhunderts zurück. Seit im August 1619 das erste Sklavenschiff in den Jamesfluß in Virginia einlief und in der jetzt fast verlassenen Ansiedlung Jamestown die ersten zwanzig Sklaven verkaufte, ist dieser Handel bis zum Jahre 1808 schwunghaft fortgegangen. Im letzteren Jahre wurde die Sklaveneinfuhr in den Staaten gesetzlich verboten. Damals befanden sich dort nach sorgfältiger Berechnung etwa 900000

---

[1]) AMZ. 1911, 11 ff. 95 ff. 171 ff. — Dr. Booker Washington, Up from slavery; auch deutsch. Derselbe: The Story of the Negro. 2 Bde. — Maurice Evans, Black and White in the Southern States, hier S. 284 ff. eine ausführliche Bibliographie der Frage. — Negro education, a study of the private and higher schools for the coloured population in the United States. 2 Bde.

Negersklaven. Es sind allerdings durch einen ausgedehnten Schmuggel in den Südstaaten, zumal in Alabama, auch später noch Zehntausende hinzugekommen, und bei dem lebhaften Verkehr zwischen den westindischen Inseln und den Südstaaten sind auch von dorther Tausende eingewandert. Man schätzt diesen Zuwachs von außen im ganzen auf etwa 270000. Aber allmählich verminderte sich die unfreiwillige oder freiwillige Zuwanderung. Die Neger waren für ihre weitere Vermehrung auf den Überschuß der Geburten über die Todesfälle angewiesen. Da ist es nun eine lehrreiche Tatsache, die auf die Lebenskraft der schwarzen Rasse Licht wirft, das natürliche Wachstum zu beobachten: um 1865, am Ende des Sklavenbefreiungskrieges, wurde die Zahl der Neger auf 4 Millionen geschätzt; bei der Volkszählung im Jahre 1900 betrug sie 8840789; bei der Volkszählung 1910 über 11 Millionen. Das ist also ein phänomenales Wachstum durch natürliche Vermehrung und ist allein genügend, das bisweilen aufgebrachte Gerede von dem Aussterben der Neger in den Vereinigten Staaten Lügen zu strafen. Die Vermehrung ist sehr viel stärker als im allgemeinen in Afrika. Trotz des wesentlich verschiedenen Klimas, in welches die Neger in Amerika versetzt sind, sind ihre allgemeinen Lebensbedingungen ungleich günstiger als in ihrer afrikanischen Heimat. Ist Booker Washingtons Berechnung richtig, daß in den Tagen der Sklaverei 12 Millionen Afrikaner nach Amerika verschleppt sind, so kann man ermessen, welche Wunden dadurch dem afrikanischen Kontinente geschlagen wurden. Allerdings ist zumal in den noch nicht urbar gemachten Gebieten der Südstaaten auch die tödliche Malaria einheimisch. Die Negersklaven haben aber dort den Grund zu dem jetzigen, aufblühenden Wohlstande gelegt, indem sie, wo kein weißer Arbeiter aushalten konnte, das Urwaldgestrüpp ausrodeten, die Sümpfe austrockneten und nutzbringende Kulturen anlegten. Man weiß nicht, wie viele Tausende von Negern bei dieser Kulturpionierarbeit hingerafft sind. Aber der Erfolg ist fast in den ganzen Südstaaten, daß das Klima für Weiße und Schwarze gebessert ist und die Lebensbedingungen für letztere sogar ausgezeichnet sind. Nun ist allerdings richtig, daß sowohl in den Nordstaaten mit ihrem rauhen Winterklima wie auch in den Südstaaten infolge des vielfachen Mangels an Reinlichkeit, ausreichender Kleidung, Wohnung und Nahrung und des Leichtsinns der Neger Schwindsucht, Lungenentzündung und ähnliche Krankheiten

große Ernten unter ihnen haben. Es ist auch richtig, daß der neuerdings entdeckte eigentümliche Blutparasit der Südstaaten Tausende von Farbigen arbeitsunfähig und indolent macht und die Sterblichkeit unter ihnen beträchtlich erhöht. Aber auch diese noch wirksamen, ungünstigen Faktoren lassen sich bei der fortschreitenden Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage der Neger, bei ihrer wachsenden Intelligenz und der Vermehrung humanitärer Bestrebungen für sie erheblich einschränken. Die Aussichten sind also günstig, daß sich die amerikanischen Neger weiter beträchtlich vermehren werden. In dem Jahrzehnt 1890—1900, vermehrten sie sich um 18 Prozent. Wahrscheinlich wird dieser Prozentsatz sich eher steigern als vermindern. Jetzt bilden die Neger 11 Prozent der Gesamtbevölkerung der Staaten, also einen so erheblichen Teil derselben, daß jede Realpolitik ernstlich mit ihnen rechnen muß.

Bekanntlich wurde von 1861—1865 zwischen den Nord- und Südstaaten ein erbitterter Krieg um die Frage der Fortdauer der Sklaverei geführt. Dieser Krieg bildet wohl die markanteste Episode in der Geschichte der Union und ist nach allen Seiten mit der wirtschaftlichen und der politischen Entwicklung der Nord- wie der Südstaaten auf das engste verknüpft, so daß ein wirkliches Verständnis der verwickelten innerpolitischen Lage in jener Zeit überaus schwierig ist. Jedenfalls begingen die siegreichen Nordstaatler am Schlusse des Krieges den verhängnisvollen Irrtum, den befreiten Negern sofort volles Bürgerrecht und damit aktives und passives Wahlrecht zu gewähren. Das für die Nordstaatler Entscheidende war der Wunsch, sich für alle Zeiten das absolute Übergewicht auch in den Südstaaten zu sichern; sie glaubten sich auf die durch ihre heroischen Anstrengungen befreiten Neger unbedingt verlassen zu können und meinten deshalb das erstrebte Ziel ein für allemal dadurch sicher zu erreichen, daß sie die Neger gegen die Weißen ausspielten, indem sie die ersteren den letzteren als gleichgeordneten Faktor gegenüberstellten. Diese kurzsichtige politische Berechnung hat sich fast in allen Richtungen als verfehlt erwiesen. Es ist überall viel schwerer, gewährte politische Vorrechte und Freiheiten wieder zurückzunehmen, als solche neu zu gewähren. Fast alle Südstaaten haben im Rahmen ihrer Sondergesetzgebung die Gleichberechtigung der Neger beschnitten, haben das Wahlrecht an einen bestimmten Bildungsgrad, an ein Mindesteinkommen oder einen Mindestbesitz gebunden, oder haben

durch willkürliche Handhabung von Gesetzesparagraphen die Farbigen eines Teils ihrer Rechte beraubt. Aber diese nachträgliche einschränkende Gesetzgebung ist nirgends populär, und sie vermag das Grundfaktum nicht aufzuheben, daß die Neger vollberechtigte amerikanische Bürger sind. Sie haben prinzipiell eine andere Stellung als entweder die indianischen Ureinwohner des Landes — diese sind eine „geschützte", aber politisch nicht gleichberechtigte Rasse — oder die eingewanderten Chinesen und Japaner; — gegen sie sucht man sich durch eine zum Teil geradezu rigorose Abwehrpolitik zu sichern. Sind aber die Neger gleichberechtigte Bürger, so kommt ihnen der Grundsatz zugute, den man geradezu als das politische und soziale Grunddogma der amerikanischen Demokratie bezeichnen kann: daß jeder Bürger ein Recht darauf hat, alle ihm innewohnenden Gaben voll zu entwickeln und als möglichst entwickelte Persönlichkeit den denkbar größten Beitrag zu der Gesamtheit der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte der Nation zu leisten. Dies auf die Negerbevölkerung angewandt, ergibt den fast überall in Amerika anerkannten Grundsatz, daß den Negern als einer bisher noch rückständigen Rasse die Bildungsmöglichkeiten des amerikanischen Kulturlebens zugänglich gemacht werden müssen, damit sie etwas aus sich zu machen imstande ist. Dieser Grundsatz ist zumal für die Philanthropen der Nordstaaten ein Leitmotiv ihrer Bemühungen um die Neger.

Allein trotz dieser prinzipiellen Anerkennung der Gleichberechtigung macht sich die charakteristische angelsächsische Abneigung gegen Rassenmischung ausgesprochen geltend. Die Weißen und die Farbigen gehen nebeneinander her wie Öl und Wasser. In einigen der Neuenglandstaaten oder sonstigen nördlichen Gebiete, wo es wenig Neger gibt, ist die Spannung gering. Dort können sich die Neger fast so frei bewegen wie in London. Aber allerdings der Rassengegensatz wird im Norden wie im Süden stark empfunden. Er kommt vielleicht am grausigsten zum Ausbruch in den Lynchmorden, durch welche jahraus jahrein Hunderte von schuldigen und nichtschuldigen Negern von der blind aufgeregten Volkswut unter namenlosen Grausamkeiten hingemordet werden. Von 1884—1900 fanden 2516 solche Lynchmorde statt, 2080 in den Südstaaten, 436 im Norden. Die Neger sind als Klasse und Kaste von den Weißen vollständig getrennt.

Diese schroffe Haltung der Weißen bei im wesentlichen anerkannter bürgerlicher Gleichberechtigung hat zur Folge, daß die Neger ein Staat im Staate sind. Nun sind die Neger ganz und gar keine einheitliche Volksschicht. Es ist mir immer wieder von dem größten Interesse gewesen, wo ich Scharen von Negern beieinander fand, ihr Haar, ihre Gesichtszüge, ihre Hautfarbe zu studieren. Es ist zunächst überraschend, „Schwarze" zu finden, die fast fleckenlos weiß oder wenigstens nicht dunkler als ein sonnengebräunter Spanier oder Sizilianer sind. Wir wissen dank den Forschungen der Linguisten und Anthropologen, daß die Neger Afrikas durchaus nicht die einheitliche Volksmasse sind, als welche sie den Beobachtern anfänglich erschienen. Die Neger sind vielleicht die Menschenrasse, in welcher von alten Zeiten die stärksten Blutmischungen stattgefunden haben. Diese Tatsache ist nun für die Vereinigten Staaten deshalb besonders wichtig, weil unweigerlich alle Kinder, die aus Blutmischungen hervorgehen, in die Klasse der Neger fallen. Nun vergegenwärtige man sich, daß jahrhundertelang in der Union die afrikanischen Sklaven aus den tüchtigsten, höchststehenden nordafrikanischen und sudanischen Stämmen wie aus den niederen, fetischistischen Stämmen von der Guineaküste und vom Kongo eingeführt wurden, daß in Amerika eine Blutmischung der Afrikaner mit den Indianern von Anfang an fast ununterbrochen fortgegangen ist, und daß endlich fortgesetzt alle die verschiedenen weißen Einwanderer, Engländer, Franzosen, Spanier, Deutsche, Juden usw. in den vielen, fast ausnahmslos illegitimen Verbindungen mit den Negern zu der Blutmischung beigetragen haben, so wird man verstehen, daß die Schicht der 11 Millionen Neger ein überaus verworrenes und buntes Bild bietet.

Die Masse von etwa 11 Millionen Negern ist fast ganz christianisiert. Man kann mit einiger Bestimmtheit sagen, daß rund 4 Millionen Neger vollberechtigte Kirchenglieder der protestantischen Denomination sind, und zwar 1 864 877 in der großen farbigen Baptistenkirche, 1 966 111 bezw. eine halbe Million weniger, in den drei großen methodistischen Negerkirchen und in den andern bischöflichen Methodistenkirchen, und 204 655 in andern Denominationen.

Es ist eine der interessantesten Tatsachen der neuzeitlichen Geschichte der Ausbreitung des Christentums, daß diese ganze Masse der farbigen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten wenigstens so weit christianisiert ist, daß bewußtes Heidentum bei ihr nicht mehr

existiert. Leider ist es bis heute noch nicht möglich, diesen Christianisierungsprozeß im einzelnen zu verfolgen, und es ist nicht leicht, die zerstreuten Daten darüber zu sammeln, ohne Gefahr zu laufen, dadurch unrichtige Eindrücke zu wecken. Schon 1620 wurde in Virginia eine Schule für Neger und Indianer eröffnet; aber sie wurde bereits 1622 in einem Indianeraufstand wieder zerstört. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden wir verschiedene zerstreute Missionsversuche. Im Jahre 1702 sandte eine englische Gesellschaft einen ersten Missionar nach Südkarolina, und er eröffnete dort sofort eine Schule. Im Jahre 1704 gründete ein französischer Protestant, Elias Neau, eine Schule für indianische und Negersklaven in New York, und bei einer 1712 entdeckten Verschwörung ergab eine gegen diese Schule eingeleitete Untersuchung, daß keiner der Verschwörer je ein Schüler von Mr. Neau gewesen war, daß sie vielmehr alle Sklaven von Herren waren, welche sich der Ausbreitung des Christentums widersetzten. Im Jahre 1738 begann die Brüdergemeine auch in Nordamerika — wie gleichzeitig im dänischen Westindien — spezielle Negermissionsstationen einzurichten. Im Jahre 1745 errichtete die englische Ausbreitungsgesellschaft eine Negerschule in Charlestown in Südkarolina, und diese Schule blühte, bis sie 1822 amtlich geschlossen wurde. Im Jahre 1747 machten auch die Presbyterianer einen Anfang mit religiösen Schulen für Neger in Karolina. Im selben Jahre nahmen Vertreter von 23 Distrikten im Staate Georgia in Savanna Resolutionen des Inhalts an, daß „die Sklavenbesitzer die jungen Neger unterrichten und jedes Mittel gebrauchen sollten, um auf die Herzen der Erwachsenen religiöse Eindrücke auszuüben".

Allein gegen diese humanen Bestrebungen setzte zu derselben Zeit eine entschiedene Reaktion ein. Den sporadischen Versuchen, religiösen und anderen Unterricht unter die farbige Bevölkerung zu bringen, machte eine rigorose Gesetzgebung rücksichtslos ein Ende. Es ist eine auffallende Tatsache, daß in jener Zeit die Opposition gegen eine Schulerziehung der Farbigen in den Nordstaaten fast ebenso stark war wie in den Südstaaten.

Unter diesen Umständen war eine geordnete Missionsarbeit an der farbigen Bevölkerung fast unmöglich. Trotzdem würde man völlig irre gehen, wenn man annähme, daß sich das Christentum unter den Farbigen nicht hätte ausbreiten können. Die animistischen Religionen der Neger sind nicht fest gewurzelt, und sie knüpfen sich

vielfach an die Naturumgebung der Heimat. Sie wurden durch die Verpflanzung der Neger nach Amerika vielfach entwurzelt. Die Atmosphäre, in welche sie im Bereiche der jetzigen Vereinigten Staaten verpflanzt wurden, war eine entschieden christlich gestimmte; vielfach herrschten unter den englischen Einwanderern strenge, puritanische Anschauungen; die Bibel stand in unbegrenztem Ansehen, und die alttestamentlichen Geschichten waren besonders beliebt und einflußreich. Nun sind die Neger von Haus aus religiös; gerade das Studium der Neger in Amerika macht uns auf die Stärke dieser religiösen Grundstimmung aufmerksam. Von einer harten Lage und rauhen Lebensverhältnissen umgeben und eingeengt, rettete der Neger alles, was er von Lebensmut und Hoffnung hatte, in den Bereich seines verborgenen religiösen Lebens.

Bei aller Zuchtlosigkeit in Sachen des sechsten Gebotes und bei aller Rücksichtslosigkeit gegen die Neger waren weitaus die meisten Pflanzer in ihrer Weise fromme Leute, welche Gottes Wort heilig hielten. In sehr vielen Herrenhäusern war das eine oder andere Glied, vielleicht die Tochter des Hauses, eifrig, die Haussklaven lesen zu lehren, damit sie selbst die Bibel lesen konnten. Oft war es den Negern gestattet, die Kirchen der Weißen zu besuchen oder an den fast allgemein üblichen Hausandachten teilzunehmen. Besonders waren es — außer den ungemein rührigen, aber an Zahl schwachen Quäkern — zwei Denominationen, die sich der Farbigen annahmen, die Wesleyaner und die Baptisten.

Zur Zeit des Sklavenbefreiungskrieges (1865) war diese kirchliche Entwicklung schon im Flusse. Es bestanden zwei selbständige methodistische Negerkirchen (African Methodist Episcopal und African Methodist Episcopal Zion Church) und zahlreiche unabhängige Baptistenkirchen mit loser Organisation. Außerdem gehörten 207742 farbige Kirchenglieder zu der südlichen (weißen) Methodistenkirche (Methodist Episcopal church South; in dieser Kirche war nämlich der Riß zwischen den nördlichen und südstaatlichen Gemeinden schon vor dem Befreiungskriege, im Jahre 1844, erfolgt, als Bischof Andrew eine Frau aus Georgia geheiratet hatte, welche Sklaven besaß). Auch im Anschluß an die protestantische bischöfliche Kirche gab es zahlreiche farbige Glieder, die aber keine besondere Organisation bildeten und darum auch nicht statistisch auszusondern sind. Und endlich hatten die Presbyterianer nicht wenige Negergemeinden. Im ganzen mögen damals etwa 500000 Neger Kirchenglieder

gewesen sein, in anbetracht ihrer drückenden Lebensverhältnisse und der schroffen Ablehnung der überwiegenden Mehrzahl der Weißen eine erstaunlich hohe Zahl. Durch irgendwelche direkte Missionsarbeit waren verschwindend wenige von ihnen gewonnen.

Mit der Emanzipation brach für die Neger eine neue Zeit an. Sie waren mit einem Schlage vollberechtigte amerikanische Staatsbürger. Das steigerte natürlich auch ihr Selbstbewußtsein erheblich. Nun standen sich die Nord- und Südstaaten derartig entfremdet gegenüber, daß sich in den meisten Denominationen (außer der protestantischen Episkopalkirche) die Südstaatler zu eigenen Kirchenkörpern organisierten. Die Südstaatler sahen die Emanzipation als einen verhängnisvollen Eingriff in ihr Wirtschaftsleben an, der sie mit dem Ruin bedrohte. Da nun obendrein die Nordstaatler den Negern das volle Bürgerrecht einschließlich des aktiven und passiven Wahlrechts eigens zu dem Zwecke verliehen hatten, um die Südstaatler vermittels der an sie, die Nordstaatler, mit allen ihren Interessen gebundenen Neger dauernd im Schach zu halten, so waren also die Neger gegen die Weißen ausgespielt und damit zwischen ihnen eine große Kluft befestigt. Dieser Gegensatz bedingte einschneidend die kirchliche Entwicklung. Daß sich die Neger an die weißen südstaatlichen Kirchen anschlossen, war undenkbar. An die Nordstaaten, deren Kirchen sich eben von den südstaatlichen territorial schroff getrennt hatten, war auch kein Anschluß möglich. So organisierten sie sich selbständig. Wir erwähnten, daß vor dem Kriege die südliche bischöfliche Methodistenkirche 207742 farbige Glieder hatte. Unmittelbar nach dem Kriege brachen die beiden selbständigen Negerkirchen in den Süden ein und entzogen dieser Methodistenkirche binnen Jahresfrist zwei Drittel ihrer farbigen Glieder. Damit hatten diese beiden unabhängigen Negerkirchen eine starke Position im Süden, und ihr weiterer Fortschritt vollzog sich nach dem Gesetze der Assimilation. Ebenso bildeten die überall vorhandenen farbigen Baptistenkirchen Kristallisationspunkte von sehr starker Anziehungskraft. Baptistengemeinden wuchsen wie die Pilze aus der Erde. Nur zwei nordstaatliche Kirchen haben nach dem Kriege eine systematische und großzügige Missionsarbeit unter den Negern begonnen, die Kongregationalisten durch die American Missionary Association und die nördlichen Presbyterianer. Allein so bedeutungsvoll ihre Arbeiten für die allgemeine religiös-soziale Hebung der Neger gewesen sind, so sind die von ihnen gesammelten Gemeinden gering.

Die farbigen Kongregationalistenkirchen zählten 1902 nur 230 Gemeinden, 139 Pastoren und 12155 Kommunikanten. Die Presbyterianer hatten zunächst nach dem Kriege die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß sich wohl drei Viertel ihrer Gemeinden den unabhängigen Methodisten- und Baptistenkirchen anschlossen. Der Rest lehnte sich an die Schulen und Missionsstationen an, welche die nördlichen Presbyterianer unmittelbar nach dem Kriege eröffneten. Sie zählen jetzt (1902) dort 11 Presbyteries (Synoden) mit 209 Geistlichen und etwa 20000 farbigen Kirchengliedern. Die protestantisch-bischöfliche Kirche hat es verstanden, ihre farbigen Glieder ebenso bei sich zu erhalten, wie sie die nord- und südstaatlichen Gemeinden zusammengehalten hat. Im übrigen war die Strömung auf die Bildung unabhängiger Negerkirchen so stark, daß 1870 die südliche bischöfliche Methodistenkirche die ihr bis dahin treugebliebenen farbigen Gemeinden als „Farbige Bischöfliche Methodistenkirche" (Colored Methodist Episcopal Church) selbständig und unabhängig organisierte, und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch die südliche Presbyterianerkirche die mit ihr verbundenen Negergemeinden auf ihren Antrag entließ und als „Afro-American Presbyterian Church" konstituierte. Also die erdrückende Mehrzahl der farbigen Gemeinden ist in selbständigen Kirchen organisiert; den etwa 150000 Anglikanern, Presbyterianern und Kongregationalisten und den etwa 300000 Methodisten, die noch in denselben Kirchenverbänden wie die Weißen leben, stehen mehr als 3 1/2 Millionen farbige Kommunikanten gegenüber, die in unabhängigen Kirchen organisiert sind.

Dieser Assimilationsprozeß hat sich mit erstaunlicher Schnelligkeit binnen einem Menschenalter vollzogen. Direkte Missionsarbeit hat dabei nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Der ganze Vorgang ist ein glänzendes Beispiel von der ungeheuren Anziehungskraft, die selbst trotz des Rassen-, des politischen und des wirtschaftlichen Gegensatzes zwischen Weiß und Schwarz das Christentum, und zwar fast ausschließlich das protestantische, ausübte. Es ist überraschend, daß, obgleich Maryland die Hochburg des römischen Katholizismus war, obgleich Staaten wie Louisiana, Missouri u. a. fast ausschließlich von katholischen Franzosen, Florida von Spaniern kolonisiert sind, obgleich der ganze äußerste Westen eins der größten und ausschließlichen katholischen Missionsgebiete war, der römische Katholizismus eine größere Propaganda und Anziehungskraft nie entwickelt hat.

Die verhältnismäßig schnell sich vollziehende Entwicklung der Neger war an sich ein äußerlicher Vorgang. Er hatte aber den Vorzug, daß dadurch die Neger in eine Geistesgemeinschaft, in eine organische Verbindung mit der sie umgebenden Kulturwelt gebracht wurden. Die gemeinsame Zugehörigkeit zur christlichen Kirche war doch ein, wenn auch zu Zeiten loses, Gemeinschaftsband. Die Zustände zumal in den unabhängigen Negerkirchen waren freilich vor der Hand noch jammervoll. Es war unmöglich, regelmäßig ausgebildete farbige Geistliche in genügender Zahl zu beschaffen oder Geld für die Gehälter flüssig zu machen, selbst die Bischöfe waren zum Teil Leute von geringer Bildung; unter den sogenannten Geistlichen, zumal den baptistischen und methodistischen, gab es viele, die weder lesen noch schreiben konnten. Das religiöse Leben der Gemeinden hatte vorwiegend einen aufregenden Charakter, emotional, wie der Amerikaner sagt. Mit Vorliebe wurden nächtliche Versammlungen, womöglich im Freien oder im Walde, abgehalten, bei denen durch eine eigentümliche, den Negern angepaßte oder abgelauschte Technik die religiöse Erregung künstlich bis zu lautem Geschrei, aufgeregtem Durcheinanderbeten, ekstatischem Verrenken der Glieder, selbst bis zu Krämpfen und der Besessenheit ähnlichen Zuständen gesteigert wurde. Es war manchmal schwer, in diesen verwilderten Formen den Unterschied zwischen der innigen Nüchternheit evangelischer Anbetung und fetischistischer Raserei herauszufinden. Dazu waren die sittlichen Verhältnisse trostlos. In der Zeit der Sklaverei waren regelmäßige Ehen meist kaum geduldet, fast immer ganz nach dem Belieben der weißen Besitzer aufgelöst; der Umgang der Weißen mit den farbigen Frauen hatte das schlechteste Beispiel gegeben, und von Haus aus ist obendrein Sinnlichkeit der schwerste Charakterfehler der Afrikaner. Da wagt man die grauenhaften Zustände nicht auszudenken, in welche die sich plötzlich selbst überlassenen, unerzogenen Volksmassen verfielen.

Die allgemeine Losung war vorerst: Weg von den Weißen, von ihren Städten und ihren Plantagen, und da der Süden der Union dünn bevölkert war und Hunderte von Quadratmeilen von Einöden, Wäldern und Sümpfen Unterkunft im Überflusse boten, so zerstreuten sich die Negermassen weithin über das Land, sammelten sich in kleinen Negerdörfern, bauten sich aus Pfählen und Zweigen Hütten dürftigster Art, oft nur mit einem Raume, in

welchem die ganze, sich meist schnell vermehrende Familie gemeinsam mit den Schweinen, den Ziegen und dem Federvieh in unglaublichem Schmutz vegetierte und vorwiegend dem dolce far niente sich hingab. Aus diesen trostlosen Zuständen die Neger emporzuheben, war eine herkulische Arbeit.

Sie war einmal durch die kirchliche Unabhängigkeit der Negergemeinden erschwert. Die Neger betrachteten das kirchliche Gebiet als ihre private Domäne und ließen sich mit großer Empfindlichkeit da nicht hineinreden. Auch die nördlichen Kirchen, die es versuchten, konnten nur regelmäßige Missionsstationen unter ihnen gründen, meist ohne Zusammenhang, oft sogar im Widerspruch mit den Negergemeinden. Fast noch verhängnisvoller war es, daß die unglückliche Politik der siegreichen republikanischen Partei einen Keil zwischen die Neger und ihre früheren Herren, die Weißen der Südstaaten, eintrieb.

Das erste Gebiet, auf dem ein gesunder Geist sich regte und sich zu einer großen, bewunderungswürdigen Tat aufraffte, war der Kirchbau. Gottesdienstliche Räume für die wie Pilze aus der Erde wachsenden Gemeinden zu schaffen, war dringend erforderlich, und da die Negerkirchen meist selbständig waren, so waren sie eben auch für den Kirchbau auf ihre beschränkten Hilfsquellen angewiesen. Sie haben in den verflossenen 45 Jahren 26000 Kirchen und Kapellen gebaut, und diese Gebäude zusammen sollen einen Wert von 41 Mill. Dollar, also 170 Mill. Goldmark, repräsentieren. Das macht im Durchschnitt auf die einzelne Kirche 6500 Mark; dafür lassen sich natürlich keine Dome bauen. Weitaus die meisten Negerkirchen, zumal in den ländlichen Bezirken der Südstaaten, sind denn auch noch elende Schuppen, denen bei dem Mangel an Sinn für Reinlichkeit und Ordnung die Weihe arg zu fehlen scheint. Aber im ganzen ist in Anbetracht der Armut der Neger die Leistung großartig. Manche farbige Waschfrau, manches arme Dienstmädchen hat für den Bau ihrer Kirche jahrelang die Hälfte ihres Lohnes geopfert. Es ist das wieder einer der erfreulichen Beweise dafür, welcher Opfer die Neger für ihr religiöses Leben fähig sind.

Das zweite Gebiet, auf dem es sich gleich nach der Emanzipation mit Macht regte, waren die Schulen. Es erwachte ein allgemeiner Bildungshunger. Lassen wir uns darüber von Booker Washington, der diese Zeit mit durchlebt hat, berichten: „Kleine, um

das Dasein ringende Schulen, die hier und da in den Städten des Nordens und des Südens schon vor dem Bürgerkriege ins Leben traten, dienten dazu, einige wenige Farbige die Anfangsgründe zu lehren; aber erst nach 1865, als die 4 Millionen Neger frei geworden waren, begann die Erziehung der Rasse. Ich werde nie die absonderlichen, zum Teil ergreifenden Szenen und Ereignisse jener Zeit vergessen. Ich wage zu sagen, man hatte so etwas noch nicht erlebt. Es schien, als wenn die ganze Rasse, als sie sich dessen bewußt wurde, daß sie frei war, mit einem Male zur Schule gehen wollte, aber nicht in der sonst üblichen Weise. Es war, als wenn 4 Millionen Menschen eingesperrt, der Nahrung beraubt und dem Hungertode nahe wären und nun mit einem Male freigelassen wären, um sich selbst Nahrung zu suchen. Überall tauchten wie durch ein Wunder Fibeln und Lesebücher, besonders Websters Buchstabierbuch mit dem blauen Umschlag, auf. Selbst die Tausende von farbigen Negersoldaten, die im Bürgerkriege auf der Seite der Nordstaaten gekämpft hatten, bewogen ihre Offiziere, ihre Lehrer zu werden, ehe sie von der Fahne entlassen wurden; Dutzende von Soldaten in jedem Regiment lernten lesen, schreiben und rechnen. Auf jeder Plantage, fast in jedem Hause in Stadt und Land tauchte das versteckte Buch auf, das bisher unter der Flurschwelle oder in einer alten Kiste oder in einem Baumstumpf verborgen gewesen war, und wurde in Gebrauch genommen. Von Organisation war nicht viel in diesen Schulen zu sehen. Sie waren eben nur Gruppen von Leuten, welche der gemeinsame Lernhunger zusammengeführt hatte. Aber gleichzeitig strömten doch auch Weiße aus dem Norden und Farbige, die in früheren Jahren nach dem Norden ausgewandert waren und sich dort ein gewisses Maß von Bildung angeeignet hatten, nach dem Süden, um überall Schulen einzurichten." (Washington, The Story of the Negro, II, 136 f.).

Ein so allgemeiner Bildungshunger erregte auch eine allgemeine Teilnahme. Es konnte denn doch viel geschehen, um ihn zu befriedigen und ihn in geordnete Bahnen zu leiten. Das erste und gewiesene Organ dazu war das unter dem General Oliver Howard eingerichtete „Freedmans Bureau", ein organischer Versuch der siegreichen Nordstaaten, ihre freiheitliche Negerpolitik praktisch durchzuführen. Die Maßnahmen dieses Bureaus werden vom innerpolitischen Standpunkt aus verschieden beurteilt. Im Jahre 1865 eingesetzt, hatte dieses Arbeitsamt für Farbige bald mit so heftigen

Widerständen zu ringen, daß es am 1. Januar 1869, also nach kaum vierjähriger Arbeit, wieder aufgelöst wurde. Sein Hauptverdienst ist es wohl gewesen, das farbige Schulwesen in Gang zu bringen und in größerem Maßstabe anzuregen. Für Negerschulzwecke gab das Bureau rund 6 Millionen Dollar aus. Mit auf seine Anregung hin entstanden in den Jahren 1865—1869 fast alle die höheren Schulanstalten, Institute, Kolleges und Universitäten, welche bis heute den Negern eine höhere Ausbildung anbieten.

Fast jeder Staat mit einer starken Negerbevölkerung errichtete in seinen Grenzen eine höhere Bildungsanstalt für Farbige. Manche davon sind berühmt geworden. Wir geben hier die Namen und Gründungsjahre: 1865 Lincoln-Institute in Jefferson City, Missouri. Shaw-Universität in Raleigh, Nord-Karolina. 1866 Hampton-Institut in Virginia; Fisk-Universität in Nashville, Tennessee (bekannt geworden durch die „Jubiläumssänger"). 1867 Atlanta-Universität in Georgia. Biddle-Universität in Charlotte, Nord-Karolina. Howard-Universität in Washington (D. C.). 1869 Straight-Universität in New-Orleans, Louisiana. Tougaloo-Universität in Mississippi. Talladega-Kollege in Alabama. Clafin-Universität in Orangeburg, Süd-Karolina. 1887 Tuskegee, Booker Washingtons bekannte Stiftung. Die Namen Kollege und Universität sind für diese Institute anspruchsvoll. Sie sind eben in Nordamerika keine festgeprägten Begriffe, und die Amerikaner nehmen den Mund gern etwas voll.

Bei der Gründung der meisten dieser höheren Schulen halfen die Kirchen- bezw. Missionsbehörden der Nordstaaten hochherzig mit. Manche wurden zunächst als Missionsinstitute und unter missionarischer Leitung ins Leben gerufen. Alle aber sind früher oder später unabhängige Institute geworden.

Nach der Auflösung des Freedmanns Bureau kam das Schulwesen für die Farbigen in ein zu Zeiten schwieriges Übergangsstadium. Die Verhältnisse waren eben in den meisten amerikanischen Staaten, zumal den Südstaaten, noch im Flusse. Allmählich nahmen sie alle das Volksschulwesen von Staats wegen in die Hand und gliederten sich dann neben den Schulen für Weiße auch solche für Farbige an. Das war nicht mehr als recht und billig; denn nicht nur bildeten die Farbigen einen erheblichen Bruchteil der Bevölkerung; auch ihre Steuerkraft wuchs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und da die Schulen aus den öffentlichen Steuern unterhalten wurden, stellte sich in einigen Staaten zeitweilig sogar der kuriose Zustand

ein, daß die Farbigen die Schulen der Weißen mit unterhielten. Daß das farbige Schulwesen meist stiefmütterlich behandelt wurde, wird niemand wunder nehmen. In einigen Südstaaten kosteten die Weißenschulen pro Kind 5 Dollar, auf das farbige Schulkind aber wurden nur 50 Cents aus dem Staatssäckel bewilligt.

Nach dem sorgfältigen Zensus von 1900 sind 44½% der Farbigen Analphabeten. Im Jahre 1865 waren es wahrscheinlich 95%, bei dem Zensus von 1890 noch 57,1%. In dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 sind also die Prozente der Analphabeten um 12½% zurückgegangen; ist der Bildungsgrad während des folgenden Jahrzehnts in gleichem Maße gestiegen (was sehr wahrscheinlich ist), so gab es 1910 unter den Farbigen der Union nur noch 32% Analphabeten. In Italien sind 38⅓%, in Spanien 68%, in Rußland 77%, in Portugal 79% Analphabeten. Die Neger der Vereinigten Staaten können sich also sehen lassen.

Die Erziehungsfrage ist aber in bezug auf die Neger nicht vorwiegend eine Frage niederer oder höherer Schulen. Als die 4 Millionen Neger im Jahre 1895 aus der Sklaverei auftauchten, waren sie mit Ausnahme eines kleinen Prozentsatzes von Männern und Frauen, die in der Sklaverei einiges Vermögen erworben hatten, überwiegend besitzlos. Und es war ein Fluch der Sklaverei, daß sie auf körperliche Arbeit einen Makel gelegt hatte, der nicht nur zur Folge hatte, daß die Weißen sich von ihr fernhielten, sondern naturgemäß auch auf die Farbigen, sobald sie frei über sich entscheiden konnten, die Wirkung ausübte, daß sie sich ihr, wo sie nur immer konnten, entzogen. Wir haben hier nicht von der wirtschaftlichen Krise zu reden, die in den damals noch fast ausschließlich landwirtschaftlichen Südstaaten die Folge der Emanzipation war. Auf die Masse der Neger übte die letztere zunächst die Wirkung, sie in ein arbeitsscheues Proletariat zu verwandeln, das nur der grimme Hunger trieb, irgendwie nutzbringende Beschäftigung zu suchen, aber auch nur so lange, bis eben der Hunger gestillt werden konnte. Das war fast ein toter Punkt im wirtschaftlichen Leben. Es war sowohl im Interesse der wirtschaftlichen Entwicklung des amerikanischen Südens wie in dem der Neger selbst eine Lebensfrage, die Neger zu regelmäßiger, freier Arbeit und zu einer soliden Existenz zu erziehen. Dies schwierige soziale Problem war vorläufig nicht durch die Einrichtung höherer Schulen zu lösen; die Neger waren dafür noch nicht reif. Die

Unterlage ihres neuen Daseins als freie Bürger im freien Staate mußten die Landwirtschaft und das Handwerk sein; die Landwirtschaft einmal, weil diese überall die große Erziehungsschule aufstrebender Völker zu regelmäßiger, planvoller Arbeit ist, weiter weil sie zumal im sonnigen Süden die den Negern kongenialste Art der Beschäftigung war, in der sie sich wohlfühlten, und für die sie ein besonderes Maß von Verständnis und Geschick mitbrachten. Und das Handwerk, weil dieses schon in den Zeiten der Sklaverei in den Südstaaten zum großen Teil in den Händen der Farbigen gelegen hatte und die Farbigen in dem ausgesprochenen Nachahmungstalent ihrer Rasse dafür ein unleugbares Geschick mitbrachten.

Man muß sich diese mühsame Emporentwicklung vergegenwärtigen, um den großen wirtschaftlichen Fortschritt zu würdigen, den die Neger in den 45 Jahren seit ihrer Emanzipation gemacht haben. Die einzige genaue und umfassende Statistik über die gegenwärtige wirtschaftliche Lage der Neger ist aus dem Jahre 1900, und blickt also erst auf 35 Jahre wirtschaftlicher Emporentwicklung zurück. Von den 8840789 Negern der Vereinigten Staaten damals waren rund 4 Millionen in gewinnbringenden Beschäftigungen, davon 2143176 im Ackerbau und verwandten landwirtschaftlichen Berufen, 1324160 irgendwie im Dienste als Diener, Mägde, Hausknechte, Kellner, Köche usw., und 484303 in Handwerken, im Kleinhandel, Bergbau usw. In den Händen der landbebauenden Neger befanden sich im Jahre 1900 746715 größere und kleinere Farmen mit einem Gesamtareal von 32237933 amerik. Morgen, also in der Gesamtgröße von Holland und Belgien, und mit einem gesamten Kapitalwerte von 2 Milliarden Goldmark, wovon 324249397 Dollar in Grundbesitz, 71903315 Dollar in Gebäuden, 18854757 in totem Inventar und 84936265 in Zug- und Milchvieh angelegt sind.

Es ist nicht ganz leicht, zuverlässige Zahlen für diese wirtschaftliche Emporentwicklung der Neger zu bekommen. In den meisten Staaten wird der in den Händen von Farbigen befindliche Grundbesitz nicht gesondert von dem der Weißen verbucht. Der Staat Georgia aber führt gesonderte Register, und die Verhältnisse in ihm sind typisch für die Entwicklung in anderen Südstaaten. Georgia ist überwiegend ein Ackerbaustaat. Von seinen 2216331 Einwohnern sind 1034813 Neger, also 46,7 %. Die Neger besaßen im Jahre nach der Emanzipation (1866) etwa 10000 amerikanische

Morgen, die einen Wert von 22500 Dollar repräsentierten. Wir geben nun eine Tabelle, welche das Wachstum ihres Grundbesitzes und seines Wertes darstellt. Die Neger besaßen in diesem Staate:

1876:	457 635	acres mit	1 232 104	Doll. Bodenwert
1886:	802 939	„ „	2 508 198	„ „
1896:	1 043 847	„ „	4 234 848	„ „
1907:	1 449 624	„ „	7 972 787	„ „

Man sieht, die Neger arbeiten sich zu einem selbständigen, voranstrebenden Bauernstande mit wachsendem Besitze empor. In den Südstaaten sind die Neger überwiegend — einige Bergbau- und Industriestädte wie Birmingham ausgenommen — Ackerbauer. In den Nordstaaten sind sie vorwiegend in Handwerken und kleinen städtischen Betrieben. Wir setzen wieder eine Tabelle her, um einen Einblick in die soziale Struktur einer Großstadt-Negerkolonie zu gewähren. In Philadelphia wohnten im Jahre 1900: 62613 Neger; davon waren 7690 gewöhnliche, ungelernte Arbeiter, 4378 Diener und Kellner, 1957 Kutscher, Lakaien u. dgl., 921 Träger und Ladenhelfer, 444 Barbiere, 346 Boten, Laufburschen u. dgl., 308 Maurer, 7319 Kaufleute, Händler u. dgl., 13 Hotelbesitzer und 585 in höheren Berufen. 26033 von ihnen waren in erwerbenden Berufen, und sie besaßen ein Gesamtvermögen von 20 Mill. M.

Im Gesamtgebiet der Vereinigten Staaten besaßen die Neger am Ende des Sezessionskrieges 1866 nach einer allerdings nicht einwandfreien Berechnung 12000 Häuser, 20000 Farmen, 2100 Geschäftsunternehmen und 20 Mill. Doll. Vermögen. Bis 1916 waren diese Zahlen angewachsen auf 600000 Häuser, 981000 Farmen, 45000 Geschäftsunternehmungen und 1100 Mill. Doll. Vermögen. In ihren Händen sind 70 Banken, und mehr als 1000 Patente sind Negern für Erfindungen erteilt. Für Schulzwecke hatten die Neger 1866 nur 60000 Doll. zur Verfügung; 1916 dagegen die stattliche Summe von $21^1/_2$ Mill. Doll.; ihr Kirchenvermögen wuchs von $1^1/_2$ Mill. Doll. in 1866 auf 76 Mill. Doll. in 1916.

2. Jamaika.[1]

Erheblich anders, und doch in vielen Beziehungen nahe verwandt ist das Bild, das die westindische Insel Jamaika bietet.

Jamaika ist eine vorwiegend „schwarze" Insel. Seit dem 1. Aug. 1838, dem Tage der Sklavenemanzipation, hat sie keinerlei größere

[1]) Livingstone, Black Jamaica.

Einwanderung erlebt. Die Zahl der Weißen hat sich in den 84 Jahren seither kaum vermehrt; man berechnete sie damals auf 11000, heute sind es kaum 15000. Die 15000 indischen Kulis und Chinesen, welche als Plantagenarbeiter eingeführt sind, spielen immerhin gegen die überwiegende Masse der Bevölkerung keine Rolle. Von den indianischen Ureinwohnern sind kaum in den abgelegensten Bergwildnissen Reste vorhanden. Die 625000 Neger, welche sich in ½ Millionen reine Schwarze und 125000 Mischlinge, „Farbige" oder Mulatten gliedern, bilden weitaus die Mehrzahl der 745104 Einwohner; sie beherrschen mit Ausnahme einiger Städte das Leben der Insel, und so ist es in der Hauptsache nun bereits seit 60 Jahren. Was ist in dieser Zeit aus den Negern geworden?

Bis zur Freilassung der Sklaven war Zuckerrohr das einzige Produkt der Insel, welches in großem Maßstab auf den Plantagen gezogen und mit freilich recht unvollkommenen Maschinen verarbeitet wurde, Rohrzucker und Jamaika-Rum waren die Hauptausfuhrartikel. Auf ihnen beruhte der Reichtum der Insel. Die schiffsladungsweise importierten Neger boten ein massenhaftes und dabei äußerst billiges Arbeitermaterial. Darin trat eine große, für die Insel verhängnisvolle Krise ein, als durch englisches Staatsgesetz die Freiheit der Sklaven festgesetzt wurde. Der Neger hat eine tiefeingewurzelte Abneigung gegen jeden Zwang; die jahrhundertelange Sklaverei hatte die Abneigung vielfach in Haß gegen diese erzwungene Plantagenarbeit, in Widerwillen gegen jede Arbeit unter europäischer Leitung verwandelt. Alles, was nur im entferntesten nach Sklaverei schmeckte oder an die alten, bösen Tage erinnerte, wurde verabscheut. So wurden die Plantagen scharenweise verlassen, die Rohrfelder konnten nicht mehr bestellt, die Zuckermühlen nicht in Betrieb gehalten werden. Es wäre indes ungerecht, die Sklavenemanzipation allein für den unaufhaltsamen Niedergang der Zuckerindustrie verantwortlich zu machen. England führte damals das Freihandelsystem ein, indem es allmählich alle Schutzzölle (1846) abschaffte. Hat dieses System auch ohne Zweifel dem Reiche im ganzen im höchsten Maße genützt, so schädigte es Westindien auf das empfindlichste, indem es seine Zuckerindustrie zu einem auf die Dauer nicht durchführbaren Wettbewerb mit andern, billiger produzierenden Ländern zwang.

Die aus den Plantagengebieten auswandernden Neger zogen sich in die Bergländer der innern und östlichen Teile der Insel zurück. Jamaika ist mit allen Reizen der Tropen, mit einer verschwenderisch reichen

Vegetation und mit einer dank der meist günstigen Regenverhältnisse unerschöpflichen Fruchtbarkeit ausgestattet. Die Neger hatten in der langen Zeit der Sklaverei vom Ackerbau nichts gelernt; sie waren in allen Fragen desselben unerfahrener als ihre afrikanischen Stammesgenossen; der lange ertragene Zwang machte sie wenig geneigt zu der geordneten Arbeit, welche ein geregelter Ackerbau mit sich bringt, und die Regierung tat nichts, um sie anzuleiten und zu fördern. So bildete sich in den ersten drei Jahrzehnten nach der Emanzipation ein ebenso wüstes wie dürftiges Wesen heraus. Die Neger kappten irgendwo im dichten Urwalde mit einem rohen Buschmesser das Unterholz ab und verbrannten es, wenig darauf achtend, ob ganze Morgen des schönsten Waldbestandes von Mahagoni und Farbhölzern durch das um sich greifende Feuer vernichtet wurden. Auf dem kahlen Fleck bauten sie sich aus dem überall reichlich vorhandenen Lehm runde oder eckige Hütten mit nur einem Raum und deckten sie mit Dschangelgras, ausgepreßtem Zuckerrohr oder großen Baumblättern. Darin hausten sie, Vater und Mutter, erwachsene und kleine Söhne und Töchter und die stets zahlreich sich dazu einfindenden „Vettern", alle neben- und durcheinander. Um die Hütte her säten sie in die Asche ihre Saat und warteten dann in träger Ruhe, bis sie zur Ernte reif war. Während mehrerer Monate boten die Mangobäume, die frühzeitig aus Indien eingeführt waren und sich über die ganze Insel verbreitet hatten, Tausenden mit ihren süßen, schmackhaften Pflaumen die Hauptnahrung. Auch die ozeanischen Brotfrucht- und die fast noch reichlicher tragenden südindischen Stinkfruchtbäume mit ihren überall aus dem Stamme herauswachsenden, kopfgroßen Früchten bürgerten sich ein und boten ohne Mühe und umsonst Speise die Fülle. War die Ernte reichlich, so verkaufte man von dem Überfluß auf dem nächsten Wochenmarkte, um von dem Erlös die geringen Steuern zu bezahlen oder ein paar neue Kleidungsstücke zu beschaffen. Das Übrige verdarb auf den Bäumen oder im Felde. Weitere Bedürfnisse hatte man nicht, und die Weglosigkeit des Innern machte eine Ausfuhr fast unmöglich.

Langsam bahnte sich ein Umschwung zum Bessern an, seit 1865 Jamaika englische Kronkolonie geworden war und von England und durch englische Beamte verwaltet wurde. Ein amerikanischer Kapitän kaufte gelegentlich in einem Hafen der Insel eine Schiffsladung Bananen und verkaufte sie in den Vereinigten Staaten wieder mit so großem Gewinn, daß man auf diesen neuen Kultur-

zweig aufmerksam wurde. Da die Banane verhältnismäßig wenig Pflege erfordert und fast überall in Berg und Ebene üppig gedeiht, bürgerte sie sich schnell ein. Aufgabe der Frauen und Kinder war es, die reichen Fruchtkolben Tagereisen weit auf den Köpfen nach dem nächsten Hafen zu befördern, wo sie auf dem Markt oder direkt aufs Schiff verkauft wurden. Die Nötigung, alle Woche oder wenigstens alle Monate ein paarmal mit solchen Lasten nach den europäisch gebauten Städten, zumal nach der Hauptstadt Kingston mit ihren Kirchen und Palästen, ihren Dampfern und Segelschiffen hinunterzusteigen, erweiterte den Horizont des Negers. Ging es auch auf dem Markt, wo Männer und Frauen des Nachts bunt durcheinander auf offener Straße schliefen, bunt und lebhaft genug zu, — wahrlich nicht zur Beförderung der Sittlichkeit — so kehrten sie doch mit neuen Anschauungen und neuen Bedürfnissen in ihre Bergeinöden zurück. Sie merkten, daß sie recht gut Produkte für die Ausfuhr bauen und sich für den Erlös viele begehrte Gegenstände anschaffen konnten. Es kam allmählich Leben in die träge Masse. Sie fingen an, Kaffeeplantagen anzulegen, und machten die Erfahrung, daß sie leidlich gediehen, selbst wenn sie es an den einfachsten Vorsichtsmaßregeln fehlen ließen. Sie bauten Kakaosträucher und hieben mit ihren ungeschickten Hackemessern die Früchte auf, um die reifen Bohnen zu sammeln. Sie legten Ananasfelder an und, wenn nach zwei oder drei Jahren die köstlichen, roten Früchte wie Kindsköpfe groß hervorschossen, beförderten sie sie glücklich zum Schiff hinunter. Diese Ausdehnung der Kulturen wäre freilich nicht möglich gewesen, wenn die Regierung den Negern nicht durch Anlegung von Straßen bis in das Herz der Bergländer hinein und längs der Küsten zu Hilfe gekommen wäre. Da galt es zahllose Flüsse und Gießbäche zu überbrücken, in welchen in früheren Jahren nur zu oft die Marktgänger mit ihren Lasten verunglückt waren. Da wurden zwischen den Hauptverkehrsmittelpunkten Eisenbahnen angelegt; die Stadt Kingston rüstete sich sogar mit elektrischer Straßenbahn und elektrischer Straßenbeleuchtung aus.

Zeiten der Dürre, wirtschaftlichen Niedergangs, schwerer Seuchen und anderer Nöte hielten den Fortgang dieser Entwicklung auf. Immerhin ist das „schwarze" Jamaika im wirtschaftlichen Aufsteigen. Es sind nicht mehr die großen Plantagen mit ihren hunderten und tausenden Morgen von Zuckerrohr; es sind zahllose kleine Besitzungen, oft weit zerstreut, noch häufiger zu losen Ortschaften zusammen-

geschlossen, und bei jeder kleinere und größere Felder von Zuckerrohr, Bananen, Ananas, Kaffee und Tabak usw., daneben Gruppen von Brotfrucht- und Stinkfruchtbäumen, von Mango und Kokospalmen. Bis zum Jahre 1891 hatte sich die Zahl der Ackerbauer auf 271 296 gehoben; sie wohnen auf 93 000 Besitzungen, von denen 72 655 nicht größer als etwa sieben Morgen sind; sie sind also zum weit überwiegenden Teile Kleinbauern. Trotzdem die Landeskultur im allgemeinen noch auf einer niedrigen Stufe steht, scheint dieses Kleinbauerntum dem Negercharakter am angemessensten und am aussichtsreichsten zu sein.

Auch für die Mission bildete das Jahr der Emanzipation 1838 einen großen Wendepunkt. Auch vorher schon waren verschiedene Gesellschaften auf Jamaika tätig. Die Brüdergemeine hatte schon seit 1754 im Südwesten der Insel Eingang gefunden und hatte sich dort ausdehnt. Seit 1783 waren zu ihnen die englischen Baptisten gestoßen und hatten, zumal unter ihren tatkräftigen Missionaren Burchell und Knibb, einen sehr großen Aufschwung gewonnen. Um die Wende des Jahrhunderts waren die wesleyanischen Methodisten in die Arbeit eingetreten; ihre auf lebhafte religiöse Erregungen gerichtete Art hatte den Negern besonders zugesagt; so hatten auch sie bald Anhang gefunden. Zudem hatte die englische Staatskirche von alten Zeiten her Geistliche auf der Insel und richtete 1825 sogar eine vollständige kirchliche Organisation ein mit einem Bischof an der Spitze; waren ihre Beamten auch in erster Linie für die weißen Besitzer bestimmt, so tauften doch auch sie gelegentlich Schwarze und benahmen sich gern als die privilegierte Kirche der Insel. Im Jahre der Sklavenbefreiung (1838) mögen diese Gesellschaften zusammen etwa 40—45 000 christliche Neger in ihrer Pflege gehabt haben.

Nun kam der große Umschwung und stellte die Missionen vor große und neue Aufgaben. Die Zahl der freigelassenen Neger betrug 322 000. England glaubte sein Äußerstes getan zu haben, als es für sie als Entschädigung an die früheren Besitzer 12 Millionen M. auszahlte; es glaubte damit seine Pflicht geleistet zu haben und überließ fortan die Insel sich selbst. Die Weißen auf Jamaika, denen die Emanzipation gegen ihren Willen aufgezwungen war, und deren Wohlstand dadurch zerrüttet wurde, standen den Schwarzen ohne Sympathie, ja im Herzen feindselig und grollend gegenüber. Sie dachten nicht daran, sich für das Wohl derselben aufzuopfern, und solange sie das Regiment auf der Insel in Händen hatten (noch

fast drei Jahrzehnte, bis 1865), nutzten sie, die verschwindende Minderheit, kaum mehr als 3 % der Einwohnerschaft, ihre Macht in ihrem selbstsüchtigen Interesse aus und ließen die Farbigen fast völlig links liegen.

So waren die Missionsgesellschaften die einzigen, denen das Wohl der Schwarzen am Herzen lag und die entschlossen waren, es sich etwas kosten zu lassen. Blieben 97 % der Bevölkerung Jamaikas in diesem Zustand bodenloser Verwahrlosung, so vermochte die verschwindende Minderzahl der Weißen sich auch nicht zu halten, die Insel sank in afrikanische Barbarei zurück und wurde damit für England wertlos. Daß das nicht geschehen ist, daß sich Jamaika von der schweren Krise des Jahres 1838 erholt hat und wieder eine blühende englische Kolonie, der Stützpunkt der englischen Macht in Westindien geworden ist, daran haben die Missionare kein geringes Verdienst.

Allerdings die Aufgaben, welche im Jahre 1838 vor ihnen lagen, gingen weit über ihre Kräfte hinaus.

Es war gut, daß zu den bereits auf Jamaika tätigen Gesellschaften andere eintraten, um die fast unübersehbare Arbeit tun zu helfen. Der anglikanischen Kirche, welcher die Entstaatlichung im Jahre 1869 die beträchtlichen Gehälter des Bischofs und der Geistlichen entzog, fand durch anglikanische Gesellschaften Englands tatkräftige Unterstützung. Von den neuen Gesellschaften gewannen die schottischen Presbyterianer durch die Solidität ihrer Arbeit und den auf tüchtige Durchbildung der Neger gerichteten Fleiß bald Bedeutung. Auch andere Gesellschaften verschiedener kirchlicher Richtung und englische und amerikanische Freimissionare halfen mit.

Die eigentliche Christianisierungs-Aufgabe wurde auf Jamaika überraschend schnell gelöst. Die Neger, die ohnehin kaum noch eigentliche Heiden waren, wandten sich den verschiedenen Missionen in Masse zu. Am meisten Anhang fanden die Baptisten, deren Missionare die Führer des Emanzipationskampfes gewesen waren, und die vielfach für die Neger gelitten hatten. Nächst ihnen wurde die bedeutendste kirchliche Organisation die englisch-bischöfliche Kirche, die wie überall in den englischen Kolonien als die eigentlich legitime Kirche auftrat und durch ihre über die ganze Insel ausgedehnte kirchliche Organisation sich überall den Negern darstellte. Sie empfahl sich den Massen derselben durch ihre laxe Kirchenzucht und ihre Nachsicht gegen sittliche Gebrechen; sie hat an Zahl der Anhänger alle

andern religiösen Gemeinschaften überflügelt. Die Brüdergemeine zählt auf 20 Stationen 15 816 Christen, von denen 6500 abendmahlsberechtigt sind. Mit Ausnahme der etwa 15 000 indischen und chinesischen Kulis gibt es Heiden auf Jamaika nicht mehr. Die Neger aller Schattierungen vom lichten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz zählen sich irgendwie als Christen, und weitaus die meisten unter ihnen sind getauft.

Das Pionierstadium in der Geschichte der Kirchen ist zu Ende. Die Missionare sind Pastoren geworden, haben sich in fest umgrenzten Parochien niedergelassen und lassen sich durch geordnete Methoden leiten. Es ist keine Heidenpredigt mehr; alle Aufmerksamkeit ist auf die Aufgabe gerichtet, das kirchliche Material, das jetzt in regelmäßiger Pflege steht, zu gestalten. Dabei sind die Auswüchse des Heidentums meist schon abgeschnitten. Jetzt bedarf es geduldiger Ausdauer in der Richtung auf rechtes Denken und Handeln. In Sinn und Herz ist der Urwald gelichtet, der Boden hergerichtet, die intensive Kultur hat begonnen. Diese Aufgabe hat stets einigen Denominationen besonders am Herzen gelegen, denen die Qualität der Bekehrten höher steht als ihre Zahl, z. B. den Presbyterianern und der Brüdergemeine. Die anglikanische Kirche legte unter der Führung eines tatkräftigen und geschickten Bischofs den Schwerpunkt ihrer Arbeit in das Schulwesen; sie errichtete ein theologisches Seminar, ein Diakonissenhaus, Waisenhäuser und andere Bildungsanstalten.

Die Gesamtzahl der Abendmahlsberechtigten betrug schon 1895 annähernd 131 800 (unter einer farbigen Bevölkerung von 625 000). Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung außerhalb des Schattens der Kirche lebt und weder direkt noch indirekt durch sie beeinflußt wird. Man kann sie, soweit es sich um die Neger handelt, nicht Abgefallene nennen. Sie haben niemals höher gestanden und wissen nicht, wie jämmerlich es um sie steht.

Wir erwähnten schon, daß die Neger bei ihrer Emanzipation unwissend gewesen waren; nur sehr wenige unter ihnen konnten lesen und schreiben. Und wie lange dauerte es, bis die Regierung Hand an die Riesenarbeit der Schule legte! In den ersten drei Jahrzehnten nach der Emanzipation fand sie sich damit ab, für Schulzwecke jährlich 60 000 M. zu bewilligen, die obendrein ziemlich nachlässig verteilt wurden und wenig Gutes stifteten. Als Jamaika 1865 Kronkolonie wurde, führten die englischen Beamten auch hier das

„grants-in-aid“ oder Unterstützungssystem für bereits bestehende Schulen ein; sie behielten sich die Aufsicht über diese Schulen vor und bemaßen die Höhe der zu gewährenden Zuschüsse nach den Ergebnissen der jährlich abgehaltenen Prüfungen. Das war ein beträchtlicher Fortschritt, zumal die Beihilfen im allgemeinen reichlich bemessen wurden. Man kann an der Zahl der unter Regierungsaufsicht stehenden Schüler und der Höhe der gewährten Zuschüsse das Wachstum des Volksschulwesens studieren: Im Jahre 1872 zahlte der Staat für 38000 Schüler 197940 M. Beihilfe; im Jahre 1885 für 61570 Kinder 432000 M. Zuschuß; im Jahre 1896 für etwa 100000 Kinder 1180000 M. Zuschuß. Aber wohl gemerkt, mit dieser reichlichen Geldunterstützung fand sich auch die Regierung mit ihrer Schulpflicht ab; eigene Schulen unterhielt sie nicht, nur drei Lehrerinnen-Seminare mit zusammen 52 Schülerinnen und ein Lehrer-Seminar mit 60 Präparanden — das war alles! Das ganze Schulwesen wälzte sie auf die Schultern der Missionen ab.

„Unterstützt von auswärtigen Freunden, zumal in England, richteten die Missionare Schulen ein; um das Lehrerpersonal aus den Eingeborenen zu gewinnen, gründeten sie auch Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare, Katechisten- und Pastoren-Schulen zum Dienst auf Außenstationen und in neuen Gemeinden, und diese wurden ebensoviele Mittelpunkte, von denen das Licht in alle Teile der Insel ausstrahlte. Allerdings muß man die wirtschaftliche Lage der farbigen Bevölkerung in Rechnung ziehen. Die Mehrzahl derselben ist so arm, daß zu gewissen Zeiten des Jahres den Eltern die Mitarbeit der Kinder unentbehrlich ist, um den Lebensunterhalt für die Familie zu beschaffen. Auch sind die Lehrer durchschnittlich von geringer Bildung. Ihr Einkommen hängt von ihren Leistungen ab, und ein guter Lehrer kann ein ganz anständiges Gehalt beziehen. Viele sind zugleich Katechisten, und da nur an vier Wochentagen Schule gehalten wird, können sie sonst noch etwas zuverdienen. Übrigens wollen gerade die besten Schwarzen ungern Lehrer werden; wenn sie irgendwo anders lohnenden Verdienst finden, ziehen sie jede andere Beschäftigung vor. In mehr als der Hälfte der Schulen sind die Lehrer für ihr Amt ungeeignet. Viele sind unehrlich; Fälle falsch geführter Schülerlisten sind nur allzu häufig; die Höhe des Staatszuschusses hängt nämlich von der Regelmäßigkeit des Schulbesuchs ab. Im Unterricht sind sie fast wertlos. Sie sprechen in ihrem Dialekt zu den Kindern, lassen mechanisch auswendig lernen

und verstehen keine Zucht zu halten. Vielleicht läßt sich noch nichts Besseres von ihnen erwarten. Und doch ist ein zunehmender Fortschritt unverkennbar. Die allgemeine Unwissenheit der Rasse ist so grenzenlos, daß doch auch die einfachsten Bemühungen Erfolg hatten." . . .

Das ist kein glänzendes Bild.

Wir denken, es ist Verdienst genug, daß die Mission mit ihren beschränkten Mitteln und Kräften sechs Jahrzehnte hindurch das ganze Schulwesen der Insel unterhalten hat. Sie verlangt nicht mehr, als daß ihr das Zeugnis gegeben werde: sie hat getan, was sie konnte.

Der wundeste Punkt, die trübste Seite an Westindien sind die heillos zerrütteten sittlichen Verhältnisse im engeren Sinne des Worts.

Die tief eingewurzelte Charakterschwäche der Neger ist hauptsächlich durch die Schuld der weißen Sklavenbesitzer in Westindien noch gesteigert worden. Die Herren duldeten keine Ehe ihrer Sklaven; wo solche bestanden, rissen sie dieselben kalt auseinander, und wie sie selbst im zuchtlosesten Umgang mit den Farbigen standen, so beförderten sie auch in schmachvollster Weise zuchtlose Verbindungen derselben untereinander.

Hier galt es eine völlig neue Grundlage sittlichen Lebens und Empfindens zu schaffen. Und wer sollte sich dieser Aufgabe unterziehen? Die Regierung steht dem Drängen der Volksfreunde auf Gesundung dieser trostlosen Verhältnisse mit verschränkten Armen, die weiße Bevölkerung feindselig gegenüber. Und die ganze mühsame und undankbare Arbeit bleibt wieder auf der Mission sitzen. Es ist eine ihrer wichtigsten und schwierigsten Aufgaben in die außer Rand und Band geratene Negerbevölkerung eine neue Grundlage sittlicher Lebensordnung und ehelicher Treue zu legen.

Es ist leider auch heute noch so, daß 59—61 von je 100 Kindern unehelich geboren werden, und daß die Zahl der legitimen Eheschließungen verschwindend klein ist.

Es ist eine der wichtigsten, aber auch der schwierigsten Aufgaben der verschiedenen Missionen, in dieses sittliche Chaos Ordnung, feste Grundsätze, sittliche Maßstäbe, christliches Gewissen hineinzubringen. Und bei der langen Versäumnis, der von den Weißen beförderten Verwahrlosung erfordert das eine lange, selbstverleugnende Geduldsarbeit. Wie schwierig jede Neuordnung auf diesem Gebiete ist, dafür

nur ein Beispiel: Die Brüdermissionare hatten eine Besserung in ihren Gemeinden unter anderem dadurch angestrebt, daß sie unehelich geborene Kinder nicht tauften. Da aber deren Zahl so groß war, ging infolge dieses Verfahrens ein beträchtlicher Teil der Jugend einfach der Brüderkirche verloren. Wollte man nicht die Gemeinden allmählich aussterben lassen, so mußte man sich für die Zeit mit der Taufpraxis dem allgemeinen niedrigen sittlichen Niveau wieder anpassen.

Schluß.

Der Einsatz der sendenden Christenheit in den afrikanischen Missionen ist groß gewesen. Nirgends hatte sie wie in der altkirchlichen und der mittelalterlichen Missionsperiode den Vorzug, an ihren Grenzen langsam Vorposten vorzuschieben und die neuen Gebiete sich durch Assimilation anzugliedern. Die Missionsgebiete lagen um tausende von Kilometern von der Heimatbasis entfernt, und die Verkehrsschwierigkeiten zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit ihnen verringerten sich erst allmählich mit der Zunahme des Weltverkehrs. Dazu liegen die meisten afrikanischen Missionsfelder in der heißen oder wenigstens der subtropischen Zone, und die Träger der Mission sind überwiegend Christen der nördlichen gemäßigten Zone, für die und deren Familien allein schon der dauernde Aufenthalt in dem ungewohnten Klima starke Hemmungen und Unzuträglichkeiten im Gefolge hat; nur in Südafrika konnten die Familien bodenständig festwurzeln; fast überall sonst blieben sie Fremdlinge, die durch immer wiederholte, kostspielige Urlaubsreisen den Zufluß physischer und geistlicher Kraft aus der Heimat sicherstellen mußten.

Eine weitere, beträchtliche Erschwerung ist der Kulturabstand der Objekte von den Subjekten der Mission. In der altchristlichen Missionsperiode trat das Christentum als kulturärmere Religion in den reichen Geistesbesitz der hellenistisch-römischen Kultur ein und eignete ihn sich an. In der mittelalterlichen Mission war immerhin der Kulturabstand der sendenden Christenheit von den zu christianisierenden Germanen- und Slavenvölkern nicht so groß, daß nicht z. B. durch zahlreiche Heiraten zwischen den Herrscherhäusern enge Gemeinschaftsbande hergestellt werden konnten, welche die Christianisierung förderten. In der modernen Mission in Afrika kommen die höchstentwickelten Kultur- und Herrenvölker der Welt zu den „Wilden" des Urwalds und der Steppe, zu Nomaden- und Jägervölkern mit armseligem Geistes- und Kulturbesitz; sie kommen als die Reichen zu den Armen, als die Starken zu den Schwachen. Und

wo die afrikanischen Völker sich über das hinterwäldlerische Schensitum emporgearbeitet haben, sind sie meist dem Islam und seiner gegen das Christentum gegensätzlich und feindlich orientierten Kultur verfallen und stehen dadurch dem Christentum ablehnend gegenüber.

Eine dritte Erschwerung der afrikanischen Missionen ist die barbarische Wildheit der Stämme, die bisweilen sogar das Leben der Missionare bedroht. Allerdings darf man gerade diese Schwierigkeit nicht überschätzen. Ermordungen von Missionaren sind in Afrika immerhin verhältnismäßig selten gewesen, wenn sie auch in keinem Teile des Kontinents ganz gefehlt haben. Die römische Mission begann im 16. Jahrhundert mit mehreren romantischen Martyrien; allein schon dabei kann man beobachten, wie nicht eigentlich der Missionarsberuf, sondern die politischen Nebenumstände das Verhängnis heraufbeschworen haben; der Jesuit Gonzalo da Sylveira wurde 1561 am Hofe des Monomotapa ermordet, weil die Araber in ihm einen Vorboten der unbequemen portugiesischen Rivalen sahen; der Dominikaner Rosario fiel 1592 als Feldprediger einer portugiesischen Expedition gegen die maSimba am Sambesi, als die ganze Streitmacht im Hinterhalt überfallen und aufgerieben wurde. In der mehr als ein Jahrhundert umspannenden Missionsgeschichte von Sierra Leone sind nur einmal acht Missionsgeschwister der wilden Volkswut zum Opfer gefallen, als 1898 sich die Temne gegen die englische Herrschaft empörten und ein großes Blutbad anrichteten. In Ostafrika ist der anglikanische Bischof Hannington 1885 meuchlerisch von dem König Mwanga von Uganda ermordet; der Anlaß war doch auch hier der politische Verdacht britischer Annexion, den der Bischof in jenen Jahren der Hochspannung der kolonialen Sturm- und Drangperiode unvorsichtig dadurch erregt hatte, daß er an Stelle der bisher üblichen Reisewege durch das Massailand und buSoga zog. In der südafrikanischen Mission sind von den Tausenden dorthin gesandten Missionsgeschwistern nur ganz wenige ermordet, und fast in jedem einzelnen Falle lassen sich bei der Tragödie mildernde Umstände geltend machen. Im ganzen haben die Missionare und auch, wenn die Männer auf Reisen auswärts waren, ihre Frauen und Kinder auf den meist einsam und schutzlos gelegenen Stationen erstaunlich sicher gewohnt. Man ist sich nicht ganz klar über den Grund dieses Lebensschutzes. Sicher hat der Respekt vor der Kulturüberlegenheit

des Weißen mitgewirkt, wenn er sich auch bei den Wilden wohl oft in die Form der Furcht vor dem übermächtigen Zauber und Fetisch der Weißen kleidete. Vielleicht hat auch die weiße Hautfarbe mit beigetragen, da weiß die Farbe der Geister in der Schattenwelt ist, wie denn auch die Jünglinge und jungen Mädchen bei den Beschneidungsfeiern oft weiß angemalt werden, weil sie während der Festwochen im Lande der Ahnen weilen. Jedenfalls ist die Gefahr für das Leben der Missionarsfamilien auch im wildesten und entlegensten Afrika kaum größer als in den Kulturländern Europas. Auch die von den wilden Tieren, den Löwen, den Leoparden, den giftigen Schlangen usw. drohenden Gefahren darf man nicht übertreiben. So zahlreich dies wilde Raubzeug auch in fast allen Teilen Afrikas im 19. Jahrhundert noch war, so ist unsers Wissens nie ein Missionar von den Löwen zerrissen oder am Biß giftiger Schlangen gestorben, wiewohl die Missionsberichte von Abenteuern mit diesen Bestien voll sind.

Dagegen außerordentlich fällt eine weitere Erschwerung ins Gewicht, die durch die endemischen und epidemischen Krankheiten und Krankheitsgifte. Es ist nicht das heiße, feuchte Klima an sich, sondern es sind die zahllosen, in dieser Treibhaustemperatur üppig gedeihenden kleinsten Lebewesen, Bazillen, Bakterien und Kokken, und die diese giftigen Kleintiere auf die Menschen und Tiere übertragenden Mücken und Fliegen, die das Verhängnis Afrikas ausmachen. Kein anderer Erdteil in der heißen Zone ist auch nur annähernd in gleichem Maße diesen kleinsten, aber verhängnisvollsten Schädlingen ausgesetzt. Die alles zerstörenden Termiten sind für alle Kulturprodukte der Menschen, zumal die Häuser und das Hausgerät, eine beständige Bedrohung; aber man kann sich dagegen schützen. Der Sandfloh (Jigger), der sich in den Zehen und der Fußsohle festsetzt und die Glieder verwüstet, ist für die barfuß gehenden Eingeborenen böse; aber bei genügender Vorsicht kann man diese Gefahr fernhalten. Aber die zahlreichen kleinen Lebewesen, welche verschiedene, zum Teil sehr bösartige Wurmerkrankungen, Malaria, Rückfallfieber, Beriberi, Schlafkrankheit, Genickstarre, Cholera, Pest und zahlreiche andere Krankheiten hervorrufen, und die teils durch körperliche Berührung und den Atem, teils durch die Ausscheidungen des kranken Körpers, teils durch Übertragung des im Blute vorhandenen Giftes durch Moskiten und Fliegen auf die Mitmenschen übergehen, sind in der Tat eine

beständige Bedrohung der Gesundheit und des Lebens der Missionare und ihrer Angehörigen.[1]) Und diese Gefahr war um so größer, solange die ärztliche Wissenschaft die Natur dieser Krankheiten und die Krankheitserreger nicht kannte und ihnen deshalb hilflos gegenüberstand. Wenn ein in Amerika früher vielbenutztes Studienbuch über die afrikanische Missionsgeschichte den Titel führt „The price of Africa", so verdient allerdings der wahrhaft heroische Einsatz von Menschenleben, die den spezifisch afrikanischen Krankheiten wehrlos zum Opfer fielen, diesen Namen. Wir meinen damit nicht nur die Hunderte von Männern, Frauen und Kindern, die auf den Friedhöfen neben den Missionsstationen zur Grabesruhe gebettet sind; auch nicht nur die andern vielen Hunderte, welche die afrikanischen Klimakrankheiten oft nach kurzer Arbeitszeit aus dem Lande vertrieben haben. Diese immer wieder sich häufenden Todesfälle und unvermeidlichen Heimreisen bringen in die afrikanischen Missionen eine Unruhe, welche immer wieder die Kontinuität der Arbeit abzureißen und wertvollste, mühsam errungene Sprach-, Volks- und Religionskenntnisse nutzlos zu machen droht. Vor allem aber wird der verbleibende Rest der Missionare in seiner Gesundheit durch die immer wiederkehrenden Krankheitsanfälle so gehemmt und geschwächt, daß viele nicht mehr als die Hälfte ihrer europäischen Arbeitsleistung sich abringen können. Im Durchschnitt wird — abgesehen von dem gesunden Südafrika — die afrikanische

[1]) „Gegen die mikroskopischen Tiere, d. h. die Tiere der Kleininsektenwelt, kann man sich mit dem besten Willen und der stärksten Anspannung nicht wehren. Das beißende Getier, das auf der Erde kriecht, und das stechende Getier, das durch die Luft fliegt, sind hier im tropischen Afrika die lästigsten, unerbittlichsten und gefährlichsten Feinde des Menschen. Der Elefant mag ein Dutzend zertreten, der Tiger ihrer zwanzig verletzen, und die listige Schlange hundert vergiften; aber diese Feinde fürchtet der Afrikaner nicht im Ernste. Die kleinen, unbemerkten, verachteten Tierchen sind des Menschen wirkliche Feinde — der Sandfloh (Jigger), den man kaum sehen kann, und der die Ursache ist, daß Tausende von Negern keine Zehen und fast keine Füße mehr haben; die Moskitomücke, durch welche die Malaria und das noch viel gefährlichere gelbe Fieber auf die menschliche Konstitution übertragen werden; die vielen Wurmsorten, welche in Kürze Krankheiten verursachen, die unter erschrecklichen Namen bekannt sind, — dracunculosis, ankylostomiasis, myiasis, bilharziosis, filariasis; — und die Tsetse-Fliege, der Überträger der verwüstendsten Krankheit, die Afrika noch heimgesucht hat, der Schlafkrankheit. Diese kleinen, niedlichen Tierchen sind die furchtbarsten Feinde, mit denen der schwarze und der weiße Mann im dunklen Erdteil zu kämpfen hat." Du Plessis, Een toer door Afrika, 24 f.

Mission von Männern und Frauen im Alter von 25—50 Jahren betrieben; Missionare, die über das sechzigste Lebensjahr in der Arbeit verbleiben, sind allemal eine besondere Gottesgabe. Immerhin ist es von ungeheurem Werte, daß die fortschreitende medizinische Wissenschaft den Kampf mit den afrikanischen Tropenkrankheiten mit Tatkraft und Erfolg aufgenommen hat. Die Lebensbedingungen eines der Parasiten und sonstigen Schädlinge nach dem andern werden gründlich erforscht und teils vorbeugende Maßnahmen, teils Vorkehrungen zur Ausrottung der Schädlinge im großen Stile in die Wege geleitet. Selbst in Gebieten, die noch vor einem Menschenalter als des „weißen Mannes Grab" galten, kann doch heute ein Europäer bei Anwendung aller von der Tropenmedizin und Hygiene an die Hand gegebenen Mittel jahrzehntelang ohne zu große Gesundheitsschädigung leben; der soviel reger und regelmäßiger gewordene Schiffsverkehr erlaubt zu erschwinglichen Preisen häufige Urlaubsreisen und Erholungsaufenthalte in dem kräftigen europäischen Klima. Allerdings fällt dagegen ins Gewicht, daß mit der Aufschließung Afrikas und der Schaffung vielbegangener Verkehrswege durch den Erdteil sich die Schädlinge und damit die Ansteckungsgefahr ganz ungemein gesteigert haben. Die Schlafkrankheitsfliege hat erst seit der Aufschließung des äquatorialen Afrika ihren tödlichen Siegeszug angetreten und ist zum Massenmörder ganzer Völker geworden. Die entsetzliche spanische Grippeepidemie in Südafrika im Herbst und Winter 1918 scheint durch farbige Soldaten und Arbeiter eingeschleppt zu sein, die von den europäischen Kriegsschauplätzen heimkehrten. Der Guineawurm, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nur erst in Westafrika einheimisch war, ist zu einer Landplage des gesamten tropischen Afrika geworden. Wieder und wieder ist das südamerikanische gelbe Fieber über den Ozean nach Westafrika eingeschleppt und hat sich dort ausgebreitet. Der verheerende Zug der Rinderpest von dem Süden Ostafrikas längs der Ostküste und dann um das Kap herum bis nach Portugiesisch-Westafrika hat, wie wir sahen, geradezu den Rinderbestand des südlichen Drittels von Afrika vernichtet und zahlreiche viehzüchtende Völker in wenigen Monaten aus relativem Wohlstand an den Bettelstab gebracht u. a. m. Der planmäßige Kampf gegen die Tropenkrankheiten an Menschen und Vieh wird in den nächsten Jahrzehnten eine der großen Aufgaben der afrikanischen Kolonialpolitik sein. Auch an dem Erfolg dieser kostspieligen Bemühungen

wird sich zu zeigen haben, ob die enge Berührung Afrikas mit Europa für den dunklen Erdteil mehr Fluch oder mehr Segen bringt. Es ist gut, daß dieser hygienische Kampf in erster Linie auch um der Weißen willen unvermeidlich und unaufschiebbar ist; denn um der Farbigen willen würden vielleicht die europäischen Kolonialverwaltungen die großen Kosten nicht daransetzen. Vielleicht bricht hier noch einmal eine Ära der ärztlichen Mission an, da die staatlichen Instanzen den Kampf gegen die Filarien, Moskiten und Mücken, bezw. die von ihnen Infizierten nicht allein durchführen können. Um wie einschneidende Maßnahmen es sich dabei zu Zeiten handelte, zeigte sich in Kamerun. Die deutsche Kolonialverwaltung wünschte hier in dem sonst so günstig gelegenen Kamerun-Ästuar eine moderne Hauptstadt der Kolonie anzulegen. Bei der Verseuchung des Blutes fast aller Duala durch mikroskopisch kleine Blutparasiten hatte das aber nur Zweck, wenn der ganze Stamm der Küstenduala aus dem Küstengebiete, das für die Hafenanlage, die Bahnbauten und die Europäerstadt gebraucht wurde, einige Kilometer landeinwärts verpflanzt wurde. Das gab den Grund zu der hoffnungslosen Verfeindung der Duala gegen die Deutschen. Oder im ganzen britischen Njassalande und Nordost-Rhodesien wurde ernstlich erwogen, den ganzen Wildbestand auszurotten, weil man nur dadurch meinte, der Schlafkrankheitsgefahr Herr werden zu können.

Auf der andern Seite ist kaum ein Wort darüber zu verlieren, in wie ungeheurem Maße die Verkehrserleichterungen und die Aufschließung Afrikas die Missionsarbeit im dunklen Erdteil erleichtert und verbilligt haben. In dem von der Natur mit bequemen Verkehrsstraßen so stiefmütterlich ausgestatteten Erdteil bedeutete es viel, daß im Kongobecken, speziell im Belgischen Kongostaate, ein Flächenraum fünfmal so groß wie das Deutsche Reich durch das ausgedehnte Flußnetz mit verhältnismäßig kurzen, dazwischenliegenden Bahnstrecken aufgeschlossen wurde. Noch wichtiger wurden die zahlreichen Bahnbauten. Häufig handelt es sich um kürzere oder längere Stichbahnen, die von der Küste aus entweder die gesunden Hochländer und Plantagengebiete, oder wichtige Minenfelder erreichen; solche Verkehrsbahnen im engeren Sinne waren z. B. die meisten Bahnen in den deutschen Kolonien; ähnliche Bahnen sind in fast allen Kolonien gebaut. Dazu sind große Bahnunternehmungen im Bau, die einen großen Teil des Erdteils aufschließen; so nähert sich

die Kap-Kairo-Bahn, die von Süden her schon vor dem Kriege über die Viktoria-Fälle des Sambesi und das große Erzbecken von Katanga-Elisabethville, bis dahin 3713 km und $7^1/_2$ Reisetage von Kapstadt, nach Nordosten vordrang, dem oberen Kongo; von Norden her ist die Bahn bis El Obeid in Kordofan in Verkehr, und auch an der Grenze des französischen und belgischen Kolonialgebietes sind schon erhebliche Strecken der Bahn vom Kongo bis Zemio erbaut. Diese riesige Afrikaquerbahn erhält Ergänzungen durch andere große Linien, die von der Ost- und Westküste aus dem Herzen Afrikas zustreben: so die Ugandabahn von Mombas nach Port Florence am Viktoria-See (940 km; die Bahn hat Pässe in der Höhe von 2340 und 2545 Meter zu überwinden); die gerade im Frühjahr 1914 vollendete Bahn von Daressalam nach Kigoma am Tanganjika-See, die jenseits dieses Sees auf belgischem Gebiet durch eine Verbindungsbahn Anschluß an die Kap-Kairo-Bahn erhielt, und die von dem portugiesischen Hafen Lobito bei San Paolo di Loanda aus über das Hochland von Bihé und Bailundu in der Richtung auf Katanga vorgetriebene Bahn. Ein zweites großes Bahnnetz schließt Südafrika bis zum Limpopo auf und streckt sich über Süd-Rhodesien durch Portugiesisch Ostafrika nach dem Hafen Beira an der Ostküste, ja sucht von hier aus mit einer kühn entworfenen Zweigbahn die direkte Verbindung mit dem Schire-Hochland und dadurch mit Britisch-Zentralafrika. Ein drittes Bahnsystem schließt Britisch-Nigerien auf, besonders durch die Hauptlinie von Lagos nach Kano, welche den gewaltigen Nigerstrom auf einer großen Eisenbahnbrücke überschreitet. Andere weit ausschauende Bahnprojekte, z. B. eine große Linie vom französischen Nordafrika nach Timbuktu am Niger oder gar nach dem Tschadsee sind in Erwägung. Das Lustrum des großen Weltkrieges hat diese kostspieligen Bahnbauten wohl zeitweilig gehemmt oder sistiert, sie werden aber nach dem für Groß-Britannien und Frankreich erfolgreichen Ausgang des Krieges mit neuer Tatkraft in Angriff genommen werden. Jeder dieser Bahnbauten ist aber nicht nur eine Erleichterung der missionarischen Reisen, sondern in noch viel höherem Maße ein neugegrabener Kanal, auf dem die Wasser des europäischen Kulturstromes sich in die afrikanische Wildnis ergießen. Einige dieser Bahnen haben ja auch eine hervorragende strategische oder politische Bedeutung, sei es für die Sicherung der kolonialen Herrschaft in einem Teile Afrikas oder, wie die Kap-Kairo-Bahn, für die Beherrschung des Erdteils

überhaupt. Aber in der Hauptsache sind es doch wirtschaftliche und Handelserwägungen, die zu ihrer Erbauung und auch sonst zur Anlage riesiger Kapitalien führen. Wenn noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der weitaus größte Teil von Afrika als eine öde Wüste galt, wo nichts zu holen sei außer etwa waghalsigen Jagdabenteuern, so weiß man jetzt allgemein, daß in Afrika ungeheure Reichtümer zu haben sind, teils in großen Lagern von Erzen und Kohlen, teils in riesigen Urwäldern und deren wild wachsenden Produkten, teils in den Tropenerzeugnissen, die eine fleißige Bearbeitung seinem reichen Boden abgewinnen kann. So hat die wilde Jagd um die Erraffung und möglichst schnelle und gründliche Ausplünderung dieser neuerschlossenen Goldgruben begonnen. Die eingeborene Bevölkerung, über deren Köpfe weg diese moderne großkapitalistische Entwicklung vor sich geht, wird dadurch in unsanfter, oft brutaler Weise aus dem dumpfen, vorgeschichtlichen Dasein mit dem engen Kreislauf von Stammesfehden, Weiberfragen und Befriedigung der animalischen Lebensbedürfnisse aufgescheucht. Damit tritt das proteusartig wechselnde Problem des Verhältnisses von Schwarz und Weiß, das uns auf den vorangehenden Seiten immer wieder beschäftigt hat, für den ganzen Erdteil in ein neues Stadium. Angesichts der klimatischen Verhältnisse Afrikas wird wenigstens noch auf lange Zeit, wahrscheinlich für immer, der Aufenthalt der Weißen in Afrika — außer dem Nordrand und der Südspitze — kostspielig und von kurzer Dauer sein. Sie bleiben die Zugvögel, die Neger die bodenständigen Massen. Und die Neger vermehren sich trotz der engen Berührung mit der weißen Rasse und ihrer Kultur, auch trotz der durch sie eingebürgerten Seuchen wie Tuberkulose und Syphilis; nur die Schlafkrankheit ist zur Zeit eine die Existenz der Neger und das Leben aller Weißen auf das äußerste bedrohende Geißel; sie könnte Afrika in eine schier menschenleere Wüste verwandeln, soweit die Schlafkrankheitsfliegen das tödliche Gift tragen! Aber abgesehen von dieser furchtbaren Gefahr vermehrt sich die schwarze Rasse in Afrika wie in Amerika mit einer die europäischen Bevölkerungsstatistiker verblüffenden Fruchtbarkeit.

In den Jahren vor dem Kriege ist in der deutschen Öffentlichkeit bis in die Parlamente und Kolonialverwaltungen die Frage der Rassenmischehe lebhaft erörtert.[1]) Verbindungen von Weißen

[1]) Koloniale Rundschau 1912, 237. 462. — AMZ. 1912, 509. — Ev. Miss.-Mag. 1912, 495. — Ztschr. f. Miss.-Wiss. 1912, 293.

mit schwarzen Weibern lassen sich leider nicht verhindern. Die Weißen gehen vielfach als junge Leute unverheiratet hinaus, und die teure Lebenshaltung und das ungesunde Klima erschweren die Eheschließung. Dagegen regt das Tropenklima das sexuelle Leben auf; und bei den schwarzen Frauen und Mädchen ist infolge ihrer jahrtausendelangen Einstellung auf die animalischen Lebenstriebe nur geringe Widerstandskraft. Einige Stämme wissen die Geburt von Mischlingen trotzdem zu verhindern. Sonst aber droht Afrika mit diesen unglücklichen Mischblütigen überschwemmt zu werden. Da weitaus die meisten ihr Dasein ungeordneten, zeitweiligen Verbindungen verdanken, und die Väter meist wenig Verantwortungsgefühl für die Erziehung dieser Kinder haben, fallen sie auf die Seite der Eingeborenen, von denen sie aber auch meist ungern gesehen werden. Selbst stolz auf die Beimischung weißen Blutes in ihren Adern, vielfach von den Vätern her mit guten, manchmal ausgezeichneten Geistesgaben ausgestattet, die sich aber in der minderwertigen Umgebung, in der sie aufwachsen, nicht recht entfalten können, sind sie ein unruhiges und beunruhigendes Element der schwarzen Bevölkerung. Es ist eine unverantwortliche Grausamkeit, solange man diese zahllosen ungeordneten Verbindungen von Weißen und Schwarzen nicht verhindern kann, den wenigen Weißen, die mit den Müttern ihrer Kinder eine legitime Ehe eingehen wollen, das durch Gesetz oder Verordnung verbieten zu wollen. Es sind doch eben unter den farbigen Frauen manche, die durch ihre christliche Erziehung einen Grad innerer Reife erlangt haben, der dem ihrer weißen Männer nichts nachgibt; oder es handelt sich um Bastardfrauen, die in ihrer geistigen Struktur bereits europäisiert sind, etwa Kinder aus angesehenen halbeuropäischen Familien in der zweiten und dritten Generation. So wenig deshalb die alte spanisch-portugiesische koloniale Übung nachahmenswert ist, die Mischverbindungen mit den Einheimischen ihrer Kolonialländer begünstigt und befördert, so wenig ist ein drakonisches Mischeheverbot zulässig. Es sollten vor allen Dingen ethische und wirtschaftliche Maßnahmen ergriffen werden, um den in den Tropen lebenden Weißen die Verheiratung mit ihresgleichen zu ermöglichen und sie von wilden Verbindungen mit Schwarzen abzuhalten.

Ein noch viel verworrenerer Komplex von Fragen umfaßt die wirtschaftlichen Daseinsbedingungen der Schwarzen, die Land- und Arbeitsfrage. Wem gehören eigentlich die ungeheuren

Schätze Afrikas? Welchen andern Rechtsanspruch vermögen die weißen Kolonialherren geltend zu machen, als daß sie teils das Land entdeckt, teils es wenigstens in Beschlag genommen und ihre Herrschaft mit mehr oder weniger einwandfreien Mitteln aufgerichtet haben? Aber auch die Farbigen können einen stichhaltigen Rechtsanspruch schwer geltend machen. Denn nicht nur haben sie meist von den unter ihren Füßen im Erdboden schlummernden Schätzen nichts geahnt; es mangeln ihnen auch zu deren Erschließung die Vorkenntnisse und Fähigkeiten; und bei dem beständig unruhig hin und herflutenden Völkermeere der afrikanischen Wanderungen und Eroberungen ist es fast zufällig, wo gerade bei der Aufrichtung der europäischen Kolonialherrschaft die einzelnen Völker saßen, ob auf Diamantengruben oder in unfruchtbaren Sandwüsten. Aber die Weißen nehmen nach dem Recht des Stärkeren und kulturell Überlegenen die Bodenschätze für sich in Anspruch. Sie erfinden zu dem Zweck groteske Theorien, die sie mit einem fadenscheinigen Rechtsanspruch mit der Miene des Ernstes bis in die höchsten Gerichtshöfe vertreten, so bei dem berühmten Rechtsstreite in Süd-Rhodesia, ob der gesamte, sich nicht bereits in Privathänden befindende oder in Reserven den Negern zugesprochene Landbesitz, viele Millionen „herrenloser“ Hektare, der britischen Krone oder der Rhodesischen Chartered Company gehören. Bei diesem Herrenstandpunkte der weißen Rasse ergeben sich nun aber zwei große, in der einen oder andern Form in Afrika immer wieder auftauchende Fragen: a) Wie kann für die Eingeborenen ein ausreichender Grundbesitz als Eigentum sichergestellt werden, um sowohl für das jetzt lebende Geschlecht als für den mit Sicherheit zu erwartenden Geburtenzuwachs eine genügende wirtschaftliche Existenzgrundlage zu bilden? Der Landhunger der Weißen ist unersättlich. Die Grenze tropischer Ungesundheit von Gebieten, in denen auf die Dauer die Weißen kolonisieren können, ist fließend und wird beständig zu Ungunsten der Farbigen verschoben. Selbst menschenleere Wüsten oder Bergwildnisse, wo nur Schlangen und Raubtiere hausen, erscheinen den Weißen begehrenswert, sobald unter der Oberfläche Edelmetalle verborgen sind. Dazu liegt die Bestimmung des den Farbigen zuzubilligenden Landes in den Händen der ländergierigen Weißen; das Verhältnis ist am ungünstigsten, wenn die Weißen des Gebietes sich zu einer Kolonie mit Selbstverwaltung und eigener Gesetzgebung konsolidiert haben, denn da sind die Interessen der Eingeborenen

eher in noch unsichereren Händen als bei den Zentralregierungen in London und Paris. Auf der andern Seite ist der wirkliche Bedarf der Eingeborenen außerordentlich schwer festzustellen. Viele Stämme trieben vor der Ankunft der Weißen eine extensive Viehwirtschaft mit halbem oder ganzem Nomadentum. Die andern, die bereits zu seßhafter Bodenbearbeitung fortgeschritten waren, kannten doch weder Düngung noch Fruchtwechsel und erschöpften deshalb auch fruchtbare Äcker schnell und mußten neue Ländereien umbrechen. Ausreichender Landbesitz ist die Grundfrage für die Eingeborenen. Aber welcher Maßstab soll bei der Zumessung der Eingeborenen-Ländereien zugrunde gelegt werden? Etwa so viel als eine landwirtschaftlich geschulte weiße Familie braucht, um wirtschaftlich zu gedeihen? Aber dazu fehlen eben dem Neger alle Voraussetzungen. Oder aber die Eingeborenen werden in engen Lokationen zusammengepfercht, auf ein unzureichendes Daseinsminimum beschränkt, eine unzufriedene, leicht zu rebellischen Umtrieben aufzuregende Masse. Es ist ein freilich dem wirklichen Bedürfnis weitaus nicht genügendes Sicherheitsventil, welches namentlich in Südafrika nützlich wirkt, daß die Missionen große Ländereien teils als Grantstationen, teils als Institute zugunsten der Eingeborenen verwalten, wo immerhin Tausende unter vorteilhaften Bedingungen Leben und Land finden. Die Landfrage ist das eine Kreuz Afrikas. Es ist die Ehrenpflicht der Mission, ihren freilich nicht weitreichenden Einfluß immer wieder zugunsten der entrechteten Eingeborenen geltend zu machen und auf die Gefahren eines unzufriedenen, schnell wachsenden, besitzlosen und deshalb faulen und verlumpenden farbigen Proletariats hinzuweisen, das in der Hand gewissenloser Agitatoren leicht zu unüberlegten Schritten fortgerissen werden kann und die weiße Bevölkerung mit den giftigen Nebelschwaden einer an Leib und Seele verdorbenen, rohen Menschheit umgibt, eine verpestende Atmosphäre namentlich für das nachwachsende Geschlecht.

b) Nicht minder schwierig ist und bleibt die Arbeiterfrage. Der einzige Reichtum, den Afrika von alten Zeiten her den Kulturländern schier in unerschöpflicher Fülle zur Verfügung gestellt hat, waren die ungelernten Arbeiter, die als Sklaven ebenso in den Mittelmeerländern und im vorderen Orient wie in Amerika die rohe Arbeit in Feld, Bergwerk und Haus zu leisten hatten. Ist es nicht die nächstliegende Erwägung, daß diese massenhaft vorhandenen Kräfte auch die ungeheure Arbeit zur Erschließung und Nutzbarmachung der

Schätze Afrikas zu leisten haben? Aber der Kampf gegen die Sklaverei und die Sklavenarbeit ist der wichtigste ideale Rechtstitel gewesen, unter dessen Schutz die Europäer ihre Herrschaft in Afrika aufgerichtet haben. Und die Abneigung gegen die Sklavenarbeit hat sich glücklicherweise in Verbindung mit dem modernen Humanitätsideal den „christlichen" Völkern Europas und Amerikas so tief eingeprägt, daß gegen ihre Wiedereinführung in offener oder auch versteckter Gestalt sich stets leicht ein Sturm der Entrüstung in der breitesten Öffentlichkeit erregen läßt. Wir erinnern aus den letzten Jahren vor dem Krieg nur an den Kampf gegen die Kongogreuel, die Lohnsklaverei auf den Kakaoplantagen von St. Thomé und Principe und die Putumayo-Greuel und ganz neuerdings an die Protestaktion gegen die Arbeitsordnung in Britisch-Ostafrika. Allein, kommen die Eingeborenen in genügender Zahl und Eignung freiwillig zu den Arbeitsstätten? Das ist fast überall in Afrika eine brennende Frage. Nun ist mit der einströmenden Kultur in der Tat bei den Eingeborenen in erstaunlichem Maße der Kulturhunger erwacht; sie wollen die Kleiderstoffe und Flinten, den Schmuck und die Handwerkszeuge der Weißen, und sie lassen es sich etwas kosten, um sie zu erlangen. In der südafrikanischen Missionsgeschichte begegnen uns immer wieder die jungen Männer aus abgelegenen Inlandstämmen, die Arbeit und Erwerb suchend bis nach der Kapkolonie oder Natal verschlagen wurden und dort zum ersten Male mit dem Christentum in Berührung kamen. Derselbe Vorgang wiederholt sich in unendlich gesteigertem Maße, seitdem überall in Afrika die Abschließung der Stämme niedergebrochen ist und die begehrten Kulturwerte der Weißen den Farbigen in die Augen stechen. Vielfach befördern die Häuptlinge diese Wanderarbeit, um sich dadurch in den Besitz von Flinten und Pulver oder anderer Machtmittel der Kultur zu setzen. Diesen Prozeß nun, der gleichsam automatisch die Arbeitskräfte zur Verfügung stellt, befördern die Kolonialverwaltungen dadurch planvoll, daß sie eine in Bargeld zu leistende Besteuerung der Farbigen einführen, meist in der Form einer Hütten- oder Kopfsteuer. Das bare Geld muß erarbeitet werden, und ein Bahnbau in der Nähe oder eine benachbarte Pflanzung oder Missionsstation bieten die Gelegenheit dazu. Wo die Stammesorganisation noch genügend straff ist, hat etwa der Häuptling — wie der Missionar auf seiner Station — die Kopfsteuer für alle seine Untertanen zu zahlen und richtet zu ihrer Aufbringung eine mehr oder weniger

regelmäßige Arbeiterrekrutierung ein. Das alles ist zwar auch schon von manchen Gefahren umdroht, aber immerhin einwandfrei. Aber es befriedigt den Arbeiterbedarf weitaus nicht. Und es bleiben dabei in der Tat sehr große Arbeitermassen unerreicht, für deren unverbrauchte Körperkraft eine kräftige Zugabe geordneter Feldarbeit erwünscht wäre. Hier nun beginnt das weite und heißumstrittene Gebiet von der wohlwollenden Arbeitsnötigung bis zu der harten Zwangsarbeit. Der Welthandel stellt sich auf den Standpunkt, daß der Weltmarkt die tropischen Rohprodukte Afrikas und die Erze und Kohlen braucht, und da die Arbeitskräfte zur Hebung dieser Schätze im Lande vorhanden, aber aus andern Erdteilen schwer zu beschaffen sind, so müssen an Ort und Stelle Mittel und Wege zu einer ausreichenden Versorgung des Arbeitsmarktes gefunden werden. Die Pflanzer und sonstigen Unternehmer betonen, daß ihr investiertes Kapital bedroht ist, wenn es nicht gelingt, es durch Zufuhr der erforderlichen Arbeitskräfte flüssig zu machen. Die Kolonialpolitik habe zwischen einem Entweder-Oder zu wählen; entweder müsse sie die Einwanderung weißer Siedler auch in den für Europäer gesunden Hochländern verhindern, weil diese dort die schwere körperliche Arbeit unter der Tropensonne nicht selbst leisten können, oder wenigstens der Ertrag ihrer Arbeit allein ohne die Mitarbeit Eingeborener nicht zu lohnen scheint; oder die Regierung müsse auch den Privatleuten Arbeitskräfte in genügender Zahl zur Verfügung stellen oder wenigstens in erreichbare Nähe bringen. Missionare und Philanthropen aber haben die dornige Pflicht, als Anwälte der Eingeborenen jeden unbilligen Druck und Zwang, kurz jede Ausbeutung der Eingeborenen im egoistischen Interesse der weißen Herrn zu verhindern. Das Interesse einer gesunden Entwicklung bodenständiger Volkskirchen weist sie darauf, dahin zu wirken, daß die Eingeborenen als ein bodenständiger Bauernstand auf eigener Scholle um ihre eigene Kirche und Schule wohnen und wirtschaftlich gedeihen, und sie begrüßt jede großer Entwicklung fähige Bodenkultur, welche geeignet ist, von den Negern im Kleinbetrieb, aber im großen Umfang betrieben zu werden. So bedeuteten der Massenexport von Erdnüssen und Palmkernen in Westafrika, die Kakaokultur auf der Goldküste, der Weizenanbau im Kingalande, die Maiskultur in Südafrika ebenso viele wichtige Förderungen der Wohlfahrt der Eingeborenen.

In enger Verbindung mit der Arbeiterfrage steht das nicht minder verwickelte Schulproblem. Zwar das Schulprogramm der Missionen

ist in den Grundzügen klar, wenn auch besondere Umstände Abänderungen im einzelnen wünschenswert machen. Da das Christentum eine Buchreligion ist, gehört die Fertigkeit des Lesens zu den Grunderfordernissen des Christenstandes und die Kenntnis der biblischen Geschichten, des Katechismus und eines ausreichenden Liederschatzes in der Muttersprache ist eines der notwendig zu erstrebenden Ziele. Dazu muß für die geistliche Versorgung der werdenden Eingeborenen-Kirche ein ausreichender Stab von Helfern als Lehrer, Evangelisten und Pfarrer herangebildet werden. Das ergibt also ein Schulsystem in zwei Stockwerken, einen breiten Unterbau von Volksschulen, die Lesen, Schreiben, biblische Geschichte, Katechismus und Singen als Hauptfächer und nebenbei noch die durch Zeit und Umstände gebotenen realen sonstigen Nebenfächer lehren; und einen Oberbau von Lehrer-, Prediger- und Helferseminaren, mit dazwischen eingeschobenen Mittelgliedern, die den Übergang von der einen Stufe zur andern vermitteln. Dieses Schulprogramm der Missionen legitimiert sich auch von den höchsten kulturellen Erwägungen aus immer wieder: Die Hauptaufgabe des Zeitalters in Afrika ist die Einpflanzung einer bodenständigen und wachstümlichen Kultur in die Wildnisse des aus Mangel an geistiger Anregung dumpf gewordenen Negerlebens; auch bei den jetzigen Herrenvölkern Europas ist dieser grundlegende Dienst von der Kirche in ihrem wenn auch einseitigen System von Kirchschulen geleistet worden. Es liegt eben weltgeschichtlich die Erfahrung vor, daß höhere Kultur bei kulturarmen Völkern am leichtesten durch Vermittlung der Religion wachstümlich gepflanzt und gepflegt wird. Nun ist es charakteristisch, daß im großen und ganzen in Schulfragen die Schotten und die Amerikaner, zumal die Kongregationalisten, eine etwas andere Stellung einnehmen als die übrigen Missionen. Sie schätzen den Wert der Schulen als eines Missionsmittels höher ein. Ohne die entscheidende Bedeutung der Bekehrung und Wiedergeburt zu unterschätzen, legen sie besonderes Gewicht auf die Notwendigkeit, die verwilderten, geistig und sittlich verwahrlosten Neger durch planmäßigen Unterricht und die stramme Zucht der Schule innerlich und äußerlich zu fördern. Mit dem Einströmen der europäischen Kultur in Afrika machen sich aber auch sehr andersartige Interessen und Anschauungen geltend. Die Kreise allerdings, welche die Eingeborenen in erster Linie als möglichst billige, ungelernte Arbeitskraft ausnutzen wollen, widerstreben jedem irgendwie höhere Ziele anstrebenden Schulwesen; ein „gebildeter“ Neger ist für sie ein verdorbener Neger. Die Kolonial-

verwaltungen und im ganzen auch die weiterblickenden Handelskreise betonen, daß sie für die Einrichtung der örtlichen Verwaltung, als Maurer, Tischler und sonstige Handwerker, für die niedere Rechtspflege, für Post, Eisenbahn und Polizei, für die Zweiggeschäfte im Urwald und Inland, aber auch als Schreiber, Stenotypisten und sonstiges Hilfspersonal eine große und schnell wachsende Zahl von gebildeten Eingeborenen brauchen. Da erfahrungsgemäß die Neger für alle diese Berufe eine ausreichende Begabung beweisen, richten sie für ihren Bedarf Handwerksschulen und Schulen zur Vorbildung dieses Hilfspersonals aller Art ein, und da sich auch hier das Angebot nach der immer lebhafter werdenden Nachfrage richtet, steigt der Andrang zu diesen Schulen mit dem Wachstum der Gehälter der Angestellten. Die Regierung benutzt diesen gesunden Prozeß, um ihre Anforderungen immer höher zu spannen. — Es machen sich in wachsendem Maße noch weitergreifende Erwägungen geltend. Die Handelskreise suchen ihren Absatz durch Anreizung des Kulturhungers zu steigern; sie leitet dabei die Erkenntnis, daß die Nachfrage nach ihren Kulturgütern in dem Maße zunimmt, wie das allgemeine Kulturniveau bei den Eingeborenen sich hebt. Dazu bringt es die Verbreitung des demokratischen Gedankens in der ganzen Welt mit sich, daß die Eingeborenen am öffentlichen Leben Anteil haben wollen; sie gründen Eingeborenen-Konferenzen, halten Kongresse ab, schaffen durch eigene Zeitungen eine öffentliche Meinung mit weitgehenden Forderungen der Selbstverwaltung und der Vertretung ihrer Rechte gegenüber den weißen Herrn. Diese Bestrebungen sind lebensfähig nur, wenn sie von einer Bildungsschicht der Eingeborenen getragen werden, die immer breitere Massen des Volkes umfaßt und immer höhere Ziele anstrebt. Natürlich wird die Mission diese weiter ausgreifenden Entwicklungen stets im Auge behalten und sie von ihrem Standpunkte aus und mit ihren Mitteln zu befriedigen suchen; und es ist eine hochbedeutsame Tatsache, daß bis heute noch weitaus die Mehrzahl der Schulen und Schüler in Afrika in den Händen der Missionen ist. Aber es nähert sich doch der Zeitpunkt und ist in vielen Gebieten Afrikas schon erreicht, wo die über die Bedürfnisse der Mission hinausreichenden, beziehungsweise andersartigen Bedürfnisse die Kolonialverwaltungen nötigen, das Schulwesen ihrerseits in die Hand zu nehmen. Sie tun das zumal im Bereiche der angelsächsischen Kolonisation erfahrungsgemäß zunächst in der Weise, daß sie durch reichlich bemessene Schulzuschüsse sich einen Einfluß in den

Missionsschulen sichern; aber sie gehen dann dazu über, — und das ist das Entwicklungsstadium, in welches die britische Kolonialpolitik in der britischen Interessensphäre in Afrika fast überall neuerdings eingetreten ist oder einzutreten im Begriff steht, — die Schule als eines der wichtigsten Hilfsmittel zu benutzen, um die afrikanischen Völker dem Mutterlande innerlich zu assimilieren. Sie rechnet so: Da Afrika eine eigene bodenständige Kultur größeren Stils nicht hervorgebracht hat und wahrscheinlich hervorzubringen nicht in der Lage ist, so schließt die gegenwärtige europäische Kulturexpansion in Afrika die Aufgabe in sich, eben diese europäische Kultur bodenständig nach Afrika zu verpflanzen. Das aber geschieht praktisch am wirksamsten, wenn man die eigene englische Kultur möglichst kraftvoll nach Afrika trägt. Auch im germanisch-nordischen Europa wurde an der Schwelle des Mittelalters die Kultur in dieser Form der Übertragung der auf anderem Boden gewachsenen, der griechisch-römischen Kultur mitsamt der fremden Kultursprache eingebürgert, und es hat ein halbes Jahrtausend gedauert, bis sich aus dieser importierten bodenfremden Kultur nationale germanische Kulturen entwickelt haben. Vollbringen wir die uns jetzt obliegende und durch unsere Kolonialpolitik geforderte Übertragung der angelsächsischen Kultur, und überlassen wir es der Entwicklung späterer Jahrhunderte, ob die Neger auf dem so gelegten Grunde eine eigene nationale Kultur hervorzubringen imstande sein werden. Es liegt auf der Hand, in welchem Maße die Engländer in dieser Gedankenrichtung bestärkt werden durch die ihnen gleichsam im Blute liegende Anschauung, daß die englische Kultur die vollkommenste und auch in ihren äußeren Lebensformen angemessenste ist, welche die Menschheit hervorgebracht hat. Im allgemeinen ist es den englischen Missionaren und den angelsächsischen Missionen leicht, es liegt ihnen, auf diese modernen kolonialen Grundanschauungen einzugehen. Erheblich anders liegt das in der Regel bei den deutschen, skandinavischen und manchmal selbst den amerikanischen Missionen. Sie werden genötigt, ihr Schulwesen einem sowohl dem religiösen Charakter und der eigentlichen Missionsaufgabe wie auch ihrem Empfinden und ihren missionstheoretischen Überzeugungen wesensfremden kolonialpolitischen Zweck dienstbar zu machen. Diese Schwierigkeit tritt besonders deutlich hervor, wenn wir sehen, wie die französische Kolonialpolitik dieselben Gedankengänge sogar noch radikaler durchführt und vermittels der Schulen in Afrika die moderne, realistisch-atheistische, kirchenfeindliche

Kultur einbürgert. Und Portugal, Belgien und Italien sind nur zu gelehrige Schüler der großen Kolonialmächte. Diese Dienstbarmachung der Schule gegenüber den Zwecken nicht des Reiches Gottes, sondern einer bewußt imperialistischen Kolonialpolitik ist in der französischen Kolonialpolitik, besonders auf Madagaskar, schon seit der französischen Besitzergreifung der Insel 1895 das Kreuz der protestantischen Mission gewesen. Der Ausbau dieser Politik in den britischen Kolonien, wenn sie auch nicht gleich rigoros und skrupellos durchgeführt wird, bedroht doch auch ernstlich die Mission mit einer Alterierung ihres Schulwesens.

Aber auch abgesehen von den realistischen Gesichtspunkten und Maßstäben der Kolonialverwaltungen liegt auf diesem Schulgebiete für die Missionen ein nicht leicht zu lösendes Problem. Wie verhalten sich Erziehung und Bekehrung, intellektueller und religiöser Fortschritt? Kein Zweifel, daß das Hauptanliegen der Mission die Bekehrung, die religiöse Funktion ist. Es ist auch sicher, daß für sie günstige Vorbedingungen in der geistigen Struktur des Negers vorliegen; er ist ein religiöser Mensch, und die Religion ist der Hebel, der angesetzt werden muß, um ihn auf ein höheres kulturelles Niveau zu heben. Aber wie die Verhältnisse in Afrika wirklich liegen, sucht er und suchen seine Kinder meist zuerst Erziehung, Schulung. Der Flitter europäischer Bildung schmeichelt seiner Eitelkeit; Schulwissen bahnt den Weg zu den gut bezahlten Beamtenstellen und andern Erwerbsmöglichkeiten; Schulwissen ermöglicht und befördert bei dem ausgeprägten Nachahmungstalent des Negers sein heißes Bemühen der Anpassung und Einlebung in das europäische Kulturmilieu. Wir sahen wieder und wieder, wo afrikanische Völker aufsteigen, da war der erwachende Bildungshunger die treibende Kraft. Gewiß war ursprünglich und grundsätzlich das Missionsschulwesen auf die Vertiefung des nachwachsenden Geschlechts im christlichen Glauben und Leben angelegt. Aber man benutzte gern den erwachenden Bildungshunger, um damit den missionarischen Einfluß auszudehnen; man spannte das Netz weit aus, um die Volksmassen auf dem bequemen Umweg über die Schulen einzufangen. Noch heute ist $^{9}/_{10}$ alles Negerschulwesens in Afrika in den Händen der Missionen. Was die Neger bisher überhaupt an Schulbildung erlangt haben, verdanken sie überwiegend den Missionen. Aber intellektuelle Schulung ohne Bekehrung ist ein gemischtes Gut, sie wird in unzähligen Fällen zum Verhängnis; sie erzieht die berüchtigten Niggerkarikaturen. Sie

nimmt dem eingebildeten „Bildungsproletariat" die sittlichen Hemmungen, welche immerhin das alte Stammesleben enthielt; sie macht die jungen Leute zu haltlosen Lumpen, die von ihrer Eitelkeit, ihren Launen und Lüsten umgetrieben, an Leib und Seele verarmen. Und was der Neger vor allen Dingen braucht, ist sittliches Eisen im Blut, Rückgrat im Kampf mit sich selbst und der vergifteten Umgebung, ein neues Herz und ein neuer gewisser Geist, kurz Bekehrung. Gerade weil in Afrika in so ausgeprägtem und besonderen Maße die Mission die Lehrmeisterin ist und die Neger die Schüler sind, ist es geradezu eine brennende Frage: Wie schaffen wir es, daß in und durch die Schule die Bekehrung die zentrale Bedeutung erhält und behält?

In diese Erwägungen greift nun weiter die Sprachenpolitik ein. Wir sahen, wie sprachlich zersplittert Afrika ist. Zählt man doch 523 Sprachen und 321 Dialekte. Die sprachliche Zerrissenheit war zu ertragen, solange die einzelnen Stämme durch Urwälder und Sümpfe, durch Stammesfehden und nationale Gegensätze voneinander getrennt waren. Nun diese Schranken teils niedergelegt, teils im Fallen begriffen sind, wird der sprachliche Wirrwarr zu einer unbequemen Hemmung. Die Mission kann sich der unendlich mühsamen Aufgabe unterziehen, hunderte von wildgewachsenen Sprachen aufzunehmen, Grammatik und Wörterbuch, Fibel, Gesangbuch und Bibel in ihnen herzustellen. Denn sie glaubt an das Recht der Muttersprache und hält es mindestens theoretisch für ihre selbstverständliche Pflicht, jedem Volke das Evangelium in seiner Muttersprache zu bringen. Für den Handel ist die Sprache nur Mittel zum Zweck, er begnügt sich mit dem schauderhaftesten Pidgeon English, wenn er mit dessen Hilfe seine Geschäfte machen kann. Er befördert Handelssprachen, die möglichst leicht zu erlernen und über einen möglichst weiten Flächenraum als Verkehrsmittel gangbar sind. Die Interessen der Kolonialverwaltung weisen in die gleiche Richtung. Die eingeborene Schutztruppe muß eine einheitliche Kommandosprache haben. Für den Bezirksamtmann ist eine geordnete Verwaltung, zumal eine verständige Rechtsprechung, fast unmöglich, wenn er in seinem Bezirke mit einem Dutzend verschiedener Sprachen zu tun hat, deren Vertreter sich gegenseitig nicht verstehen; und die Versetzung der Bezirksamtmänner aus einem Bezirk in den andern ist erheblich erschwert, wenn in dem andern verschiedene Sprachverhältnisse vorliegen. So ergibt sich das dringende Bedürfnis, für große Teile

einer Kolonie oder wenn möglich für die ganze eine einheitliche Verkehrssprache zu schaffen.

Die Auswahl der Linguae francae für die einzelnen Kolonien ist eine schwierige und tiefe Einsicht und gründliche Sachkenntnis erfordernde Frage. Drei Sprachen haben sich bereits als solche in weiten Gebieten des äquatorialen und nördlichen Afrika durchgesetzt: das Arabische, soweit die Kulturexpansion des nordafrikanischen Islam reicht, das Haussa in dem weiten Aktionsradius der Haussahändler vom Nigerbogen bis zum Tschadsee und von der Sahara bis zum Golf von Guinea, und das Suaheli in Ostafrika. Es scheint, daß unter starker belgischer Protektion sich am unteren Kongo bis weit über den Stanley-Pool hinaus in ähnlicher Weise das Lingala eine dominierende Stellung erobern wird. Die Mission beobachtet diese koloniale Sprachenpolitik und sprachliche Entwicklung mit großem Interesse, denn bald kreuzt, bald fördert sie ihre Wege. Sie muß in ihrem eigenen Interesse eben auch eine Sprachenpolitik treiben, wenn auch unter anderen Gesichtspunkten und in mäßigerem Umfang. Wenn die großen Bibelgesellschaften, zumal die Britische und Ausländische, sich die Riesenaufgabe setzen, die ganze Menschheit mit dem Worte Gottes in ihrer Muttersprache zu versorgen, so haben sie ein starkes Interesse daran, zu beobachten, welche Sprachen in einer gesunden Expansion und welche im Absterben begriffen sind, welche Sprachen über den engeren Kreis des Stammes verstanden und gebraucht, und welche etwa nur noch von den Frauen und Kindern benutzt werden, welche Sprachen von den Herrenschichten, welche von den Sklaven gesprochen werden, welche Sprachen nur mundartlich abweichen und welche einer andern Sprachfamilie angehören. Die Berliner Mission konnte in einem einzelnen Synodalkreise wie der kleinen Kondesynode nicht vier ziemlich stark voneinander abweichende Sprachen wie Njakjusa, Kinga, Bwandji und Pangwe pflegen; sie mußte wohl oder übel eine Sprache zur Synodalsprache machen und die anderen auf eine Fibel und ein bescheidenes Schullesebuch beschränken. Die Basler Mission machte in Kamerun das Duala für die ganze Küstenarbeit und auch in ihren Schulen zur Missionssprache; daneben konnte sie den zahlreichen kleinen Sprachen und Dialekten des Gebietes nur eine mäßige Pflege zuwenden. Gerade weil die Missionen auf die Erlernung von Dutzenden von afrikanischen Sprachen und Dialekten ein so großes Maß von Geist und Kraft gewandt haben, sind für sie die sprachpolitischen Fragen

von großer Wichtigkeit, und es ist ein Jammer, daß die deutschen Missionare, die auf diesem Gebiete das Meiste und das Beste geleistet haben, aus der Arbeit ausgeschaltet sind.

In diese Fragen der Eingeborenen-Sprachen greift, sie noch verwickelter machend, die Frage der Kolonialsprachen ein, d. h. die Frage der Verbreitung und Pflege der Sprachen der kolonialen Herrenvölker. Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, von welcher Bedeutung in der alten Welt die Verbreitung der griechischen Sprache für die Ausbreitung der hellenistischen Kultur und die der lateinischen Sprache für die Konsolidierung der römischen Weltherrschaft gewesen sind. Die modernen Kolonial- und Weltvölker wissen, daß die Verbreitung ihrer Sprachen eines der wirksamsten Mittel zur Förderung ihrer Herrschaftsinteressen ist. Wo sich die Weißen in einigermaßen umfangreicher Kolonisation niederlassen, schaffen sie Sprachinseln ihrer Muttersprache und suchen deren Einflußbereich auszudehnen. Die Kolonialverwaltungen ziehen sich für die niederen und möglichst auch die mittleren Dienstleistungen und Ämter ein ihre Sprache sprechendes Personal heran und betrachten die von ihnen errichteten oder subventionierten Schulen wesentlich mit unter dem Gesichtspunkt, daß sie ihnen dieses ihrer Sprache kundige Personal stellen. Und die Afrikaner haben zuviel Nachahmungstalent, Anschmiegsamkeit an die weißen Herrenvölker und Einsicht in ihren eigenen Vorteil, um nicht in wachsendem Maße auch selbst das Verlangen zu haben, sich die Sprachen ihrer weißen Herren anzueignen. Der Kulturhunger nimmt vielfach geradezu die Form des brennenden Wunsches an, diese Sprachen wenn auch noch so oberflächlich zu lernen. Es ergeben sich für die Missionen eine Fülle der verwickeltsten Fragen aus den Erwägungen oder den wechselnden Notwendigkeiten, sich zu den Kolonialsprachen zu stellen.

Diese Erwägungen führen uns in das Herz des afrikanischen Missionsproblems. Die von allen Seiten wie eine Sturmflut sich über Afrika ergießende Kultur führt unaufhaltsam einen großen, allgemeinen Zersetzungs- und Atomisierungsprozeß der Eingeborenen herbei. Was diesen Halt im wirtschaftlichen wie im sittlichen und religiösen Leben gab, war die straffe Stammesorganisation, die sie von der Geburt bis zum Tode umgab und ihrem Leben Richtung und Inhalt verlieh. Die älteren Missionare im vorigen Jahrhundert gingen fast durchweg von der Voraussetzung aus, daß dieses im Volkstum fest verwurzelte Stammesleben in der Hauptsache erhalten

bleibe, daß es nur ihre Aufgabe sei, daran die Flecken und Mängel zu beseitigen, die Christenleben und Stammesleben, christliches und Stammesideal in Widerspruch oder wenigstens in Reibung brachten. Allein das Einfluten der modernen Kultur und der weißen Herren löst diese Stammesorganisationen fast unaufhaltsam auf. Und weder die Kolonialverwaltungen noch im allgemeinen die Weißen im Lande haben ein Interesse daran, diesen allgemeinen Zersetzungsprozeß aufzuhalten; ja sie befördern ihn direkt und indirekt. Die ins ungemessene wachsenden Bedürfnisse des Arbeitsmarktes, die durch die neuen Verkehrsmittel und Verkehrswege angeregte Freizügigkeit, der durch das Vorbild der Weißen und noch mehr der zum Christentum oder zum Islam übergetretenen Volksgenossen erbrachte Erweis, daß man die alten Stammesordnungen übertreten kann, ohne sich den Strafgerichten der Geister auszusetzen, die mächtig angeregte Begehrlichkeit und Genußsucht — dieses und anderes bringt eben die neue Zeit mit sich. Und die in die Augen fallenden Vorteile, die sie gewährt, ungeahnte Erwerbsmöglichkeiten und damit Wohlstand und Wohlleben, Bildungsmöglichkeiten und damit der Zugang zu Ämtern und Ehren, schrankenlose Ungebundenheit, Befreiung von dem lähmenden Banne der Furcht vor den Geistern lassen ihr die Geister zumal der heranwachsenden Geschlechter und der regierenden Schichten sich entgegenrecken. Hier nun macht es sich auf Schritt und Tritt geltend, welch ein verhängnisvoller Mangel es ist, daß die im religiösen wie im sittlichen Leben vorhandenen Bindungen der Neger in der Furcht, also in der Verneinung verankert sind, nicht im Gewissen, d. h. der grundsätzlichen Anerkennung der sittlichen Norm. Das neue Afrika schreit nach aufbauenden, schöpferischen Kräften, die dem einzelnen einen neuen Halt und Inhalt seines Lebens, der Gesellschaft Anregung und Richtung zu neuer Gemeinschaftsbildung geben. Die sozialen Aufgaben sind nicht geringer und minder wichtig als die näherliegenden individuellen; denn nur die Gemeinschaft kann dem des sittlichen Rückgrates ermangelnden Neger den erforderlichen Halt geben, um so mehr als eine seit uralten Zeiten überreizte und vielleicht auch durch das afrikanische Klima immer neu angeregte Sinnlichkeit, die Neigung zur Maßlosigkeit im Trinken und die Geringachtung des Menschenlebens sehr schwer von dem einzelnen Christen, wirksam nur in der christlichen Gemeinde überwunden werden können. Nicht das ist die Schicksalsfrage Afrikas, ob eine oberflächliche Christianisierung oder eine noch oberflächlichere Islami-

sierung des Erdteils in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgeführt wird, sondern ob die christliche Mission und Kirche die schöpferischen, aufbauenden Lebenskräfte einzupflanzen und zur gesunden Entwicklung zu bringen vermag, wie die Natur im Frühling aus der abgestorbenen alten Welt eine neue Welt voll Leben und Entwicklungsmöglichkeiten hervorbringt, ohne durch einen Bruch den Zusammenhang mit dem vorausgegangenen Zustande zu verlieren.

Es wäre von hohem Interesse, eine Geschichte der Missionsmethode in Afrika zu schreiben. Das ist aus Mangel an Quellen anscheinend zur Zeit noch unmöglich. In Südafrika hat das Vorbild der Brüdergemeine Schule gemacht, die verwahrlosenden Hottentotten, Bastards und Orlams auf großem, in der Verwaltung der Mission stehendem Grundbesitz, auf Grantplätzen oder Instituten zu sammeln und zu kirchlichen und bürgerlichen Gemeinwesen zu erziehen. Der Beginn der Kaffernmission schuf einen andern Typus der Missionsarbeit, der Missionar wohnend unter einem freien Volk, wo es privaten Grundbesitz überhaupt nicht gab. Als später die burisch-englische Siedelung sich über die weiten Flächen, zumal des Transvaalschen Hoogefeldes ausdehnte und viele Farbige in kleinen Trupps auf den Burenfarmen zerstreut wohnten, bildete sich ein dritter Typus aus, der Missionar auf einer zentral gelegenen Hauptstation mit oder ohne Grundbesitz und ringsum in weitem Kreise auf zahlreichen Bauernplätzen kleine Evangelistenposten, Predigtplätze, Außenstationen, Eingeborenen-Pastorate, Schulen u. dgl., gleichsam ein Superintendentur-Bezirk, der von der Station aus beaufsichtigt und geleitet wird. Mit dem Aufblühen der Städte und Minenzentren entwickelte sich ein vierter Typus, indem die Mehrzahl der in diesen städtischen Siedelungen zusammenströmenden Farbigen genötigt wurde, in geschlossenen Arbeitergehöften oder in offenen Lokationen zusammenzuwohnen, so daß dort unter ihnen eine nur durch den sehr fluktuierenden Charakter dieser Wanderarbeiter beeinträchtigte, planmäßige Arbeit betrieben werden konnte. Die Evolution dieser vier Typen von Missionsarbeit war ein allmählicher Prozeß, und es fanden auch viele Misch- und Zwitterbildungen statt.

Wichtiger war es, daß sich den Lebensformen der Eingeborenen gegenüber eine einheitliche Haltung herausbildete, gleichsam eine öffentliche Meinung in den entscheidenden Fragen der missionarischen Praxis. Es handelte sich hauptsächlich um die Vielweiberei, den Frauenkauf, die Sklaverei, die Häuptlingsherrschaft, und

die Beschneidung. In allen diesen Punkten war die missionarische Stellungnahme schroff ablehnend. Nicht weil man irgend eines dieser Probleme gründlich studiert und bis in seine letzten Konsequenzen folgerichtig durchdacht hatte. An derartiger Durcharbeitung der missionarischen Fragen fehlte es in der afrikanischen Mission zumal in den Jahrzehnten der sich bildenden und festigenden Missionspraxis in bedauerlichem Maße. Die Basler Mission auf der Goldküste arbeitete gründlich sowohl an dem Problem der Sklaverei wie an dem der Vielweiberei, aber ihre verwickelte Stellungnahme setzte sich nicht durch, und ihre wertvollen, tiefgreifenden Erwägungen gewannen über den Bereich der eigenen Mission hinaus kaum Einfluß. In Südafrika ging Bischof Colenso von Natal in grundlegenden missionstheoretischen Fragen eigene Wege und forderte damit stark den Widerspruch der übrigen Missionare heraus; aber gerade er war sowohl durch seine liberale alttestamentliche Forschung wie durch seine Verfeindung mit dem anglikanischen Episkopat in Südafrika eine so stark angefeindete Persönlichkeit, daß schon dadurch seine Sondermeinungen in Mißkredit kamen. Nun war es gewiß von grundlegender Bedeutung für die afrikanische Missionsarbeit, daß sich in den entscheidenden Missionsfragen eine anerkannte öffentliche Meinung bildete und durchsetzte. Aber über dieser Erwägung darf doch die Prüfung nicht beiseite geschoben werden, ob sich diese Stellungnahme als die richtige erwiesen hat, ob sie sich auch über Südafrika hinaus in der afrikanischen Mission durchgesetzt hat, und ob sie nicht vielmehr hier und da eine Hemmung der Mission geworden ist.

Zwar betreffs der Vielweiberei kann trotz allem Für und Wider, das polygame Verhältnisse in der einen oder andern Form aus speziell afrikanischen, ethischen oder wirtschaftlichen Lebensbedingungen heraus rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen will, die entschiedene Ablehnung immer wieder nur als die einzig mögliche, folgerichtige Stellungnahme anerkannt werden, und zwar sogar so weit, daß der in Vielweiberei lebende Mann nicht eher getauft wird, bis er alle Frauen außer einer entlassen hat,[1]) und daß das Nehmen einer zweiten

[1]) Dies ist einer der wenigen Punkte, über den immer wieder von Zeit zu Zeit eine ernsthafte missionstheoretische Erörterung einsetzt. Denn in der Tat, die Forderung, daß der Taufbewerber alle Frauen bis auf eine entlassen soll, ist mit großen Härten und Ungerechtigkeiten verknüpft, sowohl weil dadurch gesunde Ehen zerrissen und viele Kinder ihrer Väter beraubt werden, wie weil zahlreichen entlassenen Frauen schweres Unrecht widerfährt. Hier ist einer der tragischen Kon-

Frau unnachsichtig mit dem Ausschluß aus der Gemeinde bestraft wird. Die Einehe hat sich in einer fast zweitausendjährigen kirchengeschichtlichen Entwicklung als die allein dem christlichen Ethos entsprechende legitimiert, und solange die alte Christenheit diesen neutestamentlichen Kanon aufrecht erhält, kann nicht die junge Christenheit auf den Missionsfeldern auch nur zeitweilig wieder in alttestamentliche Lebensordnungen zurückfallen.

Betreffs der Sklaverei liegt es schon nicht ganz so einfach. Denn wenn auch Sklavenjagden und Kriege, die Sklavenzüge mit ihren namenlosen Grausamkeiten und die öffentliche Versteigerung von Sklaven unter allen Umständen mit den Grundsätzen der christlichen Sittlichkeit unvereinbar sind, und die Beseitigung sowohl des von christlichen Völkern betriebenen Sklavenhandels im Atlantischen Ozean wie des von den Arabern betriebenen nach dem vorderen Orient und Nordafrika geradezu eines der Ruhmesblätter der christlichen Humanität und Philanthropie ist, so gibt es doch daneben viele zartere Formen der Haussklaverei und Hörigkeit, bei denen man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten darf. Und die Frage der Beschaffung der ungelernten Arbeitskräfte ist und bleibt eins der großen Probleme Afrikas, selbst wenn man noch so gewissenhaft das anstößige Wort „Sklaverei, Sklavenarbeit" vermeidet. Hier hat man sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Sache zu leicht gemacht.

Noch erheblich schwieriger liegt es mit den Fragen des Frauenkaufs und der Beschneidung. Nicht nur hat sich hier die strenge südafrikanische Praxis im übrigen Afrika nur sehr teilweise oder gar nicht durchgesetzt; sondern es regen sich auch in Südafrika immer wieder Stimmen, welche die schroffe Missionspraxis verurteilen. Gewiß ist es eine nicht auf der Höhe des christlichen Ethos stehende Volkssitte, welche die Heirat der jungen Mädchen zu einem Kuhhandel im eigentlichen Sinne macht. Dadurch waren Neigungsheiraten vielfach unmöglich gemacht, reiche

---

flikte in dem Zusammenstoß einer höheren und einer niederen sozialen Lebensordnung, die meist nicht ohne harte Brüche abgehen. Man muß hoffen, daß diese Reibungen von selbst nachlassen, wenn sich der normale Ausgleich der Geschlechter vollzieht. In Natal, wo von je her die Frage der Vielweiberei besondere Schwierigkeit gemacht hat, waren schon 1902 von 607 762 verheirateten Sulu 516 600 monogam, nur 69 846 Männer hatten zwei Frauen, 15 000 ihrer drei, und ganz wenige noch mehr.

Greise konnten sich zahlreiche junge Frauen kaufen, und daß in den meisten Fällen der Kaufpreis nur teilweise bezahlt wurde, gab Anlaß zu endlosen Rechtsstreitigkeiten, zumal wenn der Mann die Frau wieder entließ oder die Frau davonlief. Aber an sich entspricht es durchaus der Struktur des südafrikanischen wirtschaftlichen Lebens, daß der Mann für die wertvollste ihm zufallende Arbeitskraft eine angemessene Bezahlung in ortsüblichen Werten leistet; genau wie in unsern bäuerlichen Verhältnissen in weitaus den meisten Fällen die junge Frau eine angemessene Mitgift einbringen muß, wenn die Wirtschaft leistungsfähig bleiben soll.

Die Beschneidung ist allerdings in Afrika in der Form der Mannbarkeitsfeier für Knaben und Mädchen ebenso zur Einweihung in den schranken- und zuchtlosen Geschlechtsgenuß entartet, wie auch zur Einführung in die Stammessitte und -Überlieferung in der Lebensgemeinschaft mit den Stammesahnen geworden. Aber an sich ist nicht viel dagegen einzuwenden, wenn afrikanisches Naturempfinden die wichtigste Entwicklung im Leben der heranwachsenden Geschlechter ausdrücklich zu feiern sucht; und die vollzogene Beschneidung ist eben den jungen Männern nicht bloß das Zeichen der Mannbarkeit, sondern auch der Männlichkeit. Sie wird als nationales Abzeichen, nicht als Absage gegen das Christentum angesehen. Der Reiz der geheimnisvollen Zeremonie übt eine unwiderstehliche Macht aus, und es bedarf großer Charakterstärke, sich dieser Sitte nicht zu unterwerfen und den Spott, besonders der Frauen und Mädchen zu ertragen. Es ist ebenso bedauerlich, daß die streng durchgeführte Ablehnung der Beschneidung zumal bei den Kaffernvölkern von Südostafrika die Männer in so großem Umfang von der Gemeinde fern gehalten hat, wie daß es auch unter den trotzdem Getauften wenige Männer gibt, die nicht geheim oder offen die Beschneidung empfangen haben. In Südafrika, wo eine lange, feste Überlieferung eine fast von allen Missionen anerkannte Ordnung aufgerichtet hat, wird es schwer und wahrscheinlich unweise sein, an ihr nun noch zu ändern. In andern Teilen Afrikas wird die Frage einer gründlichen neuen Erwägung bedürfen, zumal in der Richtung, ob es möglich ist, die Beschneidung von der Überreizung des Geschlechtslebens und von dem Zusammenhang mit dem Ahnenkult loszulösen. Das wird naturgemäß bei den vielen Völkern leichter sein, bei denen sie sich erst in späterer Zeit eingebürgert hat.

Übrigens ist weithin in den Missionarskreisen insofern ein Umschwung der Stimmung eingetreten, als die frühere weitgehende Ablehnung der afrikanischen Stammessitte vielfach dem Bestreben gewichen ist, sie soweit sie irgend mit der christlichen Sitte und Anschauung vereinbar ist, zu erhalten und nur von ihrem heidnischen Beigeschmack zu reinigen und mit christlichem Geiste zu durchdringen. Selbst für die spätabendlichen Tänze, die früher wegen ihrer Versuchung zur Unsittlichkeit als verpönt galten, werden als für einen dem Afrikaner fast unentbehrlichen Sport mit vielfach harmlosen, unsern Kinderreigen ähnlichem Inhalt gewichtige Stimmen laut. Gewiß sind solche Versuche, ein nicht im ausländischen Gewande der Mission auftretendes, sondern in afrikanischen Lebensformen sich entwickelndes Christentum zu schaffen, lebhafter Teilnahme wert, wenn dadurch nicht unassimilierbarer heidnischer Sauerteig in die Gemeinde verschleppt wird. Und man darf nie außer acht lassen, daß die Überreizung der Sinnlichkeit geradezu der Fluch Afrikas ist; dagegen Schutzwehren aufzurichten, ist eine der dringendsten christlich-erzieherischen Aufgaben. Und wie sehr wird sie erschwert durch die überhand nehmende sexuelle Zuchtlosigkeit des „christlichen" Abendlandes.

Überschauen wir die missionarische Lage in Afrika insgesamt, so kommen die beiden alten orientalischen Kirchenkörper der Kopten und Abessinier für die heutige Ausbreitung des Christentums kaum in Betracht. Ihre Missionskraft ist erloschen. Sie haben Mühe, einigermaßen ihren Bestand gegenüber der sie von allen Seiten umgebenden moslemischen Propaganda zu behaupten. Weitaus die beiden günstigsten Positionen sind Südafrika und die ostafrikanischen Inseln. In Südafrika ist durch die 1 450 000 weißen und $1^1/_2$ Millionen farbigen Christen unter insgesamt $8^1/_4$ Millionen Einwohnern die Entscheidung zugunsten des Christentums wohl endgültig gefallen. Überall in Südafrika hat der Protestantismus bei Weiß und Schwarz die Oberhand. — Auf den kleineren ostafrikanischen Inseln hat der Katholizismus seit Jahrhunderten eine starke Position, die freilich von etwa 1650 bis 1850 arg vernachlässigt war, so daß erst neuerdings die verwahrlosten Gemeinden einigermaßen reorganisiert sind. Ein bedrohlicher Faktor ist hier nur die starke Einfuhr indischer Kuli, die ein neues, schwer zu überwindendes Heidentum einführen. Auf Madagaskar ist wohl der Hauptwiderstand des Heidentums gebrochen, wenn auch protestantische und katholische Missionen zusammen mit Einschluß der Katechumenen erst 700 000 Christen zählen, also etwa 29 % der Be-

völkerung. Es fällt stark in das Gewicht, daß $^4/_5$ der Christen in den beiden Zentralprovinzen Imerina und Betsileo leben, diese aber auch unter den völlig veränderten Verhältnissen der französischen Herrschaft durchaus das Herz der Insel, ihr geistiges und geistliches Lebenszentrum darstellen.

Im übrigen Afrika kommen die starken katholischen Bevölkerungen in den verschiedenen Ländern Nordafrikas und auf den im Westen vorgelagerten Inselgruppen für die heutige Missionierung Afrikas kaum in Betracht, in Nordafrika, weil der Gegensatz der moslemischen Eingeborenen gegen die europäischen Eroberer und Eindringlinge zu stark ist, auf den Inseln, weil nur schwache Beziehungen zwischen ihnen und dem Festlande bestehen. Auch von der allein noch einigermaßen erhaltenen alten katholischen Missionsprovinz Angola geht schon seit Jahrhunderten missionarische Kraft nicht mehr aus. Die afrikanische Mission hat hier überall lediglich mit den Arbeiten und Erfolgen des „Missionsjahrhunderts" zu rechnen.

In Nordafrika ist es evangelischer- wie katholischerseits, abgesehen von den Evangelisationsbemühungen in den orientalischen Kirchen, über zerstreute Missionsversuche mit einer mühsamen Geduldsarbeit und geringen Erfolgen noch nicht hinausgekommen. Der Widerstand des gerade hier fanatischen Islams ist noch keineswegs gebrochen, und die ablehnende, wo nicht gar feindselige Haltung der atheistisch-radikalen französischen Kolonialregierung setzte bisher der Missionstätigkeit enge Schranken.

In Westafrika unterscheiden wir deutlich zwei Perioden, die durch die koloniale Ära 1884/85 und speziell für Niederguinea durch Stanleys Entdeckung des Kongostromes 1875/76 geschieden sind. Vor diesen Jahren 1884/85 bezw. 1876 einige kleine philanthropische Kolonisationsunternehmungen in Sierra Leone und Liberia, die zu einer lebhaften Missionstätigkeit in engen Grenzen führten. Daneben traten längs der Küste vom Senegal und Gambia bis hinunter zum Gabun und Ogowe zahlreiche, unter den größten Opfern begonnene und fortgeführte Missionen ins Leben, die aber alle vorläufig nur bescheidene Anfangserfolge erzielten und über einen schmalen Küstenstreifen kaum hinauskamen. Eine einigermaßen großzügige Missionstätigkeit setzte erst in der zweiten Periode ein. Nun folgte eine starke Besetzung des belgischen Kongostaates, der beiden deutschen Kolonien, der beiden Nigerien, der Goldküste und des Hinterlandes von Sierra Leone. Leider ist diese neuere Mission un-

gemein zersplittert. Man denke nur an die zahlreichen Missionen im belgischen Kongostaat, von denen bisher nur eine, die amerikanische der Südlichen Presbyterianer, imstande gewesen ist, größere Erfolge zu erzielen. Trotzdem scheinen in dem ganzen Bereiche um den Meerbusen von Biafra von der Goldküste im Westen bis Kamerun im Osten seit der Jahrhundertwende die heidnischen Massen im näheren Hinterlande der Küstengebiete in Bewegung zu kommen; hier wird von den verschiedensten Bezirken, in der Wesleyaner-Mission auf der Goldküste, in der Yoruba und Niger-Mission der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft, in der Kwa Iboe- und Altkalabar-Mission, in der Basler und der amerikanischen Presbyterianer-Mission in Kamerun, ebenso in der katholischen Yaunde-Mission in Zentral-Kamerun und auf der Elfenbeinküste von großen Volksbewegungen zum Christentum berichtet, die zu großen Erwartungen berechtigen.

In Ostafrika bestanden bis zu Livingstones Tod 1873 nur zerstreute Missionsposten. Die Missionsära hat hier mit der an Livingstones Tod sich anknüpfenden Bewegung, an H. Stanleys epochemachende Durchquerung Afrikas 1875/76 und an die koloniale Aufteilung seit 1884 angeknüpft. Diese starken Antriebe haben hier teils zum Eintritt großer und leistungsfähiger Gesellschaften wie der englischen Kirchenmission in Uganda und der schottischen Missionen in Britisch-Zentralafrika, teils zu einer starken missionarischen Besetzung zumal von Deutsch- und Britisch-Ostafrika geführt. Große Missionserfolge sind erst an wenigen Stellen erzielt; die schönsten und hoffnungsvollsten in Uganda, wo im Herzen Afrikas eine lebenskräftige Volkskirche im Entstehen begriffen scheint, und in der freischottischen und der burischen Mission auf den Hochebenen im Westen des Njassasees, wo sich verschiedene Völker mit großem Eifer dem Christentum zuwenden und die Missionsbewegung einen außerordentlich frischen Eindruck macht. Auch im Südwesten von Deutsch-Ostafrika schien in den letzten Jahren vor dem Kriege von den Hochebenen von Ugogo, des Bena- und Hehelandes bis zur Konde-ebene am Nordende des Njassasees im Bereiche der Benediktinermission wie verschiedener evangelischer Missionsgesellschaften eine volkstümliche Bewegung zum Christentum, und zwar speziell zur Missionsschule in Gang zu kommen.

Es ist lehrreich zu beobachten, daß das Wachsen des Missionserfolges meist nicht im direkten Verhältnis zur Vermehrung der Missionskräfte steht. Vielmehr hat in der Regel jede neue Mission

erst ihre Lustren oder Jahrzehnte mühseliger Anfangsarbeiten durchzumachen; wie und wo volkstümliche Bewegungen sich einstellen, ist in Afrika ein ebenso seltsames Geheimnis wie bei den Massenbewegungen in Indien; man kann nur dies eine sagen, daß sie eine Folge der ins Land dringenden Kultur und eine Frucht bereits viele Jahre hindurch mit Geduld betriebener Grundlegungsarbeit sind. Den ungeduldigen Missionskreisen, welche die Evangelisierung Afrikas in wenigen Jahrzehnten, womöglich in einer Generation, zu Ende führen möchten, ist entgegenzuhalten, daß der Erdteil Afrika die ihm anhaftende, eigenartige Spröde noch immer durchaus nicht ganz abgelegt hat. Noch immer fordern die ungünstigen klimatischen Verhältnisse eine außerordentliche Vorsicht der Lebensführung, sorgfältiges Maßhalten in der Arbeitsleistung und einen großen Kostenaufwand für den Ausbau der Stationen und die Urlaubsreisen; und trotzdem werden, zumal in jungen Missionen, die Arbeitskräfte fortgehend mehr als dezimiert. Selbst mit großem Tatendrang vorgehende Missionen haben oft schon nach einem Jahrzehnt Mühe, mit noch soviel nachgesandten Verstärkungen auch nur den Bestand ihres Arbeiterpersonals aufrecht zu erhalten.

Die andere unüberwundene Schwierigkeit ist die sprachliche und volkliche Zerrissenheit der Eingeborenen, die immer wieder ein allzu großes Maß von Zeit und Kraft in den grundlegenden Sprachstudien und der Beschaffung der notwendigsten Literatur in Kirche und Schule aufzehrt. Die Losung der afrikanischen Missionen wird bleiben: Eile mit Weile. Das Moment, das trotz aller Hemmungen zu entschlossenem Vordringen gebieterisch auffordert, ist der Wettbewerb des Islam, dem es heißt mit Anspannung aller Kräfte im äquatorialen Afrika und möglichst im ganzen Bereich der Bantuvölker zuvorzukommen.

Überschaut man rückwärtsblickend die bisherige Entwicklung der Mission in Afrika, so möchte man sich immerhin ein Bild davon machen, wie sich die nächste Zukunft gestalten mag. Eines Versuchs der Prophezeihung müssen wir uns dabei um so gewissenhafter enthalten, als erfahrungsgemäß in Afrika immer das Unerwartete zu geschehen pflegt. Frankreich hat sein Kolonialreich in West- und Nordafrika durch Gewinnung breiterer Küsten konsolidiert. Den britischen Feldzügen gegen die deutschen Kolonien lag der ehrgeizige und weitschauende Plan zugrunde, vom Kap bis zum belgischen Kongostaat und Deutsch-Ostafrika ein gewaltiges britisches Kolonialreich aufzurichten, das dann früher oder später auch die portugiesischen

Kolonien in Ost- und Westafrika aufsaugen wird. Diese politische Neugestaltung ist auch für die Mission bedeutsam. Die Entwicklung in Madagaskar und andern französischen Kolonien hat gezeigt, wie schwierig sich die evangelische Mission unter dem atheistischen und radikalen französischen Kolonialregiment gestaltet. Auch für die Entbindung und Entwicklung neuer Missionskräfte, z. B. in Deutschland, wird es von entscheidender Bedeutung sein, wie groß künftig unser Anteil an Afrika sein wird.

Aber andere Faktoren werden tiefer in den Missionsprozeß eingreifen und ihn nachhaltiger beeinflussen. Je wirksamer und umfassender Afrika aufgeschlossen wird, eine um so größere Bedeutung wird es als Lieferant der Rohprodukte und der Mineralschätze für die europäische Kulturwelt haben. Die Erfahrungen der Massenheere im vergangenen Weltkriege und die ausgedehnte Verwendung farbiger Hilfsvölker haben ferner den neuen Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt, nämlich in welchem Maße die europäischen Kolonialvölker ihre militärische Kraft durch die Millionen Afrikas verstärken können. Nach Überwindung der Verkehrsschwierigkeiten und Minderung der Tropengefährlichkeit werden diese beiden Erwägungen — Beschaffung der Rohprodukte und Minerale einerseits und Massen von Kanonenfutter und Hilfstruppen hinter der Front andererseits — die koloniale Arbeit beherrschen. Wahrscheinlich werden beide Gesichtspunkte in einem gewissen Umfang zu einer Entwicklung der farbigen Völker beitragen. Der bergmännische Betrieb allerdings wird in den Händen der Europäer bleiben, darin werden nur Hunderttausende von farbigen Arbeitern als ungelernte Hände Verwendung finden. Bei der Beschaffung der Rohprodukte wird man sich aber immer mehr überzeugen, daß der billigere Weg dazu nicht Plantagengroßbetrieb, sondern bäuerlicher Kleinbetrieb der Eingeborenen ist, wie er so erfolgreich mit der Erdnuß- und Palmölkultur in Westafrika und der Kakaokultur auf der Goldküste und sonst begonnen ist. Das Bedürfnis des Handels, dem steigenden Export einen wachsenden Import gegenüberzustellen, wird in derselben Richtung zur Stärkung eines kaufkräftigen afrikanischen Bauernstandes beitragen. Die ausgedehnte Verwendung farbiger Soldaten und Hilfskontingente in den europäischen Heeren und für die Weltkriege der Kolonialvölker wird die Eingeborenen zu einem Bewußtsein ihrer Kraft und der Stärke ihrer Massen bringen. Um dagegen ein ausreichendes militärisches und strategisches Gegengewicht zu schaffen, werden die für Europäer ohne große Gefahr besiedelungsfähigen

Hochebenen in ausgedehntem Umfang kolonisiert und zu Hochburgen der weißen Herren entwickelt werden.

Wie werden sich auf diesem Hintergrunde die Aussichten der Mission gestalten? Bei dem unaufhaltsamen Eindringen der Kultur bis in die abgelegenen Gaue Zentralafrikas wird sich das animistische Heidentum nicht behaupten können; es schwindet vor der Berührung mit der überlegenen europäischen Kultur- und Geisteswelt unaufhaltsam dahin und wird zu einem blöden Aberglauben, wie wir ihn im Vaudoux Haytis und ähnlichen Verzerrungen des Obbiakults in Westindien und Suriname finden. Die Frage wird nur sein, ob an seine Stelle das Christentum oder der Islam oder religiöse Barbarei treten sollen. Die Aussichten des Islam werden wohl in der näheren Zukunft noch günstig sein, da er dem Neger soviel näher liegt und soviel verständlicher ist; zudem kommt der französische radikale Atheismus, der eine Mission des Christentums ablehnt und hemmt, naturgemäß der Propaganda des Islam entgegen und fördert sie sogar mit Bewußtsein. Der Mission des Christentums kommt es in weitgehendem Maße entgegen, daß die herrschende Kolonisation von denselben Völkern ausgeht, von denen auch die christlichen Missionare kommen, und daß, während die Kolonialmächte auch in Zukunft hauptsächlich Forderungen stellen werden, die Missionare gebend, helfend, erziehend und allseitig fördernd auftreten. Zur Entwicklung sowohl eines leistungsfähigen Bauernstandes wie der in den Negern gebundenen Wehrkraft wird es vitales Interesse der Kolonialverwaltungen sein, einmal die Hemmungen der an sich bei den Afrikanern so gesunden Volksvermehrung zu beseitigen, und zum andern ein unter den Gesichtspunkt der nationalen Assimilation an das Herrenvolk eingestelltes Volksschulwesen zu schaffen. Hier werden die Parallelbestrebungen der Mission naturgemäß ein weitgehendes Entgegenkommen finden, zumal wenn sie sich dem Kolonialprogramm anzupassen versteht. Es ist also nicht daran zu zweifeln, daß diese sich anbahnenden neuen Kultur- und Kolonialverhältnisse für die christliche Mission eine große und günstige Gelegenheit schaffen werden.

Allerdings auf so machtvolle Assimilationseinflüsse, wie sie z. B. das Christentum der Weißen in den Vereinigten Staaten auf die Millionen der von ihrer afrikanischen Heimat und Überlieferung losgelösten Neger in den Südstaaten ausgeübt hat, wird man außer in Südafrika nicht rechnen dürfen. Denn einmal werden stärkere weiße Siedelungen in Afrika zu sporadisch bleiben, und das Namenchristen-

tum der heutigen Durchschnittseuropäer enthält leider zu wenig Licht- und Salzkraft, als daß von ihm starke werbende Einflüsse ausgehen könnten. Die Christianisierungs-Aufgabe wird auch in Zukunft wesentlich in den Händen der berufsmäßigen Missionare und Missionsverwaltungen liegen. Und es wird davon abhängen, ob die altchristlichen Länder imstande sind, christliche Lebenskräfte in Gestalt von überzeugten und opferwilligen Missionaren in ausreichender Anzahl und Qualität abzugeben, um die gewaltigen Missionsaufgaben des schwarzen Erdteils zu lösen. Diese Aufgaben sind um so größer, als die Eingeborenen vor allem eine stramme religiös-sittliche Erziehung brauchen; denn ihre Not ist die sittliche Zuchtlosigkeit und der finstere Aberglaube. Gerade Afrika braucht viele, sittlich gefestigte Missionare. Kaum bei einer Gruppe von Völkern sind religionslose Schulen, d. h. Schulen ohne die charakterbildenden Einflüsse des Gottesglaubens so verfehlt wie in Afrika. In dem Umfang, als die christlichen Völker zu dieser Leistung unfähig werden, wird sich das aus einer primitiven Abgeschlossenheit widerwillig herausgerissene Negertum an den europäischen Herrenvölkern dadurch rächen, daß es sie mit seiner sittlichen Zuchtlosigkeit und seinem Hang zu finsterem Aberglauben ansteckt und dadurch ihre Kultur vergiftet. Sind Europa und Afrika in Zukunft auf innige Lebensgemeinschaft angewiesen, so wird für die christlichen Völker Europas dies Verhältnis unter der Losung des Schriftwortes stehen: Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.

Immerhin, das sind Vermutungen. Wichtiger ist eine Beobachtung der Wirkungen der ungeheuren Katastrophe des Weltkrieges auf Afrika. Da ist von Bedeutung, darauf zu achten, daß in der Schaffung jener Atmosphäre von Mißtrauen und Eifersucht, welche in den Vorkriegsjahren die Weltpolitik vergiftete und den Zündstoff zum Weltkriege aufhäufte, Afrika keine geringe Rolle spielte. Auch hier hatte England von alter Zeit her die Vorhand; nicht nur besaß es in West- und Südafrika alte Kolonien, sondern es hatte vor allem im Zusammenhang mit der Unterdrückung erst des westafrikanischen und dann auch des ostafrikanischen Sklavenhandels die Beherrschung der atlantischen und der indischen Küsten fast des ganzen Erdteils an sich gerissen. Seit dem verlorenen Kriege gegen Deutschland 1870/71 hatte sich Frankreich dem Aufbau eines riesigen Kolonialreiches in Afrika zugewandt, das sich allmählich von Algier,

Tunis und Marokko im Norden bis zum Niger und Tschadsee, ja zum Kongo im Süden erstreckte und mehr als ein Drittel des schwarzen Erdteils, also mehr als den Flächenraum von ganz Europa umfaßte. Man hätte meinen sollen, daß neben diesen großen kolonialen Ansprüchen noch Raum für die an Umfang und Wert gleich bescheidenen kolonialen Erwerbungen Deutschlands geblieben wäre. Allein teils wurden in deutschen kolonialen Kreisen zumal unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten wiederholt Erwägungen angestellt und Untersuchungsreisen unternommen, um unverbindlich festzustellen, welche Gebiete von Afrika die begehrenswertesten seien, um der schnell wachsenden deutschen Industrie die tropischen Rohprodukte zuzuführen. In erster Linie schienen da der Kongostaat und Nigerien in Betracht zu kommen, und so überlegte man weiter, wie Deutschland etwa in den Besitz dieser beiden wichtigen und zukunftsreichen Gebiete, etwa auch von Teilen des vernachlässigten portugiesischen Kolonialbesitzes in West- und Ostafrika gelangen könne. Obgleich Deutschland die militärische Rüstung in seinen afrikanischen Kolonien sogar in fast unbegreiflicher Weise vernachlässigt hatte, witterte die durch die schimmernde Wehr des deutschen Heeres in Europa nervös gewordene öffentliche Meinung des feindlichen Anstandes auch in Afrika einen gefährlichen Militarismus, etwa das Bestreben Deutschlands, auch im äquatorialen Afrika wie im Herzen Europas eine den ganzen Erdteil dominierende militärische Position auszubauen. Teils unmaßgebliche, teils harmlose Wünsche und Hoffnungen deutscher Kolonial-Politiker und -Literaten wuchsen sich so in der argwöhnischen Phantasie der Ententevölker zu einem großzügigen imperialistischen Programm Deutschlands in Afrika aus und erweckten den Wunsch, den unbequemen Wettbewerber aus Afrika gänzlich wieder zu entfernen. Der Ausgang des Weltkrieges hat die Handhabe dazu geboten.

Von den Erdteilen außer Europa hat neben Vorderasien Afrika weitaus den stärksten Anteil am Kriege gehabt. Das kleine Zehntel des Erdteils, das unter deutscher Herrschaft stand, ist für längere oder kürzere Zeit Kriegsschauplatz gewesen. In Kamerun waren die Franzosen lange Zeit nach der Besetzung des Landes nicht imstande, eine geordnete Verwaltung einzurichten. Im Batangabezirk soll ein volles Drittel der Bevölkerung in den Wirren zugrunde gegangen sein. In dem Zuge der vorrückenden und zurückweichenden Heere wurden die Dörfer zerstört, die Einwohner versprengt. Hinter den kämpfenden Heeren zogen verwüstend Seuchen

und Hungersnöte, weil überall in den Tropen der Dschangel gierig seine Hände nach den nicht unter guter Kultur gehaltenen Ländereien ausstreckt. Die Wirkungen des Krieges reichten aber weit über die Kriegsschauplätze hinaus. Frankreich soll im Laufe des halben Jahrzehnts eine halbe Million Soldaten und weitere viele Hunderttausende als Arbeiter aus seinen afrikanischen Kolonien gezogen haben. Die Feldzüge gegen die Deutschen — außer etwa demjenigen der Südafrikaner in Deutsch-Südwest und dem großen, konzentrischen Vormarsch in Deutsch-Ost — wurden von Engländern und Franzosen, von Belgiern und Portugiesen mit eingeborenen Truppen unter europäischen Offizieren geführt. Im Geleit und Gefolge der britischen Expeditionskorps befanden sich 167000 Eingeborene als Träger, Lazarettgehilfen usw. Von Südafrika gingen 93000 Neger als Soldaten nach den verschiedenen Kriegsschauplätzen, weitere 20000 als Lager- und Feldarbeiter nach Frankreich. Auch die deutschen Schutztruppen bestanden großenteils aus Eingeborenen. So ist wohl reichlich eine Million Farbiger direkt am Kriege beteiligt gewesen. Hunderttausende von ihnen sind teils auf den Schlachtfeldern, teils unter den Einwirkungen eines ungewohnten Klimas und übergroßer Anstrengungen umgekommen. Es ist schwer zu sagen, welche Wirkungen die gewaltigen Kriegserlebnisse auf diejenigen ausgeübt haben, die wieder heimgekommen sind. Speziell in Südafrika sind wir diesen Wirkungen schon nachgegangen.

Die Neuverteilung Afrikas durch den Friedensschluß hat für Belgien, Portugal und Italien keinen erheblichen Zuwachs gebracht. Den Löwenanteil der Beute haben England und Frankreich eingesteckt; sie haben in der Hauptsache das deutsche Kolonialreich unter sich aufgeteilt. Damit ist der Anteil Frankreichs am Kontinent sogar über ein Drittel seines Gesamtumfangs gewachsen. Und dieses ganze Drittel französischen Afrikas kommt außer Madagaskar und einige Dutzend zerstreuter und meist junger Missionsposten in verschiedenen Teilen Nord- und Westafrikas für die protestantische Mission wenig in Betracht. Es ist eines der großen, für die „Weltmission" des Protestantismus zur Zeit teils noch nicht in Angriff genommenen, teils schwer zugänglichen Gebiete. Aus unserer Missionsgeschichte Afrikas ist dieses französische Drittel fast ausgeschieden.

Eine weitere Neuerung des Versailler Friedensvertrages ist die Einführung der Völkerbundsmandate. Wenn diese freilich zunächst eine heuchlerische Maske waren, um den Schein aufrecht zu erhalten,

daß Frankreich und England sich nicht im Gegensatz zu ihren wiederholten feierlichen Versprechungen an dem Raub der deutschen Kolonien bereichert haben, so hat man das bald fallen lassen. Die Kolonien werden eine um die andere annektiert. Man stellt es neuerdings so dar, daß die Mandatsmächte hauptsächlich die Aufsicht über eine humane Behandlung der Eingeborenen ausüben sollen. Freilich ist es eine offene Frage, ob sie dazu imstande und willens sein werden. Die ausschlaggebenden Mächte im Völkerbundsrat sind dieselben, England und Frankreich, die der Welt ihren Willen aufgezwungen haben. Ob gegen ihren Willen der Völkerbundsrat irgend welche humanitären Maßregeln wird durchsetzen können, ist sehr zweifelhaft. Wünschen müßte man dringend, daß in ganz Afrika die Zeit der Riesenkonzessionen von Großkapitalisten vorbei wäre und die Eingeborenen allgemein nicht weder als eine unbequeme Bürde angesehen werden, die man mit in Kauf nehmen muß, um das wertvolle Plantagenland an sich zu reißen, noch als ein bequemes Ausbeutungsmittel, um durch ihre körperliche Arbeit die Schätze des Landes zugunsten der weißen Besitzer aufzuschließen, sondern als ein in der kulturellen Entwicklung zurückgebliebener Teil der Menschheit, der von den begünstigteren Völkern in einer wohlwollenden Erziehung entwickelt werden muß.

An der Lösung der Missionsaufgabe in Afrika beteiligt sich fast der ganze Mission treibende Protestantismus; es sind 119 Missionsgesellschaften und -vereine an der Arbeit, 29 kontinentale (darunter 16 deutsche), 36 britische und 38 amerikanische. Sie haben insgesamt ein ausländisches Personal von 5365 Personen, oder da wir die 1845 Ehefrauen der Missionare nicht als selbständige Missionskräfte zu zählen pflegen, 3520 selbständige Missionsarbeiter, nämlich 1775 ordinierte, 759 Laienmissionare, und 936 Missionsschwestern, von denen 106 Ärzte und 15 Ärztinnen sind. Es ist zu beachten, daß von den großen Missionsfeldern Afrika immerhin erst an dritter Stelle kommt, — nach China mit 5750 (oder ohne die 1743 Missionarsfrauen 4007) und Britisch-Indien (mit Barma und Ceylon) mit 5649 (oder ohne die 1540 Missionarsfrauen 4109) Missionaren. Trotzdem nach der Zahl der sendenden Gesellschaften Amerika an erster Stelle steht, ist die missionarische Leistung der britischen und der kontinentalen Christenheit höher zu bewerten. Die Arbeit der britischen Missionen breitet sich über den ganzen Erdteil aus; die der deutschen Missionen konzentrierte sich in Westafrika auf die Goldküste, Togo und Kamerun,

in Ostafrika auf die deutsche Kolonie, und dehnt sich nur in Süd-afrika fast auf den ganzen Subkontinent aus. Die amerikanische Mission hat an alten, konsolidierten Arbeiten eigentlich nur die des amerikanischen Board in Natal, Angola und Süd-Rhodesia und die umfassende Evangelisationsarbeit der Vereinigten Presbyterianer in Ägypten; daneben die zahlreichen neueren Arbeitsfelder im belgischen Kongostaat, und die kirchliche Pflege der Liberianer; außerdem zahlreiche, über den ganzen Erdteil verzettelte Missionen, von denen die der nördlichen Presbyterianer in Südkamerun weitaus die bedeutendste und hoffnungsvollste ist.

Die eigentümliche Art und Gabe der drei Fähnlein der protestantischen Mission, der kontinentalen, der britischen und der amerikanischen kommt gerade auf ihren afrikanischen Arbeitsfeldern deutlich zur Entfaltung. Natürlich haben sie alle den ernstlichen Willen, in Afrika die Heilsbotschaft des Evangeliums auszurichten und bei der Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes Handlangerdienste zu tun. Die kontinentalen Missionen studieren gründlich Land und Leute und bemeistern vor allem die afrikanischen Sprachen; es ist kein Zufall, daß die afrikanische Linguistik sich wesentlich zu einer deutschen Wissenschaft gestaltet hat. Neben diesen grundlegenden Studien haben die kontinentalen Missionen ihre Liebe und Treue auf den inneren und äußeren Aufbau der Gemeinden gerichtet und haben in der Durchdringung des ganzen Lebens mit dem Sauerteig des Evangeliums, in der Einbürgerung einer volkstümlichen christlichen Sitte und in der Ausbildung von Gemeindeordnungen Vorbildliches geleistet. Dagegen haben sie in den abschließenden Arbeiten der Verselbständigung der eingeborenen Volkskirchen, in der Übertragung weitergehender Selbstverwaltung, und in der kirchlichen Organisation Zurückhaltung geübt. Der Grundzug ihrer Missionsart ist patriarchalisch. — Die britischen Missionen haben auch in ihren afrikanischen Missionen den Grundzug ihres Wesens, den liberalen Trieb zur Entwicklung selbständiger Persönlichkeiten bewährt, und zwar nimmt dieser Grundzug in charakteristischer Weise in den anglikanischen und methodistischen Missionen überwiegend die Richtung auf die Schaffung anglikanischer oder wesleyanischer Kirchenprovinzen, wobei in den methodistischen Missionen ein starker Einschlag gefühlsmäßiger Revivalstimmung und daher ein unruhiges Auf und Nieder von Hochspannung und Abspannung hervortritt; in den presbyterianischen, besonders den schottischen Missionen nimmt der Grundzug fast noch charakteristischer

die Richtung auf höhere Bildung als das auch in der Heimat bewährteste Mittel zum geistigen und wirtschaftlichen Aufstieg. In beiden Fällen ist der englische christliche Gentleman das Maß aller Dinge; englische Kirchenordnung und kirchliche Sitte, englische Sprache und Lebensgewohnheit, englische Schulordnungen und Bildungsziele werden wie selbstverständlich den Afrikanern oktroyiert; und da das Nachahmungstalent eine der hervorragenden Fähigkeiten der Negerseele ist und das selbstsichere Auftreten des Engländers dem Afrikaner genau so imponiert wie das Herrengebaren des Arabers, so liegt in dieser Verpflanzung des Engländertums nach Afrika in der Tat eine Kraft, allerdings nicht die Kraft des Evangeliums Jesu. Grundvoraussetzung dieser Missionsrichtung ist die Erwartung, daß auch in Afrika wie in den Südstaaten der amerikanischen Union die Neger auf das dauernde Nebeneinanderwohnen mit der das öffentliche und das geistige Leben souverän beherrschenden weißen Herrenrasse angewiesen sind und ihnen deshalb am schnellsten und wirksamsten geholfen wird, wenn sie sich unter Zurückdrängung ihres Rassetypus und ihrer volklichen Überlieferung an dies britische Milieu assimilieren.

Der amerikanische Missionstypus mit seiner Abzielung auf independente Willensmenschen, die wie ihr persönliches Leben so ihren Staat und ihre Kirche republikanisch und demokratisch auf dem Grunde des allgemeinen Priestertums aufbauen, hat in Afrika weitaus nicht so günstige Entwicklungsmöglichkeiten gehabt wie in den asiatischen Kulturländern. Der afrikanische Erdteil hat nur selten und vorübergehend im Vorgergrunde des amerikanischen Missionslebens gestanden, und wenn er von starken Willensnaturen vorübergehend in den Vordergrund geschoben wurde, wie bei der verunglückten Schaffung des Karikatur-Freistaates Liberia, oder bei des Amerikaners Stanley Gründung des belgischen Kongostaates, oder bei den mit amerikanischer Reklame inszenierten Riesen-Unternehmungen des methodistischen „Bischofs von Afrika", William Taylor, dann handelte es sich um einen enthusiastischen „Boom" mit viel gutem Willen, aber wenig Sachkunde und ausdauernder Weisheit; Strohfeuer, wobei mit dem glänzenden Anfang der kümmerliche Fortgang seltsam kontrastierte. Seit der Jahrhundertwende haben sich gerade auf einigen amerikanischen Missionsfeldern wie im südlichen Kamerun und in der Luebomission am Kassai volkstümliche Bewegungen zum Christentum entsponnen, welche diese Missions-

leitungen vor die lockende und verantwortungsvolle Aufgabe der Pflege und Auskaufung solcher gottgegebenen Gelegenheiten stellen.

Durch den Ausgang des Krieges sind die deutschen Missionen — außer in Südafrika — vorläufig von einem Anteil an der afrikanischen Mission ausgeschlossen. Diese brutale, gegen die deutsche Kultur in jeder Form gerichtete Maßregel ist ein schwerer Verlust für Afrika. Sowohl nach der Zahl der Missionsarbeiter wie der Gründlichkeit und religiösen Art ihrer Arbeit wie der Solidität ihrer Erfolge sind die deutschen Missionen in Afrika nicht zu entbehren. Hoffentlich dürfen sie bald ihre Arbeit wieder aufnehmen. Neben ihnen kommen an neuen Arbeitskräften innerhalb des Protestantismus wohl nur noch die Negerkirchen der amerikanischen Südstaaten in Betracht. Die Versuche, die man wieder und wieder in verschiedenen Teilen Westafrikas mit westindischen oder nordamerikanischen Negern gemacht hat, sind nicht gerade ermutigend. Immerhin ist diese Frage um so mehr als eine offene zu behandeln, als das schwarze Afrika das einzige für die amerikanischen Neger ernstlich in Betracht kommende Feld zur Entfaltung ihrer Missionskraft ist.

Personenregister.

A. = Anmerkung.

Geographisches Register.

Sachregister.



Gottfried Simon

Superintendent in Barmen, früher Missionar auf Sumatra:

Der Islam und die christliche Verkündigung.

Eine missionarische Untersuchung.

Superintendent Simon bietet mit seinem Buche die **reife Frucht ernster, gründlicher Arbeit.** „Wer die Mohammedanermission verstehen und praktisch einschätzen will, muß dieses bedeutende Buch lesen! Und in gleichem Maße bietet Simons Werk der heimatlichen Theologie für die Neudurchdenkung der Hauptfragen unseres Glaubens wertvolle Dienste!"

„Welche Kräfte macht der Islam mobil gegenüber der missionarischen Verkündigung des Evangeliums in Angriff und Abwehr? Was bietet der Islam seinen Anhängern? Was hat ihm das Evangelium zu bringen? Worin besteht die Überlegenheit des Christentums, die in diesem Kampf ums Dasein mit seinem gefährlichsten Rivalen zutage kommt? Was ist demnach die spezielle Aufgabe der christlichen Mission am Islam? Gern wird jeder hören, was ein Fachmann in der Mohammedanermission auf diese großen Fragen zu sagen hat."

Wie wenig gründlich ist doch im allgemeinen unsere Kenntnis des Islam! In ein paar Schlagworten erschöpft sich fast alles, was man darüber aus dem Geschichtsunterricht der Schule oder durch Zeitungslektüre weiß. Drum bald Unterschätzung, bald auch wohl einmal Überschätzung der mohammedanischen Welt. Wer sich mit Simons Buch beschäftigt, wird bald Gelegenheit haben, sein Urteil zu berichtigen. . . .
(Kirchl. Rundschau für Rheinl. u. Westf.)

Die Methode des Verfassers ist die, daß er fast durchgehends den Islam zu Worte kommen läßt in der Darstellung der eignen Lehre wie in der Beurteilung der christlichen und durch diese Gegenüberstellung dem Leser zur Gewinnung des eigenen Urteils hilft, besonders im Hinblick auf manche Neigung der abendländischen Kulturwelt zur Überschätzung des Islam. . . . (Jahrbuch der Sächs. Missionskonferenz.)

Simon nennt sein Buch einen „bescheidenen Versuch", eine wichtige Frage vor Augen zu führen, Mich dünkt, der „Versuch" ist gut gelungen. (Ev. Wahrheit.)

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.







